Digitized by Google

die Ehre der Nation als treibender Grund:

Schiller V, 3 f.

E. Grucker, histoire des théories littéraires et esthétiques en Allemagne Par. 1882

F. Braitmaier, Gesch. der poet. Theorie u. Kritik von den Discursen der Malerei auf Lessing 2 Th. Frauenfeld 1888 fg.

Rud. Hildebrand.
26. Juni 1852.

Digitized by Google

Über Gottsched: Herder Fragm. 3, 29.
Hermes Sophie Reise 1, 137.

zu Dangels Buch: Loebell Deutsche Poesie 1, 132 ff.

Digitized by Google

Gottsched und seine Zeit.

Auszüge aus seinem Briefwechsel

zusammengestellt und erläutert

von

Th. W. Danzel, Dr. phil.,
Privatdocenten an der Universität zu Leipzig.

Nebst einem Anhange:

Daniel Wilhelm Trillers Anmerkungen zu Klopstocks Gelehrtenrepublik.

THE
HILDEBRAND
LIBRARY.

Legimus aliqua ne legantur.

Leipzig,
Verlag der Dyk'schen Buchhandlung.
1848.

Digitized by Google

LELAND STANFORD JUNIOR
LIBRARY
UNIVERSITY

A. 32760.

Digitized by Google

Inhalt.

		Seite
	Einleitung	1
I.	Gottscheds Verhältniß zur Philosophie und zum Grafen Manteuffel	7
II.	Eine Professur	70
III.	Deutsche Gesellschaft	74
IV.	Die Niedersachsen	115
V.	Theater	127
VI.	Mosheim und die Universität Göttingen	176
VII.	Die Schweizer	185
VIII.	Die jüngere Generation, besonders die Bremer Beiträger	250
IX.	Gottscheds Verhältnisse zu den Höfen und die Reise nach Wien	279
X.	Jerusalem und das Carolinum zu Braunschweig	318
XI.	Die Franzosen	327
XII.	v. Schönaich	355
	Anhang	388

Digitized by Google

Digitized by Google

Einleitung.

Bis vor wenigen Jahren hätte kaum irgend etwas weniger auf günstige Aufnahme Anspruch machen können als eine Schrift über Gottsched, die nicht darauf ausgegangen wäre, zu erörtern, wie dieser, was freilich Jedermann schon zu wissen glaubte, ein eitler Narr und leerer Kopf gewesen, ja wer nur überhaupt seine Studien auf diesen Mann gerichtet hätte, würde zunächst wenigstens mit der Voraussetzung zu kämpfen gehabt haben, er möge ihm selbst in dieser Beziehung wohl nur gar zu ähnlich sein.

Diese Stimmung war ganz natürlich. Die moderne deutsche Litteratur ist noch ziemlich neu; sie ist bis vor Kurzem noch im Entstehen begriffen gewesen. Nicht als ob nicht ihre Hauptwerke bereits seit einer Reihe von Jahren, ja man kann beinahe sagen, von Jahrzehnden vollendet vorlägen — obgleich man doch auch in dieser Beziehung darauf hinweisen mag, daß Göthe von Allen, die heutigen Tages irgend ein Wort mitzusprechen berechtigt sind, noch Zeitgenosse gewesen, und daß Tieck, das Haupt der Romantiker, die doch auch dazu gehören, noch heute lebt — aber damit ist es hier nicht gethan. Ein Volk hat eine Litteratur erst dann, wenn sie in ihm lebendig ist, wenn der Geschmack der großen Mehrzahl derjenigen, die bei solchen Dingen überhaupt in Betracht kommen — denn geistige Proletarier giebt es überall, und wenn die atheniſchen Bürger sämmtlich den Sophokles sollten zu schätzen gewußt haben, so wußten es wenigstens die Sclaven nicht — mit ihr auf einer Stufe steht. Es wird also, wenn, wie dies in der Art und Weise der modernen Entwickelung liegt, das Werk des Einzelnen der allgemeinen Bildungsstufe voraneilte, ein gewisser nachträglicher und beständig fortwährender Entstehungsproceß der Litteratur anzunehmen sein, das heißt, es wird eine Periode eintreten, in welcher die Mehrzahl sich die bereits vorhandenen Entwickelungsstufen nur erst anzueignen und sie geistig nachzuerschaffen hat. Nun ist die moderne deutsche Litteratur ganz eigentlich im Gegensatz gegen Gottsched entstanden, er ist es, welcher die Grundsätze der alten Zeit zuletzt und dazu auf so schroffe Weise vertritt, daß dadurch allein schon ein Widerspruch hätte hervorgerufen werden müssen, und also mußte seine Richtung, so lange es darauf ankam, sich in dem Neuen nur erst festzusetzen, als dasjenige betrachtet werden, dem man vor allen Dingen den Rücken kehren, und das man sich vom Leibe halten müsse.

Allein hierauf kommt es jetzt nachgerade nicht mehr an. Der Einzelne wird sich immer erst in die Schriften Schillers und Göthes hineinleben müssen und es wird also auch Individuen geben, die es so weit nicht bringen, wie denn einst im Park zu Leipzig ein äußerlich ganz gebildeter Spaziergänger gegen mich sein Bedauern aussprach, daß dem großen Gellert ein so kleines Denkmal errichtet worden und ein edler Menschenfreund in derselben

Digitized by Google

Stadt im Jahre Christi 1847 zum Besten der erzgebirgischen Nothleidenden ein Gedicht von dem „berühmten Hofrath Triller" über Diätetik — ob zu merklicher Verbesserung der Diät der Erzgebirgischen, kann ich freilich nicht sagen — wieder abdrucken ließ, aber dieß steht nur auf einer Stufe mit der Erscheinung, daß manche Männer eben physiologisch immer Knaben bleiben. Wer überhaupt zu geistiger Reife gelangt ist, der muß, das ist die stillschweigende Voraussetzung des stimmfähigen Theiles der Nation — in der Schiller-Göthe'schen Phase der Litteratur seinen Schwerpunct finden. Leistet man dieß nun wirklich, so wird man sich an ihr selbst begnügen lassen, und das, im Gegensatz zu welchem sie entstanden, nicht mehr bekämpfen, sondern vergessen. Und so wäre zu einem Verlachen Gottscheds wenigstens gar kein Grund mehr vorhanden, denn es wäre keiner da, uns überhaupt noch um ihn zu bekümmern.

Ich habe mich nichtsdestoweniger um ihn bekümmert, und ich glaube, daß sich dieses nicht nur rechtfertigen, sondern auch als nothwendig darstellen läßt.

Das Bewußtsein des ruhigen Besitzes, mit welchem die Masse der Gebildeten allerdings die deutsche Litteratur aus dem letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts ansieht, fängt in neuester Zeit allmählich an gestört zu werden. Es will uns dieselbe nicht mehr in aller Beziehung genügend bedünken, wir tragen uns, wenn auch auf sehr verschiedene Weise, mit dem Gedanken, es könnte auch auf sie wohl noch eine andere folgen. Wir haben in Bezug auf sie allerlei Fragen zu thun, die nicht mehr an sie gerichtet sind, sondern über sie Auskunft verlangen, sie erfüllt nicht mehr unser ganzes subjectives Denken, sondern sie beginnt uns objectiv zu werden — wir fangen an, sie als eine besondere Erscheinung, als eine einzelne Stufe der Entwickelung zu betrachten: es entsteht in uns mit Einem Worte das Bedürfniß, sie historisch zu begreifen.

Hierdurch muß sich unser Verhältniß zu demjenigen, was ihr vorangeht und also insbesondere zu Gottsched und seinen Zeitgenossen vollkommen umgestalten. Wer sich in eine geschichtliche Phase allmählich einlebt, nimmt Theil an ihrem Gegensatze zu frühern Stufen, wer ruhig in ihr wurzelt, berücksichtigt diese nicht, aber wer sie begreifen will, muß dieselben auf das gründlichste studiren, denn wenn auch das Spätere aus dem Frühern nicht vollständig erklärt werden kann — wäre sonst kein Erklärungsgrund da, warum wäre das Frühere nicht geblieben, was es war? — so ist doch das Spätere das, was es ist, immer nur im Gegensatze gegen das Frühere geworden, ja oftmals ist es an und für sich selbst nur in dieser Entgegensetzung irgend etwas.

Oder um die allgemeinen Betrachtungen auf den besondern Fall zurückzuführen, so lange man nicht gründlich erkannt hat, was Gottsched gewollt und geleistet, ist von Lessings, Göthes, Schillers Wollen und Leisten eine gründliche Erkenntniß nicht möglich.

Man betrachtet Gervinus' Geschichte, in so weit sie sich mit der neuern deutschen Litteratur beschäftigt, häufig als ein Werk, das die auf dieselben bezüglichen Studien gewissermaßen zum Abschluß bringe; auch ist es bekannt, daß der Verfasser sie selbst so angesehen haben will; wir sollen uns, meint er, von nun an nicht mehr mit der Litteratur, sondern etwa mit dem staatlichen Leben u. s. w. beschäftigen.

Legen wir den oben gewonnenen Maaßstab an, so müssen wir über das verdienstliche Unternehmen in ganz entgegengesetztem Sinne urtheilen — das

Digitized by Google

Studium der Geschichte der deutschen Litteratur des vorigen Jahrhunderts ist von demselben im höhern Sinne nur erst angeregt worden.

Es würde unziemlich sein, ein solches Urtheil auszusprechen, ohne sogleich einen Beweis hinzuzufügen. Ein solcher läßt sich aus der Beschaffenheit des Abschnittes, welcher Gottsched behandelt, hernehmen. In diesem herrscht der Ton der Mißachtung und des Spottes, der sich nur für das erste ganz subjective Verhalten zu dem Gegenstande ziemt, durchaus vor. „Er thut erstaunlich wichtig mit den Redekünsten seiner Jünger," heißt es, „förmliche Emissäre gehen von ihm aus, er gerirte sich überall als einen Wolffianer, und hatte daher die ganze Schule für sich," „er nimmt überall eine Positur gegen die Freigeister an, er drängt sich an den Adel, und befördert die poetischen Lobhudeleien, womit die ganze Masse der elenden Reimschmiede und elenden Bettelpoeten gewonnen war, die es ganz eigentlich sind, die Gottscheds poetische Schildknappen ausmachen," und so geht es beständig weiter. Alles wird auf Eitelkeit und Streben nach litterarischer Dictatur zurückgeführt, ja selbst Wendungen, wie „der theure Mann" (IV, 67) werden nicht verschmäht. Wenn einer spätern Folgezeit, für welche Gervinus' Thätigkeit in den Hintergrund getreten ist, sein Werk wieder einmal in die Hände fällt, so wird man bei solchen Stellen seinen Augen nicht trauen. Wie, wird man fragen, war denn gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts Gottsched noch so gefährlich, daß man nichts Eiligeres zu thun hatte, als die Invectiven seiner unmittelbaren Gegner gegen ihn zu wiederholen? Kam es denn zu dieser Zeit nur erst darauf an, die neue Zeit im Gegensatz zu der alten herbeizuführen, oder bedurfte jene auch nur dieser gegenüber noch einer ausdrücklichen Befestigung? Und alles dieses gerade in dem Theile der Darstellung, in welchem Gervinus des Mannes Persönlichkeit, Wirksamkeit und Verbindungen schildern will (S. 45), aus denen sein späteres Verhalten erklärlich werden soll! War es erlaubt, ihn hier im Lichte einer Denkart, die die seinige zunächst verdrängt, und also in Beziehung zu etwas Anderem darzustellen? Hätten wir doch gedacht, daß man um das Jahr 1840 schon im Stande gewesen sein müßte, Erscheinungen und Gegensätze, da nun volle hundert Jahr zurücklagen, mit parteiloſem Auge zu betrachten und ihrem positiven Kerne nach, den sie doch haben mußten, weil sie existiren und wirksam sein konnten, aufzufassen. Und nun vollends die oberflächliche Art, die Erscheinungen eines concreten Menschenlebens auf ein paar ärmliche Bestimmungen von Eitelkeit und Hochmuth zurückführen zu wollen, — ja sich sogar in Redensarten zu ergehen: „er gerirt sich als Wolffianer, er setzt sich in Positur gegen die Freigeister" — ohne daß man auch nur Ein gründliches Wort über das wahre Verhältniß des Mannes zu diesen bedeutenden Zeitrichtungen vorzubringen weiß!

Gervinus hat in dem Abschnitte über Gottsched, wie überall, eine große Menge Stoffs zusammengetragen — der freilich brauchbarer sein würde, wenn man sich nicht, bei Unterlassung aller litterarischen Nachweisungen, für die Zuverlässigkeit derselben gänzlich auf das persönliche Vertrauen zu dem Verfasser hingewiesen sähe — aber daß es ihm um eine erschöpfende Erkenntniß von Gottscheds geistigem Standpuncte und eine lebendige Einsicht in die wahren Triebfedern seiner Handlungsweise gar nicht zu thun gewesen ist, erhellt daraus, daß er wie seine Vorgänger in der Behandlung der Geschichte der deutschen Litteratur eine der bedeutendsten Quellen, um nicht zu sagen, die allerbedeutendste,

Digitized by Google

aus welcher sich dieselbe hätte schöpfen lassen, zu benutzen, ja auch nur eines Blickes zu würdigen, durchaus verschmäht hat.

Diese Quelle ist der Briefwechsel Gottscheds — und seiner Frau — den die Leipziger Universitätsbibliothek aufbewahrt.

Unter den Beförderern und Vermehrern dieser Bibliothek nennt Schulze in seiner Geschichte der Leipziger Universität im 18. Jahrhundert S. 136 auch „Joh. Chp. Gottsched, welcher der Univ.-Bibl. seinen aus mehreren Bänden bestehenden Brief-Wechsel hinterließ"; und in der Abendzeitung vom Jahre 1817 (Nr. 67 d. 19. März) bemerkt Adolph Ebert, indem er einen der Sammlung angehörigen Brief Voltaires an Gottsched, dessen nicht unwichtige Beziehungen ich seines Orts erläutern werde, veröffentlicht: „Möchte durch diese Anzeige ein Litterator auf diesen reichen Schatz von Urkunden zur innersten Geschichte unserer Litteratur aufmerksam werden." Dieses sind die einzigen Erwähnungen dieser Geschichtsquelle, deren ich mich entsinne. Keiner von den zahlreichen Schriftstellern, von denen in neuester Zeit die Geschichte der deutschen Litteratur behandelt worden ist, hat sie einer Berücksichtigung werth gehalten. Und doch handelt es sich hier nicht blos um „einige Bände" sondern um 22 Folianten, welche eine Anzahl von 4700, von 1722—1756 geschriebenen Briefen enthalten.

Wir dürften es der Frau Gottsched zu verdanken haben, daß wir aus dieser Quelle schöpfen können. Freilich war damals der Ehrgeiz der Gelehrten überhaupt darauf gerichtet, einen möglichst umfangreichen Briefwechsel der Zunftgenossen zu besitzen, — wie denn J. Brucker, der Verfasser der historia critica philosophiae einmal gar behaglich an Gottsched schreibt, die Briefe von ihm bildeten die stärkste Rubrik in seinem gelehrten commercio epistolico — und so mag freilich Gottsched in späterer Zeit bei manchem bittern Angriff in den Litteraturbriefen oder sonst getröstet auf die lange Bändereihe hingeblickt haben, aber abgesehen davon, daß die musterhafte Ordnung, die in der Sammlung herrscht, ein weibliches Walten zu verrathen scheint, dürfte es schwerlich ohne Bedeutung sein, daß sie erst um die Zeit von Gottscheds Verheirathung reichhaltiger wird, und wenige Jahre vor dem seligen Hingange seiner „Hausmuse" — wie sie abwechselnd mit „Hausehre" heißt — als sowohl ihre Gesundheit sehr schwach wurde als auch sie, wie er in „ihrem Leben" klagt, ihm die alte Neigung entzog, abbrücht. Wenn also der Briefwechsel auf diese Weise allerdings die ganze Zeit von Gottscheds Wirken nicht umfaßt, so schließt er doch die Periode, in welcher dasselbe eine Bedeutung hatte, vollständig ein, denn mit dem Ausbruche des 7jährigen Krieges war es doch gar aus mit ihm; auch ist der Mangel der spätern Correspondenz um so weniger zu beklagen, da schon in den letzten Monaten des Jahres 1756 in Folge der Kriegsunruhen die Briefe sehr dünn gesäet sind.

Es kann nicht fehlen, daß nicht unter einer so großen Anzahl von Briefen aus jener Zeit unendlich viel Unwichtiges sein sollte; der Briefe von Landpredigern, ja von Hofmeistern und Studenten ist eine Unzahl. Aber abgesehen davon, daß alle diese Schriftstücke von Gelehrten oder solchen, die es später geworden sind, herrühren und hier also für besondere Untersuchungen in der Gelehrtengeschichte ein unglaublicher Quellenvorrath bereit liegt — ich weise nur darauf hin, daß Gottsched in früherer Zeit mit einer Anzahl von Epigonen der schlesischen Dichterschulen in Verbindung steht — sind so ziemlich alle litterarischen Berühmtheiten dieser Zeit und manche politische z. B. Feldmarschall v. Seckendorf,

Digitized by Google

Graf v. Manteuffel, hier repräsentirt. Von den entsprechenden Briefen Gottscheds und seiner Frau finden sich nur die an den letztgenannten fast vollständig im Original vor; manche andere im Brouillon oder in Abschrift *).

Man wird es mir ohne weitere Versicherung glauben, daß die Aufschlüsse, die sich aus diesen Actenstücken im Allgemeinen und Besonderen ergeben, zum Theil überraschend sind. Es kann ohne Berücksichtigung dieses Briefwechsels eine gründliche Geschichte der neuern deutschen Litteratur und des deutschen Theaters, sowie eine vollständige Geschichte der deutschen Philosophie nicht geschrieben werden, für die Geschichte mehrerer Universitäten und die Kenntniß des damaligen politischen Zustandes zweier deutschen Länder finden sich hier nützliche Beiträge vor, und endlich ist für die Sittenschilderung einer Zeit, die uns gerade darum in vieler Beziehung sehr fern liegt, weil wir ihr noch allzunahe stehen, Vieles von großer Wichtigkeit.

Die ungemeine Liberalität, welche die Universitätsbibliothek zu Leipzig auszeichnet, hat mich in den Stand gesetzt, so viel als mir zweckmäßig erscheinen möchte, aus diesem Quellenschatze zu veröffentlichen.

Es war nicht leicht hier die richtige Mitte zwischen dem Zuviel, da auch dasjenige vorgeführt würde was immer nur im Zusammenhange ganz besonderer Untersuchungen Werth haben könnte und dem zu wenig, das nach einer Curiositätensammlung aussehe, zu treffen. Vielleicht werde ich sie nach dem Urtheile Mancher in der That verfehlt haben. In diesem Falle muß ich mich damit trösten, daß ich nicht ohne bestimmten Plan zu Werke gegangen bin. Ich habe mich an dasjenige gehalten, was in Bezug auf die in neuerer Zeit bereits angeregten Fragen neue Gesichtspuncte eröffnet. Die Litteratur und ihre Persönlichkeiten, die Angelegenheiten der religiösen und philosophischen Entwickelung treten hier in den Vordergrund, und da ich mir bewußt war, daß ich besseres zu geben hatte, als bloße Anekdoten, so habe ich auch manches Anekdotenhafte nicht verschmäht.

Uebrigens halte ich es für meine Schuldigkeit, da vielleicht sobald Niemand wieder über diesen Briefwechsel kommt, die Specialforscher auf zwei Gebiete, in Betreff deren er von mir nicht ausgebeutet worden ist, ausdrücklich hinzuweisen. Gottsched hing mit aufrichtiger Liebe an seinem Vaterlande Preußen und besonders an der Universität Königsberg, an welche irgend einmal berufen zu werden, so wie bei ihr einen gewissen Einfluß auszuüben, gar sehr sein Augenmerk ist. In diesem Sinne unterhielt er mit dortigen Gelehrten vielfältige Verbindungen, wo denn besonders die zahllosen und umfangsreichen Briefe eines gewissen Professor Flottwell so unglaublich viele Einzelheiten enthalten, daß es undenkbar ist, daß nicht ihrer manche zur Aufhellung von dunkeln Partieen in der Geschichte der dortigen Universität dienlich sein sollten. Der andere Punct ist die Geschichte der Epigonen der schlesischen Dichterschulen, für welche in

*) Die Vermuthung, welche ich habe aussprechen hören, daß ein eigener Briefwechsel der Frau Gottsched möge vorhanden gewesen sein, welchen man dann im Rückblick auf die Briefe desselben an die Frau v. Runckel mit gutem Rechte für geistig bedeutender halten wollte, als den ihres Gemahls, scheint mir dieß gegen sich zu haben, daß sich in dem vorliegenden doch eine Anzahl von Briefen an sie und von ihr findet; ein Theil von den letztern ist mit einigen in der genannten Sammlung veröffentlichten identisch; doch ist in dieser gerade das, was litterarhistorische Bedeutung hätte, gewöhnlich ausgemerzt.

Digitized by Google

Pantkes, Stoppes, Stieffs, Schindels und anderer Schlesier zahlreichen Briefen einiger Stoff vorliegen möchte; es ist hier auch vielfältig von Opitianis und projectirten Ausgaben der Opitzschen Gedichte die Rede. Auf die Geschichte der Königsberger Universität habe ich mich nicht einlassen können, weil mir für diese alle Vorkenntnisse fehlten, auf die der schlesischen Dichterschulen nicht, weil mir ihre Werke nicht in genügender Vollständigkeit zu Gebote standen. Was sich auf die letzteren Bezügliches vorfindet, hatte der verstorbene Dr. Leyser, welcher den Altdeutschgelehrten wohl bekannt ist, auszuziehen angefangen.

Große Schwierigkeiten hatte die Anordnung. Es war weder möglich eine strenge Zeitfolge aufrecht zu erhalten, bei der alles bunt durch einander stände, noch ließ sich eine bestimmte Sonderung der Materien durchführen. Ich habe einen Mittelweg eingeschlagen. Mein Buch zerfällt in eine Anzahl Abschnitte, die ungefähr in derselben Reihe aufeinander folgen, in welcher sich die in ihnen behandelten Interessen in Gottscheds Lebensgange nach einander ergeben, in denen dann aber, was zu diesen einzelnen Interessen in Beziehung steht, bis zu Ende durchgeführt ist. Zwischen die einzelnen Mittheilungen aus dem Briefwechsel ist eingeschoben, was sich aus andern Quellen zu ihrer Erläuterung darbot. Diese meine Zuthat ist bei einzelnen Abschnitten so sehr angeschwollen, daß man ihnen vielleicht den Namen von Abhandlungen zugestehen wird; die von den bisherigen abweichenden Gesichtspunkte, welche sich mir in ihnen aus der Benutzung dieser und anderer Quellen ergeben haben, empfehle ich der Prüfung der Sachverständigen.

Wer sich mit dergleichen compilatorischen Arbeiten selbst beschäftigt hat, wird es entschuldigt finden, wenn auch nach solcher Sonderung der verschiedenen Interessen manches an einer Stelle steht, für die zwar ein zureichender aber nicht eben immer ein zwingender Grund anzugeben wäre. Um die Auffindung des Einzelnen zu erleichtern ist ein vollständiges Register angehängt worden. Die Glaubwürdigkeit meiner Angaben habe ich dadurch über allen Zweifel zu erheben gesucht, daß ich überall, auch wo gar nichts daran liegt, das Datum des Briefes, aus welchem eine Stelle angeführt wird, hinzusetze — denn auf diese Weise wird man Alles in dem, mit fast ausnahmsloser Genauigkeit nach der Reihefolge der Absendungstage geordneten Briefwechsel sogleich wieder auffinden können.

Noch muß ich bemerken, daß das Exemplar von Klopstocks Gelehrtenrepublik, welches Triller mit Randnoten versehen, ein Eigenthum des Herrn Consistorialraths Prof. Vogt in Greifswald ist; Herr Prof. Otto Jahn hieselbst, welchem es der Besitzer in die Hände gegeben, um gelegentlich die Veröffentlichung einer Notiz über dasselbe zu vermitteln, schenkte mir das Vertrauen, mein Buch für den geeigneten Ort dazu anzusehen.

Digitized by Google

I.

Gottscheds Verhältniß zur Philosophie und zum Grafen Manteuffel.

1.

Wer Gottscheden nur überhaupt irgend eine Anerkennung zu schenken vermag, und sich über die Bewunderung solcher Trümpfe, wie Lessing allerdings auf seine Weise mit gutem Grunde einen ausspielte, wenn er auf die Frage, was für Verdienste Gottsched um das deutsche Theater habe, die Antwort gab, gar keine — erhoben hat, giebt wenigstens zu, daß er sich um die Correctheit des Geschmackes und der Sprache mancherlei Verdienste erworben habe. Gottsched hat den Lohensteinschen Schwulst, den Hofmannswaldauschen Marinismus bekämpft, die mit Latein vermischte Kanzleisprache so wie den mit französischen und italienischen Brocken versetzten Jargon der galanten Leute verspottet, und die deutsche Grammatik ein wenig in Ordnung gebracht. Ich hab es dankbar anzuerkennen, wenn man meinem Helden — denn daß er das sei, wird man mir nun doch einmal vorwerfen — auch nur so viel einräumt, aber es ist damit doch noch nicht gethan. Es handelt sich nicht um einzelne Verdienste des Mannes, und die er nur erstrebt hätte, sondern um etwas ganz allgemeines, das er erreicht hat. Gottsched hat nicht blos in dieser oder jener Beziehung oder etwa in besonders vielen Beziehungen Sprache und Geschmack gereinigt, so daß er nur auf demselben Wege fortgegangen wäre, auf welchem ihm andre vorangegangen waren, und seinen Nachfolgern wiederum manches in derselben Weise zu thun übrig gelassen hätte, sondern er hat mit eiserner Consequenz auf entschiedenen Sinn für Correctheit überhaupt, auf eine durchgängige Geschultheit hingearbeitet. Dafür sind wir ihm bis auf den heutigen Tag Dank schuldig. Er hat dadurch, daß er den Gesichtspunct der formellen Bildung ausschließlich festhielt — weshalb er auch, da er auf die Alten hinweisen wollte, vielmehr auf die Auffassung derselben, die sich bei den Franzosen eingebürgert hatte, hinwies, denn diese hatten so eben mittelst des Anschlusses an dieselben eine ähnliche Periode des Ungeschmacks überwunden, wie er sie zu bekämpfen hatte — eine feste nationale Grundlage des deutschen Schriftthums gefunden, auf der wir heute noch fortbauen. Wir verdanken Gottscheden die ausdrückliche, nicht blos gewohnheitsmäßige Feststellung der deutschen Schriftsprache. Es ist von jeher viel darüber gespottet worden, wie er das Deutsch der obern Klassen des Meißner Kreises als alleinige Richtschnur aufstellen wollen und mit welcher Pedanterie er dabei verfahren. Was die letztere anbetrifft, so war sie so lange nothwendig, bis die Sache sich so festgesetzt hatte, daß das Anderweitige als auf jener Grundlage wurzelnd und nicht mehr als neben ihr aufschießend betrachtet werden konnte, und daß er im Einzelnen größtentheils mit gesundem Sinn verfahren, zeigt der

Digitized by Google

richtige Tact, mit dem er sich durch die puristischen und orthographischen Bestrebungen der Zeit hindurchwindet. Daß aber Gottsched gerade das Meißnische zur Schriftsprache zu machen gesucht, zeugt nicht nur von einem richtigen historischen Blick, da ja die Bibelübersetzung in Sachsen entsprungen war, und das Schlesische, welches durch die Dichter der nächstvorhergehenden Zeit verbreitet war, mit dem Meißnischen dem Ursprunge nach dasselbe ist, sondern ist ihm auch insofern zu nichts weniger als einem Vorwurfe anzurechnen, als er selbst von Geburt weder ein Sachse noch ein Schlesier war, und also hierin nicht aus Gewohnheit und Bequemlichkeit, sondern nur aus Ueberzeugung gehandelt haben kann. „Mein Leipzig ist ein klein Paris und bildet seine Leute" — das werden wir für jene Zeit, als es sich vorerst nur noch um eine ganz formelle Bildung handelte, um so weniger in Abrede stellen können, als selbst Goethe, der doch aus einem nicht ungebildeten Kreise stammte, fast ein halbes Jahrhundert später noch diesen Einfluß an sich selbst erfuhr. Dieser obersächsischen Grundeigenthümlichkeit, die sich später auf einem ganz verwandtem Gebiete in der Vorliebe für grammatische Philologie und lateinische Eleganz kundgiebt, bemächtigte sich Gottsched im Sinne der Regeneration des deutschen Schriftthums, und hätte er alle Winkel des heiligen römischen Reiches deutscher Nation durchsucht, er würde nichts gefunden haben, was besser zu diesem Zwecke getaugt hätte. Gottsched hat etwas Großes zu Wege gebracht, das darum, weil es uns hinterher als etwas erscheint, das sich ganz von selbst verstehe, nur um so größer ist. Und darum müssen wir ihm auch die Einsicht zu gute kommen lassen, welche uns Spätern über das tragische Schicksal, das einem Jeden, der etwas Großes zu leisten berufen ist, bevorsteht, zu Theil geworden ist. Gottsched hat sich später die ärgsten Mißgriffe zu Schulden kommen lassen, und gegen alles wahrhaft Bedeutende und Große, das auf jener von ihm gelegten Grundlage erwuchs, und also von ihm selbst am freudigsten hätte begrüßt werden sollen, systematisch Opposition gemacht. Dieß braucht nicht weiter ausgeführt zu werden, es ist bekannt genug; ist es doch so ziemlich das Einzige, was über ihn überhaupt allgemein bekannt ist. In Folge dessen gilt denn Gottsched der Substanz nach für einen abgeschmackten Menschen, der sich denn eben per accidens auch jene obenerwähnten Verdienste erworben habe. Aber die Sache verhält sich gerade umgekehrt; wie überall, so ist auch in diesem Falle die Kleinheit nichts anderes als die Verkehrung der Größe selbst. Alles, was sich Gottsched später hat zu Schulden kommen lassen, läßt sich auf Einen Grundfehler zurückführen: er hat die abstracte Regel — und obendrein häufig z. B. in der Tragödie eine falsche Regel, aber dieß ist ein zweiter Punct, der hier zunächst nicht in Betracht kommt — auf das engherzigste demjenigen gegenüber geltend zu machen versucht, was über die bloße Regel hinauswar. Daher sein Widerstand gegen das, dem Englischen nachgebildete bürgerliche Drama, daher der Vorzug, welchen er dem Machwerke eines v. Schönaich im Gegensatz zu dem allerdings allen möglichen Regeln widersprechenden Messias, in welchem aber ein positives Streben anzuerkennen ist, ertheilte, daher sein theoretischer Kampf mit den Schweizern, welche die Lehre aufstellten, man habe im Alterthum nur eben einstweilen darauflos gedichtet, die Regel habe sich dann von selbst gefunden. Nun ist aber die Regel in ästhetischen Dingen doch nichts anderes als die Norm, an welcher die Correctheit gemessen wird, und so läuft es mit Gottscheds spätern Mißgriffen auf eine bloße einseitige Festhaltung desjenigen Principes hinaus, durch dessen kraftvolle und beharrliche Vertretung er

Digitized by Google

sich ein weltgeschichtliches Verdienst erworben hat. Es war seine Aufgabe gewesen, dasjenige in Geist und Sinn der Menschen einzuführen, was die Grundlage des Schriftthums zu bilden bestimmt ist, und er hatte sie gelöst, aber er kannte nichts anderes als dieses, wußte daher nicht, daß es nur Grundlage sein könne, und verwechselte also dasjenige, in welchem es wirklich als Grundlage behandelt war, oder was etwas mehr als diese Grundlage enthielt, was nicht bloß correct war, mit dem Uncorrecten, das er in seiner Jugend vorgefunden, und gegen welches er eine formelle Bildung geltend gemacht hatte.

Und damit hätte ich denn freilich gern die Grundthatsache, das Urphänomen von Gottscheds Stellung in der Geschichte der deutschen Litteratur ausgesprochen. Aber damit ist noch nicht viel gewonnen. So lange wir Menschen sind und als Menschen die Menschengeschichte behandeln, wird uns keine Speculation in der Welt davon abbringen können, sie mit einem gewissen Pragmatismus zu betrachten, oder die Thatsache auf empirischeste Weise herzuleiten. Und so wird denn auch hier die Frage entstehen müssen, ob sich nicht irgend eine Motivirung dafür geben lasse, daß das Princip der Regelrichtigkeiten gerade Gottsched mit solcher Intensität erfüllte, daß es einerseits eine so wohlthätige Wirkung ausüben, andrerseits eine so auffallende Verblendung herbeiführen können?

Wenn man zunächst von bestimmten Regeln absieht, oder vielmehr hinter diese Regeln selbst auf ihren Grund zurückgeht, so wird man ein Streben nach Correctheit, wie es bei Gottsched vorherrscht, darauf zurückführen können, daß in ihm versucht worden, die Dinge im Gegensatze, sei es zu einer rohen Naturwüchsigkeit, sei es zu einer spitzfindigen Ueberfeinerung, überhaupt also zu einem Verfahren, dem es an einem mit Besonnenheit gehandhabten Principe mangele, vernünftiger einzurichten. Es ist auch wirklich die Vernunft, auf welche sich Gottsched überall beruft, und das Unvernünftige, was er an den Gegenständen seines bittersten Hasses, z. B. der Miltonschen Mythologie des Himmels, tadelt. Aber die Bedeutung, welche diese Ausdrücke bei ihm haben, schließt schon seine ganze Einseitigkeit in all' ihrer Schroffheit in sich. Wir würden heutiges Tages unter solcher Vernunft nur etwas Relatives verstehen, die gesunde Grundlage der Anschauungsweise und des Geschmackes, wie sie sich bei einem bestimmten Volke oder etwa bei einem Komplex von Völkern, welche, wie z. B. die Nationen des neuern Europa, die ihre Kunst auf Nachahmung der Alten gründeten, einen gemeinsamen Bildungsgang durchgemacht haben und daher eine geistige Einheit bilden, gestaltet haben. Aus solcher Auffassung der Sache wird sich von vorn herein eine gewisse Toleranz in der Beurtheilung der vorhandenen Dichterwerke ergeben, und namentlich wird man, wo sie herrscht, einer neu entstehenden Litteratur, in welcher sich ja ohnehin eine neue Volksvernunft nicht nur zuerst ausspricht, sondern überhaupt erst ausbildet, ohne Weiteres überlassen, ihre Regel selbst zu finden. Der Anfang des vorigen Jahrhunderts hatte von einem solchen Nebeneinanderstehen verschiedener Volksgeschmäcke keinen Begriff. Les goûts ne peuvent être différens, sagt Batteux, sans cesser d'être bons, que quand leurs objets sont différens, oder mit andern Worten: es müssen sich zwar die Gegenstände in der Auffassung verschieden darstellen, weil sie eben verschieden sind, aber das auffassende Organ bleibt immer dasselbe; es müßte erkrankt sein, wenn sich ein und derselbe Gegenstand in ihm auf verschiedene Weise darstellen könnte. Man kam nicht darüber hinaus, daß doch nur Ein Geschmack der richtige sein könne, was sich freilich von selbst verstände,

Digitized by Google

wenn der Geschmack nur überhaupt dazu bestimmt wäre, etwas allgemeingültiges zu sein. Natürlich wurde auf diese Weise nur Ein System von Regeln für alle Dichtkunst anerkannt, die sich nur aus Einer Vernunft ergeben sollten, aus der Vernunft selbst. Wenn man nun bei den übrigen Völkern, namentlich bei den Franzosen, in unmittelbarer Selbstgenügsamkeit nur ohne Weiteres die Allgemeingültigkeit dessen, wozu man sich nun einmal bekannte, angenommen, und sich um die Ableitung aus den höchsten Principien weiter nicht bekümmert hat, so hat dagegen Gottsched mit der Sache Ernst gemacht, und entschieden darauf hingedeutet, es müßten sich die Regeln der Dichtkunst a priori aus der Vernunft deduciren lassen. Das hielt er so streng fest, daß selbst das Princip der Nachahmung der Alten, welches die Andern auf guten Glauben annehmen, bei ihm darauf gestützt wird, daß, was die Alten über die Kunst lehren und in ihr befolgen, eben nichts anders, als das absolut Vernünftige selbst sei. Es bedarf keiner weitern Erörterung, wie bei dieser Ansicht nicht nur der herbste Conflict zwischen der verlangten Regel und der auf naturgemäße Weise entstandenen Dichtung sich ergeben mußte, sondern auch die maaßloseste Ueberschätzung des Gebietes der Regeln überhaupt, und der nun einmal als absolut richtig angenommenen einzelnen Regeln insbesondere unvermeidlich war.

Gottsched ist bei seiner Dichtungslehre von der Philosophie seiner Zeit ausgegangen, die alles auf mathematische Weise d. h. mit absoluter Denknothwendigkeit herzuleiten suchte; darin liegt die oben geforderte Erklärung. Niemand, sagt er in der Vorrede zum ersten Theil der vindiciae influxus physici könne zu wahrer Wissenschaft gelangen, qui non principia cognitionis suae ex solidioris Philosophiae sacrariis repetierit; gelehrt möge man ohne Philosophie sein, vir intelligens autem sciensque, qui nihil pro certo habet, nisi quod evidenti ratione demonstratum, immotisque veritatibus superstructum fuerit, is quidem, si absque philosophia exsisteret umquam, prodigii instar monstrique habendus esset. Und so ist's denn eine richtige Bemerkung, daß er seine kritische Dichtkunst in diesem Sinne als eine Vervollständigung der Wolffschen Philosophie hat angesehen wissen wollen, und daß der Verdruß darüber, daß späterhin Baumgarten von eben dieser Philosophie aus eine andere Lehre vom Schönen aufzustellen unternommen, bei Gottscheds Polemik gegen ihn mitgewirkt habe. Aber es kann dies so verstanden werden, und ist so verstanden worden, als wäre es Gottscheden mit der Philosophie weiter nicht Ernst gewesen — als hätte er sich eben nur kluger Weise an sie angelehnt, weil sie einmal Mode gewesen, und um ihre Vertreter auf seiner Seite zu haben. Und dieß würde damit, daß er, was freilich schon weniger allgemein bekannt ist, von 1734 an ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik gewesen, und auch erste Gründe der gesammten Weltweisheit in 2 Bänden geschrieben, so wie eine Logik u. s. w., nicht etwa schon widerlegt sein, denn damals rückte man an den Universitäten auf die wunderlichste Weise aus einer Professur in die andere, wovon Schulzes Geschichte der Leipziger Universität vielfältige Beispiele liefert, und von dem System der Philosophie sagt nicht nur Ernesti in seiner akademischen Denkschrift auf Gottsched: sie weiche nur in Einem Puncte von Wolffs Ansichten ab, sondern Gottsched weiß selbst in der Vorrede nichts Gewichtigeres zu ihrer Empfehlung vorzubringen, als daß sie gewiß eine der unschädlichsten Anleitungen zur Weltweisheit sei. Aber daß Gottscheden die Philosophie wie er auch dieselbe aufgefaßt, und wie weit sich seine Begabung für dieselbe auch erstreckt haben möge, wirklich

Digitized by Google

am Herzen gelegen, und daß daher seine Anlehnung an dieselbe eine ernste Bedeutung gehabt, das läßt sich aus dem Umstande erweisen, daß Gottsched nicht etwa später gelegentlich auf sie verfallen ist, was man äußern Motiven zuschreiben könnte, sondern geradezu äußerlich und zeitlich seinen Ausgang von ihr genommen hat.

Er giebt hierüber selbst einen Bericht, dem wir um so eher Glauben schenken dürfen, da er in der Vorrede der Schrift, in welcher derselbe sich findet, einen ganz besondern Nachdruck darauf legt, daß man ihn nur nicht um ihretwillen für einen **auer ausschreien möge. „Ich hatte," sagt er in der historischen Lobschrift auf Wolff, „zu Königsberg nicht nur die aristotelische Philosophie, sondern auch die cartesianische und Experimentalphysik, ferner die thomasische Sittenlehre und sein Recht der Natur erklären gehöret, außerdem aber auch le Clercs und Lockens Sachen fleißig gelesen und die Mathematik über Sturms Tabellen und Mathesin Juvenilem, auch Herrn Wolffs Anfangsgründe zwei Mal gehöret." Aber bald zog ihn die Philosophie des letztgenannten an sich. „Auf Veranlassung des seligen Prof. Rasts aber," fährt er fort, „unter welchem ich 1717 de mutationibus barometri in tempestatibus pluviis disputiret hatte, las ich 1720 die vernünftigen Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen — (eine Schrift Wolffs von der eben in diesem Jahre erst der erste Band erschienen war) — zu einer Zeit, da ich eben mit Leibnitzens Theorien beschäftiget war, der zu Liebe ich Französisch gelernt hatte. So voll aber mein Kopf schon von philosophischen Meinungen war, so ein starkes Licht ging mir aus diesen beiden letztern Büchern auf einmal auf. Alle meine Zweifel, womit ich mich vorher gequälet hatte, lösten sich allmählich auf. Ich hub an, Ordnung und Wahrheit in der Welt zu sehen, die mir vorhin wie ein Labyrinth und Traum vorgekommen war." Und daß das nicht geprahlt heißt, daß er die Philosophie nicht etwa blos nebenbei getrieben, beweißt der Umstand, daß die Abhandlung, mit welcher er sich 1723 (12. Mai) an der Königsberger Universität habilitirte, — Genuina omnipraesentiae divinae notio — philosophischen Inhalts, und im Wolffischen Sinne geschrieben war*). In

*) Gottsched war also bereits Privatdocent an der Universität, und doch konnte er sich dem gewaltsamen Pressen zum Kriegsdienste nur durch eine Flucht aus seinem Vaterlande entziehen, die zunächst seinen ganzen Lebensplan zu vereiteln drohte. Aber das will noch nicht viel sagen. Um das Jahr 1739 beabsichtigte der König die Universität in Frankfurt, die bis auf 100 Studenten herabgekommen war, wieder zu heben. Wuttke hat in seiner Schrift Chr. Wolffs eigene Lebensbeschreibung u. s. w. S. 45 ff. gezeigt, daß man von Seiten des Berliner Hofes Wolffen dort hinzuziehen gesucht habe, der diesen Ruf aber auf Manteuffels Rath ausgeschlagen habe. Ganz ebenso ist es mit Gottsched gegangen. Das Schreiben des Propstes Reinbeck, daß ihm im königlichem Auftrage den Antrag macht, ist vom 17. März 1739 datirt. Manteuffel räth ihm, die Sache auf vorsichtige Weise abzulehnen, besonders weil es mit den Einkünften, aus denen die Stellen der neuen Professoren dotirt werden sollten, sehr zweideutig aussehe. Aber das Schreiben, welches er einsendet, ist nach dem Urtheil dieses vornehmen Gönners nicht vorlegbar. J'ai vu la reponse, schreibt M. am 30. März, que vous avez fait à notre ami R., et nous la trouvons, l'un et l'autre, très bien tournée, pour faire comprendre à vos amis ce que vous êtes resolu de faire; mais comme elle n'est pas ostensible en ce pays-cy, il faut, Monsr., que vous vous donniez la peine d'en écrire une autre où vous omettrez, s'il v. pl. 1) ce que vous dites de votre inclination natale, qui vous fait souhaiter ceteris paribus, un établissement en ce pays-cy; 2) tout ce que vous dites de votre taille, de votre age, des enrolemens d'ici, du Pr. de Holstein; 3) la reflexion que vous faites

Digitized by Google

Leipzig kam er in dem Augenblicke an, als die Wolff'sche Philosophie wegen der Verfolgung ihres Urhebers allgemeines Interesse erregte.

Die Vertreibung Wolffs aus Halle hatte am Ende des Jahres 1723 stattgefunden, und am 16. März 1724 ist ein Brief Pietsch's an Gottsched in Leipzig datirt, der nicht der erste gewesen zu sein scheint. Hier war es ganz eigentlich seine Bekanntschaft mit der Wolffischen Philosophie, die ihm Eingang verschaffte; er erzählt (am angef. Orte S. 73) daß hierin ein Grund liegen möge, weßhalb ihn Joh. Burchard Menke, an den er einen Empfehlungsbrief mitgebracht, und der mit Wolff als Mitarbeiter an den Actis eruditorum in beständigem Briefwechsel gestanden, gleich im vierten Monate zum Aufseher seiner Bibliothek und Privatlehrer seines ältesten Sohnes, des späteren Hofraths Menke erwählt; dem letzteren mußte Gottsched Vorträge über die Wolffsche Logik und Metaphysik halten. Diese Beschäftigung und der Umstand, daß Marburg in Folge von Wolffs Anstellung in außerordentlichen Flor gekommen war, mag Gottsched, der, so paradox dies klingen mag, in seinen früheren Jahren der Zeit gar wohl an den Puls zu fühlen wußte, auf den Gedanken gebracht haben, als der erste in Leipzig, der Vaterstadt Leibnitzens, auch hier die Leibnitz-Wolffische Philosophie aufs Katheder zu bringen. Er habilitirte sich den 18. Nov. 1724 mit der Dissertation Hamartigenia s. de fonte vitiorum quaestio philosophice soluta — dasselbe Thema, welches in dem Hauptgedichte des später von ihm so bitter verfolgten Haller behandelt wird! — die Quelle des Bösen findet Gottsched in der Schwäche des Intellects, denn der Mensch wolle das Gute immer, und wegen des Vorhandenseins desselben wird Gott nach Leibnitzischer Lehre, durch die Vollkommenheit des Ganzen gerechtfertigt — und fing zu Ostern 1725 an, über Thümmigs Auszug der Wolffschen Philosophie, welchen Wolff selbst für das beste Buch über dieselbe erklärt hatte, zu lesen.

Nachdem diese Bemerkungen vorausgeschickt sind, wird die Nachricht, daß in Gottscheds Briefwechsel während der ersten Jahre ein philosophisches Interesse das vorwaltende sei, Niemand in Erstaunen setzen. Rührt doch gleich der erste Brief von Thümmig her. Da indessen der Inhalt der vorliegenden Schreiben nicht bedeutend ist, wie sie denn auch nicht von Leuten herrühren, die in der Philosophie irgend Ruf erlangt hätten — von Chr. Wolff selbst findet sich in dieser Zeit nur ein unbedeutender Brief — so begnüge ich mich aus ihnen in der Kürze anzuführen, was zum Beleg für Gottscheds philosophische Beschäftigungen in dieser Zeit dienen kann.

Dem Charakter jener Zeit zufolge, sehen wir hier das philosophische Inter-

---

sur la douceur du gouvernement que vous auriez à quitter en Saxe etc. Tout cela, quoique vrai, Mr. R. n'oseroit le produire devant la commission ..... En attendant, je puis vous dire confidemment, que si Mr. R. avait été informé des vues du Pr. de Holst. sur votre personne, ou qu'il s'en fut souvenu, il ne se seroit jamais chargé de la commission de vous écrire: Car ce prince étant tout plein de vie, la rage d'enroler de grans hommes n'aiant pas diminué depuis votre retraite de ce pays, et tout s'y faisant par boutade, vous seriez exposé tous les jours à recevoir quelque chagrin de ce côté là si l'on vous y tenoit une fois, et toutes les assurances, qu'on pourroit vous donner en vous y attirant, ny tous les amis que vous y pourriez acquérir, ne suffiroient pas pour vous en garantir. Man hätte ihn eines schönen Morgens doch noch unter die Soldaten gesteckt!

Digitized by Google

esse eine vorwaltend naturwissenschaftliche Richtung nehmen *). Hatte doch Wolff selbst, obgleich er Newton nicht für einen Philosophen gelten lassen will, sich mit Physik viel beschäftigt und sogar eine neue Art von Lampen erfunden, und Gottscheds eigenes philosophisches Lehrbuch ist zum großen Theil eine Physik, ja er wird später in zahlreichen Briefen als Sachverständiger in physikalischen Dingen um Rath gefragt. In den Jahren 1722—30 steht er mit G. F. Schreiber in Leyden, später russischem Militärarzt, den Ludovici unter den Wolffianern aufführt, in Bezug auf solche Fragen in brieflichem Verkehr. Vor allem aber ist hier von Gottscheds vindiciae Systematis influxus physici die Rede, — drei Disputationen, von denen die erste, welche eine Geschichte der Seelenlehre enthielt, 1727, die zweite, welche gegen die Cartesianer gerichtet war, 1728, die dritte, welche die Leibnitzianer angreift, 1729 vertheidigt worden war. Sein späterer Schwiegervater Johann George Kulmus ist in einem Briefe vom 10. Januar 1728 als Arzt mit der Sache ganz einverstanden, „Posito influxu physico, wie er in dero dissertation höchst deutlich und auf das Beste ausgeführet worden, hat man weder die spiritus animales Carthesii, noch die harmoniam praestabilitam Leibnitii nöthig, sondern kann in physicis et medicina methodo Stahliana aller phaenomenorum rationes ganz klar und deutlich anführen". Auch findet man einen auf Veranlassung dieser Dissertation geschriebenen Brief des französischen Predigers Le Maitre (Meister) in Bayreuth — desselben, dessen Briefwechsel mit Wolff über den Einfluß Gottes auf die menschliche Seele 1751 gedruckt wurde — in welchem er sich als einen Anhänger Berkeleys bekannte und die Gründe für solchen Idealismus ausführte, und dessen Abdruck hier um so weniger angemessen wäre, da Gottsched selbst wegen der Seltenheit der Bekenner dieser Lehre, und weil man sich kaum vorstellen könne, daß es einem Menschen mit ihm Ernst sein sollte, die Hauptstelle in dem dritten Theile der Vindiciae mittheilt.

Wer mit Gottscheds Schrift ganz und gar nicht zufrieden sein konnte, das war natürlich Wolff. Die Hauptargumentation Gottscheds war gegen den §. 762 der deutschen Metaphysik desselben gerichtet, in welchem er den influxus physicus aus dem Grundsatze von der bestimmten gleichbleibenden Summe der Bewegung in der Welt bestreitet — brächte die Seele im Körper eine Veränderung hervor, sagt Wolff, so entstünde Zuwachs an Bewegung, wirkte der Körper auf die Seele, so ginge ein Quantum Bewegung verloren, denn die Veränderungen der Seele fallen als immaterielle nicht unter den Begriff der Bewegung. Gottsched will dagegen der Seele selbst eine bewegende Kraft, wenn auch nicht in mechanischem, doch in metaphysischem Sinne beilegen. Und dieß widerspreche dem Satze, daß eine einfache Substanz nur Eine Kraft haben könne, nicht. Denn er meine nur eine einheitliche Kraft, die sowohl der Bewegung als dem Vorstellen zu

*) Das Interesse für Naturwissenschaft findet sogar bei Friedrich Wilhelm I. Eingang; die Art, wie es sich äußert, ist charakteristisch: er sendet einen Maulesel an die Leipziger medicinische Facultät, um ihn aufzuschneiden und zuzusehen pourquoy cet animal nait tel qu'il est sans être en état de procréer son semblable, wie der Graf Manteuffel am 8. Januar 1740 schreibt. Gottsched meint mit ungewöhnlichem Humor, die Antwort werde wohl ungefähr herauskommen, wie die Consultation der Aerzte im Molière, denn der Hofrath Walther glaube Samenthierchen, Dr. Hebenstreit aber glaube sie nicht, sondern halte es mit den Staminibus und Praefigurationibus in ovulis femellarum, Dr. Quellmalz glaube, daß Alles per calorem wie in Chymischen Operationen gebildet werde, und zwar durch einen Naturgeist, Dr. Plattner aber sei ein Scepticus und sage gar nichts. s. 142.

Digitized by Google

Grunde liege — nämlich einen conatum statum suum mutandi perpetuum. Hic nisus, setzt er hinzu, et perceptionum et actionum reliquarum in ente simplici fons est et scaturigo. Leite man denn nicht auch das Vorstellen und das Wollen aus Einer Quelle her? Ueberhaupt müsse er gestehen, daß ihn die Einheit des Alls, wie die Stoiker sie gelehrt, immer ganz besonders angesprochen habe. Nollem, hac unitatis universalis pulcritudine captus, nollem, inquam duplicari aliqua ratione universi hujus machinam divellique prorsus spiritualem mundum a materiali, mentium rempublicam a regno corporum. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Wolffianer sich gegen diesen Angriff zur 174 249. Wehre gesetzt, wenigstens von Bülffinger schreibt Bayer in Königsberg an Gottsched: Huic ostendi dissertationem tuam: Credo eum causam suam non desertum — doch wüßte ich keine Erwiderung von dieser Stelle nachzuweisen; die zweite Ausgabe von Bülffingers Meditationes bestreitet zwar §. 343, 344 die unio corporis et animae, doch will das hier gesagte auf Gottscheds Erörterung nicht passen, auch erklärt er in der Vorrede, es habe ihm an Zeit gefehlt, Alles in der Zwischenzeit Erschienene zu berücksichtigen. Was aber Wolff selbst anbetrifft, so hat sich dieser bekanntlich nach dem Erlöschen der Langeschen Streitigkeiten auf Polemik überhaupt nicht weiter eingelassen. Dagegen schreibt ein Freund Gottscheds, Klein in Danzig, 2. Mai 1730 für diesen das Urtheil ab, das der Marburger Philosoph gegen Ehler über die Vindiciae gefällt. „Herr Gottsched hat mir aus Leipzig seine Disputation zugeschickt, darinnen er den influxum physicum feststellen will; allein, wie ich sehe, so hat er nicht recht eingesehen, was die modificationes virium sind, was der influxus physicus haben will, und führet noch schlimmere occultas qualitates ein, als die scholastici gehabt, maßen er causas phaenomenorum fictorum fingiret, da die scholastici blos causas phaenomenorum verorum als bekannt annehmen, davon sie keinen Begriff hatten." Und obgleich es mit der Anhängerschaft an die Leibnitz-Wolffische Philosophie immer ein eigen Ding gewesen zu sein scheint, denn der Propst Reinbeck, der doch in so nahen Verhältnissen zu Wolff stand nahm nach Büschings Beiträgen zur Lebensgeschichte denkwürdiger Personen, Thl. I. S. 4, die prästabilirte Harmonie und einen guten Theil der Monadologie nicht an, so sieht man doch nicht ein, wie Einer, der den influxus physicus lehrte, sich wie Gottsched hier thut, geradezu überall habe auf Leibnitz berufen können.

Indessen erklärt sich Gottsched in dem zweiten Theile der genannten Disputation selbst über sein Verhältniß zu der damaligen Zeitphilosophie. Es hätten sich, sagt er, einige, die der neuern Philosophie gar zu feindlich gesinnt seien, zu voreilig über seine Schrift gefreut, weil sie in ihm einen neuen Gegner derselben erblickt hätten: sie meinten, wer die prästabilirte Harmonie nicht annehme — durch die eben der influxus physicus überflüßig gemacht werden solle, falle — von der Leibnitzischen Philosophie ab. Ast turpiter falluntur his in suspicionibus suis. Ab omnibus enim Leibnitii discipulis defensoribusque dudum evictum est, exiguam admodum philosophiae hujus partem systemate hoc ab Ill. V. recenter invento absolvi: quippe quod sicuti nonnisi ad unius quaestionis, de unione mentis et corporis nempe, solutionem inventum est, ita in omnibus reliquis scientiis philosophicis nihil sibi innixum vel superstructum habet. Rejici itaque potest quam facillime Systema Harmoniae praestabilitae; probari tamen eodem tempore possunt vel omnia reliqua, vel plurima

Digitized by Google

saltem philosophiae Leibnitianae capita; nec nisi ab omnium rerum ignaris pro adversario Philosophi cujusdam haberi potest, qui, prouti eruditos licet, libere circa dogmata ejus versatur nec caeco impetu ad omnes ejus sententias amplectendas fertur. Conatus sum et ego pro ingenii modulo, ingenuam hanc, in rebus rationis forum agnoscentibus, sentiendi libertatem et aliis concedere et mihi illibatam semper illaesamque servare. Er erzählt darauf wie er zuerst (1722) eine Dissertation Dubia circa monades vertheidigt, dann allerdings sich sowohl in Königsberg als in Leipzig mit Disputationen, die in Leibnitzischen Sinne geschrieben, habilitirt und schließt mit den Worten: Satis apparebit exinde, nisi omnia me fallunt, liberum cuivis esse, quibusnam partibus me accensendum arbitretur. Neutrum ego in campum descendo, veritatem ubique quaero, inventam defendo, parum de caeteris sollicitus, an omnibus eo ipso gratificatus fuerim. Den sichersten Weg hat jedenfalls Ludovici in seiner Historie der Wolffischen Philosophie eingeschlagen, indem er Gottsched zuerst unter den Gegnern, und alsdann unter den Anhängern Wolffs aufführt. Wolff selbst erklärte in seiner ausführlichen Nachricht von seinen Deutschen Schriften, welche 1726 zuerst erschienen, die Lehre von der prästabilirten Harmonie sei eine bloße Hypothese, der er zwar den Vorzug einräumen müsse vor der entgegenstehenden, die er aber nur zur Erklärung der Fragen, welche die Gemeinschaft der Seele und des Körpers angehen, angewendet, — er fordere einen jeden auf, ihm einem einzigen Satz in der natürlichen Theologie, Moral, Politik oder sonst nachzuweisen, die er auf jene gebauet hätte, was Gottsched in der angeführten Stelle fast wörtlich wiederholt — so daß denn endlich Wolff selbst sich von diesem nur in einem unwesentlichen Puncte angegriffen glauben konnte.

Uebrigens bedarf es heutigen Tages keiner Erörterung mehr, wie das, was Gottsched über diese Abweichung von Leibnitz sagt, zwar ganz gut klinge, wie es aber doch im Grunde schief darum stehe. Uns vom Autoritätsglauben nicht leiten zu lassen und unsere Vernunft demjenigen, welcher Einiges oder Vieles, was uns einleuchtet, vorgebracht, nicht gefangen zu geben, das ist freilich die erste Voraussetzung eines philosophischen Verhaltens. Aber es ist auch eben nur eine Voraussetzung; das philosophische Verhalten selbst besteht darin, uns solches abstracten Freiheitsstrebens zu entschlagen, und uns das Ganze von Lehren und Ansichten, das ein bedeutender Mann mit innerer Consequenz ausgebildet hat, mit Entschiedenheit anzueignen, oder, vermögen wir dieses nicht, ein solches selbst hervorzubringen. Und zu einem solchen Ganzen gehört auch die Lehre von der prästabilirten Harmonie; sie ist nicht ein willkürliches Anhängsel, sondern ein Schlußstein der Leibnitzischen Philosophie, wie denn auf ihr nicht blos die Erklärung des Verhältnisses vom Leib und Seele zu einander, sondern auch die Möglichkeit irgend eines Hinausblickens über den an sich vollkommen abgeschlossenen Kreis unserer individuellen Seelenmonas, also die Möglichkeit der objectiven Erkenntniß selbst beruht. Auch war diese Lehre in der Bestimmung Leibnitzens, daß, wie Anaxagoras gelehrt, in Allem Alles sei, von vorn herein angedeutet, woraus sich denn auch ganz von selbst eine tiefere von der anthropomorphischen Auffassung, daß Gott solche Uebereinstimmung eben nur willkührlich eingerichtet habe, freie Deutung der ganzen Lehre ergiebt, und die Gefahr, welche in dem theologischen Zeitalter im Grunde allein von der Anerkennung der prästabilirten Harmonie zurückgehalten haben dürfte — daß sie nämlich dem Determinismus Vorschub

Digitized by Google

leisten könnte — beseitigt wird. Wenn Wolff und Gottsched dieses nicht einsehen, so ist ihnen der Geist der Leibnitzischen Philosophie fremd geblieben, sowie denn auch der letztere damit, daß er den **influxus physicus** ausdrücklich vertheidigt, nicht nur dieser Philosophie, sondern aller Speculation ins Gesicht schlägt; was Leibnitz über diesen Punkt lehrt, ist einer der Grundpfeiler aller höheren Erkenntniß, und wenn erst er dieses mit voller Entschiedenheit lehrt, so haben die früheren Systeme es nicht geläugnet, sondern sie sind nur auf die ganze Frage gerade nicht gekommen. Indessen sind das freilich nur unsere Betrachtungen; um Gottsched's Stellung in der Zeit, und seine Bedeutung als Philosoph, wie sie sich nach dem damaligen Maaßstabe gemessen darstellt, richtig zu beurtheilen, muß man sich erinnern, worauf freilich selbst Erdmanns gründliche Darstellung nicht das gehörige Gewicht legt, daß die Wolffische Philosophie selbst mit Unrecht gemeiniglich als eine bloße Redaction der Leibnitzischen Lehren betrachtet wird. 15. Wolff legt in der Vorrede zu der genannten Schrift, welche man als eine ausdrückliche Rechenschaftsablegung bei Gelegenheit der Langeschen Streitigkeiten betrachten kann, gegen eine solche Auffassung ausdrückliche Einsprache ein. „Endlich," sagt er, „muß ich zum Beschlusse noch dieses erinnern, daß ich weiter für keinen Satz stehe, als wie ich ihn angenommen und in meinen Schriften vorgetragen und erwiesen habe, wovon man den Grund aus gegenwärtiger Schrift einsehen wird. Derowegen bekümmere ich mich nicht, ob das, was ich sage einer andern Meinung gemäß sei, oder nicht, ob es Aristoteles, Cartesius, Leibnitz oder ein anderer, so verstanden habe oder nicht. Ich trage meine Gedanken vor und die getraue ich mir gegen einen jeden zu behaupten, und weiter stehe ich vor nichts, derowegen werde ich mich am allerwenigsten dessen annehmen, was andere als Lehren des Herrn von Leibnitz angeben, noch auch mich darum bekümmern, ob er in der That die Gedanken gehabt oder nicht. Der Herr von Leibnitz hat selbst gestanden, daß ich in der Weltweisheit niemals mit ihm conferiret, noch mich seine rechten Gedanken zu erfahren bemühet, und ich habe Ursachen gehabt, die ich hier anzuführen nicht für nöthig erachte. Unterdessen zweifele ich nicht, daß, was der Herr von Leibnitz nach Ueberlegung statuiret, gegründet sey, wofern man es recht ausführet. Ich richte mich aber in Allem nach meiner Absicht, und habe das Ziel stets vor Augen, das ich mir zu erreichen vorgesetzet habe". Wolff will also Leibnitz nur als einen neben ihm stehenden Mitarbeiter im Reiche der Wahrheit gelten lassen, dessen übrigens sehr anerkennenswerthe Leistungen er auf ganz selbstständige Weise und zu seinen eigenen wissenschaftlichen Zwecken benutze — und daß er sich — mag man auch im Uebrigen um der Sache willen zu wünschen Ursache haben, daß er weniger unabhängig gewesen wäre — diese Stellung nicht mit Unrecht beilegt, zeigt der Bericht, den er in derselben Schrift (§. 69) über den Ausgangspunct und den Gang seines Philosophirens abstattet. Die Wolffische Philosophie steht dieser Erörterung zufolge in ganz continuirlichem Zusammenhange mit der Scholastischen, wie sie sich nach der Reformation gestaltet hatte, und ist nur eine Verarbeitung derselben im Sinne des Cartesischen Formalprincips des klaren und deutlichen Erkennens, jedoch mit Berücksichtigung der neuern Entdeckungen der Wissenschaft. „Die **Ontologie** oder Grundwissenschaft," sagt er, „ist von den Scholastikern mit dem größten Eifer getrieben und sehr hoch erhoben; von Cartesio und den Neueren verachtet worden. Da ich mich darum nicht bekümmere, ob etwas alt oder neu ist, ob es verachtet oder in Werth

Digitized by Google

gehalten wird; sondern bloß darauf gesehen, ob es Wahrheit ist, so habe ich auch vorher die Sache selbst untersucht, wie ich zu reiferer Ueberlegung kam, unerachtet mir eine Verachtung gegen diese Disciplin schon auf der Schule beygebracht ward, und ich dannenhero in meinen Studenten-Jahren auch eine schlechte Idee mir von dem Hrn. v. Leibnitz machte, weil ich in den Actis eruditorum fand, daß er in seinem Specimine Dynamico und in der Controvers mit dem Hrn. Sturm von der Natur demjenigen beipflichtete, was ich in der Welt-Weisheit der Schul-Weisen für das allerverächtlichste hielt, wie ich dann auch glaubte, es hienge ihm noch davon an, weil er in seiner Jugend in der Scholastischen Philosophie wäre auferzogen worden, und nach diesem nicht Zeit gehabt, die Sache zu überdenken, auch wie ich ihn wegen seiner mathematischen Erfindungen schon hoch hielte, und mit ihm in Briefen bekannt worden war. Als ich aber nun durch ihn veranlaßt ward, wie ich in der Ratione praelect. sect. 2. c. 3. §. 5. et seqq. p. 141 et seqq. erinnert, einigen Sachen weiter nachzudenken, und dadurch endlich auch auf die Ontologie verfiel, und zu untersuchen, was es damit für eine Bewandniß habe; so fand ich, daß die Schul-Weisen bloß klare, aber undeutliche Begriffe von denen Dingen gehabt, die in der Grund-Wissenschaft von ihnen abgehandelt werden, und ihre sogenannte Canones oder Grund-Lehren weder aus den Begriffen erwiesen, noch auch jederzeit genug determinirt worden. Durch das erste ging mir schon ein Licht auf. Denn ich hielte anfangs wenigstens einige von ihnen gebrauchte Kunst-Wörter nicht mehr vor leere Worte, maßen ein Wort, dem ein Begriff zukommet, er mag deutlich oder undeutlich seyn, kein leerer Thon ist. Derowegen, da ich schon aus der Erfahrung hatte, man könne zu deutlichen Begriffen kommen, wo die Alten nur undeutliche gehabt; so zweifelte ich auch nicht hieran bei der Grund-Wissenschaft. Und war dannenhero darauf bedacht, wie man dazu gelangen möchte," was dann freilich, fährt er fort, obgleich Cartesius die Nothwendigkeit der deutlichen Begriffe behauptet, und deren Fruchtbarkeit in mehr als einer Probe gezeigt, keineswegs leicht gewesen sei, weßhalb auch Wolff hierin auch jetzt noch immer weiter zu kommen suche. „Das Vornehmste demnach," schließt er diese Erzählung, „was ich in der Ontologie gethan, bestehet darinnen, daß ich deutliche Begriffe davon gesucht, wo man bei den Scholasticis nur undeutliche findet. Und darzu habe ich gebraucht theils den Satz des Widerspruches, den Aristoteles in der Metaphysik als einen Grundsatz recommandiret; theils den Satz des zureichenden Grundes, den der Herr v. Leibnitz in die Metaphysik zuerst eingeführet". So mochte denn auch Gottsched als ein unabhängiger Forscher auftreten. Nur hätte er dann freilich auch nicht, wie die Schüler Wolffs seit Bülffinger, der zum Aerger des letztern die neue Philosophie zuerst eine Leibnitio-Wolffiana genannt, größtentheils thaten, um im Schatten eines europäischen Ruhmes zu ruhen, das erste Glied dieser Bezeichnung besonders betonen müssen.

2.

So wenig es nach diesem Allen nun auch mit Gottscheds Philosophie auf sich hatte und auf so schwachen Füßen namentlich sein Leibnitianismus stand, fand er doch eine Veranlassung, sich einer Verwickelung in die Verfolgungen, welche damals auf Antrieb der Pietisten Wolff und die Wolffianer betrafen, rühmen zu können.

Digitized by Google

Seit 1733 lebte in Berlin der Graf Ernst Christoph v. Manteuffel, welcher, der Geburt nach dem preußischen Staate angehörig, von 1714—30 königlich polnischer Staatsminister und also einer der einflußreichsten Männer am Dresdner Hofe gewesen war, wo er auch jetzt noch als erfahrner Rathgeber ziemlich viel galt. Es war dieß in jeder Beziehung ein gar stattlicher Herr. „Er machte," sagt sein Biograph in den genealogisch historischen Nachrichten 1749, „nachdem er vom Kaiser in den Reichsgrafenstand erhoben, im September 1719 bei denen zu Ehren der vollzogenen Vermählung des Chur-Prinzen's angestellten höchst prächtigen und sehenswürdigen Lustbarkeiten und Ritterspielen, die viel hundert Menschen nach Dreßden zogen, eine sonderbahre Parade, wobei ihm seine an sich selbst sehr ansehnliche Leibes-Gestalt wie auch seine beliebten Hof-Manieren und andern guten Eigenschaften, die er vor andern Ministers und Cavaliers hatte, sehr zu statten kamen; wiewohl er an sich selbst wenig Geschmack an dergleichen Hof-Ergötzlichkeiten spüren ließ, indem er die Stunden, die ihm von seinen Staatsgeschäften übrig blieben, lieber an die gelehrten Wissenschaften wendete, die ihm mehr Vergnügen machten als alle Masqveraden und Ritterspiele." Die Wissenschaft oder das Bedürfniß des Umgangs mit Gelehrten war es auch, was ihn von seinen Gütern nach Berlin gezogen hatte, so wie er auch die letzten neun Jahre seines Lebens von 1740 an in Leipzig zubrachte, wo er von 1693 an studirt hatte, und dessen Gelehrten er immer ein gnädiger Mäcen geblieben war. Und hierbei lag, wie der Verfolg zeigen wird, nicht wie bei andern Großen, Eitelkeit und geistige Genußsucht, sondern ein ernstes Streben für Licht und Wahrheit zu Grunde.

Mit diesem bedeutenden Manne, den wir, was den Schutz der Geistesfreiheit anbetrifft, wohl als einen Vorläufer Friedrichs II. betrachten dürfen, auf dessen Bildung er auch nicht ohne Einfluß gewesen ist, hatte Gottsched schon lange in Verbindung zu treten versucht. Schon 1728 hatte König ihn denselben zu empfehlen Anstalt gemacht und 1729 wurde ihm die Nachricht von der deutschen Gesellschaft dedicirt, aber das Ansinnen, an die Spitze derselben zu treten, hatte der hochgestellte Mann übel genommen und so scheint zunächst kein Verhältniß mit ihm angeknüpft worden zu sein. Aber am 20. Juli 1737 finden wir auf einmal einen langen französischen Brief von Gottsched an denselben. Es werden ihm hier große Lobsprüche gethan wegen seiner Liebe zu den Wissenschaften und des Schutzes, den er den Bekennern der Wahrheit gegen lichtscheue Umtriebe angedeihen lasse, Gottsched hat bis jetzt Bedenken getragen, ihm solche Gesinnung zu Füßen zu legen, und wenn er jetzt spricht, so ists lediglich, weil er es nicht mehr aushalten kann, er muß seiner Verehrung Worte geben.

Der Graf v. Manteuffel antwortet unterm 14. August, es seien ihm solche Gesinnungen höchst schmeichelhaft, er verdiene sie aber leider nicht, sein Streben sei sehr schwach — übrigens bitte er Gottsched, ihn ferner mit seiner Correspondenz zu erfreuen. Er weiß offenbar nicht recht, wie er zu der Ehre kommt — der ganze Brief ist im Grunde nur eine Umschreibung der Frage, was willst du denn aber eigentlich von mir?

Dieß kommt sogleich zum Vorschein. Ich theile Gottscheds zunächst folgenden Brief wörtlich mit; man wird aus ihm ersehen, daß „der große Duns" doch auch über eine gewisse Gewandtheit zu gebieten hatte, und daß er, was man auf den Bericht über einen Brief hin, den er später in der Rostschen Angelegenheit geschrieben, gemeiniglich in Abrede zu stellen geneigt ist, wenigstens nicht schlechter

*) Aber schon 1728 hat er seine Bekanntschaft gemacht: Ode an J. G. 1728 Mscr. 164.

Digitized by Google

französisch schrieb, als andere Nichtfranzosen jener Zeit — es müßte denn sein, daß hier die „geschickte Freundin" hülfreiche Hand geleistet hätte*).

Monseigneur

La réponse inestimable, dont il a plû à Votre Excellence de me favoriser, m'a entièrement confirmé dans les sentimens de Respect et d'Admiration, dont j'avois été pénétré il y a longtems. Plus Votre Excellence s'abaisse à des gens, dépourvûs des avantages les plus éclatans aux yeux du monde; plus Elle s'élève aux yeux des Philosophes; qui regardant les Hommes comme tels, ne les estiment que par rapport aux talens de l'Esprit et du Coeur, seuls capables de distinguer avantageusement les uns d'avec les autres.

Tout éloigné que je suis de toute vanité, Monseigneur, j'ose pourtant avouer, que Votre Excellence m'a fait justice dans un point; savoir, que je me suis beaucoup appliqué à pratiquer selon toutes mes forces les préceptes salutaires de la véritable Philosophie. J'ai toujours méprisé les pretendûs Sages, qui, ne courant qu'après des verités purément spéculatives, oublient la Doctrine des devoirs infiniment plus importants, que tout le reste; ou qui au moins ne se mettent pas en peine de pratiquer eux-mêmes ce qu'ils enseignent aux autres. Amateur de la savante Antiquité, je la préfère de plus en plus à notre Siecle à cause de cette Sagesse vertueuse, qui a fait remarquer ses Héros à toute la Posterité: ces Héros, véritablement grands tant pour leurs sentimens, que pour leurs Actions. C'est par là que Votre Excellence jugera du principe de mon zèle pour Votre illustre Personne, dans laquelle je crois avoir retrouvé un Sage du beau tems des anciens Grecs ou des Romains; aussi fertile en excellents Personnages, que le nôtre en parait être stérile.

Pardonnez, Monseigneur, à la Liberté, que j'ose prendre, en vous étalant des sentimens philosophiques, que tout autre Homme de Cour de ce tems traiterait de Pédanterie insupportable. Auprès de Votre Excellence on ne court aucun risque, en se montrant tel que l'on est, étant du nombre des partisans de la verité et de la vertu, et les estimant partout, où on les trouve. Plût à Dieu que je puisse avoir bientôt le bonheur de me présenter personnellement devant un Seigneur comme vous, Monseigneur, pour lui marquer plus amplement mon dévouement infini pour Sa Personne. Cependant j'ose conjurer Votre Excellence, de continuer Sa Protection au veritable Savoir opprimé presque partout par les Propagateurs de l'ignorance et de la superstition.

Ici en Saxe cette Persécution commence à aller grand train et moi-même je viens d'en avoir une triste expérience. On m'a publié dernièrement de la part du Recteur de l'Université un Arrêt du Grand Con-

*) Die Briefe an Manteuffel sind fast die einzigen von Gottsched und seiner Frau, die sich in der Sammlung finden, und zwar liegen uns hier nicht etwa Brouillons oder Abschriften vor, sondern die abgesandten Briefe selbst. Was unter Gelehrten erst später in Folge unangenehmer Erfahrungen Gebrauch wurde, daß man nach dem Tode der Empfänger die vorgefundenen Briefe an die Absender zurückstellte, muß der Natur der Sache nach bei Staatsmännern schon früher üblich gewesen sein.

Digitized by Google

sistoire de Dresde, portant: Qu'on me devoit reprocher les Leçons publiques, que j'ai fait deux ans consécutifs, pour expliquer la Théodicée de l'incomparable Leibnits, et m'en défendre la continuation. Vous croirez sans doute, Monseigneur, qu'on m'a convaincû de quelque mauvaise doctrine, contraire à celle de notre Eglise. Point du tout. L'on ne m'en a ni accusé, ni interrogé même sur un seul point; se contentant de me condamner sans m'avoir convaincû d'aucun crime. Peu de tems après, Mr. Marperger*) étant ici, j'espérais d'être éclairci par lui-même, touchant la faute que je pourrais avoir commise. Mais je me trompais absolument. Il ne me donnait aucune réponse, hormis celle-ci: Que la Cour n'étant pas resolue de faire fleurir la Philosophie de Leibnits, m'avait voulu faire entendre, qu'il était à propos de s'abstenir d'enseigner à la Jeunesse des Principes qu'il traitoit en Roman philosophique.

Votre Excellence verra de ce trait l'état où nous sommes réduits ici, par le pouvoir des Ecclésiastiques de la Cour; qui étant d'ailleurs, dans des partis fort opposés, s'accordent pourtant trop bien quand il s'agit d'opprimer le bon Sens et la Raison. Je crains beaucoup que le mal s'augmente sensiblement, si Mr. Reinbeck continue de réfuter son Antagoniste de Dresde comme j'apprends qu'il fera**). Je suis avec un dévouement entier

Monseigneur
de Votre Excellence
le très-humble et
très-obeissant Serviteur
Gottsched.

A Leipsic
le 10me du Sept.
177.

Hierauf folgt unmittelbar ein zweiter deutscher Brief von Gottsched vom 11. September, in welchem er anzeigt, daß er auf den 25. c. nach Dresden citirt sei, wobei es sich, obgleich ihm nichts gesagt worden, doch nur um die Leibnitzische Philosophie handeln könne, die er allein und zuerst in Leipzig lehre, und, da er keinem einzigen Minister in Dresden bekannt sei, um Manteuffels Protection, in specie um einen Empfehlungsbrief an einen einflußreichen Mann daselbst, bittet.

Die Antwort des Grafen Manteuffel lautet:

Monsieur

Quoique ravi de recevoir à la fois les deux lettres, que vous m'avez, fait l'honneur de m'écrire le 10. et le 11. d. c. je n'en suis pas moins surpris de voir par leur contenu, qu'on cherche à vous donner du chagrin sur des choses, qui vous vaudroient partout ailleurs des recompenses. Le m'étais imaginé, qu'on ne se departiroit jamais à Leipsic d'un principe, que j'y croiois reçu comme generalement vrai; savoir, qu'il en est des sciences comme du commerce et que pour les faire fleurir, il faut laisser une entière libertè à ceux qui les professent.

---

*) Oberhofprediger in Dresden.

**) Der Satz legt Manteuffeln die Sache ganz besonders nahe; denn Reinbeck — es ist der Berliner gemeint — stand zu ihm, wie weiterhin erörtert werden wird, in nahen Verhältnissen.

Digitized by Google

J'ai cru qu'on y aurait appris par certain exemple voisin, que gèner les Muses c'est les bannir, et qu'on y songerait plus à leur faire trouver un asile assurè à votre Universitè que d'en chasser pour ainsi dire celles qui y restaient. Malheureusement, je vois que j'ai mal augurè, et qu'il y a partout des pedans qui aiment mieux imiter les bevues d'autrui, que d'en profiter.

Quoiqu' il en soit, Mr., je vous prie de ne point perdre courage et d'être persuadè que la Cour n'a aucune part (ou je suis bien trompè) à tout ce procedé du grand consistoire. Allez hardiment là où l'on vous appelle. Tachez mème de vous y trouver quelques jours avant le terme qu'on vous a prescrit et employez-les à instruire le Cabinet et le Conseil privè de la veritè du fait, et du tort qui en rejaillira sur le maitre et sur tout le pays, si l'on ne songe à retenir la fougue de ceux, qui semblent avoir jurè la perte du bon sens. Adressez-vous pour cet effet, à L. L. E. E. Mess. les Comtes de Bruhl et de Wackerbarth et a L. L. E. E. Mess. de Zech et de Bulau. Ces Ministres sont trop eclairez; ils connaissent trop le veritable interèt de leur Maitre, ils cherissent mème trop les sciences et la veritè pour les abandonner à la discretion d'un corps sans tète.

Je ferais plus, si j'ètais à votre place; j'imiterais l'exemple de l'incomparable Wolff. Vous savez qu'il a eu l'Adresse de gagner les suffrages des Catholiques, chose très-sagement imaginèe et très-permice dans les sciences Philosophiques qui servent, ou devroient servir, de base commune à toutes les religions Chrètiennes. Faites en autant: Tachez de vous faire connaitre à quelques uns d'entre Mess. les Jesuites à Dr. mais surtout à celuy qui sert d'instructeur a Monsgr. le Prince Roial et qu'on dit ètre un homme savant et sensè. Faites leur comprendre le tort que les pedants font aux belles Lettres et à la gloire du gouvernement, et je suis persuadè qu'ils seront trop raisonnables, pour ne pas epouser votre affaire u. ſ. w. Uebrigens übergebe er ihm ein Paar Briefe an den Grafen Brühl, den Herrn von Bülau und den Hofrath Walther zu beliebigem Gebrauch.

Eine eigenhändige Nachſchrift des Grafen fügt noch weiter guten Rath hinzu, macht als die Jeſuiten, an welche ſich Gottſcheb zunächſt wenden könnte, Accaromboni, mit welchem Manteuffel ſelbſt gut Freund ſei, oder Pallavicini, den Ueberſetzer des Horaz, namhaft, und ſchließt mit den Worten c'est une misère qu'il faille se donner tant de peine pour soutenir la veritè, qui devroit se soutenir par elle-mème.

Zur Herzſtärkung für diejenigen, die nun einmal beim Namen Gottſcheb lachen müſſen, will ich noch den Schluß des Empfehlungsbriefes an Brühl herſetzen. En effet V. E. servant avec tant d'approbation un Auguste, si digne du nom qu'il porte, Elle ne sauroit que se faire un plaisir de ressembler en tout sens a Mecene, qui servoit principalement d'appui aux belles lettres et aux Gottschedes de son tems, et qui les rassuroit contre les persecutions de la pedanterie.

So gerüſtet machte ſich Gottſcheb auf den Weg nach Dresden, um ſo getroſter, da ihm der Beſchützer in einem ferneren Briefe vom 24. September im Voraus verſpricht, im ſchlimmſten Falle für eine retraite zu ſorgen, die ſeiner

Digitized by Google

würdiger sei, als ein lutherisches Pastorat in einer großen Stadt außerhalb Deutschlands, das man ihm schon angeboten hatte*).

Hier ergab sich nun freilich, daß die Sache so vieles Aufhebens wohl kaum werth gewesen wäre. Zwar von dem Geheimen Kirchenrath von Loos, dem früheren Präsidenten des Kirchenrathes, erfuhr Gottsched, daß man ihm vorwerfe, als ob er Unordnungen im gemeinen Wesen anzurichten getrachtet hätte — „welcher gefährliche Ausdruck ihn erschrecket haben würde, wenn ihn nicht sein Gewissen losgesprochen hätte" — aber über sein Verhör vernehme man ihn selbst — Manteuffel hatte ihm erlaubt, sich seiner Muttersprache zu bedienen, in der er sich doch weniger genirt fühle —: „Der Herr Ober-Rechnungsrath Schilling als der älteste Rath, vertrat die Stelle eines Präsidenten und eröffnete mir, daß auf Sr. Königl. Majestät Befehl, mir, wegen einiger meiner Schriften, sonderlich aber wegen meiner Redekunst eine Vorhaltung geschehen, von mir aber Rede und Antwort darüber gefordert werden sollte; wobei mir der Befehl, vermuthlich aus dem Geh. Consilio, vorgelesen wurde. Darauf verwieß er mich an die Hrn. Theologos, als die mir ausführlicher alles eröffnen würden, was in dieser meiner Redekunst anstößig befunden worden wäre. Herr D. Löscher hub seine Rede mit vielen Lobsprüchen meines Fleißes und meiner Gelehrsamkeit an, bedauerte aber gleich darauf, daß ich mich an Dinge gemachet, die außer meiner Sphäre wären; nämlich an die geistliche Beredsamkeit, oder die sogenannte Homiletik. Diese hätte ich lächerlich zu machen gesucht, und dadurch wären die Geistlichen in Leipzig, und in der ganzen evangelischen Kirche verächtlich geworden. Hierauf fieng er an, mir alle die Stellen meines Buches anzuzeigen, wo dieses geschehen seyn sollte, und forderte allemal meine Erklärung darüber. Ich gab ihm dieselbe mit aller Freudigkeit und meines Erachtens mit so vieler Gründlichkeit, daß alle Vorwürfe gänzlich, oder doch größtentheils abgelehnt wurden. Herr D. Marperger hub hernach auch an, noch mehrere Stellen obgedachten Buches anzuführen, darinne ich der Homiletik zu nahe getreten wäre, allein auch diesem habe ich gewiesen, daß ich solches nicht ohne Grund gethan und daß die gar zu künstlichen, und gar zu einfältigen Predigten gar zu gemein unter uns wären, als daß man sie mit gleichgültigen Augen ansehen könnte, wenn man es mit unsrer Religion gut meinete. Hierbei hatte ich nun Gelegenheit zu zeigen, daß ich die Kunst auch gelernet und sie so gut, als mancher Geistliche könnte. Endlich wollte man mir zwar auch Schuld geben, daß ich Sätze hier und dar mit einfließen lassen, die der christlichen Religion nachtheilig wären. Allein auch wider diese Beschuldigung wußte ich mich sattsam zu schützen, so daß man nichts rechtes auf mich bringen konnte. Schlüßlich wurde es mir denn selbst anheim gestellet, wie das Aergerniß, so ich der studierenden Jugend dadurch gegeben, daß ich die Homiletik und ihre Anhänger so lächerlich gemacht,

*) Gottsched hatte die Theologie noch nicht ganz aus den Augen verloren. Am 20. Februar 1740 stellt er an Manteuffel die Frage, ob es nicht möglich wäre, daß er die Stelle des dem Vernehmen nach kürzlich gestorbenen Dr. Quandt, Hofpredigers und Professors der Theologie in Königsberg bekäme. Er möchte gern seinem Vaterlande dienen, und dort fehle es an einem Manne, der den Pietisten kräftig entgegen trete. „Man weiß überdas," fügt er hinzu, „in Königsberg wohl, daß ich daselbst zehn Jahre lang ein eifriger Theologus gewesen, und ohne Ruhm zu melden, unter den Candidaten einer der beliebtesten im Predigen gewesen." In Leipzig predige er erst seitdem er Professor geworden nicht mehr; im Ganzen habe er es mehr als hundertmal gethan.

Digitized by Google

gehoben werden könnte? Hierauf wußte ich keinen andern Vorschlag zu thun, als daß ich bei der andern Auflage, einige harte Stellen ändern oder weglassen wollte. Damit war man zufrieden, lobte nochmals meinen Fleiß auf der Universität, versicherte mich der königl. Gnade, drohte mir aber auch mit der Suspension, wenn ich fortfahren würde, die Theologos anzugreifen u. s. w. Und so hatte ich meinen Abschied." Da dieser Brief seine Bestimmung nicht zu erreichen geschienen, schreibt Gottsched bald darauf noch einen Andern, in welchem er zugleich aus dem Anerbieten des Grafen im schlimmsten Falle für ihn zu sorgen, Vortheil zu ziehen sucht. In diesem Augenblick sagt er, scheine nichts mehr zu befürchten zu sein. „Ich selbst liebe das academische Leben, und habe Leipzig allemal für die größte und berühmteste von allen deutschen hohen Schulen gehalten; daher ich denn muthwillig mich um meinen jetzigen Platz nicht zu bringen Willens bin, da ich selbst am besten weiß, wie viel Mühe, Fleiß und Sorgen es mich gekostet, ehe ich vor so vielen andern zu einer ordentlichen Professur gekommen. Gesetzt aber, welches ich doch itzo noch nicht besorge, daß man hier zu hart mit mir fahren wollte: So wüßte ich wohl einen Platz in Berlin, dazu Eurer Hochreichsgräflichen Excellence meines gnädigen Beschützers und hohen Gönners mächtige Recommendation mich würde bringen können, und dazu ich mich, meinem wenigen Urtheil nach, so ziemlich schicken würde. Darf ich so frei seyn und Eurer Hochgebornen Excellence im Vertrauen meine Gedanken entdecken: So ist es die Stelle eines Secretärs bei der königlichen Societät der Wissenschaften. Nun weiß ich zwar, daß dieser Platz vor itzo besetzt ist: Allein es ist auch nicht die Meinung, daß ich denselben itzo gleich begehren oder suchen wolle; mit der Zeit aber könnte Herr Hofrath Jarriges leicht nach seiner Fähigkeit zu andern wichtigern Bedienungen gezogen werden."

Außerdem erfahren wir aus diesem Briefe, daß Gottsched auf Verlangen des Obern Consistorii ein Programm zu schreiben übernommen, um darin die Erklärung zu thun, daß die Homiletik den Studenten der Theologie doch nützlich und nöthig sei, wenn sie gleich die weltliche Redekunst gelernet.

Die verdiente Lection dafür, daß Gottsched auf diese Weise nicht nur den einflußreichen Mann fast um nichts und wieder nichts bemüht, sondern sich auch hinterher dessen ungeachtet zur Erfüllung einer unwürdigen Bedingung verstanden hatte — welches letztere um so unverzeihlicher war, da er, hätte er nur den Brief an den allmächtigen Brühl abgeben wollen, den er Manteuffeln ungebraucht zurückstellt, vielleicht sogleich die ganze Untersuchung hintertrieben haben würde — bleibt nicht aus. Manteuffel schreibt am 15. October 1737:

Monsieur:

Aiant eu la satisfaction de recevoir non seulement votre lettre du 12. d. c., mais aussi celle que vous m'aviez ecrite auparavant par la poste de Madeb., je suis ravi de savoir, que vous aiez trouvé (comme dit le proverbe) le Diable moins noir que vous ne vous l'ètiez imaginè et je vous felicite d'en avoir etè quite pour la peur.....

S'il etoit permi de raisonner sur des choses, dont on n'a qu'une connoissance superficielle, je prendrois la libertè de vous dire, que j'aime bien mieux que votre paix avec le Gr. Consistoire se fasse moyennant le Programme, que vous allez publier, que par l'accomplissement de la

Digitized by Google

promesse, qu'on vous avoit arrachèe a Dr., d'omettre ou de revequer dans une nouvelle edition de votre excellent art de parler, ce que vous y avez remarquè avec tant de justesse sur l'eloquence homelitique de tant de miserables Predicateurs. Je vous avouerai que cette promesse me faisoit de la peine, puisqu'elle vous engageoit, ce me semble, a vous dedire d'une veritè, qui n'est malheureusement que trop evidente, et que vous aviez très-heureusement representèe comme telle. Selon moi il eut etè trop difficile de combiner un tel desaveu avec les principes d'un vrai Philosophe, a moins que vous n'eussiez averti le public, que vous le faisiez malgrè vous. Mais enfin le Programme que vous ècrivez servira de remede à cet inconvenient, et je suis bien aise, pour l'amour de vous, que vous vous en soiez avisè. J'espere mème, que vos Censeurs y acquiesceront: Je ne vois pas, au moins, ce qui leur restera à vous objecter, lorsque vous aurez fait voir publiquement que vos principes ne derogent pas a l'honneur des homilies raisonnables, quoiqu'ils servent a drapper ou a corriger la foule des ignorans qui en abusent. C'est a mon avis tout ce que les Pedans les plus outrez peuvent vous demander, a moins qu'ils ne pretendent soutenir, que les plus grandes pauvretez deviennent des inspirations du St. Esprit, dès qu'elles sont prononcèes sur la chaire.

Ne doutant pas que votre Programme ne soit ecrit dans ce sens là, et souhaitant, au moins, pour l'amour de la veritè, qu'il en soit ainsi, j'attendrai avec beaucoup d'impatience l'exemplaire que vous avez la bontè de m'en promettre, et je vous en remercie d'avance, aussi bien que des autres ècrits que vous adresserez pour moi a Mr. Haude.

Auch in Bezug auf die Stelle eines Secretairs der Berliner Academie erfolgt sogleich eine Antwort: Quant a la confidence que vous me faites du pis-aller dont vous souhaiteriez de vous assurer, en cas que la necessitè vous forçat de changer de place, vous me permettrez de vous repondre par ce vers de Virgile,

O, formose puer, nimium ne crede colori.

La societè en question seroit fort honorèe par un Secretaire de votre trempe; mais pour m'en expliquer avec ma franchise naturelle, je ne sai, si vous le seriez beaucoup en le devenant, tant que ce corps sera sur le pied, où il est, et où il restera apparemment encore bien des annèes. En effet, que peut on esperer d'une Compagnie, dont les trois quarts meritent a peine d'être mis au rang des Etres raisonnables; dont le Vice-President *) est un bouffon declarè, et dont l'occupation principale est de faire de mauvais Almanacs? Ce qu'il y a de certain, c'est que Mr. R(einbeck), et trois où quatre autres personnes sensèes qui en sont, sont quasi honteux d'en être. Jugez vous-mème après cela, s'il vous conviendroit, comme a un savant du premier ordre, de briguer un poste pareil, que je ne serois d'ailleurs guère embarrassè de vous faire obtenir, celuy qui l'occupe presentement ne le conservant ce me semble, que par manière d'acquit.

*) Morgenstern; den Präsidenten Jarriges rechnet Manteuffel jedenfalls unter die wenigen personnes sensèes, die dazu gehören, denn er ist nach einem Briefe von ihm an Gottsched vom 22. Decbr. 1738 ein eifriger Leibnitzianer.

Digitized by Google

Indeſſen war damit die Gunſt des einflußreichen Mannes nicht verloren, ſelbſt nicht als Gottſched die Unſchicklichkeit beging, ihm am 26. October zu ſchreiben: Am Ende könnte ja der Verleger die neue Auflage ſo genau nach der erſten einrichten, daß es Niemand gewahr werden ſollte, daß es ein neuer Druck wäre. Es folgt ein viele Jahre hindurch fortgeſetzter fleißiger Briefwechſel, aus welchen ich in den folgenden Abſchnitten noch manches mitzutheilen haben werde.

Mit dem Programm war Manteuffel vollkommen einverſtanden: Votre Programme trouve icy toute l'approbation qu'il merite. Vous ne pouviez faire mention des changemens à faire dans vos instructions Homelitiques, vous ne pouviez, dis-je, en parler ny avec plus d'esprit, ny avec plus de menagement pour les droits sacrez de la veritè, nous avons lu cette piece, Mr. R. et moi, en presence de Mr. Roloff, et nous en avons etè tous charmez, quoique nous prevoiions, que vous aurez mal fait votre cour aux Antagonistes du bon sens, par tout ce que vous vous engagez de prouver. Je vous remercie de la part que vous avez bien voulu me faire de cet excellent ècrit.

Ja er iſt bereit ſich noch fernerhin der Sache ſehr eifrig anzunehmen. Gottſched ſchreibt am 15. März 1738, es ſei ihm noch ferner anbefohlen, die neue Auflage ſeiner Redekunſt nicht nur von dem Decan der philoſophiſchen Facultät, was er diesmal ſelbſt ſei, ſondern auch von dem der theologiſchen cenſiren zu laſſen und er habe daher nicht übel Luſt, um ſich dem nicht zu unterziehen, lieber Alles und Jedes wegzulaſſen, was ſich auf geiſtliche Beredſamkeit beziehe. Der Graf Manteuffel iſt damit einverſtanden, ſchlägt ihm aber vor die weggelaſſenen Stellen ins Geheim unverändert an ihn nach Berlin zuſchicken, wo er denn dafür ſorgen würde, daß dieſelben mit einer von Gottſched ſelbſt zu entwerfenden Vorrede, in welcher derſelbe ſich ſelbſt wegen des Wiederabdruckes um Verzeihung bäte, wenige Wochen nach dem Erſcheinen der verſtümmelten Ausgabe, im Druck erſchienen. Des Herren Reichsgrafen und Cabinetsminiſters heutige Nachfolger werden die Hände über'm Kopf zuſammenſchlagen, daß er in ſeiner Stellung ein ſolches Beiſpiel habe geben mögen, aber die Geſchichte lehrt nur um ſo mehr, wie viel ernſter es in dieſem Falle der Beſchützer mit Recht und Wahrheit gemeint, als der Schützling.

Wenn wir einem Brief Mosheims an Gottſched Glauben ſchenken, ſo hätte die ganze Anklage in Dresden noch weniger mit der Philoſophie zu thun gehabt als aus den mitgetheilten Documenten bereits erhellt. Daß Gottſched nächſtens in die Hände der Inquiſition fallen würde, ſchreibt dieſer am 23. April 1738 habe er wohl erwartet: „Ich habe es lange vermuthet, daß Ew. Hochedelgeboren in die Hände der Inquiſition gerathen würden. Es war nicht Alles Scherz, was ich, wo mir Recht, vordem zu erinnern die Freiheit genommen habe *).

Helmſtedt d. 15. Septbr. 1734.

*) Ew. Hochedelgeb. practiſche Philoſophie wird mit mir leicht auskommen, ſo lange ich billig und vernünftig bleibe. Gegen die chriſtliche Sittenlehre iſt nichts von Ihnen geſchrieben worden. Ich bin damit einig, daß alles mit Stellen der Schrift kann bewieſen werden. Ein anderes iſt es, ob alles mit der Glaubenslehre übereinkomme, die in unſern Kirchen angenommen und in den ſächſiſchen ſymboliſchen Büchern beſtätigt iſt, wo ich mich nicht ſehr betrüge, ſo ſteht der klare Molinismus darin. Und wenn E. Hochedelgeb. Luſt haben werden, dieſen berühmten Jeſuiten zu leſen, ſo werden Sie mit mir gleich einig ſeyn. Nach den Sätzen, die E. Hochedelgeb. in der allgemeinen Sitten-Lehre zum Grunde gelegt, können wir unmöglich unſre Lehre von

Digitized by Google

„Allein von der Seite habe ich den Angriff nie vermuthet. Man hat mir die Urheber dieses Sturms von einem Orte bekannt gemacht, wo man sie sehr genau kennet. Da ich ihre Namen vernommen, habe ich die Ursachen ihres Eifers leicht errathen können. Ein Weiser braucht dergleichen Dinge zu seinem Besten, und E. Hochedelgeb. werden ohne mein Erinnern sehr gute Folgen daraus ziehen. Man muß der Freundschaft derer, die einerlei Handwerk mit uns treiben am allerwenigsten trauen, *καὶ κεραμεὺς κεραμεῖ κοτέει καὶ τέκτονι τέκτων, καὶ πτωχὸς πτωχῷ φθονέει καὶ ἀοιδὸς ἀοιδῷ.* So hat der weise Hesiodus schon geurtheilt. Die Kappe betrügt oft — Ew. Hochedelgeb. errathen vielleicht meine Meinung, wenn sie diese Worte ein wenig bedachtsam lesen wollen." Dieses geht auf Johann Erhard Kapp, welcher nach Schulzes Geschichte der Leipziger Universität im 18. Jahrhundert von 1731—56 die Professur der Eloquenz bekleidet hat und also nach dieser Seite hin Gottscheds Nebenbuhler war.

---

der Rechtfertigung, den guten Werken, der Erbsünde u. s. w. gegen die Anhänger des römischen Stuhls vertheidigen; wer uns das Wort Augustini nimmt, das E. Hochedelgeb. nebst dem seeligen von Leibnitz (der das alles war was man haben wollte) gegen D. Luthers ausdrückliche Worte einem blinden Eifer zuschreiben, der nimmt uns vieles und führt uns so nahe an das Gehege der Pelagianer, daß wir nicht viel näher kommen können. Wie weit E. Hochedelgeb. mit dem Melodio übereinstimmen, weiß ich nicht. Ich habe das Buch dieses Mannes nicht, und da ich vor diesen ein paar Mal hineingesehen, habe ich geglaubt, daß ich es entbehren könnte. Wie weit er Recht oder Unrecht habe, will ich nicht ausmachen; aber das ist gewiß, daß ein Mann, der das behauptet, was er setzet, in keiner Evangelischen Kirche, das öffentliche Amt der Lehre führen könne, so lange unsre bisherigen Glaubensbekenntnisse stehen bleiben. Mit E. Hochedelgeb. ist es anders. Ein Weltweiser hat mehr Freiheit und ich will der nicht seyn, der andern das sagt, was ich hie als ein Theologus, der nach einer gewissen Vorschrift von den Lehren andrer Menschen urtheilen muß, geschrieben habe. E. Hochedelgeb. werden mir diese Freiheit zu gute halten. Ich gebe Ihnen hienieden vollkommene Gewalt, mich in der Weltweisheit, Rednerkunst, Poesie u. s. w. in die Schule zu führen, ja mich gar zum Ketzer in diesen Wissenschaften zu machen.

Helmstedt d. 18. December 1734.

Was ich gegen E. Hochedelgeb. praktische Philosophie erinnert, ist so böse nicht gemeint. Es ist Ihnen bekannt, daß diejenigen überhaupt Molinisten heißen, die dafür halten, daß ein Mensch außer dem Stande der Gnade gute Werke verrichten und etwas andres thun als sündigen könne, und wo ich mich nicht sehr betrogen, so hat es E. Hochedelgeb. beliebt, dieses zu behaupten und den Menschen eine Kraft beyzulegen, ohne dem Beistande der Gnaden gute Werke zu thun. Ist dieser Satz, den man in Sachsen vor diesen als den größten Hauptirrthum angesehen, der dem Papstthum Thür und Thore öffnete, nunmehro in Leipzig zu einer Wahrheit worden, so habe ich nichts dagegen zu erinnern. Ich sage hie wie unser Heiland, Joh. VIII: hat dich niemand verdammet, so verdamme ich dich auch nicht. H. M. Hoffmann hat mir auch darauf in seiner Schrift de antiquit. frustra quaesita, die Ehre erwiesen, daß er mich unter die Namen die in der Schrifft Alterthümer suchen, wo keine sind, mit vieler Höflichkeit gesetzet hat. Ich bin endlich in sehr guter Gesellschaft, und muß vorlieb nehmen. Das beste dabei ist, daß er noch so viel Vertrauen zu meiner Vernunft hat, daß ich über diese Ohrfeige nicht böse werden werde. Er hat mir sogar seine Schrift auf gut Schreibpapier zusenden lassen, damit mir sein Eifer nicht verborgen bliebe. Und dadurch bin ich genöthigt, mich vor die väterliche Züchtigung demüthig zu bedanken und ihm ein Gegengeschenk zu machen. Der Mann weiß die Kunst recht, wie man einen geschickt und zierlich ausschelten müsse. Ich habe es darüber heilig abgelobt, daß ich niemanden weiter zum Molinisten und Ketzer machen will, damit mir hinführo nichts ärgres widerfahre. E. Hochedelgeb. sind also sattsam gerochen.

Digitized by Google

3.

Da die Sache, welche sich so schlimm anließ, einen so glücklichen Ausgang genommen hatte, war Gottsched, statt bei dem Angriff der Theologen einzubüßen, in Folge desselben vielmehr um ein in seinen Augen unschätzbares Gut reicher geworden — er hatte, was ihm bis dahin niemals hatte gelingen wollen, einen vornehmen Beschützer gewonnen, und zwar einen solchen, dessen Einfluß am Dresdner Hofe ihm unmittelbar beförderlich sein konnte. Um so mehr fuhr er jetzt fort, die Sache der Philosophie zu der seinigen zu machen, und wer ihn nun ein Jahrzehend hindurch dazu beständig anfeuert, und, wenn er zu wanken beginnt, aufrecht erhält, ist der Graf Manteuffel. Vielleicht würde man Gottscheden nicht ganz Unrecht thun, wenn man behauptete, es habe bei ihm das seiner Eitelkeit schmeichelnde Gefühl, mit einem so großen Herrn gemeinsame Zwecke zu verfolgen, und das Bewußtsein, daß die Gunst desselben von dem Grade seiner Betriebsamkeit in diesem Sinne abhänge, unter den Beweggründen seiner Handlungsweise eine allzu große Rolle gespielt, doch werden wir den bereits vorgelegten Belegen, daß es ihm wirklich um Licht und Wahrheit zu thun war, noch einige andere folgen lassen können, und jedenfalls ist aus diesem Zusammenwirken manches Gute, ja selbst in einem weitern Kreise Segenbringende, hervorgegangen.

Das persönliche Verhältniß zu dem Grafen nimmt bald einen ziemlich vertrauten Charakter an. Die Veranlassung dazu giebt dem Umstand, daß der alte Herr an Gottsched den rechten Mann fand, um an ihm eine gewisse ästhetische Liebhaberei auszulassen, für die er freilich weder bei Chr. Wolff noch bei dem Propste Reinbeck mochte auf Sympathie rechnen können. Wir finden ihn eifrig beschäftigt, horazische Oden ins Französische zu übersetzen — am 11. Jan. 1738 bittet er Gottsched, da er einen Brief von ihm zu beantworten unterlassen, de recevoir comme une amande (sic) la cy jointe traduction que je fis ces jours passez d'un petit morceau d'Horace — Justum et tenacem propositi virum, wie es sich später zeigt — que certain grand seigneur (qui semble nè pour faire fleurir au jour les belles lettres) souhaitait de lire en françois, l'aiant trouvè citè dans un de ses livres. Ja er nimmt sogar Antheil an der deutschen Litteratur. Indem er Gottsched am 4. Nov. 1737 von einer Kritik einer Ode schreibt, die er einmal abgefaßt, setzt er hinzu: J'en fis une autre, il y a quelques années, du prèmier chant du Poeme heroique, que le Sr. Koenig avoit fait après le fameux campement de Radewiz. L'auteur, quoique son ouvrage fut dejà inprimè, m'aiant instamment priè de luy en dire mes sentimens, je le fis, peut ètre avec plus de franchise, que de justesse, et je luy envoiai, par manière d'èchantillons, 12 remarques, que j'avois faites à la hâte. Je luy promis mème de luy en communiquer d'autres, si elles pouvoient luy faire plaisir. Mais ce poète m'aiant laissè sans rèponse, j'ignore ce qu'il peut en avoir pensè. Je sai seulement par un de ses amis qu'il en a etè un peu embarrassè et que ces notes ont paru luy faire sentir, que sa poesie n'ètoit pas tout à fait irrèprehensible. Ce qu'il y a de sûr c'est qu'il n'a pas trouvè à propos de publier, comme il s'ètait engagè, la suite de son poeme, et que je ne crois pas qu'il ait mal fait de la supprimer. Dieß war, in Folge gewisser Vorgänge, die

Digitized by Google

ich in einem andern Abschnitte erwähnen werde, eine Gottscheden höchst willkommene Aeußerung; er versäumt nicht derselben sogleich beizustimmen: „Es ist dem Poeten viel Ehre, sein Urtheil von einem so erlauchten Richter gehöret zu haben, ob es gleich nicht zu seinem Vortheil ausgefallen seyn wird. Dieser ehrliche Mann denkt ohnedem so vollkommen zu seyn, daß er nicht fehlen könne, weil ihn einige Schmeichler zum König der Poeten gekrönet haben. Allein der schlechte Abgang seines ersten Gesanges, dabei er merklich zu Schaden gekommen, weil er ihn selbst verleget hat, zeigt ihm sattsam, daß er ein deutscher Chapelain werden wird. Es sind mir schon viel Critiken und Sinngedichte auf diesen stolzen Mann zugesandt worden, die ich aber noch zur Zeit zurückgehalten habe. Wenn Eure Hochreichsgräfliche Excellence es befehlen, so will ich einige davon zum Durchlesen übersenden." Es mußte freilich Gottscheden höchst erwünscht sein, auch in dem Verhältniß zu dem Dresdner Hofpoeten Manteuffel auf seiner Seite zu haben. Von allgemeinerer Wichtigkeit in Sachen der deutschen Litteratur als diese Einstimmigkeit, ist eine Meinungsverschiedenheit, die sich zwischen Gottsched und Manteuffel in Bezug auf einen Punct kund giebt, in Betreff dessen man dem ersteren heutiges Tages bisweilen ganz falsche Ansichten unterschiebt. Die Mittheilung der auf sie bezüglichen Briefstellen wird auch dazu dienen können, zu zeigen, daß Gottsched in Unterwürfigkeit und Demuth dem großen Herrn gegenüber doch nicht gerade so sehr, wie man wohl anzunehmen geneigt sein dürfte, das Maaß überschritten hat. Gottsched hatte dem Grafen die Sammlung der Oden der deutschen Gesellschaft geschickt; dieser ist sehr zufrieden mit denselben, und freut sich besonders, keine reimlosen Gedichte unter ihnen anzutreffen. Je ne sai, sagt er (16. Mai 1738), si c'est un effet d'une longue habitude et des prejugez de l'éducation, mais j'avoue encore une fois, que toute versification Allemande non-rimée choque autant mon oreille et mon gout, qu'une Prose rimée, ou que des vers latins rimez. Ce qui me fait quasi croire que je n'en juge pas ainsi par pure prevention, c'est que je sai, qu'il y a eu des Poètes françois, qui ont tentè de faire des Poemes sans rimes dans leur langue sans qu'aucun Savant sensè ait jamais approuvè ou imitè cette nouveautè. On remarque aussi, que le fameux Boileau a fait si peu de cas de cette methode, qu'il n'a pas seulement daignè en faire mention dans son Art-Poètique. Or la plupart des règles de la Poesie française ètant applicable à la notre, il semble que l'exclusion de la rime, dans les vers allemans et françois, soit tout aussi contraire au veritable genie de ces deux Langues, que la rime elle-mème est au genie de la Langue latine. Je vous prie de me dire, si ce que je pense là dessus est bien ou mal pensè? Ich glaube nicht zu irren, wenn ich voraussetze, daß die Mehrzahl meiner Leser von Gottsched erwartet, daß er sich mit der Ansicht des Grafen völlig einstimmig erklären, und sehr erfreut sein werde, sie von einem so vornehmen Gewährsmann ausgesprochen zu finden. Aber man höre ihn selbst.

Gottsched an Manteuffel.

Leipzig d. 31. Mai 1738.

Das vielgültige Urtheil Ew. Hochreichsgräflichen Excellence von den reimlosen Versen ist von so großem Gewichte bei mir, als vielleicht kein andres jemals seyn würde. Allein Dieselben werden gnädigst erlauben, daß ich nicht

Digitized by Google

ohne völlige Ueberzeugung die Partey dieser Art von Versen verlassen möge *). Eure Excellenz haben vollkommen recht, daß genannte Verse den Ohren besser gefallen, als ungereimte. Aber ich bin auch niemals der Meinung gewesen, daß man im Deutschen alle Reime abschaffen solle. Nur Uebersetzungen der alten und ausländischen Poeten, worin ohnedieß so viel Zwang ist, sollten von Rechtswegen dieses Vorrecht haben, ohne Reime zu erscheinen, bis etwa die Ohren der Deutschen diese Art gewohnt würden, und irgend einmal ein großer Dichter aufstände, der Geschicke, Feuer und Herz genug hätte, ein Heldengedichte oder ein Trauerspiel ohne Reime zu machen.

Was die französische Sprache anlangt, so scheinet dieselbe im Deutschen keinen festen Beweis an die Hand zu geben. Das macht, die Franzosen haben kein Sylbenmaaß, wie die Welschen, Engländer, Holländer und wir Deutschen. Ihre sogenannte cadence ist selbst bei ihren critiois ein je ne sai quoi, davon sie keinen deutlichen Begriff haben. Und wenn ihre Verse nicht noch einen ordentlichen Abschnitt und den Reim hätten, so wären es gar keine Verse mehr. Im Deutschen aber sind wir vermögend, alle Versarten der alten Griechen und Römer nachzumachen und das Gehör durch das Sylbenmaaß zu vergnügen, welches der Franzose nicht kann, oder wenigstens nicht will. Warum sollten wir also nicht dem Exempel der Italiener und Britten folgen, die uns längst mit guten Exempeln vorangegangen sind?

Manteuffel an Gottsched.

à Berlin ce 11. Jan. 1738.

Depuis avoir eu l'honneur de recevoir votre Lettre du 31. d. p. j'ai rèflèchi plus d'une fois sur ce que vous y avancez en faveur de la Poesie allemande non-rimèe. J'ai mème rèlu avec attention tout ce que vous en dites dans votre *Essai de Poesie critique* et j'ai fait tous les efforts imaginables pour gouter les raisons qui semblent vous avoir inspirè une espèce de prèdilection pour ce genre de vers: Mais je vous avoue que je ne puis gagner sur moi de les trouver convaincantes.

Il se peut qu'ètant nè dans la partie de l'Allemagne la plus exposèe au Nord et plus tardive peut-ètre que le reste de l'Empire, à se purger de cette barbarie des Rimes, qui y fut introduite comme vous le remarquez quelque part, par les anciens Goths et Vandales; il se peut, dis-je, que ce goût prètendu barbare me soit comme hereditaire, et que ce soit là le principal motif de tant d'indocilitè: Mais je le repete, tout poeme Allemand sans Rime, quelque main de maitre qui l'ait travaillè, quelque beautè qui y domine ailleurs me paroit tout aussi insupportable qu'une Prose rimèe. La Rime, selon moi ètant une des proprietès essentielles de notre Poesie, il me semble, que des Vers Allemans, qui en sont destituez, cessent d'ètre des vers, tout ainsi qu'un arbre feroit d'ètre un arbre dès qu'il ne seroit pas de bois, dèsque ce seroit p. e. un bloc de Marbre artistement taillè en guise d'arbre. Que si n'est besoin que d'un maitre-Poete pour mettre les vers non-rimez à la mode, il me paroit

*) Die er nämlich in der critischen Dichtkunst ergriffen; ich komme noch einmal auf diese Frage zurück.

Digitized by Google

tout trouvè. Les echantillons que vous en avez donnez, dans vos ouvrages, prouvent à vue d'oeil, que personne ne produisit jamais rien de si parfait, dans ce genre de Poesie, que vous même. Cependant

„quoique mes sentiments doivent respect aux votres"

quelque art, quelque justesse que vous y aiez observèe; fussiez vous Apollon luy-même, j'ose vous defier de faire beaucoup de proselites. On dira toujours, que vous avez infiniment mieux rèussi que feu Mr. de Seckendorff à traduire ce passage de Lucain qui se trouve dans votre poesie critique, Mais je crains, que la pluralitè des voix du Parnasse Allemand ne trouve plus d'agrèment à la traduction du même morçeau par le feu Pietsch, quoiqu' elle soit imcomparablement plus foible, qu'elle n'en trouve à la votre, uniquement parceque vous n'avez pas rimè. Tout de même, on trouve, ou je suis bien trompè, que la version du lambeau d'Homere, que vous y avez ajoutè, ne cède en rien à la beautè de l'original, quant au sens et aux expressions: Mais, soit par prevention ou par mauvois gout, ou par un reste de barbarie, je suis persuadè, que les meilleurs connoisseurs le jugent encore plus singulier que beau, et qu'ils le regardent et toute autre production semblable, comme les anciens regardoient le Colosse de Rhodes que tout le monde a admirè comme une merveille tant qu'il a etè sur pied, mais que personne a entrepris jamais d'imiter, et qu'on ne daigna pas seulement relever lorsqu'un malheur l'eut renversè.

En un mot, tout Poeme Allemand sans rimes, quelque grande qu'en soit la beautè et la perfection, n'est autre chose à mon avis qu'une très-belle Prose figurèe et cadancèe, dont il ne faudroit jamais faire usage, que, tout au plus, dans un Epitaphe, ou en d'autres inscriptions pareilles; ou pour exprimer le sens d'une idèe Poetique, qu'on n'auroit pas le loisir de mettre en vers.

Excusez, Monsieur, que je m'explique avec tant de libertè. Etant d'une nation, qui n'est connue dans le monde que par sa candeur *) je me flatte que vous ne m'en saurez pas mauvais grè.

Gottsched an Manteuffel.

Leipzig d. 21. Juni 1738.

Es ist mir eine besondere Ehre, und zu gleicher Zeit kein geringes Vergnügen, daß Eure Hochreichsgräfliche Excellence sich über die ungereimten Verse in deutscher Sprache so viele Mühe gegeben. Und wenn die paradoxe Meinung, die ich davon hege und in Schriften bei Gelegenheit vorgetragen habe, auch weiter zu nichts gedienet hätte, als daß sie mir einen so erlauchten Gegner zugezogen; so würde ich schon Ursache genug haben, mir deswegen Glück zu wünschen. Außerdem aber habe ich auch schon einmal das Vergnügen gehabt, von einer fürstlichen Hand eine Probe solcher reimlosen Verse zu sehen, die an unsere Gesellschaft unter der Hand zur Beurtheilung übersandt worden war. Und Ew. Hochgeborne Excellence können leicht denken, daß das Urtheil darüber nicht sehr strenge gefallen sein wird.

Eure Excellence aber lassen sich viel zu tief zu mir herunter, wenn sie die verspürte Unmöglichkeit meiner Neigung beizutreten zu einem Fehler Dero

*) Ein Pommer nämlich.

Digitized by Google

Vaterlandes machen wollen. Ich bin auch aus keinem südlichem Welttheile entsprossen, da ich ein Preuße, und zwar aus dem nördlichsten Theile dieses Landes, so man Samland nennet, gebürtig bin. Hätte also der Nordpol einigen Einfluß in diese Empfindungen des Schönen, so müßte ich denselben auch wohl empfunden haben, demungeachtet kann ich nicht umhin, meine Vorfahren, die ehrwürdigen Gothen und Wenden, für Barbaren zu halten. Nicht zwar, weil sie in den Reimen einen Wohlklang empfunden, denn diesen empfinde ich auch, sondern weil sie damit allein zufrieden gewesen, und die harmonische Abwechselung langer und kurzer Sylben in ihrer Poesie nicht beobachtet haben. Allein was konnte man von solchen Leuten viel fordern? Genug, daß ihre Nachkommen schon politer geworden, aber sich auch eben dadurch eine doppelte Last aufgelegt, da sie nicht nur nach Art der Griechen und Römer ein Sylbenmaaß beobachten, sondern auch nach alter Art reimen wollten.

Ew. Hochreichsgräfliche Excellence werden mir's also vergeben, daß ich noch zur Zeit nicht auf Dero Seite trete. Es kommt bei uns auf die Beschreibung eines Verses an. Ist ein Vers eine Zeile von einer bestimmten Anzahl ordentlich abgewechselter langer und kurzer Sylben: So ist auch eine reimlose Zeile ein Vers. Gehört aber zu einem Verse nothwendig ein mit der folgenden Zeile gleichklingender Ausgang, so haben weder die Griechen noch Römer Verse machen können, und wir müssen alle ihre Gedichte eine wohlklingende Prosa nennen. Ew. Excellence müssen Dero Grundsätzen zu Folge, das letztere behaupten und ich überlasse es Dero eigenem Urtheile, wer von uns beiden das größte **Paradoxum** behauptet.

Ich weiß, daß Dieselben zwischen den Sprachen einen Unterschied machen. Allein das thut nichts wieder mich. Ja! wenn der Lateiner etwa keine Reime und die Deutschen keine Scansion machen könnten. Allein keins von beiden kann man sagen. Folglich ist denn kein solcher Unterschied in den Sprachen, der hierin ein ungleiches Urtheil verursachen könnte. Da auch das sogenannte Metrum oder Sylbenmaaß bei allen politen Völkern das Wesen eines Verses ausgemachet, so will ich eher darthun, daß alle Gedichte, die kein Sylbenmaaß haben, ob sie gleich alle auf aille oder ouille reimen, nur für eine klappernde Poesie zu halten sind, als man mir das Gegentheil wird darthun können.

Uebrigens muß ich mir's gefallen lassen, wenn ein jeder seinem Geschmacke folget und keinen homerischen Koloß zu sehen begehret. Ich aber wollte mir nichts geringes einbilden, wenn ich ihn erst fertig und aufgerichtet hätte. Möchte er doch hernach einfallen wenn er wollte. Indessen hasse ich die Reime so wenig, daß ich neulich auf einen Freund einen langen Knittelvers gemacht, darin wenigstens hundert Zeilen auf einen einzigen Reim ausgingen. Das ist also wohl *καθ' ἑξοχην* ein Gedichte und ein wahrhafter Vers zu nennen gewesen!

Manteuffel an Gottsched.

à Berlin ce 5. Jul. 1738.

Tout ce que vous me faites l'honneur de me dire en faveur de la Poesie Allemande non-rimée, est très-ingènieusemment et savament pensè: Mais dussiez vous me traiter de tètu, je ne puis gagner sur moi de souscrire à vos raisons. Quelque brillantes quelles soient, elle ne sauroient me faire consentir à l'ostracisme de la Rime. Sachant par experience

Digitized by Google

qu'il y a infiniment plus d'esprits dètraquez parmi les grans seigneurs, qu'il n'y en a, à proportion, parmi les particuliers, votre argument tirè de l'essai que certain Prince a fait de ce genre de Poesie sans Rimes, me frappe beaucoup moins que tout le reste. Vous enseignez vous-même, que dans la recherche des veritez il faut se garder du prejugè de l'autoritè et vous savez mieux que moi, que celle d'un Prince, fut-il plus despotique qu' un Empereur de Russie, ne sauroit forcer votre manière de penser.

La dèfinition que vous donnez d'un vers, savoir, que c'est une ligne, artistement composèe d'un certain nombre de sillabes longues et courtes, cette definition, dis-je, ètant applicable, comme elle l'est, à la Poesie de toutes les Nations de l'univers, me paraitrait très-juste, si elle ètoit un peu moins generale. La consequence que vous en tirez en concluant, qu'une belle ligne sans Rime est donc un vers, ne l'est pas moins. Mais comme elle n'exclut pas la Rime, et que sans deroger à son evidence on peut dire avec la même justesse, qu'une ligne dont la fin rime à une des lignes suivantes ou precedentes, est pareillement un vers, il ne me semble pas que l'argument que vous formez dans la suite soit tout a fait concluant. Au moins est il bati sur une supposition, contre laquelle je ne puis que m'inscrire en faux.

Vous m'imputez de soutenir, qu'il n'y a pas de vers sans Rime, et vous concluez de là, que cela ètant, les Grecs et les Latins ne savoient pas faire de vers. Il n'y auroit rien à redire à ce sillogisme, s'il m'ètoit èchappè de dire, comme vous me l'imputez, que la Rime est inseparable des vers generalement parlant. Dès lors, il ne seroit plus question, qui de nous deux soutint le plus grand paradoxe. Il serait entièrement de mon cotè.

Mais une opinion si bisarre ne m'ètant jamais tombèe dans l'esprit, je crois, que pour combiner votre definition avec l'idèe que je me fais d'un vers, il faudroit y ajouter, *que la fin d'un vers doit être, suivant l'usage different des langues, tantôt rimante, tantôt sans Rime.* Vous m'avouerez qu'avec cette addition, à mon avis, très-naturelle et necessaire, nous nous epargnons, l'un à l'autre, la peine de nous entrecharger de paradoxes insoutenables.

Enfin, je crois, que c'est l'usage qui doit dècider de notre differènt. L'usage des Grecs et des Latins ètoit de bannir la Rime de leurs Poemes. Celuy des Allemans et des François est, en èchange de la rendre inseparable des leurs: Donc, ils sont, à cet ègard à deux-de-jeu: Donc, je crois, que ce seroit pecher ègalement contre la loi de l'usage et se faire ègalement soupçonner de trop de Neophilie que de tenter sans necessitè soit d'introduire la Rime dans la Poesie des premiers, soit, de l'exiler de celle des autres.

Il me paroit d'ailleurs douteux si certains vers burlesques, que vous dites avoir composès pour un de vos amis, prouvent votre amitiè pour la rime, ou le peu de cas, que vous en faites? C'est apparemment pour rire, que vous supposez, que de tels vers me paroitroient un poeme *par excellence*, c'est à dire, que je confondrois en faveur de la Rime, le Rimailleur avec le Poete. Ma predilection pour la Rime ne va pas jusque

Digitized by Google

là. Mais ce que je ne puis nier c'est, que des vers Allemans ou François destituez de Rimes, quelque sublimes et exacts ils soient d'ailleurs, ne me paroissent pas des vers mais une prose fleurie et cadencée. Dussiez vous m'accuser vingt fois de faire d'une grenouille une Diane, vous aurez autant de peine à me faire revenir de ma prevention, que j'en aurai apparemment à vous faire revenir de la vôtre:

Nil agit exemplum, litem quod lite resolvit.

Mais c'est assez parler de rimes. Je vous felicite du nouveau Professeur etc.

Solche Discussionen mit dem liberalgesinnten und vielseitig gebildeten alten Herrn konnten Gottsched, zumal da dieser so klug war, ihm das letzte Wort zu lassen, nur näher mit demselben verbinden, zumal da er zu derselben Zeit, auch in demjenigen, worauf es jenem hauptsächlich ankam, in der Vertheidigung und Ausbreitung der Wolffischen Philosophie thätig eingriff.

Es bot sich hierfür gerade im gegenwärtigen Augenblick ein ungemein günstiger Anknüpfungspunct dar, mit dessen Ergreifung sich die Erreichung noch eines anderen Zweckes, der Gottscheden nach dem Vorangegangenen sehr nahe liegen mußte, verbinden ließ.

Die Hauptanschuldigung der Gegner Wolffs wider seine Philosophie war von jeher von seinem angeblichen Spinozismus hergenommen gewesen; die Langesche Schrift, welche bekanntlich seine Vertreibung aus Halle zur Folge hatte, Causa dei et religionis naturalis adversus atheismum et quae eum gignit aut promovet, pseudophilosophiam veterum et recentiorum praesertim Stoicam et Spinozianam kündigt das gleich durch ihren Titel an. Auch hatte Wolff sich noch in demselben Jahre dagegen ausdrücklich vertheidigt, und zwar sowohl vorläufig in einem kurzen Aufsatz in den Leipziger neuen Zeitungen von gelehrten Sachen, wo er sagt: „was das systema harmoniae praestabilitae anbetrifft, welches der Herr von Leibnitz erfunden, so muß ein jeder Verständiger darüber lachen, daß es aus Spinoza soll genommen sein, indem es mit Spinosae unica substantia sich gar nicht räumt," — was dann aber noch fast 40 Jahre später Mendelssohn, nicht nur mit großem Mangel an philosophischem Scharfsinn, sondern auch mit großer Unwissenheit, denn diese ausdrückliche Erklärung ist in Wolffs kleinen deutschen Schriften abgedruckt, gegen Lessing als eine besondere Entdeckung geltend machen will, — als auch später in der luculenta Commentatio de differentia nexus rerum sapientis et fatalis necessitatis. Von dieser Zeit an wurden viele Schriften über diesen Punct gewechselt, die man in Ludovicis Geschichte der Wolffischen Philosophie findet. Besonders aber tauchte der Streitpunct wieder auf, als sich die Stimmung gegen Wolff in Preußen geändert hatte. Lange reiste damals — man sehe hierüber Gottscheds Leben des Chr. Wolff S. 91 — persönlich nach Berlin um den König aufs Neue gegen die Philosophie einzunehmen, und gab eine förmliche Anklageschrift gegen Wolff ein. Diese hatte einstweilen der Propst Reinbeck beantwortet, und der Graf von Manteuffel hatte selbst diese Antwort ins Französische übersetzt alsdann sandte Wolff selbst eine Verantwortungsschrift ein, die einer Commission, von welcher Reinbeck ebenfalls Mitglied war, vorgelegt wurde, und hier ward Wolff von der Anklage gänzlich losgesprochen. Dieß war im Jahre 1736 geschehen, im folgenden Jahre erschien eine Sammlung aller dahin gehörigen Schriften und Actenstücke, die auch ins Französische übersetzt wurden unter dem Titel: Recueil de nouvelles

Digitized by Google

pieces philosophiques concernant le Differend renouvellè entre Mrs. Jo. Lange et Chrètien Wolf etc. Avec Avis au Lecteur, contenant l'histoire de ce Differend *). Unter diesen Umständen konnte Gottsched kaum etwas Besseres thun, als daß er seinerseits nun auch über dem angeblichen Spinozismus der „neuern" Philosophie schrieb.

Dazu kam noch ein persönlicher Grund. Was man Wolffen nicht beweisen konnte, hätte man Gottschedeen — horribile dictu — mit seinen eigenen Worten belegen können. Ich habe oben eine Stelle aus einer seiner Disputationen über den influxus physicus angeführt, in welcher er erklärt, er sei der stoischen Ansicht von der Einheit der sinnlichen und geistigen Welt immer sehr geneigt gewesen. Nach den Ansichten, die man damals allgemein von der Uebereinstimmung des Stoicismus mit dem Spinozismus hatte, war mit diesen Worten der letztere geradezu eingestanden. Zwar war glücklicherweise noch kein theologisches Auge auf diese mißliche Stelle, die ihm, als er in Dresden vor dem Consistorium stand, schwer auf der Seele gelegen, und seine ganze unbegründete Angst bewirkt haben dürfte, gefallen, aber um so weniger durfte er Zeit verlieren, jetzt, da er dem Inquisitionsgerichte noch eben entronnen war, den Spinozismus möglichst entschieden von sich abzulehnen.

Aus diesen Motiven werden wir es herzuleiten haben, wenn Gottsched seine Zuhörer zum Besuch seiner Vorlesungen im Wintersemester 1737 mit einem Programme einlud, in welchem er simul foedam Spinozismi maculam a recentiori philosophia aliquot programmatibus amovendam indicit. Hier sagt er: Licet alii aliis semper ex causis, ad hanc calumniam philosophiae recentiori impingendam processisse videantur: observari tamen, vix aliunde Spinozismi suspicionem enatam esse penes multos philosophiae modernae osores, quam ex methodo mathematica — qua postquam B. de Spinoza in Ethica sua usus esset, recentiores philosophi quoque vel utuntur, vel utendum saltem esse, in libris dogmaticis praecipere solent **) — und das Thema der Abhandlung ist dann zu zeigen, daß hier ein ganz falscher Schluß gemacht werde. Erstlich sei die Anwendung der mathematischen Methode in philosophischen Darstellungen schon vom Cartesius angedeutet, wenn auch nachher mit vielem Verdienst allerdings erst vom Spinoza in den Principiis philosophiae Cartesianae zuerst ausgeführt — der aber zweitens in der Ethik welche allein seine eigene Lehre enthalte, dieselbe auf fehlerhafte Weise ausübe — und drittens habe diese Methode mit dem Inhalte überhaupt gar nichts zu thun. In den versprochenen Programmen selbst soll endlich der Inhalt der beiderseitigen Lehren verglichen und gezeigt werden, daß Spinozas Definitionen von denen Wolffs ganz abweichen — ein Plan, über dessen Ausführung man mir den nähern Bericht um so eher erlassen wird, da mir von den

*) Vermuthlich — denn ich habe manches von diesen Dingen nicht zu Gesicht bekommen können — ist dieß die Schrift, für deren Dedication der Cardinal Fleury Wolffen — der bekanntlich Mitglied der franz. Academie des sciences geworden war — in dem einem in den Decbr. 1737 gehörigen Briefe des Buchhändlers Haude an Gottsched in Copie beigegebenen Briefe dankt. Er findet sich noch vollständiger in Gottscheds Leben Wolffs Beilagen S. 55.

**) In der That hatte schon 1721 ein gewisser Poppo gegen Wolffs Logik ein Buch unter dem Titel: „Spinozismus detectus oder vernünftige Gedanken von dem rechten Unterschiede der philos. und mathemat. Methode und Lehrart" geschrieben.

Digitized by Google

6—7 Programmen, in welchen Gottsched nach seiner Angabe in dem Leben Wolffs, die Sache behandelt, nur vier vorliegen.

Der hohe Gönner war mit diesem Auftreten Gottscheds natürlich sehr zufrieden. Der Buchhändler Haude, dessen Verhältniß zu Manteuffel und Reinbeck gleich die folgenden Worte schildern, schreibt an Gottsched: „Wir haben das übersandte Programma mit vielem Vergnügen gelesen, das dessein ist vortrefflich und wird endlich ein gutes Gemählde geben. Ich wünschte das Vergnügen zu haben, Sie Abends in meiner Stube zu sehn, wenn wir drey bei einer Pfeiffe Tabak allerhand Vorwürfe der Gelehrsamkeit beleuchten." Und am 15. Nov. 1738 schreibt Manteuffel selbst: Je pourrois ajouter à ces remercimens — es wird sich bald zeigen, welchen — ceux que vous doivent tous les Alethophiles de ce que vous ne discontinuez pas, de prouver l'erreur de ceux, qui avaient pris a tache, de rendre suspects de Spinozisme les principes des veritez les plus evidentes et les plus salutaires: Mais, j'en laisserai le soin à d'autres; ou pour mieux dire, aux Veritez mèmes dont vous plaidez si bien la cause; parceque la Verité, comme la vertu, est toujours elle-mème la plus grande recompense de quiconque la soutient et en connait le prix. Gottsched erwiedert am 22. November: „Was meine Vertheidigung der Philosophie wider die Beschuldigung des Spinozismi betrifft, so hoffe ich wenigstens, daß niemand, der meine geringen Bogen gelesen, weiter mit diesem Einwurfe wird aufgezogen kommen. Und da ich auch zugleich die Schwäche der Spinozistischen Lehren überall zeige, so werden mir selbst die Herren Schriftgelehrten nicht ungeneigt werden können, des Herrn Rath Reinbecks Gedanken aber möchte ich wohl vor andern von den bisherigen Programmatibus gern wissen, weil ich mir die Erinnerungen dieses tiefsinnigen Mannes noch in den folgenden zu Nutze machen könnte."

Das unmittelbare Zusammenwirken Gottscheds mit Manteuffel beginnt seit einem Besuch, den der letztere in der zweiten Hälfte des Sommers 1738 in Leipzig abstattete, als Gottsched gerade Rector war. Hier lernte Manteuffel auch die Frau Gottsched kennen, mit welcher er von jetzt an in wenigstens eben so lebhaftem Briefwechsel steht, wie mit dem Gemahl; der feingebildete Weltmann hatte es natürlich sogleich gemerkt, daß sie der geistreichere Theil sei, auch mochte ihr freilich die zur Fortspinnung eines solchen Verhältnisses nothwendige Muße reichlicher zugemessen sein als dem eben jetzt mit Amtsgeschäften überhäuften Professor. Gottsched und seine Frau waren bei dem Aufenthalte Manteuffels in Leipzig von demselben zu Mitgliedern der Gesellschaft der Alethophilen ernannt worden, welche Manteuffel 1736 und zwar, wie er an Wolff schreibt (Büsching, 124) par badinerie plutôt que dans une intention serieuse *) gestiftet hatte. Den ersten Keim derselben hat uns schon der Buchhändler Haude in dem Tabackscollegium geschildert, das

*) Es geht aus diesem Briefe hervor, daß Wolff, der von gelehrten Gesellschaften ein abgesagter Feind war, ursprünglich gar keinen Antheil an der Alethophilengesellschaft hatte. Uebrigens setzt Manteuffel bei Erwähnung des Weißenfelser Zweigvereins, dessen Errichtung die Erwähnung in dem Briefe überhaupt allein veranlaßt, hinzu, es schienen ihm solche Gesellschaften, wenn man ihnen einigen Schutz angedeihen lasse, besonders in Sachsen, wo die Orthodoxen das Ruder noch in den Händen hätten, der Ausbreitung der Wahrheit sehr förderlich werden zu können. — Daß Friedrich II. ein Mitglied gewesen, wie Preuß in der Schrift Fr. d. Gr. u. s. Verwandten und

Digitized by Google

sich Abends auf seiner Stube versammelte, auch blieb das dort berathende Kleeblatt der Mittelpunct derselben; Filialgesellschaften wurden in Weißenfels, dessen Hof eine kleine Anzahl gebildeter Männer vereinigte, Leipzig, Stettin und an andern Orten gegründet. Uebrigens findet man Näheres über sie bei Wuttke S. 35. Das Bedürfniß des alternden Staatsmannes, bei irgend etwas an der Spitze zu stehen, etwas zu leiten und zu administriren zu haben, fand in dieser Organisation seine Befriedigung, wobei es denn freilich, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, zuletzt ohne einige Wichtigthuerei und Spielerei nicht abgeht. Den Zweck der Gesellschaft spricht der Name aus. Doch ist es bei ihr nicht unmittelbar auf Ausbreitung der Wolffischen Philosophie abgesehen, obgleich allerdings nur Anhänger derselben an ihr Theil genommen zu haben scheinen. Die Wolffische Philosophie als Wissenschaft konnte der Endzweck des bejahrten Mannes, dessen Leben einem practischen Wirkungskreise gewidmet gewesen war, nicht sein, ein eigentliches Studium hat er ihr schwerlich gewidmet, sie galt ihm nur als Philosophie im Sinne des vorigen Jahrhunderts, d. h. als Aeußerung der Geistesfreiheit, in demselben Sinne wie Friedrich II. sich später Wolffs annahm, nur daß Manteuffel noch ganz der ältern theologischen Zeit angehört, und von den eigentlichen Freigeistern z. B. einem Edelmann, mit seiner ganzen Gesellschaft durchaus nichts wissen will; wie denn ja auch Wolff mit Händen und Füßen gegen jeden Verdacht des Atheismus und Spinozismus kämpft und die Wahrheit der christlichen Religion beweist. Manteuffel erklärt sich für einen entschiedenen Lutheraner. Die Frau Gottsched hatte einmal fallen lassen an Gott, Unsterblichkeit und Belohnung und Strafe nach dem Tode glaubten ja am Ende Lutheraner, Reformirte und Katholiken gleicherweise, und das sei genug, wie er auch zugeben werde. Dagegen erwiedert Manteuffel d. 21. Oct. 1739, das würde sie ihm nicht zugemuthet haben, wenn sie sich erinnert hätte, que mon système n'est pas uniquement bati sur la Raison, mais sur la Raison et la Revelation conjointement, et que la Religion n'est bonne, qu'en tant que ses principes et ses dogmes sont conformes à la Revelation sans être contraires à la raison. Or s'il suffiroit pour être Chrètien ou pour mieux dire, pour être de la bonne Religion, de croire qu'il y a un Dieu; que l'ame est immortelle et qu'il y aura des peines et des recompenses après cette vie, je vous accorderois, que les trois Religions principales sont egalement bonnes. Mais comme vous savez mieux que moi que les principes generaux quelque bons qu'ils soient en eux mèmes, sont souvent mal appliquez; et que c'est justement la differente manière d'appliquer les principes surdits, qui constitue la difference des trois Religions; vous m'avouerez qu'on ne sauroit declarer celles ci ègalement bonnes, avant que d'avoir trouvè, que la differente application, qu'elles font de leurs principes communs n'implique point de contradiction, c. à. d. que les differentes consequences, qu'elles en tirent, sont ègalement justes. Je suis si persuadè, Madame que vous pensez là dessus tout comme moi, que je crois inutile de m'y arreter plus longtemps. — Ne croiez pas après cela, que

---

Freunde S. 34 zu meinen scheint — „die Gesellschaft der Wahrheitsfreunde, welcher Fr. durch den Ernst seiner Studien die größte Ehre machte" — ist ganz unwahrscheinlich: es geschieht seiner in dieser Beziehung nirgends Erwähnung.

Digitized by Google

je sois plus amoureux ou plus entetè, que vous, de la prètendue infaillibilité de feu Luther. Bien loin de là je crois son systeme très susceptible de reformation. Mais je crois aussi comme vous, que son systeme vaut mieux que toutes les autres religions, et qu'il est plus conforme qu'eux à celuy de la bonne religion, pourvu que Mess. les Ortodoxes n'en excluent pas ma boussole, c. à. d. l'usage de le raison. Also der Rationalismus des vorigen Jahrhunderts ist die Tendenz der Alethophilengesellschaft — Gottsched steht auch mit dem Wertheimschen Bibelübersetzer zur Zeit seiner Verfolgung in Briefwechsel — und gegen die Uebergriffe der Orthodoxen ist sie gerichtet; ihre Mitglieder sind großentheils Theologen; die Stettiner Abtheilung zwar beschäftigt sich mit naturwissenschaftlichen Experimenten, doch steht dieß vereinzelt da, und als der illustre Primipilaire wird von dem Grafen immer der Propst Reinbeck bezeichnet. Und aus dieser Tendenz erklärt sich denn auch die wichtige Rolle, die Gottsched hier zu spielen berufen war. Um die neue Denkungsart auszubreiten, bedurfte es vor Allem in ihrem Sinne gebildeter Kanzelredner, und daß Gottsched sich bei der Bildung dieser mit seinen Vorlesungen über Redekunst einzudrängen suchte, das hatte ihm ja eben erst eine Verfolgung zugezogen. Die Bestrebungen, zu welchen sich Gottsched und seine Frau von Manteuffel angeregt finden, sind fast ausschließlich auf Verbesserung der Homiletik gerichtet.

Bei der Verfolgung dieser Zwecke der Gesellschaft der Alethophilen sehen wir nun der Reihe nach alle jene Mittel angewendet, auf die jede Propaganda in allen Jahrhunderten immer wieder verfällt. Wie Voltaire jene berühmte manufacture de Ferney unterhielt, deren Producte die Grimmsche Correspondenz so gewissenhaft registrirt, so setzt auch Manteuffel eine ganze Anzahl von begabten und unbegabten Köpfen in Bewegung; und es fehlt nicht an Herausgabe der Bücher unter falschen Namen, geflissentlicher Verbreitung falscher Gerüchte über die Verfasser, ostensiblen Briefen — ja selbst Bestechung der Drucker der Gegenpartei, um eine Schrift, welche gefährliche Folgen haben könnte, gleich im Manuscript an sich zu bringen und der Vernichtung zu weihen. Der Pamphletenkrieg wird von der Frau Gottsched eröffnet; ich theile Manteuffels Brief, welcher auf das erste von diesen Erzeugnissen Bezug hat, mit, weil er zugleich der erste ist, den er an die Frau Gottsched geschrieben, und das ganze Treiben, besonders aber den Grafen selbst lebendig vor Augen stellt; zum Verständniß wird die Bemerkung hinreichen, daß die Frau Gottsched bei Manteuffels Besuch ein responsum theologicum, welches die in Wolffs Sache von einigen Universitäten ergangenen perstfliren sollte, und eine satyrische Predigt, mit welcher die Abgeschmacktheit der orthodoxen Kanzelredner lächerlich zu machen wäre, zu liefern versprochen hatte.

Manteuffel an Frau Gottsched.

Berlin ce 29. Nov. 1738.

Madame!

Bien que j'ignore, si la belle lettre, qu'il vous a plu m'ècrire, est un effet spontanè de la bontè dont je me flatte que vous m'honorez ou si j'en ai l'obligation à l'importunitè avec laquelle j'ai osè prier Mr. votre Mary de vous faire souvenir de vos debtes; je vous assure, Madame,

Digitized by Google

que j'ai etè charmè de la recevoir. Je ne l'ai pas eté moins de la piece que j'y ai trouvè jointe, et comme, selon moi, il n'y a pas de joie complete, à moins qu'on ne la partage avec quelque ami fidèle, je n'ai pu gagner sur moi, d'en faire un mystère à ma fille et à Mr. Reinbeck.

Nous venons de lire et relire ensemble et votre lettre et son accompagnement; et je prens la plume immediatement après, pour vous dire, que je me garderai bien de vous apprendre le jugement unanime que nous en avons portè. Votre modestie en souffriroit trop. Mais de quoi je ne puis m'empecher de vous faire part, c'est le resultat d'un long conseil que nous avons tenu sur l'usage à faire de votre responsum. Etant allez aux opinions, peu s'en est fallu que nous ne nous soions prècipitèz à le donner incessamment à la presse. La resolution alloit en être prise à la pluralitè des voix, quand Mr. R. la fit changer par une reflexion digne d'un Primipilaire des Alethophiles.

„Il me semble" dit-il, après avoir rèiterativement feuilletè votre ècrit, „il me semble, que nous allons un peu trop vite, et que le plaisir de voir les ennemis de la raison si bien turlupinez, nous fait oublier un des principaux devoirs des Alethophiles, c'est celuy de prendre garde, que la defense de la Veritè ne devienne fatale à ceux, qui sont assez gènèreux pour l'entreprendre. Je connais mes confrères ortodoxes. Ils n'entendent pas raillerie, et n'abhorrent rien tant, que de se voir depeints au naturel. Cet ècrit les piquera au vif; il remueront ciel et terre, pour en decouvrir l'auteur, et quelque prècaution que nous prenions pour le cacher, ce ne leur sera pas impossible d'y rèussir. Or que croiez vous qu'ils feront pour luy tèmoigner du ressentiment? Ils se garderont bien de soutenir les absurditez dont l'auteur les convainc. Mais ils l'accuseront d'avoir abusè de la Ste Ecriture, et ridiculisè des expressions consacrèes à la chaire. Sous ce pretexte specieux, ils animeront tous les bras seculiers contre cet ècrit. Et malheur à l'Auteur, si l'on vient à deviner qui il est? C'est pourquoi je suis d'avis que nous changions de rèsolution" etc.

Nous la changeames effectivement, et nous resolumes 1) de ne point faire imprimer l'ècrit en question tel qu'il est 2) d'en changer le titre, et et de substituer à celuy Theologiſches responsum celuy de — decretum relegationis perpetuae, ou quelque autre pareil; 3) d'en retrancher certaines phrases trop sacrèes; en un mot 4) d'en conserver tout le fond, mais d'en rendre les atours si mèconnaissables, que l'auteur, dans un cas de besoin, pourra jurer en bonne conscience, que la piece n'est pas de luy. En effet, je crois, qu'il faut toujours se garder de donner prise à l'ignorante prètraille.

Il en sera tout autrement de la harangue homelitique, que j'attendrai avec impatience. La même engeance n'en sera pas moins fachèe; mais comme, a vue de pays, elle n'y trouvera pas la même prise, pour accuser l'auteur de profanation et de blaspheme, les bras seculiers, souvent plus sots encore que ces pretendus ortodoxes, ne pourront pas être engagez à en prendre connaissance et à chagriner l'auteur, en se flattant de soutenir par là la gloire de Dieu.

Je ne puis d'ailleurs me lasser d'applaudir aux deux passages

Digitized by Google

d'Horace, que vous avez si ingenieusement choisis *). Le texte principal surtout (quo ruitis) me plait infiniment: Mais je crois, Madame, que pour rendre la chose plus touchante, il ne faudra pas vous tenir aux quatre paroles initiales ou aux deux premiers vers de l'Ode en question mais analiser l'Ode entière, parcequ'elle est toute farcie d'idées riches, et que, surtout, les quatre derniers vers semblent faits exprès, pour vous donner occasion de faire une Digression epanortotique contre le prètendu fatalisme de la Philosophie Wolfienne en deplorant, qu'un aussi grand Homme qu'Horace ait etè souillè, tout comme Cicèron, d'une doctrine si deplorable.

Après avoir rèpondu à la lettre, que vous avez eu la bontè de m'ècrire, vous me permettrez, Madame, de satisfaire, soit à un mouvement de paresse, soit au plaisir que je prens à faire durer celuy de vous entretenir. Voicy de quoi il s'agit. Mr. votre mary m'a fait l'honneur de rèpondre à une petite commission dont je l'avois priè de se charger. Il l'a fait, et il est juste, que je l'en remercie. Voudriez vous bien Madame, devenir pour un moment mon Ambassadrice pour vous en acquiter de ma part? Ce sera un moyen sûr, pour luy rendre mon compliment plus agrèable et pour l'empêcher de trouver mauvais, que je me dispense de luy ècrire aujourd'huy. Je vous prie cependant de luy dire en même tems, que je commence à croire, que l'avis qu'on m'avoit donnè est faux, et que les defenseurs du Dr. L(ange) auront pris le parti d'envoier quelque part en Hollande ce qu'ils avoient d'abord projetè de faire imprimer à Leipsig. Au bout du compte, et quand la Satyre en question paroitroit, le mal ne sera pas bien grand. Je medite le Canevas d'une autre, qui deviendroit assez interessante, si vous vouliez bien vous donner la peine d'en entreprendre l'execution: mais ce sera le sujet d'une autre lettre, que vous recevrez en quelques jours d'icy. Car après la manière obligeante avec laquelle vous avez commencè notre correspondance vous n'avez qu'à vous prèparer à être souvent importunèe de mes lettres, dussiez vous même n'y trouver que des assurances reiterèes de l'estime très sincère et parfaite, avec laquelle je suis etc.

Wie ſpäter dieſe horaziſche Predigt fertig und dem Grafen nach Berlin geſchickt iſt, geht ſeine Sorgfalt, die Verfaſſerin vor der Entdeckung zu ſchützen, ſo weit, daß er Gottſcheden eine Abſchrift derſelben mit einem oſtenſiblen Briefe als eine intereſſante Neuigkeit überſendet; man merkt dem alten Staatsmanne das Behagen an, das er bei dieſer Intrigue empfindet; der Brief ſchließt ſchalkhaft: Mais peut-ètre, que je porte des chouettes à Athènes; peut-ètre, cette pièce est elle plus connue à Leipsig, et partout ailleurs qu'icy. Quoiqu'il en soit, j'avoue qu'elle m'a donnè une satisfaction extrême, et je me hate de vous en faire part, parcequ'il me sembleroit indigne d'un vrai Alethophile, de frustrer ses amis de ce qui luy fait plaisir. Je me flatte au moins, que vous regarderez cet empressement comme une nouvelle preuve de l'estime sincere avec laquelle je suis

*) Man ſehe über die Predigt der Frau Gottſched ihre Lebensbeſchreibung von Gottſched S. 18, wo aber die polemiſche Beziehung der Sache verſchwiegen wird, und in der Kürze Jördens.

Digitized by Google

etc. Die horazische Predigt ward dann unter dem Namen X. Y. Z. des jüngeren gedruckt, eine Chiffer, zu deren Wahl Liscows Schrift gegen Sievers die Veranlassung gegeben hat. Uebrigens war das Schicksal der Schrift ein eigenthümliches. Frau Gottsched schreibt am 21. Juni 1739 an Manteuffel: „Ich habe neulich auf einem von unsren Universitätstagen eine rechte Lust gehabt, da nehmlich unser Superintendent Dr. Deiling anfing über Tische alles zu erzählen, was ihm mit der Rede des Horaz wider die Wolffianer begegnet wäre; zumal da er es für eine Satyre über die neuere Philosophie hielte. Nimmermehr hätte er wohl gedacht, daß der Verfasser derselben an dem Tische saß, und nimmermehr hätte ichs gemeynet, daß ein Decanus der Leipziger theologischen Facultät so dumm sein könnte, den wahren Sinn dieser Schrift nicht einzusehen."

An diese Plänkeleien knüpften sich bald ernsthaftere Unternehmungen.

Eine der hervorstechendsten Aeußerungen der Umstimmung des Königs Friedrich Wilhelms I. in Bezug auf die Wolffische Philosophie war eine Cabinetsordre vom 7. März 1739 „wie die reformirten Studiosi und Candidaten zum erbaulichen Predigen sollen angeführet werden" — denn so rubriciren sie die Acta historico-ecclesiastica, in deren dritten Bande S. 593 sie abgedruckt ist. Sie verlangt außer ungeheuchelter Gottesfurcht u. s. w. 2) daß dieselben bey Zeiten in der Philosophie aus einer vernünftigen Logik als zum Exempel des Prof. Wolffens sich recht feste setzen; 3) sollen sie zu einer vernünftigen, deutlichen und überzeugenden Art zu reden gewöhnet werden, nicht hochtrabend und gezwungen, sondern in einem reinen und kurzen Styl reden, damit sie ihren Zuhörern klare Begriffe im Verstande beibringen; 4) sollen sie unterwiesen werden, ihre Predigten ordentlich zu meditiren und die Dinge erst deutlich zu verstehen u. s. w.; 5) sollen sie den Text vernünftig, kurz und bündig zu meditiren lernen; 6) nicht immer das ganze Evangelium oder die ganze Epistel erklären, sondern nur Stücke daraus; 7) sich der dunkeln mystischen Ausdrücke aus den Propheten enthalten; 8) die Predigten in eine leichte und natürliche Ordnung bringen und endlich 9) nicht allzuviele Bibelsprüche, sondern nur die deutlichsten anführen.

Sehr bald nach diesem Erlaß finden wir Manteuffel — in der Ostermesse desselben Jahres — in Leipzig, und was er hier mit Gottsched verhandelt, ergiebt sich aus einem Blatte, das, von der Hand von Manteuffels gewöhnlichem Schreiber geschrieben, zwischen Briefen vom 24. April und 10. May eingeheftet ist.

A Leipsic ce 6. May 1739.

Voicy le projet de la nouvelle Homèlie de Mr. Gottsched: 1) Il l'écrira anonymement; 2) afin que l'auteur paroisse quelque savant Prussien, il fera preceder son ouvrage d'une courte introduction où il inserera la copie du Rescript Homelitique, en disant que les prèceptes qu'il va donner n'en sont qu'une paraphrase; 3) il citera mème ce Rescript dans le corps de l'ouvrage *locis congruis*; 4) pour rendre ses préceptes d'autant plus sensibles par des exemples il citera presque tous *vos Sermons*,*)

*) Ohne Zweifel Reinbecks — das Blatt war also Copie eines Briefes von Manteuffel an ihn.

Digitized by Google

plusieurs de ceux de Mr. Sack, de Jablonski, de Ribow, de Werenfels, de Tillotson, de Saurin etc. etc., et il citera même par-ci par-là le Lehr-Elenchus du Moufti de Dr. *); 5) ses preceptes seront les mêmes qu'il a donnez dans ce morceau de sa Redekunſt, qu'il a eté obligè d'obmettre dans la nouvelle èdition qu'il vient d'en publier, et il n'en changera, en quelques endroits, que le tour et les exemples. Voilà le plan que Gottsched s'est proposè le suivre, et voicy celuy, que nous avons eventuellement projettè pour votre prèface.

Nous croions, que vous pourriez dire à peu près (après quelques reflexions generales sur la bonne manière de precher, sur l'utilitè et sur la decadence des bonnes homilies), que S. M. Pr. aiant donnè un Rescript digne d'Eloges, pour l'instruction des Candidats Reformez, et les Lutheriens n'aiant pas moins besoin que ceux-cy, d'être redressez à cet ègard: mais les uns et les autres manquant de bons preceptes Homelitiques, selon lesquels ils puissent former leurs Sermons, vous aviez pensè aux moyens de supplèer à ce defaut, et que, pour cet effet, vous aviez cru, qu'on pourroit recommander aux Candidats de quelque Religion qu'ils fussent, de lire la susdite Rhetorique ecclesiastique de Gottsched, dont vous pourriez faire quelque Eloge, mais qu'aiant remarquè, que ce Professeur l'avait omise dans la nouvelle èdition de sa Rhetorique, vous aviez trouvè un de vos amis, qui avoit bien voulu en faire une èdition separèe, après l'avoir rendu conforme et applicable, en tout point, au Rescript et aux intentions si louables de S. M. Pr.; et que les Professeurs pourroient s'en servir utilement dans leurs leçons Homelitiques etc. etc. Voilà le tour, qu'il nous semble que vous pourriez donner à votre preface: Mais si vous pouviez faire en sorte, que le Roi vous ordonnât luy-même de faire imprimer quelque chose de pareil, cela vaudroit encore mieux. Peut-être aussi que vous imaginerez quelque autre tour encore plus heureux que ceux la.

Wenn hiermit einerſeits ein früheres Anerbieten Manteuffels, die weggelaſſenen Stellen aus Gottſcheds Redekunſt — ſiehe oben S. 25 — abgeſondert wieder abdrucken zu laſſen, erfüllt wird, ſo geht andrerſeits aus dieſem Schreiben hervor, daß die unter Reinbecks Namen bekannte Homiletik welche den Titel führt:

Grundriß einer Lehrart ordentlich und erbaulich zu predigen, nach dem Inhalt der Königl. Preuß. Cabinetsordre u. ſ. w. Berlin 1740. 8.

— man ſehe über ſie Schulers Geſchichte der Veränderungen im Geſchmack im Predigen, 2. Th. S. 155 ff. — vielmehr von Gottſched herrührt.

Den vollſtändigen Beweis kann ich durch die Nachweiſung der allmählichen Entſtehung, wie ſie ſich in den Briefen an Manteuffel kundgiebt, liefern — wobei noch manches andere nicht unintereſſante zur Sprache kommen wird — nur muß ich im Voraus um Entſchuldigung bitten, wenn ich als Nichttheologe, vielleicht für ein oder das andere Verhältniß den richtigen Namen nicht treffen ſollte; bedeutende Irrthümer werden, da es ſich hier nur von ganz populären Dingen handelt, nicht vorkommen — doch will ich, damit man hier nicht etwa

*) Des Oberhofpredigers Dr. Marperger.

Digitized by Google

ein Uebersehen auf meiner Seite vermuthet, ausdrücklich bemerkt haben: daß der Umstand, daß Gottsched, der Lutheraner, hier zunächst doch im Dienste der reformirten Kirche arbeiten sollte, nicht nur keinerlei Schwierigkeiten hervorruft, sondern sogar weder von der einen, noch von der andern Seite auch nur erwähnt wird.

Zuerst geht die Ausarbeitung des Buches ihren ganz ruhigen Gang. Manteuffel treibt nach seiner Weise beständig an. „Mr. R." sagt er am 16. Juni 1739, „avance assez bien dans la 4me Partie de la Conf. d'Augsb. Il ne faut pas douter, qu'il n'en soit de même du commentaire Homelitique: Mais il ne faudra pas y citer, parmi les modèles à alleguer, les sermons de Mr. Reinbeck; il se feroit d'un scrupule (?) de faire la preface du livre, s'il y était cité luy-même — surtout s'il l'étoit avec quelque èloge." Bald darauf (am 11. Jul.) schreibt Frau Gottsched — „Mein Mann übersendet hiermit den Anfang der bewußten Schrift, und bittet Herrn Haude ihn nicht für so langsam anzusehen, als daß das Werk nicht auf Michael fertig sein sollte; dafern, außer dem Verfasser, alle andern Zubereitungen richtig sind." In demselben Sinne sagt Gottsched selbst am 16. Jul. „Zuförderst werden also Ew. Hochreichsgräfliche Excellence den Vorbericht zu meiner evangelischen Redekunst neulich erhalten haben. Diesen etwas kleinen Anfang zu verstärken, übersende nunmehr noch ein paar Bogen mit dem ersten Hauptstücke, darauf innerhalb acht Tagen wieder soviel folgen soll. Herr Haude wird nunmehr den Anfang zum Drucke machen lassen, und mir den ersten Bogen zur Revision zu überschicken bedacht sein, und mich also zum ferneren Fleiße aufmuntern. Wenn ich ihm nun wöchentlich zwey solche geschriebene Bogen schicke, und er immer allmählich fortdrucken läßt, so können wir gar wohl auf Michael fertig seyn. Ich bin es so gewohnt, daß von meinen Sachen immer ein Bogen nach dem andern in die Buchdruckerey gekommen, und daß mich der Setzer immer zum Fortfahren genöthigt hat. Wenn also Hr. Haude dieß Mittel eifrig brauchen wird, so wird es gut gehen: denn über ein Alphabeth wird das Buch fürs erste wohl nicht stark werden." Der Graf ist (19. Jul.) mit diesem Anfang zufrieden, nur wünscht er — pour ne pas rendre cet ouvrage desagrèable à la cour — welchem? — daß einige starke Ausdrücke gegen die Katholiken wegbleiben — auch weist er Gottsched auf ein Paar Abhandlungen in Wolffs horis subcisivis hin, die er vortrefflich werde brauchen können! In derselben Weise geht die Sache zunächst fort, nachdem — es wird an einem andern Orte gezeigt werden, auf welche Veranlassung, — Manteuffel im Juli aufs Neue in Leipzig gewesen war.

Aber bald glaubte sich Gottsched wieder verfolgt. Er hatte eine Gedächtnißrede auf Opitz gehalten; über diese ward von der Universität von Dresden aus ein Bericht gefordert, wie es dabei zugegangen. Da Gottsched doch eben nach Dresden zu reisen im Begriff steht, beschließt er, sich hier wegen dieses Punctes zu rechtfertigen. „Zu meiner großen Bestürzung aber habe ich von dem Hr. Präsidenten hören müssen, daß unser Vorhaben wegen der geistlichen Beredtsamkeit allbereits verrathen und bekannt ist, indem er mir ausdrücklich zu sagen wußte, daß dergleichen Buch, was ich geschrieben haben sollte, in Berlin herauskäme . . . . Ew. Hochreichsgräfliche Excellence werden also gnädigst zu erwägen geruhen, daß es bey so gestalten Sachen gar keine Sache für mich ist, itzo ein solches Buch zu verfertigen, welches mir nur neue und viel schwerere

Digitized by Google

Ungelegenheit zuziehen würde, als alles vorige. Ich bin der Verdrüßlichkeiten mit meinen Vorgesetzten müde, und kann mich mit denen in keinen Streit einlassen, die unfehlbar die Oberhand haben müssen. So lange ich wenigstens in Sachsen bin, ist nicht daran zu denken. Und ob ich gleich sagen wollte, daß etwa durch Herrn Spenern unter der Aufsicht des Herrn Propst Reinbeck, nach dem demselben übergebenen Entwurfe, ein solches Werk ausgearbeitet werden könnte: So würde doch auch dieses mir nicht zuträglich seyn, sondern bey bereits vorhandenem Argwohn mir Verdruß genug zu wege bringen. Ich sehe mich also genöthiget, Ew. Hochreichsgräfliche Excellence gehorsamst zu ersuchen, daß mich dieselben von dieser Arbeit gnädigst freisprechen und erlauben mögen, mich nunmehro an meinen lieben Horaz zu machen u. s. w. — (der Graf hatte früher von G. die Umarbeitung der Uebersetzung des Horaz von einem gewissen Reichhelm verlangt). (16. Sept.)

Auf dieses Absageschreiben erwiedert Manteuffel ruhig (18. Sept.) der neuliche Brief müsse ihn sehr wundern. Da er über die Aeußerung des Präsidenten nichts weiter erfahre, so lasse sich freilich nicht darüber urtheilen, selbst aber den schlimmsten Fall angenommen, daß dieser wirklich positiv von der Sache unterrichtet sei, könne er die Gefahr nicht für so dringend erachten. Was man ihm denn vorwerfen könnte? Zum Ueberfluß sagt er ihm, es würde sich leicht Jemand finden, der seinen Namen hergäbe, und stellt an ihn die Bitte: 1) de me specifier le nouveau fantôme, qui vous a si terriblement effraiè et; 2) de me dire, si vous vous croiriez rassurè au cas que je trouvasse un homme de merite dans ce pays-cy qui vous prètat son nom en se donnant publiquement pour auteur du livre dont il s'agit? Uebrigens sei ihm sehr viel daran gelegen, daß die Sache nicht liegen bleibe. Und nachdem auch Frau Gottsched einen ähnlichen Jammerlaut ausgestoßen, beweist Manteuffel beiden durch die Abschrift eines Briefes von Holtzendorff, daß dieser an so etwas gar nicht gedacht — und fügt eine gut gewendete Strafpredigt bei — er war gerade im Zuge, denn genau in dieselbe Zeit fällt sein Zerwürfniß mit Wolff — die um so pikanter ist, da sie sich zunächst an die Frau Gottsched richtet. Votre lettre du 23. d. c., so fängt er an, me fait comprendre, Madame l'Alethophile, que le voyage de votre ami à Dr. vous a desorientè et intimidè l'un et l'autre. Mais si vous vouliez m'en croire, vous ne prendriez pas toujours toutes les mouches pour des Elephans, et vous consulteriez avec un sens un peu plus rassis, votre philosophie, avant que de croire tout perdu. Weiterhin findet sich bei Erwähnung einer Geschichte, welche Frau Gottsched mitgetheilt hatte, und aus der hervorging, daß Ernesti bei einer gewissen Gelegenheit in Bezug auf die Wolffische Philosophie den Mantel ein wenig nach dem Winde gehängt, Veranlassung zu folgender Reflexion, welcher die kluge Frau die Adresse schon wird beizuschreiben gewußt haben: Selon moi, dès qu'unhomme connait la veritè et qu'on est sûr qu'il ne fait qu'affecter de s'en ècarter, pour s'accommoder à l'air du burau, la veritè n'a rien d'essentiel à en craindre et il faudra le laisser faire comme il l'entend; sûr qu'on est, qu'il reviendra tôt ou tard au bercail, quand le vent du burau aura changè. Il est vrai, que ces caractères ètant capables comme ils sont, de preferer de petits intèrèts particuliers à ceux de la veritè, ne sont jamais bien sûrs, mais on l'est toujours, qu'ils se contenteroient de crier, de clabauder contre elle, en

Digitized by Google

soutenant chaudement des objections frivoles, et faciles à rèfuter sans causer d'autres maux forts rèels. Nachdem auf dieſe Weiſe der Herr Gemahl ſeinen Antheil erhalten, wendet er ſich wieder mit gelindern aber immer noch fühlbaren Streichen an die Frau. Ne soiez donc pas assez poltronne (vous savez que cette epitete peut s'appliquer au beau sexe, sans qu'il implique une injure) pour vous laisser troubler si excessivement des effets de la nouvelle Homelie. Un coeur Alethophile peut-il être susceptible d'une terreur panique lorsqu'il s'agit de rendre un service si essentiel à la veritè? L'expèdient que j'ai fourni à votre ami, me semble un très bon pis-aller et lever tout sujet de craindre. Nous ferons mettre, s'il le faut, le nom de mon Curè de Sans-Souci, qui s'appelle Wagenseil, ou celuy de mon Spener, sur le titre, et Mr. R. dira dans la Preface, que tout l'ouvrage a etè composè sous ses auspices et pour obèir aux ordres du Roi de Pr. qui en auroit effectivement chargè le Professeur Jablonski à Franckfurth, si Mr. R. lui avait trouvè assez d'ètoffe, pour s'en acquitter assez dignement, et je suis persuadè, que personne ne pensera à votre ami, pourvu, qu'il continue comme il a commencè, et que cette Homelie vaudra une surintendance à celuy qui s'en dira l'Auteur. En attendant, j'ai dècouvert ce qui peut avoir donnè occasion au President de faire mention de cette Homelie. Je me souviens, qu'en luy envoiant copie de l'Edit Prussien deux jours après qu'il eut paru, je luy mandai en badinant, avant que d'avoir pensè a votre ami, que cet èdit serviroit de canevas à une nouvelle Homelie, que j'ètois resolu de faire ècrire, pour couvrir de honte tous ces Homelitistes ortodoxes. Il faut qu'il se soit souvenu de cela, en voiant votre ami, et qu'il ait voulu luy tirer les vers du nez. Mais je l'attraperai bien. Je luy manderai par le premier ordinaire, que je suis fachè contre votre ami, parcequ'il avoit refusè d'ècrire une telle Homelie, et je le prierai mème de luy tèmoigner à la premiére occasion, que ce n'est pas agir en vrai Alethophile, que de se refuser ainsi à la propagation de la veritè. Endlich fügt der überlegene Mann noch folgendes Poſtſcript hinzu, zu fernerer Ermuthigung, wie er ſchreibt, aber vielleicht nicht ohne die ironiſche Nebenbedeutung, daß das ein neuer Beweis ſei, wie leer die Furcht geweſen: Je ne comptois pas de plus rien ajouter à cette lettre, quand à ce moment mème, qui est à 6. h. du soir notre Doryphore — ſo heißt in der Alethophilengeſellſchaft der Buchhändler Haude — der Waffenträger, denn die Waffe der Wahrheit iſt der Buchhandel — reçoit la lettre cy-jointe d'un des deux secretaires favoris de S. M. Pr. où vous verrez, avec quel empressement ce Monarque fait demander deux exemplaires de l'abbrègè Philosophique de votre ami *). Admirez avec moi, à cette occasion, le nexus rerum, ou les manières d'agir de la Providence. Il arrive dans ce pays-cy, qu'on

*) Die Notiz Morgenſterns, auf welche Wuttke S. 503 keinen Werth legt, hat alſo doch ihre Richtigkeit. Gottſcheds philoſophiſches Compendium ſtand überhaupt in hohem Anſehen; wenn Wolff in ſeiner Selbſtbiographie S. 179 mit Behagen anführt, wie die Herzogin Luiſe von Sachſen-Gotha ſeine Philoſophie ſtudire, ſo hat ihr dazu Gottſcheds Buch gedient, wie eine Notiz auf Bl. 214 des VIII. Bandes der Gottſchedſchen Correſpondenz belegt; auch finden ſich Briefe von der erlauchten Frau an Frau Gottſched, jedoch ohne bemerkenswerthen Inhalt. Außerdem wurde das Buch z. B. von E. Schlegel ins Däniſche überſetzt.

Digitized by Google

regardoit comme abimè dans la barbarie, ou sur le point d'en être inondè — il y arrive, dis-je, que le Prince, qui y commande à la baguette, se soit mis tout à coup en tete, de paroitre amoureux de la Philosophie de W. et de tout ce qui luy ressemble. Il fait faire actuellement un abbrègè Allemand de la Theol. nat. de W.; il fait traduire en français les Considerations de R. *) il recommande edictalement la logique de W. à tout son clergè; il remue ciel et terre pour faire revenir W. dans ses ètats, il fait chercher l'abbrègè de votre ami, et tandis qu'il fait tout cela, il arrive en Saxe, où l'on croiait tenir le Monopole du bon sens et de l'èrudition, que cette mème Philosophie soit abandonnèe à la discrètion des Cagots et des ignorans. Que ne donnerais-je pas, si l'Homelitique de votre ami ètoit prète dans cette conjonction et qu'on put la presenter à S. M. Pr. et luy dire à l'oreille, qui en seroit le veritable auteur? Adieu et bon soir!

Wie große Eile es bei dem König auf einmal mit dem Gottſchedſchen Buche hatte, zeigt der Brief des Kabinetsrath Eichel (Wuſterhauſen vom 26. Sept.) ſelbſt **).

„Es verlangen S. Königl. Majeſtät mit dem allerförderſambſten zwey Exemplaria von des Herrn Gottſcheds erſten Gründen der ſämbtlichen Weltweißheit, die letztere edition, gebunden anhero zu haben, welcher wegen an Ew. Hoch-Edlen ſchreiben ſoll. Dieſelben werden alſo belieben gedachte 2 Exemplaria mir je eher je lieber zuzuſenden. Sollten ſolche nicht ſogleich gebunden, bey der Hand ſeyn, ſo haben Ew. Hoch-Edlen die ohngeſäumte Veranſtaltung zu machen, damit 2 Stück gedachten Buches alſofort, zwar planirt und beſchnitten, aber ſonſt nur gantz ſchlicht mit einem Pappendeckel und etwas Türkiſch Pappier darüber gezogen, gebunden werden, welche aber Morgen nachmittag fertig ſeyn müſſen, damit ſolche noch ſelbigen Abend mit dem ordinaire hiher gehenden Hußaren abgehen und alſo S. Königl. Maj. übermorgen, als den Montag früh, vorgelegt werden können. Ew. Hoch-Edeln will demnach vor mein particulier dienſtlich erſuchen, die Beſorgung dieſer Bücher dergeſtalt zu beſchleunigen, daß ſelbige um die von S. Königl. Maj. beliebte Zeit gewiß hier ſeyn, und werde ich nebſt ſolchen alsdann die Rechnung zugleich erwarten" u. ſ. w.

Gottſched hatte auf den früheren Brief unter demſelben 26. Sept. geantwortet, ihm könne das Alles nicht helfen, es ſei ihm einmal ausdrücklich unterſagt, über geiſtliche Beredſamkeit zu ſchreiben, wenn man es ihm auch nicht gerichtlich beweiſen könne, daß das Buch von ihm herrühre, ſo habe er doch einmal das odium theologicum auf dem Nacken, und wenn man ihn in Sachſen, wo er doch einmal ſei, ohne einen Grund zu nennen, chicanire, ſo werde ihn der König von Preußen nicht ſchützen — worauf Manteuffel, der nicht

*) Betrachtungen über die Augsburgiſche Confeſſion. — S. Büſching S. 202.

**) Gottſched giebt beſcheidene Zweifel vor, was doch der König mit dem Buche vorhaben möge. Nach Wiederherſtellung des Friedens unter den Alethophilen ſchreibt Manteuffel darüber: Vous pouvez compter, que le Roi d'icy lit luy-mème l'abrègè philosophique de votre ami. Ce qui l'y a determinè, c'est qu'il s'est d'abord laissè persuader, d'en lire, par manière d'essai, le beau dialogue de l'unitè de Dieu. Il en a etè si èdifiè, qu'il a d'abord rèsolu de lire tout le livre, et qu'il a dit a plusieurs reprises, qu'il n'avoit pas cru, qu'un partisan de Wolf put avoir des idèes si justes du bon Dieu.

Digitized by Google

darauf geachtet zu haben schien, daß die Briefe sich gekreuzt hatten, ihn in einem Schreiben vom 27. seiner Verpflichtung förmlich entläßt. In Preußen, sagt er, breche der Morgen einer bessern Zeit an — was kann aber die Wahrheit in Sachsen zu hoffen haben, où ceux, qui pourroient la soutenir, la trahissent, faute de probité, témoin le Recteur Ernesti, ou l'abandonnent à son mauvais sort, faute de résolution. Mais, encore une fois, n'en parlons plus. Unterdessen war Manteuffels Brief vom 26. Sept. angekommen, sammt seinen Beilagen, unter denen sich auch die Copie eines langen Schreibens an den Präsidenten von Holtzendorff befindet, und der letzte Brief vom 29. macht doch eine gar zu ernsthafte Miene, daher stimmen Gottsched und Frau am 3. Oct. ein pater peccavi an, versichern die Arbeit an der Homiletik habe schon wieder begonnen, und bestehen nur auf dem alethophilischen falsiloquium — wie Gottsched die vielen Seitenhiebe zu erwidern doch nicht unterlassen kann — daß ein anderer seinen Namen hergebe.

Auf diese Weise ist denn einstweilen alles wieder ins Geleise gebracht; Gottsched übersendet wöchentlich seinen Bogen und Manteuffel erquickt ihn dabei durch Mittheilungen über die Fortschritte der Wolffischen Philosophie in Berlin — wie von seinen Anfangsgründen, seit der König sie verlangt, Haude täglich zwei Exemplare verkaufe, wie Formey durch Reinbeck die Stelle eines Professors der Philosophie am französischen Gymnasium erhalten und in seinen Vorträgen außer den Schülern, wie in unsern Tagen Schelling, eine Menge von andern Zuhörern vereinige: ce matin il y a eu une dixaine de conseillers et autres gens de distinction, qui sont allè l'entendre et qui se sont donnè le mot de ne manquer aucune de ses repetions — nämlich der Stunden, in denen er den lateinischen Vortrag Französisch zusammenfaßt. — Uebrigens wird bei der Sache ganz so einseitig, wie man vielleicht vermuthen wird, doch nicht verfahren. Gottsched äußert gelegentlich: „Es ist das ein gemeiner Fehler unserer neuen Wolffianischen Prediger, daß sie keine Redner sind .... Mein Freund May hat mir erzählt, wie die Leute so trocken und mager predigen, daß sie auch lauter Schlüsse in barbara celarent und recht metaphysische demonstrationes auf die Kanzel bringen. Das taugt nun ganz und gar nichts, und man muß in einem öffentlichen Vortrage auch der gründlichsten Wahrheiten, sich allemal erinnern, daß man nicht Weltweise, sondern unstudirte Zuhörer vor sich hat" — worin ihm Manteuffel vollkommen beistimmt; dem würde, hofft er, die in der Ausarbeitung befindliche Schrift auch abhelfen.

Und da es denn doch den Anschein gewinnt, als wenn wenigstens in Preußen der Verfasser einer solchen Schrift mit günstigen Augen werde angesehen werden, so ist Gottsched, da das Gerücht in Leipzig geht, der Hofprediger und Professor der Theologie Dr. Quandt in Königsberg sei gestorben, sogleich damit bei der Hand, (20. Febr. 1740) an Manteuffel die vertraute Frage zu stellen, ob er ihm dazu rathe, sich um diese Stelle zu bewerben — was indessen keine weitern Folgen hat, indem der genannte mit Unrecht todt gesagt worden war, und weil auch bald darauf Friedrich Wilhelm der Erste stirbt, und damit die Dinge in Preußen eine andere Gestalt gewinnen.

Endlich schien sich auch eine Gelegenheit zu finden, dem Könige die im Druck begriffene Homiletik vorzulegen. Voicy quelle est cette occasion, schreibt Manteuffel am 1. März: Le Roi, durant sa très longue ma-

Digitized by Google

ladie, aiant fait precher devant luy tout ce qu'il y a icy de Prèdicateurs et de Candidats de quelque Rèputation dans les deux Religions, et n'en aiant trouvè aucun, qui luy ait donnè de la satisfaction; S. M. voulut d'abord faire expedier un ordre au Primipilaire, de tenir pendant 4 jours de la semaine un College Homelitique, et ordonner à tout le clergè d'icy (c'est à dire à tous les Candidats, et à tous les Prèdicateurs au dessous de 40 ans) de frequenter regulierement ces leçons. Mais le Primipilaire aiant emploiè le vert et le sec, pour detourner l'execution de cette idèe, qui l'auroit chargè d'un nouveau fardeau incompatible avec sa vocation, et l'auroit exposè a une jalousie et haine ineffaçable de tous ses collegues, S. M. s'est avisèe d'ordonner, tout à coup, à Mess. Jablonski et Reinbeck de composer chacun un memoire instructif pour l'usage des Candidats qui se vouent à la Chaire, et d'y enseigner la Methode et les Regles des bons Sermons. Il n'y a que 4 jours que le President du Consistoire fit insinuer ce Rescript au Primipilaire. Or voicy ce que celuy-cy est resolu de faire là dessus. Il fera un Bericht immediatement au Roi et y dira en y joignant vos feuilles imprimèes, qu'il a prèvenu l'intention de S. M. aiant persuadè un de ses amis, tout aussi savant que luy-mème, de composer une instruction Homelitique, precisement telle, que S. M. la souhaite, qu'il la fait actuellement imprimer icy sous ses yeux, et qu'il l'accompagnera d'une Prèface sous son propre nom. C'est ce qui sera executè la semaine qui vient. Aber die zunehmende Krankheit des Königs verhinderte die Ausführung des Planes. Die soldatische Art, mit welcher der König mit seinen Theologen umging, ist bekannt genug; hier noch ein Beispiel (Mant: 26. März). Reinbeck hatte es dahin gebracht, daß Sack nach Berlin berufen wurde. Dieser kam an dem Vorabend eines Tages an, wo dieser vor dem König predigen sollte; sogleich wird Reinbeck abbestellt, und Sack erhält nicht nur Befehl, sich von der Reise ermüdet, wie er war, innerhalb eines Nachmittags auf eine Predigt vorzubereiten, sondern es wird ihm auch der Text vorgeschrieben.

Unterdessen neigt sich die Arbeit zu Ende und mit ihr zugleich der Druck, und Gottscheds Besorgnisse erwachen wieder. Er dringt darauf, die Vorrede Reinbecks vor dem Druck zu sehen, er verlangt, daß jetzt der, welcher seinen Namen hergeben solle, genannt werde, daß Manteuffel diesen im Voraus dem Präsidenten Holtzendorff melde, u. s. w. Manteuffel schilt wieder ein Wenig auf die peur terrible Gottscheds und findet es zweckmäßiger, daß das Buch anonym erscheine, dagegen wird Gottsched eingeräumt, daß der Titel nicht geistliche Redekunst heißen solle, weil das zu sehr an seine Redekunst erinnere. Und so sagt Manteuffel am 12 April — je joins icy le titre de l'ouvrage en question, tel qu'il est ajnstè pour etre mis, si vous l'approuvez, comme je n'en doute pas, à la tete du livre:

Digitized by Google

Grund-Riß
einer
Lehr-Arth
ordentlich und erbaulich
zu predigen
nach dem Inhalt
der Königl. Preuß.
allergnädigsten Cabinets-Ordre
vom 7. Martii 1739
entworffen

---

nebst
Johann Gustav Reinbecks
Consistorial-Raths und Probsts
zu Cölln an der Spree
Vorbericht und kurtzer Einleitung
wie eine gute Predigt abzufassen sey.

Berlin zu finden bey Ambrosius Haude
1740.

worauf Gottsched am 16. April erwiedert, daß dieser Titel ihm wohlgefalle. Nach welchem Allen denn in Bezug auf die Autorschaft Gottscheds das Quod erat demonstrandum getrosten Muthes wird ausgesprochen werden dürfen.

Uebrigens war zu derselben Zeit Frau Gottsched, abgesehen davon, daß sie, damit ja sonst Niemand um die Sache wüßte, die Arbeit ihres Gatten ins Reine schrieb, auch in unabhängiger Weise zu Beförderung derselben Zwecke thätig. Sie übersetzte das Buch eines gewissen Dr. Cachard über die geistliche Redekunst — über dessen Anhängung oder Nichtanhängung an den „Grundriß" fast eben so viele Verhandlungen voll von „peur terrible" von der einen Seite, und strenger Hinweisung auf Alethophilenehre von der andern vorfallen, wie in Bezug auf den Grundriß selbst.

Paradox genug klingt es, daß sich dem Wirken Gottscheds in diesem Fache auch der später so berüchtigte J. M. Goeze anschließt. Er übersendet am 12. Mai 1753 von Magdeburg aus eine Leichenpredigt, an welcher Gottsched wahrnehmen soll, daß der Verfasser bei ihrer Ausarbeitung sowohl seine Regeln, als auch den schätzbaren Mustern zu folgen, sich bemühet, welche Er der Welt vor Augen geleget. Goeze bittet, das Werkchen in dem so angenehmen und überaus beliebten Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit zur Anzeige zu bringen!

Ungefähr um dieselbe Zeit, da das vielbesprochene Werk endlich erschien, starb der Monarch, dessen Gunst es gewinnen sollte; es ist nicht ersichtlich, ob er noch etwas von ihm erfahren, denn wenn Manteuffel einmal an Gottsched schreibt, der König warte darauf, so geschieht das zu sehr im Feuer seines Zorneifers, als daß man diese Aeußerung als historische Quelle benutzen dürfte. Ich glaube diesen Abschnitt nicht besser schließen zu können, als mit einer merkwürdigen Aeußerung Manteuffels, die, während sie dem Inhalte

Digitized by Google

nach mit den hier behandelten Gegenständen nahe verwandt ist, sich denn doch wohl auf niemand als auf Friedrich Wilhelm I. beziehen wird.

Frau Gottsched äußert über das Buch Le Roi philosophe, daß es ihr nicht so gut gefallen, wie die übrigen Schriften Wolffs(?); es heiße da z. B., wenn ein großer Herr nur die Ursachen einsähe, warum dieß oder das so sei, der würde nicht leicht unrecht thun — es habe aber doch, wie ein ganz neuerliches Beispiel zeige, Fürsten gegeben, die sehr wohl einsahen, warum ihre Unterthanen bettelarm waren, die aber eben alles selbst haben wollten. Manteuffel erwiedert am 12. Juli, darin habe sie recht, obgleich er sich der Stelle im Buche nicht entsinne, und ob sie dieser Einwurf wirklich treffe. Dann fährt er fort: J'ai cependant encore une autre Remarque à faire sur cet article, et elle prouvera, si je ne me trompe, qu'il y a des Princes, tèmoin l'exemple en question, qui connoissent le mal qu'ils causent par leur conduite, mais qui ne veulent pas y remedier, parceque, grace à de faux raisonnemens, ils considerent ce mème *mal* comme un *bien*. Peut-ètre, que cela vous paroitra au moins paradoxe: mais vous allez voir, qu'il ne l'est pas tant.

Votre prince en question p. e. ètoit pleinement informè de la misère de ses Peuples; il en connoissoit les Causes, et il ètoit à portèe et en état d'y remedier. Il n'en fit cependant rien, et pourquoi? Parceque, suivant les maximes ordinaires du Pouvoir arbitraire, il regardoit ses Peuples comme n'ètant faits que pour servir de jouets à ses caprices, parcequ'il se regardoit, luy-mème, comme le propriètaire de tout ce qui leur appartient, mème de leurs personnes; parcequ'il regardoit, comme une grace tout le mal, qu'il ne leur faisoit pas, parceqn'il regardoit leur Misère mème comme un bonheur, qu'il se croiait en obligation de leur procurer.

„Quant à ce point là, vous direz-vous sans doute, à vous-mème, il est trop extravagant pour pouvoir ètre vrai.“ Je ne trouverois nullement mauvais, Madame, quand vous me rèpondriez mème directement sur ce ton là. Je dirois la mème chose à quiconque me tiendroit de tels propos, si mes propres oreilles et celles de tant d'autres gens d'honneur et de bon sens n'avoient ètè tèmoins plus d'une fois de raisonnemens de cette trempe là. Mais voici comment le defunt et trois ou quatre de ses Ames-damnèes en prouvoient la justesse.

„Il est constant,“ disoient-ils, „que tout Souverain est maitre ab„solu de la Vie, des biens et des personnes de ses Sujets; il n'y a „que les Rebelles, qui en doutent. Il est constant, que tout Souverain „est obligè, de rendre ses Sujets heureux. Il est constant, que le vrai „bonheur des Sujets consiste dans la connoissance du Vrai, et dans la „pratique du Bien, et que le Souverain rempliroit mal son obligation à „cet ègard, s'il ne travaillait à les rendre heureux, en les rendant „meilleurs. Il est constant, qu'on ne sauroit devenir plus heureux, n'y „meilleur qu'on n'est, qu'en pratiquant toutes les Vertus morales et Chrè„tiennes, qu'en se soumettant à la volontè de Dieu, et qu'en l'invoquant „sans cesse. Il est constant, que l'Opulence des Sujets est un grand „Obstacle à un tel bonheur, parcequ'elle les excite au Luxe, aux Liber„tinage, à la Dissolution, à la Mutinerie, à la Desobèissance, à l'Athè-

Digitized by Google

„isme etc. etc. Or, il n'y a rien de tel, pour nous humilier, pour nous „rendre souples, patiens, obèissans et sages, pour nous exciter à la „crainte de Dieu et à la Prière, rien de tel, dis-je, que la misère et „les afflictions: Donc la Misère et les afflictions sont les plus sûrs „moyens pour nous rendre meilleurs et plus heureux, donc, tout Sou„verain, qui a ses devoirs à coeur et qui veut travailler au vèritable „bonheur de ses Peuples, ne doit pas nègliger d'aggravir leurs souf„frances temporelles, n'y de les plonger dans la pauvretè et la Misère."

Quelque ètrange, que ce raisonnement puisse vous paroitre, je vous rèponds de son authenticitè.

4.

Neben der Besprechung dieser allgemeinen Angelegenheiten zieht sich durch den Briefwechsel zwischen Manteuffel und dem Gottschedschen Paare eine Reihe von Aeußerungen hin, welche die unabläßige Vorsorge des erstern für das zeitliche Glück seiner leipziger Correspondenten beurkunden; der alte Herr muß, so sehr er bei Gelegenheit poltern konnte, wenn ihm die Philosophen nicht philosophisch genug dachten, — wovon auch sein zeitweiliges Zerwürfniß mit Wolff eine Probe giebt (s. Büschings Beiträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen I. 41—47) — einen unerschöpflichen Schatz von Wohlwollen gehabt haben, denn Gottsched ist gar nicht faul, die dargebotene Gelegenheit zu benutzen.

Man findet in Wuttke's Schrift: Christian Wolffs eigene Lebensbeschreibung S. 44. ff. die Geschichte der Verhandlungen mit diesem Philosophen, als es darum galt, ihn nach Frankfurt zu ziehen, welches der König damals zu heben gedachte; Manteuffel hintertreibt die Sache, indem er Wolff unter der Hand von dem Stande der Dinge in Preußen und namentlich von der Unsicherheit der Einnahmen, auf welche Wolffs Gehalt in Frankfurt angewiesen werden sollte, unterrichtet. Der Gottschedsche Briefwechsel enthält ein genaues Gegenstück zu diesem Bilde — auch Gottsched ward eingeladen nach Frankfurt zu kommen, und zwar noch etwas früher als Wolff, nicht etwa, nachdem dieser den Ruf ausgeschlagen; dem letzteren wurde dieser Ort erst unterm 5. Mai 1739 bezeichnet; der Frau Gottsched schreibt Manteuffel schon am 12. Januar eigenhändig: Je ne doute pas d'ailleurs, que Mr. Gottsched ne soit sondè par Mr. R (einbeck) s' il ne seroit pas tentè de quitter Leipsig pour accepter une chaire de professeur à Francfort.. Notre ami R. agit par ordre de son maitre et à très bonnes intentions, puisqu' il s'agit de donner quelque lustre à l'universitè de Francfort où il n'y a plus qu' une centaine d' Etudians: Mais je ne sais s'il sera tout à fait le maitre de rèaliser toutes les promesses qu' il a fait a Mr. votre mary. En un mot chi sta bene non si muove. Ne vous precipitez pas, au moins, à vous determiner finalement. Je souhaiterois, à la veritè, de tout mon coeur, et par plus d'une raison, de voir refleurir l'universitè de Francfort, mais je serois fachè que ce fut aux dèpens de celle de Leipsig et que vous autres mes amis y contribuassiez en deteriorant

Digitized by Google

votre sort. Uebrigens bittet er, durchaus Niemand etwas von diesem Fingerzeige merken zu lassen, und fügt den doppelten Rath hinzu, Gottsched möge einstweilen ausweichend (dilatoirement) antworten, und sich außerdem der Sache wo möglich dazu bedienen, seine Stellung in Leipzig zu verbessern, woran er, Manteuffel, in Warschau und Dresden unablässig arbeite. Gottsched erwiedert am 24. Jan., der Vorschlag komme ihm so unverhofft, daß er noch gar nicht im Stande sei, sich über ihn auszusprechen. „Ich will daher erwarten, was mir der Herr R. R. davon etwa vortragen möchte. So viel ist gewiß, was ich habe, das weiß ich, und kann darauf rechnen, daß ich es behalte, so lange ich lebe, ja daß es sich allmählich verbessern muß, wenn ich mehr hinaufrücke. Wie ich denn z. E. nur diese Woche zum Collegiaten am großen Fürsten-Collegio erwählet worden, nachdem Dr. Lehmann gestorben. Und ungeachtet ich dagegen die Stelle, so ich bisher am Collegio B(eatae) V(irginis) gehabt, niederlegen muß, so verbessere ich mich doch dadurch jährlich um ein Hundert Thaler. Noch besser aber wäre es, wenn ich die vorige Stelle zugleich beibehalten könnte, welches aber nur durch einen Befehl vom Hofe zu bewerkstelligen ist, wie wir davon an dem Hofrath und Leibmedicus Walther ein Exempel haben, der auch zwei solche Collegiaturen zugleich hat. Und da Ew. Hochreichsgräfliche Excellence sich gnädigst erklärt haben, daß dieselben mir durch den berlinischen Vorschlag irgend in Leipzig meine Umstände zu verbessern die Absicht hätten: So wäre dieses eben die Zeit dazu, da der Kirchenrath die geschehene Wahl des großen Fürsten-Collegii confirmiren soll. Morgen schickt er die Präsentation nach Dreßden, und wenn dieselbe geschehen ist, und die Verordnung davon hieher ergeht, so muß ich meiner alten Collegiatur in dem Collegio U. Lieben Frauen mich entsagen, ehe ich in das Fürsten-Collegium aufgenommen werde." Was dagegen die unmittelbare Benutzung des an ihn ergangenen Rufes zu Verbesserung seiner Lage anbetreffe, so sei es damit ein mißlich Ding. „Man läßt sich an unserm Hofe nicht trotzen, und sagt gleich: ziehe hin in Frieden — es sey denn, daß man im Cabinette oder sonst einen starken Hinterhalt hätte." Und so würde man sich dann vielleicht doch geneigt finden lassen, ihm gerade mit Ertheilung jenes Befehls eine Gnade zu erweisen, zumal da er das erstere Beneficium als Preuße, nach einer Stiftung seiner Landsleute, genieße, daß neue aber als ein zur polnischen Nation gehöriges membrum academiae und als eine landesherrliche Stiftung erhalten solle. Manteuffel erklärt am 25. Jan. die Unterlassung der Mittheilung von Seiten Reinbecks aus der Besorgniß desselben, es möchte sich Gottsched, wenn er nicht vorher unterrichtet wäre, durch die blendenden Versprechungen, die er ihm von Amtswegen würde machen müssen, täuschen lassen — und setzt in Bezug auf die Angelegenheit wegen der Collegiaturen hinzu, er habe bereits an den Grafen Brühl, den Geh.-R. von Hennigke und den Präsidenten des Kirchenraths von Holtzendorf geschrieben und sie auf die Gefahr, Gottsched zu verlieren, aufmerksam gemacht; und glaube, wenn er im gegenwärtigen Augenblicke eine Gunst vom Hofe erbitte, werde man sie ihm nicht versagen. Freilich hatte Gottsched, wie einer der folgenden Briefe bekennt, einen Revers ausgestellt, daß er bei Erlangung der bessern Stelle die schlechtere niederlegen wolle, doch habe schon bei andern Ihro Majestät solche Reverse cassiret, warum sollte das nicht auch bei ihm geschehen können! Auch sei ihm von Anfang an von den übrigen Collegiaten des Frauencollegiums in seinen Einkünften Unrecht

Digitized by Google

geschehen, indem er jährlich nur 50 Thaler bekommen, da er doch ein Sechstheil des Ganzen, also 100 Thlr., hätte erhalten sollen, worüber er auch schon vor 14 Jahren bei der Königlichen Commission, die über die Universität gesetzet worden, Klage geführt, worin aber noch kein Erkenntniß erfolgt. Die daraus hervorgehende Forderung von 300 (?) Thalern wolle er dann allenfalls fallen lassen, wenn man ihm nur die Beibehaltung der Collegiatur verstatte *). Manteuffel verspricht de pousser à la roue, so lange er es de bonne grace thun könne, worauf dann unter dem 17. März das Berufungsschreiben von Reinbeck erfolgte, nicht ohne ein Begleitschreiben des Grafen, welcher darauf hinweist, daß in Frankfurt keine Verbesserung eintreten könne, daß die angebotenen Einkünfte ganz unsicher seien, und daß Reinbeck zu Protocoll erklärt habe, er gehorche nur dem Willen Sr. Majestät, wenn er darauf hin Gottsched zu berufen behülflich sei. Uebrigens habe er, Manteuffel, nach Dresden und Warschau über den Stand der Sache geschrieben, und durchblicken lassen, es scheine leider, als wenn Gottsched in die Falle gehen werde — wonach dieser sich also bei seinen weitern Schritten richten möge.

Reinbeck an Gottsched.

Berlin, d. 17. März 1739.

Seine Königl. Maj. unser allergnädigster Herr, sind in Willens, die Universität Frankfurth an der Oder in einen guten Stand zu setzen, und zu dem Ende einige berühmte Männer dahin zu ziehen. Nun haben S. Maj. vor einigen Wochen, da Sie mit mir von dieser Sache zu sprechen die Gnade gehabt, Selbst in eigener Hoher Person Ew. Magnificenz Erwähnung gethan, und bezeuget, daß Sie dieselben gern nach Frankfurth haben möchten. Gestern ist bey einer Commission, die von S. Königl. Maj. wegen Frankfurth ernennet, eben dieses wieder in Vorschlag gebracht, und mir aufgetragen worden, Ew. Magnificenz dieserwegen zu sondiren. Es stößt sich zwar bei dieser Sache noch an einen Haupt-Punkt. Die Universität hat bißher nicht so viel Einkünfte gehabt, daß davon noch neue Professores hätten aufgenommen werden können, Deßwegen haben S. K. Maj. jemanden aus der Cammer nach Frankfurth geschickt, um zu sehen, ob nicht einige Stücke, welche die Universität im Pacht ausgethan, etwas höher, als bißher ausgebracht werden könnten. Und da wird sich denn nun zeigen, was herauskommen werde. Inzwischen weil S. K. Maj. die Regulirung der Universität beschleuniget wissen wollen, so habe Ew. Magnificenz vigore Commissionis ich dienstlich ersuchen wollen, mir ohnschwer mit nächstem einige Nachricht zu geben, ob dieselben wohl allenfalls nach Frankfurth zu gehen sich entschließen möchten, und was Sie sodann an salarium verlangten.

*) Diese Großmuth scheint ziemlich wohlfeil gewesen zu sein. Nach den Mittheilungen eines der gegenwärtigen Mitglieder des Collegii B. M. V. verhielt sich die Sache so. Ursprünglich sind nur Schlesier befähigt, Collegiaten dieses Collegii zu werden, dann ist nachträglich von einem Privatmanne, der einen Verwandten unterzubringen wünschte, eine fernere Stelle für einen Preußen gegründet. Diese hatten Mehrere inne gehabt, welche sich mit den Zinsen des von jenem Manne ausgesetzten Capitals begnügt hatten. Aber als dieselbe Gottschedeen zu Theil ward, verlangte dieser einen gleichen Antheil an den Einkünften des ganzen Collegii — welches ihm die übrigen Inhaber nicht einräumen wollten, weil seine Stelle eben nur mit jenen bestimmten Einkünften dotirt sei.

Digitized by Google

In Frankfurth hat zwar kein Professor philosophiae mehr als 364 Rthlr., man bescheidet sich aber wohl, daß man Ew. Magnificenz dafür nicht werde haben können. Da man nun Deroselben Gehalt und Umstände nicht weiß, so werden Ew. Magnificenz die Güte haben, und im Fall Sie zu uns zu kommen nicht gantz abgeneigt seyn möchten, mir ohnschwer zu melden, unter was für Bedingungen Sie eine professionem philosophicam anzunehmen sich wollten gefallen lassen," — u. s. w.

Gottsched begnügt sich in seinem Antwortschreiben an Reinbeck, seine Stellung in Leipzig darzustellen. „Dünkt nun dieselbe," fährt er gegen Manteuffel am 28. März fort — „der hohen Königlichen Commission zu gut zu seyn, als daß sie durch eine frankfurtische Stelle überwogen werden könnte, So bin ich mit meinem gegenwärtigen Glücke zufrieden, zumal wenn ich durch E. Hochreichsgräflichen Excellence gnädigen Fürspruch noch mein altes Beneficium der Collegiatur beybehalten könnte." Diese Wendung gefällt Manteuffeln sehr, doch ist Gottscheds Schreiben aus andern Gründen — siehe Seite 11 Anmerkung — nicht producibel — da geht in Leipzig das Gerücht, der König von Preußen sei sehr krank, und Gottsched verschiebt daher die Absendung eines zweiten Schreibens — so verschwindet die Angelegenheit nach und nach aus dem Gesichtskreise. Eben dieß gilt von den Collegiaturangelegenheiten; es scheint in ihnen der vornehmen Verwendung gegenüber das Recht oder dem Charakter der Zeit nach vielleicht auch nur eine entgegengesetzte Machination den Sieg davon getragen zu haben denn in Schulzes Geschichte der Universität Leipzig wird Gottsched unter denen, welche zwei solche Beneficien in sich vereinigt, nicht genannt.

Hatte in diesen Dingen der Einfluß des vornehmen Gönners nur einen negativen Vortheil für Gottsched zur Folge gehabt, so trat bald darauf ein Ereigniß ein, bei welchem diesem durch die Dazwischenkunft desselben eine um so glänzendere Genugthuung zu Theil wurde. Manteuffel interessirte sich lebhaft für die Universität Leipzig, auf der er seine Bildung erlangt hatte, und natürlich ging aus diesem Interesse das Bestreben hervor, das, was ihm als das allein Richtige erschien, die theologische Aufklärung und die Wolffische Philosophie, hier zur möglichsten Geltung zu bringen. Wir finden unterm 6. Juni 1739 folgende Briefstelle: Ma lettre au president que je vous ai lue a Leipzig — während der Ostermesse — siehe oben S. 40. touchant certains petits defauts de l'Universitè semble avoir fait plus d'impression à Dr. que je ne m'en ètais promis. Elle paroit avoir fait penser la cour à la gloire et au profit qui luy en proviendroit, si votre Academie pourroit être rendue plus florissante qu' elle n'est. C'est ce qui m'a fait imaginer un plan, selon lequel, si l'on veut bien prendre, en tout, de mes almenacs, et me seconder de quelques depenses, je me ferois fort de rendre Leipsig l'Universitè la plus celèbre qui soit en Europe, et cela dans l'espace de trois ans. Vous m'avouerez que le dessein est grand et hardi: Mais vous conviendrez de sa practicabilitè et mème de sa facilitè si je pouvois vous detailler tout ce que je rumine à cet ègard. Der Plan wird darin bestanden haben, Wolff wieder für Leipzig zu gewinnen, womit Manteuffel nach Wuttke S. 44 umging. Einstweilen suchte er den Orthodoxen allen möglichen Abbruch zu thun und die Wolffianer zu heben: er schenkte der Paulinerbibliothek eine Anzahl von wolffischen Schriften bloß zum Hohn, damit ihm die

Digitized by Google

Theologen nachher noch dafür danken müßten. Gottsched meint, sie müßten im Concilio professorum übergeben werden, rumpantur ut ilia Codro, und Frau Gottsched meldet, dabei hätten D. Klausing, D. Olearius und vielleicht noch andre, recht betrübt in den Büchern geblättert, sich sehr gewundert, daß Wolff schon so viel geschrieben, und die Möglichkeit geahnt, es werde sich ein solches Gebäude nicht wieder umstoßen lassen. Endlich schließt ein Brief von Manteuffel vom 16. Jan. mit der Aeußerung, er würde nach der Abreise des Königs nach Preußen am 7. Juli wohl auf kurze Zeit nach Leipzig kommen. Dieß ergreift Gottsched sogleich, und ersucht ihn an seinem Rectorschmaus Theil zu nehmen. Manteuffel geht darauf ein, Gottsched möge recht viele Orthodoxe einladen, dann wolle er mit dem Buchhändler Haude erst kurz vor der Wahlzeit eintreffen, und mit Gottsched unvermuthet in den Saal treten. Gottsched ist entzückt — nur Haude ist bei solcher Gelegenheit nicht tafelfähig. Der Anschlag ward ausgeführt, und die Wirkung mag danach bemessen werden, daß nicht lange darauf ein Beschluß erwähnt wird, es solle die Einführung von Fremden bei solcher Gelegenheit nicht ferner gestattet sein.

An Gottscheds Berufung nach Marburg an Wolffs Stelle — welche durch seinen daselbst angestellten Bruder am 17. October 1740 und dann wieder am 3. November vermittelt wird, — hat Manteuffel keinen Antheil. Gottsched fragt ihn deswegen um Rath, aber die Briefe von ihm bleiben aus, — nur scheint es nach einem spätern Billete ohne Datum, als hätte Gottsched Lust gehabt, sich damit in Leipzig fest halten zu lassen, daß man ihn zum Kanzler der Universität ernennte. Wenn Manteuffel für den Augenblick den Angelegenheiten seiner Freunde nicht so viel Aufmerksamkeit schenkte, wie sonst, so waren daran zwar nicht die kaiserlichen Todesfälle, wie Frau Gottsched meint, allerdings aber die politischen Constellationen Schuld, denn sie setzten ihn in den Fall, einstweilen mit sich selbst genug zu thun zu haben. Es ward ihm nämlich von Friedrich II. angedeutet, er möge Berlin verlassen. Der Grund ist natürlich in dem genauen Verhältniß zu dem Königlich polnischen Hofe zu suchen, in welchem wir ihn erblickt haben. Zum Ueberfluß giebt ein Brief des bekannten Rost, der damals in Berlin an der Haude'schen Zeitung arbeitete, über die Sache nähere Auskunft.

Joh. Christoph Rost an Gottsched.

Berlin, d. 26. Wintermonat 1740.

Dero letzten Brief habe ich nebst dem überschickten Gedichte auf den Grafen Manteuffel richtig erhalten. Ich habe die Besorgung des Druckes mit größtem Vergnügen über mich genommen. Allein der Hr. Rath Reinbeck und Hr. Haude fanden nicht vor gut, einen Namen des Ortes darunter setzen zu lassen. Ich muß Ew. Magnificenz nur so viel melden, daß der Hr. Graf von dem Könige von Preußen die höflichste Erinnerung von der Welt bekommen, Berlin zu verlassen. Einige haben Sr. Majestät beygebracht, als unterhalte der Herr Graf einen geheimen Briefwechsel wegen der preußischen Staatsbegebenheiten mit dem sächsischen Hofe. So ungegründet nun diese Verläumdung ist: So beurtheilet man doch alle Handlungen des Hrn. Grafen auf das genaueste. Ja man hat sich schon unterstanden, die Gesellschaft der Wahrheitliebenden mit großer Aufmerksamkeit anzusehen. Dieses sind die Ursachen, hochedelgebohrner

Digitized by Google

Herr Professor, weßwegen der Herr Rath Reinbeck gerathen hat, keinen Ort auf das Gedicht zu setzen.

Manteuffel wandte sich nach Leipzig und es hört daher der Briefwechsel Gottscheds und seiner Frau mit ihm der Hauptsache nach *) auf, aber das persönliche Verhältniß wird durch das Zusammenleben noch enger geworden sein; wenn Gottsched den Marburger Antrag hat fallen lassen, ist die nunmehrige unmittelbare Nähe seines einflußreichen Gönners, dessen Gunst am dresdener Hofe durch seine Vertreibung aus Berlin gewiß nicht gesunken ist, davon jedenfalls in einer oder der andern Weise die Ursache gewesen.

Als Manteuffel im Jahre 1749 gestorben war, errichtete Gottsched ihm das „Denkmal", von welchem mehrfältig die Rede sein wird. Von dieser Zeit an hat Gottsched, wie er in der historischen Lobschrift auf Wolff S. 145 meldet, mit diesem in beständigem Briefwechsel gestanden. Ich darf nicht vergessen, dieß zu erwähnen, weil sich von den Briefen Wolffs an ihn nur drei Stück finden; die beiden Billete aus dem Anfang des Jahres 1754 (S. 146) fehlen. Eben auf jenes Denkmal und Wolffs Antheil an demselben beziehen sich der Hauptsache nach die erhaltenen Briefe, die vom 3. März, 11. Juli 1749 und 10. März 1750 datirt sind.

5.

Bei dem Regierungsantritt Friedrichs des Großen mögen manche Wolffianer, denen es an genauer Kenntniß der Verhältnisse fehlte, und die nur im Allgemeinen von der Liebe des neuen Herrschers zur höhern Geistesbildung hatten reden hören, sich ähnlichen Hoffnungen auf künftigen bedeutenden Einfluß ihrer Lehren, ja auf Entstehung eines Staates der Intelligenz hingegeben haben, wie dieß gerade hundert Jahre später eine neuere Philosophenschule zu thun im Begriff war. Vollends nach der glänzenden Zurückberufung Wolffs, die um so mehr als der Beginn einer neuen Ordnung der Dinge erschien, da die dahin einschlagenden Verhandlungen, welche schon unter Friedrich Wilhelm I. statt gefunden hatten, in weiteren Kreisen nicht bekannt sein konnten, schien das Spiel gewonnen. Aber es erfolgte eine nicht weniger bittere Enttäuschung, als sie unseren Zeitgenossen beschieden war — und in Folge dessen trat an die Stelle der begeisterten Hingebung an den erlauchten Beschützer der Wissenschaften, wie hier, so auch dort eine desto vollständigere Entfremdung.

Die Näherstehenden sahen die Sache von vorn herein vom richtigen Gesichtspuncte an. Manteuffel hatte schon 1739 an Wolff geschrieben, der Kronprinz gebe sich mehr und mehr dem Skepticismus und den französischen

*) Denn 1746 scheint Manteuffel vorübergehend wieder einen thätigen Antheil an den sächsischen Staatsangelegenheiten genommen und deßhalb einige Zeit in Dresden verweilt zu haben. Er schreibt von hier an Frau Gottsched am 1. Februar des genannten Jahres: Si mes amis de Leipsig ont assez de bonté pour moi, pour souhaiter de me revoir bientot parmis eux, je puis vous assurer, que je souhaite, moi-meme, très ardemment de m'y retrouver, mais etant interessé à voir la fin de certains nouveaux arrangemens auxquels la visite Prussienne a donné occasion de travailler, je ne suis pas en ètat de fixer le tems precis de mon retour.

Digitized by Google

Einflüssen hin (Wuttke S. 179). Dieß mußte ausreichen, um den Stifter der „neuern Philosophie" zu belehren, daß seine Wiederberufung eben nur eine einzelne Maßregel zur Hebung der Wissenschaft sei, die man manchen andern beigeordnet, ja untergeordnet zu denken habe. Das letztere bestätigte sich in der Art der Zurückberufung. Wolff sollte nicht in seinen alten Wirkungskreis eintreten, sondern Mitglied der Academie werden — und damit war er nicht bloß bestimmt den Zwecken des Königs mit Hintansetzung seiner eigenen zu dienen, sondern er sollte auch einem Institut angehören, dem er — man sehe die Aeußerungen bei Wuttke — von vorn herein die Lebensfähigkeit absprechen mußte, und von dessen Hauptstützen Maupertuis und Algarotti, er eine geringe Meinung hegte.

Zwar dieses Mißgeschick, das dem alternden Manne in der That allzu drückend gewesen sein müßte, ward abgewendet; Wolff kehrte mit Zuwachs an Titel und Würden auf seinen hallischen Lehrstuhl zurück. Aber um so mehr trat seine Philosophie in der Denkungsweise des Königs in den Hintergrund. Die Academie, der Lieblingsgedanke des Königs in seiner ersten Regierungszeit, ward vornehmlich mit Franzosen besetzt, und dieses Institut, an welchem Wolff selbst hatte Mitglied sein sollen, ward nach und nach der Sitz einer förmlichen Opposition gegen die Wolffische Philosophie.

Wie bald sich diese Verhältnisse entwickelt haben, zeigt ein Brief Manteuffels an Frau Gottsched vom 19. October 1740. Je ne sai, sagt er, si dans une de mes lettres prècedentes, je vous ai dejà raccontè, ou à notre ami, une scène arrivèe à la table de la Reine-mère, il y a au delà de 15 jours. Quoiqu'il en soit, j'aime mieux risquer de la repèter que de vous en frustrer. Là voicy.

La Reine, fort favorablement prèvenue pour la Philosophie Wolfienne bien qu'elle ne la connoisse guères, demanda à Maupertuis, ce qu'il en pensoit, et si W. n'ètoit pas un très grand Philosophe? il rèpondit magistralement, qu'il ètoit ètonnant qu'on en fit tant de cas dans ce pays-cy; que W. avoit à la veritè ècrit quantitè de Volumes, mais qu'ils ne contenoient rien qui fut nouveau, ou qui n'eut etè mieux dèduit par tant d'autres; que sa Philosophie ne feroit jamais fortune en France, et qu'en un mot, elle ne valoit pas la peine d'ètre lue. Il ne croioit pas apparemment, quand il prononça cet arrèt, qu'il y auroit quelqu'un à table, qui fut en ètat de luy contredire. Mais Mr. Achard, Ministre français, s'y trouvant et luy aiant rèpondu, qu'il avoit etè luy-mème de ce sentiment là avant que d'avoir lu quelques unes des dits ouvrages; mais qu'il en ètoit fort revenu, depuis les avoir regardè avec quelque attention, et qu'il le prioit, de luy indiquer quelqu'un de ces endroits mieux prouvès par d'autres etc. Enfin, Achard, quoique peu versè luy-meme dans la doctrine de W., pressa si bien Maupertuis, que celuy-cy fut obligè d'avouer, qu'il n'en avoit jamais rien lu, et qu'il n'en parloit que sur des rapports d'autruy. Wahrscheinlich ist es dieser Vorfall, über welchen sich Wolff in einer von Wuttke (S. 70) angeführten Briefstelle von demselben Datum sehr besonnen dahin ausspricht, die Newtonianer verachteten die Carteſianer, und in Paris glaube man zur Zeit, es gebe keine andere Philosophie als die Newtonische und Carteſische — daher nehme also Maupertuis an, Newton habe in der Philosophie alles besser eingesehen, als

Digitized by Google

ein andrer einsehen könne, und daher habe er aus dieser vorgefaßten Meinung von dem geurtheilt, was er selbst nicht gesehen. So wird sichs in der That verhalten haben; aber Niemand wird sich wundern, daß Manteuffel nach der Erzählung des Vorfalls mit den Worten fortfährt. Voilà, quelle sorte ne savant est cet Maupertuis, luy, qui a refusè de venir icy à moins qu'on ne luy assurât 4 M. Rthlr. par an, und daß von dieser Zeit an in dem Gottschedschen Briefwechsel der französischen Eindringlinge nicht leicht in Gutem erwähnt wird; zwei potsdamer Correspondenten, ein Adjutant v. Spilcker und ein gewisser Schwalbe, den der erstere als „Grenadier" bezeichnet, versehen Gottsched mit allerlei Hofanekdoten über dieses Völkchen, das wie Hund und Katze mit einander lebt, und bei allen Leuten, nur nicht beim Könige in großer Verachtung steht; wenn der Graf Manteuffel gleich im fernern Verlauf des angeführten Briefes vom Algarotti erzählt, er nenne sich zwar Marquis, doch solle sein Bruder bis zum heutigen Tage in Venedig einen Kleinhandel treiben, so melden Adjutant und Grenadier einstimmig eine Aeußerung, die der englische Gesandte über d'Arnaud, welcher sich geweigert hatte, in eine Gesellschaft zu kommen, wo die französischen Schauspielerinnen eingeladen waren, gethan, des Inhaltes: Wie, Er, der im Bordell geboren sei, weigere sich, mit H— zu speisen? *)

Als Manteuffel, zwar nicht um der Leibnitz-Wolffischen Philosophie willen, aber doch trotz seines Verhältnißes zu derselben, aus Berlin vertrieben war, ließen er und Gottsched sich die Verbreitung derselben in Leipzig nur um so mehr angelegen sein. Gottscheds nächste umfangsreichere Unternehmung stand hierzu wenigstens in indirecter Beziehung. Seit 1741 erschien seine Uebersetzung des Bayle. Bayle wäre eine Stütze der Skeptiker und Freigeister gewesen, aber dem suchte die Uebersetzung gerade zuvorzukommen; nicht nur fügte Gottsched selbst bei den anstößigen Stellen berichtigende Anmerkungen hinzu, sondern er verspricht auch am Ende der Vorrede zum zweiten Bande, daß in dem folgenden Bemerkungen von Leibnitz eingeschaltet werden sollten, die die gefährlichsten Ansichten Bayles bekämpften. Auf diese Weise ward denn der scharfe Zweiflergeist glücklich zu einem gemäßigten Rationalismus abgeschwächt. Desto gerader arbeitete auf das Ziel eine Uebersetzung der Theodicee hin, welche ganz und gar als eine alethophilische Unternehmung zu betrachten ist. Ja Gottsched hat sogar die Absicht gehabt, das hundertjährige Geburtsfest Leibnitzens durch eine Ausgabe seiner Werke zu feiern. Ein Alethophile in Stettin, Gohr, entwirft am 14. Dec. 1744 hierzu einen Plan: „Ew. Hochedelgebohren lassen sich demnach den gegenwärtigen Krieg nicht abhalten, die Ausgabe der Leibnitzischen Schriften anzufangen. Es ist nun noch etwa 1½ Jahr hin, biß zu dem Geburtstage des Herrn von Leibnitz, und gegen solche Zeit haben Sie versprochen, dieses Werk ans Licht zu stellen. Ew. Hochedelgebohren werden sich vielleicht noch erinnern, daß Sie unser geringes Gutachten wegen dieser Ausgabe verlangten. Wir haben die Sache einmahl überleget, und halten unmaßgeblich davor, daß die gesammelten Leibnitzischen Werke in etlichen Bänden in recht großem Quartformat und in der Sprache, worin sie geschrieben, abgedruckt würden. Es würde unseres Erachtens ein

*) D'Arnaud steht nach seiner Vertreibung aus Berlin von Dresden aus mit Gottsched im Briefwechsel, doch ist mir hier nichts Mittheilenswerthes aufgefallen.

Digitized by Google

prächtigeres Ansehen haben, wenn diese Schriften in groß Quart gedruckt würden, als wenn Sie solche in Folio drucken ließen, wie Sie in der Vorrede zum letzten Theile des Bayleschen Wörterbuchs gedacht haben. Der Abdruck in der Sprache, worin jede Schrift abgefasset ist, würde zwar sehr bunt aussehen; es scheinet uns aber doch besser zu sein, wenn man die Schriften so lässet, wie sie anfänglich geschrieben worden, nicht zu gedenken, was vor Beschwerlichkeit alle und jede Schrift in einerley Sprache zu übersetzen mit sich führen würde. Wir zweifeln nicht, daß Ew. Hochedelgebohren schon Alles zusammenhaben werden, was an eigentlichen Schriften von Leibnitz heraus ist, ausgenommen die Briefe. Ew. Hochedelgebohren könnten also mit den eigentlichen Schriften leicht den Anfang machen, und selbige in ein Paar Bänden in groß Quart, jeden von etwa sechs Alphabet, zusammenordnen. Die Zusammenordnung müßte aber wohl nach den Theilen der Gelehrsamkeit gemacht werden, wozu sie gehören, denn die Zeitordnung könnte doch in keine Erwägung kommen. Unter der Zeit, daß diese beyden ersten Theile gedruckt würden, müßten sich Ew. Hochedelgebohren um eine Sammlung der Leibnitzischen Briefe bekümmern. Ein großer Theil ist schon gedruckt und unter der Presse. Aus Ludovicis, Lamprechts und Tellers Schriften habe ich hin und wieder angemerkt, wo man dergleichen weiter suchen müßte, welches Ihnen ohne mein Erinnern bekannt ist. Diese Briefe müssen hiernächst in einem oder ein Paar Bänden als folgende Theile der sämmtlichen Werke gedruckt werden. An einem Verleger kann es Ew. Hochedelgebohren unmöglich fehlen, denn wenn es keiner wagen wollte, so dürfte man den Abdruck nur auf Vorschuß übernehmen. Ich glaube gewiß, daß sich Praenumeranten in großer Menge finden werden. An Herrn Hanschen in Wien dürfen Ew. Hochedelgebohren nicht schreiben. Ich habe auf meiner Zuschrift von ihm zur Antwort erhalten, daß er alle Leibnitzischen Briefe Herrn Kortholten gegeben, welcher sie auch in seine Sammlung eindrucken lassen. Da sich nun Ew. Hochedelgebohren zur Ausgabe der Leibnitzischen Werke öffentlich anheischig gemacht, so müssen Sie nun auch Ihr Wort erfüllen. Ich versichere, daß Sie allen Liebhabern der Wahrheit und insonderheit uns den angenehmsten Gefallen damit erweisen werden. Vor den ersten Theil müßte auch wohl ein Kupferstich von dem Herrn v. Leibnitz zu stehen kommen. Es fehlet uns überhaupt noch ein prächtiger Kupferstich von demselben, und ich wundere mich, daß derselbe nicht in die Augsburger Sammlung*) kommt. Ew. Hochedelgebohren werden vermuthlich dazu etwas beytragen können. Mich däucht, wenn er auch nur nach dem Kupfer, welches vor der Kortholtischen Sammlung Leibnitzischer Briefe stehet, abgestochen würde. An einer zum Andenken Leibnitzens geschlagenen Münze fehlet es auch noch. Ein Medailleur könnte daran sehr guten Vortheil haben, und es muß den Leuten nur an der Angabe fehlen, fast weiß ich nicht, warum sie dergleichen Vortheil nicht mitnehmen, das 1746r Jahr könnte dazu wohl eine Erfindung und Anlage geben." Endlich hat der Graf Manteuffel, wie wir aus einem Briefe Formeys an Gottsched vom 30. Juli 1746 sehen, die Absicht gehabt, Leibnitzen, vermuthlich auch bei seiner Säcularfeier, eine Statue errichten zu lassen.

Bei solchen Gesinnungen dieser leipziger Freunde wird man es nicht anders erwarten, als daß Gottsched, wo es die Vertretung der Leibnitz-

*) Den Bildersaal von Brucker.

Digitized by Google

Wolffischen Philosophie nach außen hin galt, wenigstens die Rolle einer Mittelsperson gespielt haben werde.

Die berliner Akademie hatte für das Jahr 1747 eine Preisaufgabe über die Monaden gestellt. Nach dem Berichte, welchen Formey in dem soeben angeführten Briefe über diese Sache — in Betreff deren die literarischen Nachweisungen sehr spärlich vorhanden zu sein scheinen, so berühmt sie auch in jener Zeit war, wie denn bekanntlich Lessings Lustspiel, der junge Gelehrte, auf sie begründet ist — giebt, scheint dies ursprünglich eine ganz harmlose wissenschaftliche Angelegenheit gewesen zu sein. Formey schreibt: Je joins icy le Programme original qui a été dressé pour le Prix de l'année prochaine et j'ajouterai, Monsieur, que l' Academie est également disposée à couronner celui qui renversera les Monades d'une manière sans replique et celui qui les demontrera. C'est de l'une ou de l'autre de ces deux taches qu' il faut s'acquitter après avoir premièrement donné un Exposé bien net de cette Hypothese. On peut examiner dans cet Exposé les traces de ce sentiment que l'antiquité nous laisse entrevoir. Je suis bien persuadé qu'il n' y a personne qui atteigne à une véritable Demonstration ni pour ni contre les Monades; mais on ajugera le Prix à celui qui aura été le plus loin dans ce genre et dont les raisonnemens paroitront avoir le plus de force. Aber sehr bald stellte es sich heraus, was Gottsched nach der Wendung dieser Briefstellen im Voraus vermuthet hatte, daß es mit dieser Aufgabe mehr auf eine Widerlegung, als auf eine Rechtfertigung der Monadenlehre abgesehen sei. Noch in demselben Jahre 1746 gab Euler seine Gedanken von den Elementen der Körper heraus. Und so finden wir dann bald folgenden Brief.

Formey an Gottsched.

Berlin, ce 23. Septembre 1746.

— Je prens presentement la liberté de vous demander vos bons offices pour le sujet que je vais avoir l'honneur de vous exposer. Vous savez, Monsieur, quel est le sujet, que notre Academie a proposé pour la prix de l'année prochaine. Vous aurez vû aussi, du moins dans les Gazettes, qu'on a publié une Piece allemande: Gedancken Von den Elementen der Cörper, où l'on a voulu decrire la Doctrine des Monades, comme contradictoire et inutile à l'explication des Phenomènes de l'Univers, pour y substituer la force d'inertie que l'on fait envisager comme l'essence des Corps et le principe de tous les changemens qui arrivent dans le Monde. Cette Piece est pleine de fausses suppositions, et elle expose très infidèlement la Doctrine de Leibnitz et de Wolff*) L'Auteur, quelque habile qu'il puisse être d'ailleurs, n'a assurément aucune teinture de Metaphysique. Ainsi il a été aisé de lui répondre et il existe effectivement une Reponse que j'ose vous assurer être parfaitement solide et renfermer des choses tout-à-fait intéressantes et même neuves. On y a mis pour titre *Recherches sur les Elemens de la Matière* et l'on mettra à la fin la traduction de la pièce

*) Die übrigens bekanntlich von einander verschieden waren; Wolffs einfache Substanzen haben keine Vorstellungskräfte.

Digitized by Google

allemande à laquelle celle-ci sert de Reponse. Il est temps de faire connoitre une bonne fois à Messieurs les Géometres, qu'ils ne sont pas Juges competens en matière de Metaphysique, et que leurs notions imaginaires ne sauroient nous mener aux dernieres notions des choses. Comme vous connoissez, Monsieur, mieux que qui que ce soit l'importance de ces matières, et que vous êtes un des principaux soutiens du Leibnitzianisme, je ne doute pas que vous ne vous intéressiez à la publication d'un Ecrit propre à venger Leibnitz de toutes ces imputations que lui opposent des Philosophes, qui ne prennent pour guide que les sens et l'imagination. Il s'agiroit donc d'engager un imprimeur etc. Je ne doute pas, qu'on ne puisse aussi en faire une traduction en Allemand, qui aura du dèbit.

P. S. Je vous prie, Monsieur, de tenir tout cela secret. J'en excepte S. E. Mgr. le C. de Manteuffel, s'il est à Leipzig.

Gottſched ſcheint den Auftrag wirklich übernommen zu haben, denn Formey ſchreibt am 14. October: En consequence d'une Lettre de Mr. le Baron de Wolff, der ſich alſo ſelbſt an der Sache betheiligte, je vous envoye sans délai le Ms. ci joint dans l'esperance que vous prendrez la peine d'en procurer la Traduction et l'Impression aussi promtement qu'il sera possible. J'espere que la bonne cause tirera quelque avantage de la publication de ce petit écrit etc. Quand on en sera à l'Impression, je vous enverrai une espece d'Epitre Dedicatoire Anonyme à Mr. de Maupertuis dans laquelle on pourra encore placer quelques Reflexions intéressantes. Und am 11. Februar 1747: Je ne saurois vous temoigner assez vivement ma reconnaissance pour tous les soins que vous avez bien voulu accorder à mon petit Ouvrage, soit en veillant à la traduction, soit en l'annonçant d'une maniere dont je suis principalement redevable à l'amitié dont vous m'honorez . . . . Cette controverse n'a excité aucune fermentation dans l'Academie, dont les Membres en général n'ont aucune disposition à se passioner sur de semblables sujets. Mr. le Président de Maupertuis a daigné faire attention à mon Ouvrage et m'a temoigné plusieurs fois, qu'il l'avoit fort gouté. Mr. Euler me demanda un jour en sa presence, si je connoissois l'ouvrage françois sur les Monades, et s'il étoit vrai qu'il étoit du Comte de Manteuffel. Je lui répondis que l'ouvrage m'étoit connu, et que je ne voyais pas d'apparence qu'il fût de ce Seigneur. La conversation en resta là, et Mr. Euler affecta de n'y prendre aucun intérêt personnel. Ainsi vous voyez, Monsieur, qu'il n'y a rien eu de fort vif sur ce sujet à Berlin. Je ne sai s'il mettra en devoir de repondre et j'ai du penchant à croire que non. Uebrigens ſetzt er auch jetzt noch hinzu: Nous n'avons reçu encore que trois Pieces sur les Monades pour concourir au Prix et de ces trois il n'y a qu'une qui merite attention. J'espère qu'à l'approche du terme fixé il en viendra un plus grand nombre. Je crois, que la décision de l'Academie sera aussi impartielle qu'on peut le souhaiter. Gleichwohl fiel die Sache ganz anders aus. Als 1753 die berliner Akademie die bekannte Aufgabe über den Optimismus des Pope ſtellte, welche zu der bekannten Schrift Leſſings und Mendelsſohns Veranlaſſung gab, trat Gottſched

Digitized by Google

mit einem Programm auf: De optimismi macula diserte nuper Alexandro Popio Angelo tacite autem G. G. Leibnitzio, perperam licet, inusta — womit er 1753 zur Magisterpromotion einladet. Unter dem Namen des Optimismus sei dem Pope, sagt G. hier, neuerlich auf Veranlassung des Crousaz ein ganz neues Verbrechen vorgeworfen worden — wo es allen Sachkennern habe auffallen müssen, wie erstlich Crousacius darin eine Autorität habe sein können, dann wie die Annahme der „besten Welt" ein Vorwurf sein könne und endlich wie gerade Pope dazu komme. Und da zeigt er nun erstlich, daß die Annahme, daß Alles in der Welt bestmöglichst eingerichtet sei, von allen Philosophen aller Zeiten sei gemacht worden und auch aus dem Wesen Gottes folge, was dasselbe sei, wie die Annahme, der man jetzt den Ekelnamen Optimismus gebe — und dann giebt er zu, daß Pope auch dieser Ansicht sei, denn er sage:

Of systems possible, if 'tis confess'd
That Wisdom infinite must form the best —

was ihm zu hoher Ehre gereiche. Das lehre auch Wolff und der Gründer der berliner Akademie Leibnitz. Das hätten sie auch in Berlin selbst sehr gut gewußt, da Crousaz in seiner Diatribe gegen Pope schon selbst ihn Dogmatis Leibnitiani incrustatorem genannt habe. Sie wollten also Leibnitzen selbst zu Leibe — dem übrigens hierin die größten gegenwärtigen Theologen und Philosophen beistimmten. Quae omnia, heißt es endlich, strictim tantum fugientique calamo indicare propterea visum est, ne forte de praemio Berolinensi concertaturi, atque hoc „Optimismi" crimen Popio soli datum videntes, animum abiiciant, seque in poeticas sordes praelapsuros vereantur si forte eius assertionem in se suscipere sustineant. Sciant potius hi omnes se cum maximis totius antiquitatis et recentioris aevi ingeniis facturos, si defendere foedum optimismi crimen quam elabi ex eo maluerint. *Verentur interim* boni omnes, ne forte, *uti in problemate de monadibus factum meminerunt*, in praesenti quoque quaestione *neganti potius, quam adstruenti eandem, palma jam parata servetur!*

Eine ähnliche Stellung, wie bei dem Monadenstreite, nimmt Gottsched bei einem andern Conflicte der Leibnitz-Wolffischen Philosophie mit der berliner Akademie ein, aber dieß wird zugleich Veranlassung, daß er zu einem jener nach Berlin berufenen Fremdlinge, und zwar gerade dem berühmtesten von ihnen, Voltaire, in ein vorübergehendes Verhältniß tritt.

Die bekannte Marquise du Châtelet, Voltaires Freundin, die bekanntlich erhebliche Verdienste um die Ausbreitung der Newtonschen Naturlehre in Frankreich hat, welche lange mit dem Cartesianismus zu kämpfen hatte, wie denn z. B. Fontenelle immer der Cartesischen Wirbeltheorie zugethan geblieben ist, war auch einmal auf den Einfall gerathen, die Wolffische Philosophie zu studieren und in Frankreich geltend zu machen. Vielleicht war es die mathematische Methode derselben, welche sie anzog, gewiß aber ist, daß sie sich von einem ehemaligen Zuhörer Wolffs, König aus Bern, der eine Zeitlang ein Genosse des Kreises zu Cirey gewesen ist, in derselben unterweisen ließ. Auch setzte sie sich mit Wolff in Verbindung, welchem sie förmlich versprach, sein Apostel zu werden, und mehrere Stellen aus Briefen desselben an Manteuffel — die Wuttke nicht alle S. 177 ff. zu veröffentlichen brauchte, denn sie fanden sich zum Theil schon bei Büsching — zeigen, daß dieser die Sache außer-

Digitized by Google

ordentlich ernst nahm. Ja er gründete auf diese Verbindung sogar eine Hoffnung, daß Voltaire auch wohl zu ihm übertreten könnte — er berichtet mit Behagen, daß Voltaire ihn immer grüßen lasse. Aber hierin enttäuscht ihn Manteuffel in dem merkwürdigen Briefe bei Wuttke S. 179. durch die Entdeckung, daß der Skepticismus, welchem sich der Kronprinz von Preußen neuerlich hingebe, großentheils aus Cirey herstamme. Der ehrliche deutsche Professor hatte wohl keine rechte Vorstellung davon, wie solche geistreiche Leute, zwar den Honig aus der Blume zu saugen bereit sind, das Gift aber darin lassen, das heißt, der ernsthaften Bemühung und dem allseitigen Eingehen auf eine Lehre sich nicht gern unterziehen. Es kommt fast zu naiv heraus, wenn er (Büsching S. 21) meint: „Ich kann nicht zusammenreimen, wie die Madame du Châtelet so große Lust zu meiner Philosophie bezeiget, daß sie sich vorgenommen, mein Apostel bei den Franzosen zu seyn, und gleichwohl de Voltaire an sie noch immer so attachiret, daß er sie nicht verlassen will;" wenn Manteuffel darauf antwortet: Selon mes nouvelles, il faut que l'attachement de ce poete pour Md. du Châtelet n'influe pas sur leurs idées philosophiques — so verräth die Trockenheit dieser Erklärung selbst das Lächeln, mit welchem der erfahrene Hofmann sie niedergeschrieben haben mag.

Nichts desto weniger sollte Wolff sich späterhin noch einmal auf eine kurze Zeit einer gewissen Mitwirkung des einflußreichen Mannes, dessen Erklärung zu jener Zeit bei allen wissenschaftlichen Dingen ein Gewicht in die Schale warf, zu erfreuen haben.

Maupertuis — man lese über diese Verhältnisse Preuß S. 180 — wollte in seinem kosmologischen Versuche ein neues Naturgesetz entdeckt haben — nämlich daß die Natur niemals mehr als die kleinste für eine Wirkung erforderliche Kraft zur Herbeiführung derselben in Bewegung setze. Hierüber begann der genannte König, der Lehrer der Frau v. Châtelet, mit ihm einen Prioritätsstreit — er veröffentlichte nämlich ein Stück von einem Briefe, in welchem Leibnitz bereits einen ähnlichen Gedanken ausgesprochen hatte. Maupertuis nahm dies übel, brachte die Sache, da König auswärtiges Mitglied der berliner Akademie war, vor diese, und veranlaßte am 13. April 1752 eine ausdrückliche Erklärung derselben, in welcher sie das Brieffragment für falsch ausgab — wogegen sich dann wieder König in einer Appellation an das Publikum glänzend rechtfertigte, ohne daß damit der Streit sogleich abgeschlossen gewesen wäre.

Natürlich standen bei dieser Sache alle Wolffianer auf Seiten ihres Genossen und des ersten Stifters der Leibnitz-Wolffischen Philosophie, und unter ihnen auch Gottsched. Der Briefwechsel des letztern trägt davon zahlreiche Spuren. Es fehlt z. B. in diesem Kreise, da gerade um diese Zeit Gottscheds Reinecke Voß erschien, an dem Wortspiel Malepartus für Maupertuis nicht. Das Interessanteste ist ein Brieffragment von Chr. Wolffs Hand, das sich zwischen Briefen von 24. und 27. April 1753 eingeheftet findet. Man hatte unter Angabe des Druckorts Hamburg die in dieser Sache erschienenen Streitschriften als Maupertuisiana gesammelt; ein satyrischer Kupferstich stand auf dem Titel, und Frau Gottsched übersetzte das Ganze ins Deutsche. Nun sagt Wolff: „Noch eines, Herr König, der sich bestermaßen empfehlen läßet, hat Beyfolgendes in seinem Schreiben an mich beygeschlossen, um es Ew. Hochedelgebohren zu überschicken, damit Sie es bestmöglich in Leipzig publiciren

Digitized by Google

laſſen. Er ſchickt auch zugleich den Kupferſtich, womit Luzac ſeine franzöſiſche Collection auf dem Titelblatte auszieren will, ob Sie wirklich vor gut befinden möchten, auch etwas dergleichen auf ihre Collection zu ſetzen, welches ich aber bey den jetzigen critiſchen Umſtänden nicht rathen will, da es beſſer iſt, daß man Alles bey Seite ſetzet, was zu einer Partheylichkeit könnte Anlaß geben. Jedoch überlaſſe es Ihrer Ueberlegung. Es iſt auch eine neue Auflage von dem Appel gemacht worden, zu welcher einige wenige Dinge gefügt, die von Gewichte ſind. Wofern Sie dieſelben noch nicht haben, will er Ihnen die Blätter, worauf die Vermehrung ſtehet, durch die Poſt zuſenden, wenn Sie es ihm ſchreiben. Es kann ja dieſes wohl auch als ein Anhang zu Ihrer Collection kommen. Da Luzacs ſeine vor der Meſſe wohl nicht nach Leipzig kommen wird, ſo iſt darauf nicht zu warten, ob ich es gleich erwarten kann." Man ſieht, wie eifrig in dieſem Kreiſe gearbeitet wurde; die Ueberſetzung erſcheint gleichzeitig mit dem Original. Es iſt meines Wiſſens noch nicht bekannt geweſen, daß der alternde Wolff, der für ſich aller Polemik entſagt hatte, an dieſem Treiben ſeiner Schüler ſo thätigen Antheil genommen. Die Beilage des Briefes beſteht in einem „Auszug", d. h. eine Abſchrift eines Briefes von König aus dem Haag vom 12. April 1753, der beſonders auf Eulers in dieſer Sache erſchienene Streitſchrift Bezug hat. —

Im Februarhefte des Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit v. J. 1753 findet ſich eine Darſtellung des Streites, die entſchieden im Sinne der Leibnitzianer gehalten iſt; vielleicht rührt ſie von Gottſched ſelbſt her.

Nachdem Maupertuis durch Königs Rechtfertigung eine ſo heftige Niederlage erlitten hatte, trat auch Voltaire gegen ihn auf. Freilich war dieſem die Sache im Grunde ſehr gleichgültig, denn er ſtand mit beiden Parteien, welche in der Anerkennung des Satzes übereinſtimmten, und nur über die Priorität der Entdeckung ſtritten, darin in Widerſpruch, daß er ihn gar nicht anerkannte — ſiehe ſeinen Brief an König bei Preuß S. 394 — und war alſo auch in dieſem Augenblicke ſo wenig Wolffianer wie Maupertuiſianer, aber er hatte Verdrießlichkeiten mit Maupertuis gehabt, und ſuchte die Gelegenheit zu benutzen, demſelben den Garaus zu machen. Daher auf ſeiner Seite eine augenblickliche Verbindung mit der Wolffiſchen Partei — und daher auch, als er es in Folge jener Verdrießlichkeiten rathſam fand, Berlin einſtweilen zu verlaſſen, ſein Verhältniß zu Gottſched in Leipzig, wo er ſich auf jener Reiſe in die Bäder von Plombières, deren Frankfurter Epiſode ſo berühmt geworden iſt, eine ziemliche Weile aufhielt.

Wie gewöhnlich wird bei dem Benehmen Gottſcheds gegen Voltaire in Leipzig nur an Eitelkeit, Aufgeblaſenheit und auch wohl an niedrige Kriecherei deſſelben vor dem berühmten Ausländer gedacht. Mehrere übereinſtimmende Nachrichten aus ganz verſchiedenen Quellen beweiſen, daß die Auffaſſung des Verhältniſſes der beiden Männer zu einander, daß ſie in dem Kampfe gegen Maupertuis ein wirkliches gemeinſchaftliches Intereſſe verfolgt, die einzige richtige ſei. Voltaire beſchäftigte ſich nämlich in Leipzig mit Schriften gegen denſelben. „Kaum war er in Leipzig angekommen*), ſagt Preuß S. 198,

*) Er ſcheint direct von Potsdam dahin gereiſt zu ſein, denn am 26. März war er hier abgereiſt, und ſchon vor dem 1. April war er in Leipzig: denn an dieſem Tage

als er auch schon dem alten Ingrimm Raum gab; er bedrohete den vielgeschmäheten Präsidenten mit Pasquillen; gegen den König ließ er beleidigende Blätter drucken" — und die Frau Gottsched schreibt (Briefe 2. S. 289), „er geht nicht aus, weil er kränker thut als er ist, und ein Buch wider Maupertuis und wider die ganze Welt will drucken lassen. Mein Mann besucht ihn täglich, und findet mehr Tugend, Gelehrsamkeit, Gründlichkeit und Billigkeit gegen die Deutschen bei ihm, als er gedacht hat." Da Voltaire in Leipzig weiter keine Bekannte zu haben scheint, dürfte Gottsched jene libelles de Leipzick, die Friedrich II. dem Voltaire vorwirft, zum Druck befördert haben.

Auf diese Angelegenheiten nun bezieht sich folgendes rare Curiosum, ein lateinisches Billet von Voltaires Hand — das Datum und die Unterschrift ist von Gottsched hinzugefügt.

Voltaire an Gottsched.

d. 6. April 1753.

Omnia perfeci quae celeberrimus et mihi semper charus Volfius desiderat.

Regi de fictitia et insulsa (?) contra Maupert. locutus sum, et mecum risit. Dixi illi M. politicum magnum centum thaleros dare magno Merian ut scribat et ego dixi sine stipendio contra maupertuisium. astutior te est, dixit rex; etiam, respondi et glorior nullam astutiam adhibere. durus est, addit rex, et mecum saepe acerbus: recte, dixi, recte tecum acerbus est; et mecum fuisti; irridet tuos subditos, academiam opprimit, maximis viris insultat, et tu in ejus favorem scripsisti et sine stipendio! etc.

regem in imo corde multum poenitet, utinam in potsdam commoratus essem! Sed mihi stabat animus abire. Scribam regi intra paucos dies. melius est nunc scribere quam loqui.

opinor D. D. Volfius ipse regi scribere debeat. epistola brevis et facunda, modesta sed fortis de accusationibus contra Volfium in maupertuisianis litteris *) et falsis opprobriis. multum valerent, et animum regis commoverent jam labefactum. nulla alia materia intersit. Volfii nomen praevalebit semper

non possum solus bellum gerere.

Ferner mit den gleichen Hinzufügungen von Gottscheds Hand — im Augenblick der Abreise, denn er hatte schon am 13. feierlich Abschied genommen.

Voltaire an Gottsched.

d. 19. April 1753.

A Monsieur
Monsieur Godheit
etc.

je vous supplie, Monsieur, d'ajouter à touttes vos bontez celle

hatte der Feldmarschall Seckendorf in Meuselwitz schon Nachricht von seinem Eintreffen; vom 1. April ist die Einladung nach Meuselwitz datirt, deren die Frau G. gedenkt.

*) d. h. Lettres de Maupertuis, Dresden 1752.

Digitized by Google

dempecher absolument Bretkof denvoyer à Berlin des akakia avant la foire ils y seroient infailliblement saisis. Vous savez dailleurs l'aventure de milius.

empechez je vous en conjure bretkopf de faire cette enorme sottise. vous savez qu'il faut absolument que je parte.

mille tendres respects à vous et à madame.

Dabei liegt ein Gedenkblatt von Voltaires Hand folgenden Wortinhaltes.

Monsieur milius *) n'est point en hollande, on dit que maupertui la fait arrêter en chemin sur une accusation daffaires détat. la chose n'est que trop vraisemblable.

Mr. Godtheit est instament supplié dempecher breitkoph d'envoyer des akakia a berlin avant la foire. ils y seroient infailliblement saisis. il peut y envoier tant de supplémens **) qu'il voudra.

Uebrigens werden Voltaire und Gottsched beiläufig natürlich auch über andere literarische Gegenstände verhandelt haben. Das folgende Billet dürfte sich auf v. Schönaich beziehen, an den Voltaire ja auch von Leipzig aus geschrieben hat — das Datum ist von Gottscheds Hand.

Voltaire an Gottsched.

d. 4. April 1753.

je vous renvoye monsieur le manuscrit que vous m'avez fait l'honneur de me confier. je n'y ai corrigé que les fautes de langage jay apercu a travers la traduction la plus sublime poesie et les sentimens les plus vertueux; comme on adorait autrefois des divinitez dont les statues etaient couvertes d'un voile. si vous connoissez le jeune autheur je vous prie de lassurer de ma parfaitte estime. cest un sentiment que je vous ay voué il y a longtemps aussi bien qu'a votre illustre epouse. jy joints aujourdhuy l'amitié et la reconnoissance que je dois a vos bontez prevenantes.

permettez moy de finir ce petit billet comme les anciens que vous imitez si bien. scribe et vale V.

Von Leipzig reiste Voltaire zunächst nach Gotha, wo er ebenfalls noch, nach den oben gegebenen Notizen — in der Atmosphäre der Wolffischen Philosophie war. Friesleben, der bekannte Fortsetzer von Gottscheds nöthigem Vorrath, schreibt darüber am 15. Mai 1753 an Gottsched: „Wir haben seit einigen Wochen das Vergnügen, den berühmten Herrn von Voltaire zu besitzen. Es hat derselbe bey unserer durchlauchtigsten Herrschaft und dem ganzen Hofe eine ungemein vorzügliche und seiner vollkommen würdige Aufnahme gefunden. Er kam hier in dem Vorsatze an, in wenig Tagen seine Reise nach dem Bade zu Plombières fortzusetzen. Allein die üble Beschaffenheit seiner Ge-

*) Der Freund Lessings. Seine wissenschaftliche Reise erregte in ganz Norddeutschland Interesse. Die Göttinger gelehrten Anzeigen verfolgen sie von Schritt zu Schritt, bis endlich Haller am 24. Mai 1754 einen Schlußbericht über die verunglückte Unternehmung abstattet.

**) Nämlich au siècle de Louis XIV., sie waren bei Walther in Dresden erschienen.

Digitized by Google

sundheit hat ihn noch immer abgehalten, sein Vorhaben in's Werk zu setzen, und er ist wirklich beschäftiget, an einer deutschen Reichshistorie zu arbeiten, so daß wir uns Hoffnung machen können, in Kurzem einen deutschen Henault zu erhalten. Da ich die Ehre habe, ihn fast täglich zu sprechen, so hat er mir aufgetragen, Ihro Hochedelgebohren seiner besondern Hochachtung und Erkenntlichkeit für alle bey seinem Leipziger Aufenthalte ihm erzeigte Gütigkeiten zu versichern. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie vortheilhaft er für das angenehme, artige, gelehrte Leipzig eingenommen ist, und was für würdige Gesinnungen er von den dortigen Gelehrten, insonderheit aber von Ihro Hochedelgeboren Dero vortrefflichen Frau Gemahlin und dem berühmten Herrn Hofrath Masiov zu verschiedenen Malen geäußert hat."

Einen Brief von Voltaire selbst an Gottsched aus Gotha werde ich noch bei einer andern Gelegenheit mittheilen.

Bald darauf, am 9. April 1754, starb Wolff. Gottsched, welcher jedenfalls derjenige unter den Wolffianern war, welcher die meiste litterarische Rührigkeit und auch wohl die meisten Verbindungen besaß, scheint die Absicht gehabt zu haben, eine ähnliche Sammlung von Lobreden und Lobgedichten auf ihn herauszugeben, wie auf Manteuffel. In diesem Sinne mag er sich denn auch an Voltaire gewendet haben, wie aus der Antwort desselben erhellt.

Voltaire an Gottsched.

a lyon 29. Nov. 1754.

jay reçu a lyon monsieur la lettre dont vous m'avez honoré. jy suis plus malade qu'a colmar, et je cherche dans l'academie de lyon quelqu'un qui fasse mon epitaphe. Il faut se porter mieux que je ne fais pour dresser un monument a Volf. Les vers de glover dont vous me parlez sont d'un bavard ceux de halley en latin sont d'un grand homme. C'est que halley l'était aussi bien que Neuton. pour moy qui ne suis qu'un mourant, je nay que la force de vous dire de mon tombeau que je serai bien tendrement jusqu'au dernier moment votre

tres humble et ob. serv.

V.

Aus der von Gottsched beabsichtigten Sammlung entstand die „historische Lobschrift" auf Wolff, in welcher Gottsched S. 118 das Verhältniß Voltaires zu demselben wahrheitsgemäß angiebt, wenn auch freilich in dem Stammbuchsblatte, das Voltaire einst bei der Durchreise durch Halle geschrieben, Wolfio philosophante, Rege philosopho regnante et Germania plaudente Athenas Hallenses invisi der Pferdefuß aus dem Kleide des fahrenden Schülers ellenlang hervorragt.

Noch erlaube ich mir den Brief einzuschalten, den schon Ebert, doch ohne Erläuterung seines Inhalts, hat abdrucken lassen.

Voltaire an Gottsched.

a monrion pres de lausanne 1er janvier 1755. (sic)

Si jecrivais autant de lettres que les libraires m'imputent de livres, vous seriez souvent importuné des miennes. mais un pauvre malade solitaire ne peut gueres écrire. je fais trève a tous mes maux pour

Digitized by Google

vous souhaiter aussi bien qu'a madame Gotsched une bonne année et toutes les prosperitez que vous meritez l'un et l'autre. je commence cette année pour vous demander hardiment une grace cest de vouloir bien honorer d'une place dans votre journal ma lettre a l'academie française que jay lhonneur de vous envoier. Il est de l'interest de la verité et du mien que cette lettre soit connue. faites la grace entiere: je vous supplie que par votre entremise les gazettes allemandes fassent mention du desaven que vous trouverez joint a la lettre. il est honteux que les libraires se mettent en possession d'imprimer ce qu'ils veulent sous le nom d'un homme vivant. tous les gens de lettre y sont interessez et a qui la gloire des lettres doit elle etre plus chere qua vous qui en etes l'ornement et le soutient?

Je vous aurai beaucoup d'obligation et jay lhonneur detre avec tous les sentimens qui vous sont si justement dus etc.

Der Brief beweist, daß Voltaire Gottsched wirklich für einen einflußreichen Mann hielt, denn er übersendet mit demselben die lettre à l'academie française, in welcher er die Autorschaft der histoire de la guerre de 1741 ablängnet. Gottsched läßt sie im Neuesten 1756 Jan. abdrucken, mit dem Zusatze: „Auf inständiges Ersuchen des Herrn von Voltaire haben wir es ihm nicht versagen können, dieses Schreiben auch in Deutschland bekannt zu machen: ohne uns in die Beurtheilung der Sache selbst einzulassen."

Endlich muß ich zum Schlusse dieses Abschnittes, weil es sich nicht anders schicken wollte, eines zwar indirecten aber gedoppelten Verdienstes Erwähnung thun, das Gottsched sich um die philosophische Wissenschaft erworben.

Viele Jahre hindurch, von der Mitte des vierten Jahrzehends des vorigen Jahrhunderts bis zum Abschluß der Briefsammlung, steht Gottsched mit Brucker, dem Verfasser der historia critica philosophiae, in lebhaftem Briefwechsel. Brucker hat viele Abhandlungen zu Gottscheds Zeitschriften beigesteuert — über alte Bibeldrucke und dergl. — dann sind es mehrfältige litterarische Unternehmungen, die er mit Gottsched bespricht — von Philosophie ist gar nicht die Rede, und es ist überhaupt staunenswerth, wie wenig Inhalt sich in den Bruckerschen Briefen findet, die allein ein dickes Convolut bilden würden, so wie Brucker einmal mit Behagen bemerkt, in seinem gelehrten Briefwechsel bildeten die Briefe von Gottsched die umfangsreichste Rubrik — was übrigens beiläufig gesagt bei Gottscheds ungemein räumiger, bis auf den obscursten Eigennamen leserlicher Handschrift, die außerordentlich fest und schön ist nicht viel sagen will. Aber wir ersehen aus einem Danke Bruckers am 21. Jan. 1789, daß Gottsched die Uebernahme des Verlags der historia crit. philos. von Seiten Breitkopfs vermittelt hat, und spätere Briefe des Geschichtschreibers fließen über von dem Lobe der mannichfaltigen Verdienste, die sich Gottsched um die Einrichtung und Correctheit des Druckes erworben. Bruckers Buch erscheint uns jetzt beinahe als kindisch, aber es war das erste seiner Art, und bildete eine wichtige Stufe im Wachsthum der Wissenschaft; so darf denn diese Bemühung Gottscheds hier wohl einregistrirt werden. Außerdem hat Gottsched die Beschaffenheit einer bestimmten Stelle dieses Buchs vermittelt, die damals sehr einflußreich hätte werden können; die persönlichen Verbindungen zwischen den Betheiligten, die dabei an den Tag kom-

Digitized by Google

men, sind für die Specialgeschichte nicht unerheblich. Brucker war bekanntlich ein Schüler jenes Buddeus in Jena, der, als Wolff durch die Theologen aus Halle vertrieben wurde, durch seine philosophische Verdammung der Lehre desselben ihrem Verfahren ein leidiges Gewicht gab. Daher erklärt sich der Inhalt folgender Stelle aus einem Briefe der Frau Gottsched an Manteuffel vom 21. October 1739: „Es schrieb neulich ein gewisser schwäbischer Theologus Brucker*), der bei unserm Wirthe**) eine **historiam philosophicam** drucken läßt, an meinen Mann, daß er nunmehro auf das Leben des Herrn Wolff käme, und in einem gewissen Buche gefunden hätte, Wolff wäre in seiner Jugend ein erzt Spinozist gewesen, er hätte alle Sätze des Spinoza vertheidiget, und ihn in allen seinen Briefen gerechtfertiget. Brucker (ungeachtet er ein orthodoxus vir ist) ist doch noch vernünftig genug, ehe er diese Calumnie in seine Historie setzt, Wolffs eigene Erklärung darüber zu begehren. Da nun etwa vor acht Tagen ein guter Freund von uns, und ein ganz ehrlicher Wolffianer, Magister May, nach Marburg ging, so haben wir ihm Bruckers Brief mitgegeben***), und erwarten nunmehro Herrn Wolffs Erklärung, die gewiß so, wie er sie thun wird, eingerücket werden soll, da das Werk unter meines Mannes Aufsicht gedruckt wird." Am 25. Nov. heißt es dann: „Magister May ist von Marburg zurücke gekommen, allein er hat auf die Commission Herrn Wolffen wegen des beschuldigten **Spinozismi** zu fragen schlechten Trost mitgebracht. Herr Wolff hat gesagt, Herr Brucker soll seine Schriften durchlesen, da würde er sehen, ob die Beschuldigung Grund habe. Da nun dieser Mann theils mit seiner philos. Historie beschäftigt, theils als ein **Theologus** gar nicht geneigt ist, 20 ketzerische Quartbände durchzulesen, so wird mein Mann wohl den Herrn Regierungsrath etwas müssen sagen lassen, welches er nicht gesagt hat." Wirklich scheint Gottsched hier sich auch einmal ein alethophilisches Falsiloquium erlaubt zu haben, denn Brucker schreibt am 17. Februar 1740: „H. Hofrath Wolffen Antwort thut mir genüge; ich bin selbst überzeugt, daß seine **theologia** von **Spinoza** unterschieden, wie der Morgen vom Abend. Lieb ist mir zu hören, daß er mit Herrn Neumann hiervon nie correspondiret; dergleichen **anecdotorum** ist die ganze gelehrte Hi-

*) Er war Prediger in Kaufbeuern — oder, wie er schreibt, Kaufbeyern — dann in Augsburg.

**) Gottsched wohnte von seiner Verheirathung an bis zu seinem Tode im Hause Breitkopfs, mit welchem er sehr befreundet war, und um dessen Druckerei er sich große Verdienste erworben hat, weßhalb er auch so heimisch in ihr war, daß einst, als die Gräfin Brühl sie besah, er den Erklärer machte — freilich nicht ohne Absicht, denn er hatte den Gedanken gefaßt, zum Jubelfeste der Erfindung der Buchdruckerkunst in der Paulinerkirche eine Rede zu halten, aber man verweigerte ihm die Benutzung derselben, und da mußte es erwünscht sein, ein Paar Worte mit der Gemahlin des allmächtigen Ministers reden zu können. Wirklich war Gewährung der Bitte zugesagt, doch hintertrieb man die Sache wieder; die Rede wurde im philosophischen Auditorio gehalten. — Brucker stellt einmal an Gottsched mit wichtiger Miene die Anfrage, was doch der seine Tatze leckende Bär auf dem Titelblatte der kritischen Beiträge mit der Beischrift ipse alimenta sibi bedeuten solle; der alte Herr war emblematischer Geheimnißthuerei ein wenig zugethan — und bekommt die niederschlagende Antwort — das Haus der Breitkopfschen Buchdruckerei heiße, zum goldenen Bären. Noch heute prangt der goldene Bär über dem Eingange zur Buchhandlung Breitkopf und Härtel.

***) Weßhalb er sich in der Gottschedschen Sammlung eben nicht findet; dieselbe ist so vollständig, daß kaum jemals ein Brief, den man hier erwarten möchte, fehlt, ohne daß sich ein solcher bestimmter Grund dafür angeben ließe.

Digitized by Google

storie voll. Was von ihnen seiner Zeit zu melden, wird sich alsdann geben. Mein Vorhaben geht dermalen nur noch auf Verstorbene. Doch so er es verlangen würde, werde ich Ihn doch nicht weglassen, aber seiner eigenen Nachrichten mich bedienen." In der That wird Wolff erst in den Anhängen zur 2. Ausgabe ausführlicher behandelt. Der Sache nach hatte es mit Gottscheds Angaben über Wolffs vorgeblichen Spinozismus seine Richtigkeit, und daß Brucker, der noch 1767 in der Mantissa ad historiam Chr. Wolffii in Bezug auf den Langeschen Streit das Urtheil fällt Iliacos intra muros peccatur et extra, und Buddeus christliche Gelassenheit Wolffs Bitterkeit gegenüber rühmt, nach dieser Seite hin ein Zaum nöthig that, ist auch nicht zu läugnen; erzählt er doch auch gar zu angelegentlich, daß die Jesuiten von Trevoux selbst in Leibnitzens Theodicee etwas Spinozistisches gefunden hätten, was sie jedoch als unabsichtlich bezeichnet.

Digitized by Google

II.

Eine Professur.

Unter denjenigen, welche Gottscheden im Streben nach einer gewissen Reinigung des Geschmackes und der Einsicht, daß diese durch Anschluß an die Franzosen, welche vor Kurzem denselben Bildungsgang zurückgelegt, erreicht werden könne, vorangegangen, nimmt J. Ulrich König eine der ersten Stellen ein. Da dieser Mann in Dresden den Hofdichter machte, und wie aus dem Folgenden erhellen wird, nicht ohne Einfluß war, mag Gottsched sich schon früher um seine Gunst beworben haben. Zuerst zwar scheint ihm dieß nicht gelungen zu sein; es bedurfte der Vermittelung eines Dritten. Joh. Gottl. Krause in Wittenberg entschuldigt sich den 27. May 1727 gegen Gottsched, daß er seinen Brief nicht sogleich beantwortet. „Inzwischen habe ich gleich nach Erhaltung des ersten Briefes an Herrn Geh. Secr. Königen geschrieben, aber darauf erst voriger Woche Antwort erhalten, darinnen er mich versichert, daß er auf meine Vorstellungen allen Argwohn gegen Ew. Hochedl. fahren lassen, und sich Ihres Anerbietens bei dem Canitz" — ohne Zweifel der Herausgabe der Gedichte desselben, Berlin 1727 — „bedienen werde. Was aber die Prof. Eloqu. Extraord. anbetrifft, dazu habe Herr M. Kapp die stärkste Hoffnung," u. s. w. Desto thätiger nahm sich König Gottscheds späterhin an, wie folgende Briefe und Brieffragmente zeigen mögen.

König an Gottsched.

Den 1. Aug. 1728.

Ich hoffe durch den Herrn Präsidenten (v. Bünau), der gar favorabel heute von Ihnen mit mir gesprochen, wills Gott, nebst anderer patronen Beihülfe eher — (als dadurch, daß er ihn zum Hofmeister bei dem Sohne eines einflußreichen Herrn v. Rackenitz machte) etwas für Sie auszurichten, wenn es auch vorerst nichts anderes wäre als die professio extraordinaria poeseos, wozu ich nur ein gutes tempo abwarte.

Derselbe an Denselben.

Den 10. Januar 1729.

Auf Dero werthes wiederhole in Eil nochmahlen mein letztgethanes Versprechen, Alles was in meinem Vermögen zu Dero Beförderung zu contribuiren. In solcher Absicht ist es mir sehr lieb, daß Sie mir eine Probe Ihrer lateinischen Poesie zugesandt . . . Der junge Rackenitz hat mich vor 2 Tagen wieder sehr ersucht, Ihn zu secundiren, daß er Sie bekäme, und ich habe ihm

Digitized by Google

versprochen, deshalb mit dem Präsidenten zu reden der ... bald gar geheimer Rath, von Leipziger Cansler und der Cansler Steuer und aceis-director werden wird, da Sie eine Gelegenheit haben werden, sich durch eine gratulation bei ihnen allen zu recommendiren.

Derselbe an Denselben.

Den 26. September 1729.

Hoch-Edler, Hochgelahrter

Insonders Hochgeehrter Herr Magister.

Auf Dero wehrtes bin bis itzo verhindert worden zu antworten. Ihre poesie an Graf Friesen zu dediciren, finde ich aus vielen raisons für Sie gar nicht im Geringsten vortheilhaft; ... Ueberdieß geht er heute wieder nach Zittau, und dürfte just um die Zeit nicht hier seyn, wann Sie seine assistence am nöthigsten hätten. Haben Sie aber eine solche assistence vonnöthen, daß Sie die profession durch ein Special-rescript immediate durch Ihro Majestät erhalten müssen, so ist dafür der Kammerjunker von Brühl viel nützlicher, der immer um Ihro Majestät und überdieß selbst einen teutschen Vers machet, daher sich das Buch nicht übel für ihn schicken würde.

Es ist mir aber im Nachsinnen folgendes eingefallen. Das geh. Raths-Collegium sowohl als das Consistorium können es nicht verdauen, wenn sie durch dergleichen Special-Befehl forcirt werden, eine Stelle zu vergeben, und tragen es hernach dem Clienten zu seiner Zeit wieder nach, wie ich Ihnen viel exempel anführen könnte. Mein Rath wäre daher, falls Sie eine professionem extraordinariam sollicitiren wollen, daß Sie den ordentlichen Weg gehen, und im geh. Raths-Collegio und Consistorio deßhalb einkommen. Nun haben Sie, soviel ich mich erinnere, Allen schon etwas dedicirt, als v. Leipziger, Zech, Bünau etc. Es dependiret aber ein Großes von dem referendario, und da der Cammerherr v. Loos auch nicht nur ein Liebhaber der Poesie, sondern selbst zu seinem Zeitvertreib einen artigen vers schreibet, so hielt ich für rathsam, demselben ihr Buch zu dediciren, welches ich, falß er nicht selbst auf die Messe kommt, ihm überreichen will. In solchem Fall können Sie sowohl von seiner Gelehrsamkeit als Erfahrung und Geschicklichkeit in seinen Vorträgen sehr viel gutes sagen, weil ihm alle Welt solches zusteht; er ist dabei ansehnlich und wohlgebildet von Gesicht, und so leutselig, daß man ihm gewogen seyn muß. Außer seiner Rechtswissenschaft besitzt er die Sprachen und viele andere zierliche Wissenschaften. Darunter denn auch die Kenntniß der poesie, sonderlich der Teutschen, in welcher Sprache er auch stark und sie liebt, dabey ist er ein galanter Hofmann. Sein Titel ist Königl. Cammerherr, Hofrath und geheimer referendarius. Sind Sie aber der Meinung, sich an den Herrn von Brühl zu adressiren, so können Sie an ihm rühmen seinen durchdringenden Verstand, herrliche Wissenschaften, unermüdeten Fleiß und leutselige Dienstfertigkeit, dabey denn auch sagen, wie Sie wüßten, wie er nicht nur ein Kenner und Liebhaber der poesie, sondern auch selbst einen zierlichen teutschen Vers schreibe, und daher geschickt wäre, von Ihrer Arbeit wohl zu urtheilen, durch welche Sie sich hiemit seiner Gunst empfehlen wollen etc. etc. In solchem Falle müßten Sie eilen, weil er selbst auf die Messe kommt.... Ihro Majestät sind künftigen Sonntag gewiß in Leipzig, um

Digitized by Google

die Pferde zu sehen, werden aber nicht lange bleiben, können Sie auch etwas auf den König drucken lassen, könnten Sie solches zu gleicher Zeit dem Herrn von Brühl übergeben, und zugleich ein memoriale wegen Ihres petiti. — Wenn der Präsident von Bünau nach Leipzig kommt, so gehen Sie zu ihm, und sagen ihm Ihr dessein wegen der profession. Er hat sich jüngst wieder verlobt mit einer Comtesse de Hoym, da sein Beylager Ihnen Gelegenheit geben wird sich zu insinuiren.

Derselbe an Denselben.

Den 22. October 1729.

Sie haben aber einen Fehler begangen, den Sie eiligst redressiren müssen: Sie haben weder an den Herrn v. Leipziger, noch an den v. Bünau oder Zech und Dr. Marperger ein exemplar Ihrer kritischen Dichtkunst geschickt, welches doch um so unentbehrlicher, da es Ihr vornehmstes Specimen ist, und just zu der Zeit herauskommt, da die Stelle vacant wird, lassen Sie gleich welche binden . . . und senden Sie solche an mich, daß ich Sie überreichen kann . : . In vorigen Zeiten wäre vielleicht mit einem presente etwas zu thun gewesen, aber itzt geht es nicht mehr an. Aber wie wenig kennen Sie mich noch, daß Sie mit dergleichen offerte gegen mir selber sich herauslassen. Ich habe, so lange ich manchem ehrlichen Manne mit allem Eifer und vieler Mühe gedient, nie etwas angenommen, ob es gleich oft Leute waren, die ich kaum gekannt; wieviel weniger würde ich es von Ihnen annehmen... Wenn ich in diesem Falle ein wenig mehr auf mein interesse sehen wollen, ich würde meine Börse völler haben, als sie nicht ist. . . .

Präsident von Bünau an Gottsched.

Wohl Edler

Vielgeehrtester Herr!

Dem Herrn Magister sage vor die Mühe, so derselbe sich bey meiner Verheyrathung durch Uebersendung eines wohlgesetzten Carminis geben wollen, schuldigen Dank. Gott erfülle nach seiner Gnade Dero wohlmeinenden Wunsch, und lasse gleichergestalt Ew. Wohledl. alles ersprießliche Wohlseyn angedeyen. Und wie Ew. Wohledl. sich jederzeit meiner Freundschaft zu versichern haben: Als melde vor itzo, wie Sie nunmehro würklich zu der Professione poeseos extraordinariae gelanget. Kann ich weiter zu Dero Satisfaction etwas beytragen, so werde ich mir daraus eine Freude machen. Der ich verharre Ew. Wohledlen (unterschr:)

Dresden den 4. December 1729. ganz ergebener

Heinrich v. Bünau Pr.

Nur war freilich, wie König schreibt eine „pension" mit der Professur leider nicht verbunden. Wie sich indessen der neue Professor zu helfen gewußt, lehrt folgender Brief aus Sondershausen, unterschrieben M. G. L. Wachsmuth.

Den 6ten künftigen Monats wird das hohe Geburths-Fest des durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Christians Hochfürstlicher Frau Ge-

Digitized by Google

mahlin einfallen, weßhalben Dero Bediente bemühet sind, Ihrer Durchlauchtigkeit sowohl wegen glücklicher Niederkunft und bey allem hohem Wohlsein gehaltenen 6 Wochen, als auch anderen genossenen Hochfürstlichen Vergnügen unterthänigst zu gratuliren und ihre empfundene Freude zu bezeugen. Wann denn auch mein Schwager als dero Leibmedicus, welcher sich Ew. HochEdl. dienstl. empfiehlt, solches als ein Stück seiner unterthänigsten Schuldigkeit ansiehet und da nun Deroselben neulichst verfertigtes Gedicht bei allen sein verdientes Lob erhalten, ersuchet er mich aufs Neue, dießfalls an dieselben zu berichten, wie er nicht nur für das Vorige schuldigst danke, sondern auch bey gegenwärtiger Gelegenheit Verlangen trage, durch Dero Geschicklichkeit Sr. Durchlaucht seine Unterthänigkeit zu entdecken. Und ich versichere, daß sofern Ew. HochEdlen in diesem Stücke meinem Schwager zu willfahren belieben, er nicht nur das Schuldige sobald nach dem Empfang werde einsenden" — u. s. w. *)

*) Bei einer spätern Bestellung der Art für den Herzog von Weißenfels, im Jahre 1733, sagt der Schreibende: „Zuvörderst wollte zu einiger Nachricht melden, daß Serenissimus nicht gerne das Wort Wonne und die Reime, so sich auf Sachsen, wachsen, Achsen endigen, haben mögen, obgleich die beyden, nämlich Sachsen und wachsen, außer damit zu reimen, mit einfließen können."

Digitized by Google

III.

Die deutsche Gesellschaft in Leipzig und ihre Nachfolgerinnen.

1.

Wenn ich im ersten Abschnitte dargelegt habe, daß Gottsched das, was die Grundlage seiner Thätigkeit ausmache, schon nach Leipzig mitgebracht habe, so wird man dieß nicht so verstehen, als sollte behauptet werden, er sei an dem Orte, der seiner Schule späterhin den Namen gab, schon ganz fertig und innerlich abgeschlossen angelangt. Das Richtige ist gerade das Gegentheil. Gottsched trug bis zu seiner Einwanderung in Sachsen in dem philosophischen Interesse nur die Grundlage seines eigenthümlichen Wirkens, nur die Bedingung zur Lösung seiner eigenthümlichen Lebensaufgabe in sich, sie selbst ist ihm, so wie er ihre Lösung nur erst von Leipzig aus betrieben hat, auch nur erst in Leipzig klar geworden, wie sie ihm denn nur erst hier klar werden, endlich nur von hieraus einer Lösung entgegengeführt werden konnte.

Als jene Grundlage ist die Philosophie bezeichnet worden, und ich habe in diesem Sinne Gottscheds philosophische Interessen und philosophische Thätigkeit während der ganzen Zeit seiner Wirksamkeit verfolgt. Aber der Leser wird längst das Urtheil gefällt haben, daß diese im Grunde von gar geringem Belange gewesen. Die Philosophie als Wissenschaft weiter zu bilden, ist weder seine Lebensaufgabe gewesen, noch hat er es sich je im Ernste angelegen sein lassen. Wer den influxus physicus vertheidigen und dabei es doch mit den Leibnitzianern halten konnte, mußte auf die Fragen, von denen es sich hier handelt, niemals ernstlich eingegangen sein. Eben so wenig war auch die Ausbildung und Verbreitung eines philosophischen Geistes in weiterem Sinne, die Aufklärung, Gottscheds leitendes Interesse. Er stand wohl im Allgemeinen auf der Seite der Freunde des Lichtes und was er in ihrem Sinne gethan hat, ist aus aufrichtiger Uebereinstimmung mit ihren Ansichten hervorgegangen; aber was ihn nach dieser Seite hin in Bewegung setzte, war doch im Grunde nur der Umstand, daß gerade in der Betreibung dieser Angelegenheiten sein Verhältniß zu einem hohen Gönner wurzelte. Wir werden also urtheilen müssen, daß, was Gottsched in seiner Jugend zur Philosophie hingezogen, ein innerer Beruf und Drang, sich mit ihren Problemen zu beschäftigen, von vorn herein nicht gewesen sei. Wenn er sich nun gleichwohl von ihr angezogen gefühlt und sich in dem Grade, den wir kennen gelernt haben, auf sie eingelassen hat, so kann das, was ihn positiv in Anspruch genommen und ihm eine innere Befriedigung gewährt hat, nur ihre formelle Seite gewesen sein —

Digitized by Google

die Forderung einer gedankenstrengen Darstellung, die mit ihr verbunden ist, und die freie Herrschaft über den Stoff, den sie, je nachdem sie auf tüchtiger empirischer Fortbildung beruht oder nicht, entweder mit gutem Rechte ausübt, oder wenigstens usurpirt. Allein gerade darin lag es schon, daß seine ursprüngliche Anlage auf etwas ganz anderes hinweist, als auf Philosophie; denn diese ist ja eben die Wissenschaft, in welcher in solcher formellen Herrschaft gerade dieser Inhalt und kein anderer gehandhabt wird. Gottsched ist von vorn herein dazu bestimmt gewesen, mit übergreifender formeller Gewandtheit und in vielseitiger Thätigkeit einen weitschichtigen Stoff zu beherrschen, seine Aufgabe war nicht sowohl die Tiefe der Forschung, als eine gewisse praktische Stellung im Gebiete des wissenschaftlichen Treibens.

Wer hier von dem heutigen Standpunkte und der heutigen Auffassung der Philosophie ausgehen wollte, müßte es sehr lächerlich finden, daß gerade sie für eine solche Richtung den Anknüpfungspunkt habe hergeben sollen. Bei der heutigen Philosophie ist das formelle Element, die Klarheit und Deutlichkeit, entweder so sehr etwas sich von selbst verstehendes, daß Niemand davon reden darf, oder sie wird wenigstens so betrachtet, als verstände sie sich von selbst, und darüber gelegentlich gar vernachlässigt und vergessen. In Bezug auf Formvollendung weist man heutiges Tages eher auf die Mathematik hin. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts verhielt es sich damit ganz anders. Schon in der scholastischen Periode galt die formelle Denkgewandtheit und Denkrichtigkeit für etwas Specifisch-philosophisches und jetzt waren Denker aufgetreten, welche auf das Formalprincip des klaren und deutlichen Erkennens die ganze Wissenschaft zu gründen suchten. Die Philosophie galt eben nicht bloß für die Wissenschaft, in welcher diese logische Meisterschaft sich an diesem bestimmten Inhalte der speculativen Probleme bewähre, sondern für die Stütze und Quelle solcher Meisterschaft überhaupt.

Und hieraus ergiebt sich denn auch zugleich, welches der Stoff sein mußte, der Gottscheds geistiger Thätigkeit zum Tummelplatz zu dienen bestimmt war.

Wenn man einräumt, daß der Philosophie jener Zeit jene formelle Seite wesentlich gewesen, so ist damit ein Hinausreichen derselben über ihren eigenthümlichen Kreis schon anerkannt. Repräsentirt sie die formelle Wissenschaft nicht blos in dem bestimmten Gebiete der speculativen Probleme sondern überhaupt, so wird sie dieselbe auch überall repräsentiren müssen, denn sie ist überall dieselbe, sie wird sie überall einzuführen berufen sein: sie wird eine praktische Tendenz haben, die aber auf theoretischem Gebiete bleibt, eine Propaganda bilden, die aber nicht bestimmte Ansichten, sondern nur eine bestimmte Behandlungsweise, oder vielmehr gar nur einen Sinn für zweckmäßige Behandlung überhaupt verbreiten will — sie wird mit Einem Worte in dem ganzen geistigen Leben der Zeit auf formelle Bildung dringen — und wenn diese eintritt, so wird man es größtentheils ihr zu verdanken haben, weil sie nur in Folge des bewußten Strebens eintreten kann, das denn gerade jetzt in der Philosophie lebendig ist.

Nun ist die Erscheinungsweise des geistigen Lebens einer Zeit ihre Litteratur, und so werden wir es nur als eine nothwendige Folge zu betrachten haben, wenn Gottscheds nur auf die Form gerichtetes philosophisches Interesse sich mehr und mehr in ein Litteraturinteresse umwandelte; das letztere war geradezu, um mich eines Ausdrucks der neueren Philosophie zu bedienen, die Wahrheit des er-

Digitized by Google

steren. Auch glaube man nicht etwa, daß seine Anlehnung an die französische Litteratur hier als ein besonderes Element zu betrachten sei. Diese Litteratur war nicht etwa bloß seinem Streben nach formeller Correctheit gelegentlich günstig, weil sie diese Eigenschaften zufällig besaß, sondern sie hatte sie gerade auf dem Wege erhalten, den wir so eben angegeben, denn wenn schon überhaupt in der Bildung der französischen Sprache der Einfluß der scholastischen Philosophie allgemein anerkannt ist, wer kann zweifeln, daß das Cartesische clare et distincte den Charakter der Litteratur des Siècle de Louis XIV., welches Gottsched sich ausschließlich zum Muster nahm und das erst er in seiner Eigenthümlichkeit den Deutschen zum Muster aufstellte, vorwaltend hat bestimmen helfen?

Es giebt einen merkwürdigen Beleg dafür, in welchem Grade das Litteraturinteresse bei Gottsched das philosophische später überwuchert hat. In der Vorrede zur dritten Auflage seiner „Weltweisheit" sagt er: wenn auch in die damalige (Wolffische) Philosophie einige falsche Sätze gekommen sein sollten, so sei sie doch eine Philosophie in deutschem Gewande. Der Gesichtspunkt, daß sie ein deutsches Litteraturproduct sei, drängt die Frage, ob das in ihr gelehrte wahr sei, in den Hintergrund. Auch bemerkt schon Joh. Aug. Ernesti in seiner akademischen Lobschrift auf Gottsched, was denselben an der Wolffischen Philosophie besonders angezogen, sei die Klarheit und Deutlichkeit derselben gewesen. Ebenderselbe weiß auch Gottscheds ganzer litterarischer und akademischer Thätigkeit einen Plan unterzulegen, der wenigstens seine Ansicht, daß es demselben nur mit der deutschen Litteratur ein wahrer Ernst gewesen, klar durchschauen läßt. Zuerst, sagt er, habe Gottsched (1728) einen Grundriß der Redekunst bekannt gemacht, in welchem er ganz von den Regeln der Alten ausgegangen; es sei ihm eine Uebersetzung des Dialoges von den Ursachen der verfallenen Beredsamkeit vorangestellt gewesen, und nach den hier ausgesprochenen Grundsätzen habe er mit seinen Zuhörern praktische Uebungen angestellt, denselben Weg habe er in der Poetik eingeschlagen. Nachdem so die Regeln festgestellt worden, habe er zuerst die besten Muster aus anderen Sprachen übersetzt, dann nachgeahmt, und andre dazu angeleitet, und endlich sei er nach so langer ernster Ausübung dazu fortgegangen, in seiner deutschen Grammatik die Regeln der Sprache festzustellen.

Aber Gottsched ist in seinem Interesse an deutscher Litteratur keineswegs auf einem so niedrigen Standpunkte stehen, so am Einzelnen kleben geblieben, wie es demjenigen scheinen muß, welcher nur seine späteren Streitigkeiten in's Auge faßt oder wie auch die so eben angeführte Darstellung die Sache auffaßt. Wer gilt für ideenloser als Gottsched? Und doch dürfte er zuerst eine Idee erfaßt haben, welche uns Heutigen freilich so geläufig ist, daß wir uns kaum vorstellen können, daß sie jemals gefehlt haben könnte — und welche gerade die Idee von demjenigen ist, auf welches sich unserer obigen Erörterung nach seine geistige Thätigkeit ihrer Natur nach richten mußte — die Idee der deutschen Litteratur in ihrer Gesammtheit. Vor Gottsched ist diese wenigstens nicht vorhanden gewesen. Von den älteren abgesehen, welche nur ganz unbefangen in den Tag hineindichteten und schrieben, wie der Vogel singt, der auf den Zweigen wohnet, war seit Opitz, der allerdings ein bewußtes, so zu sagen doctrinäres Bestreben anregte und einführte, doch im Grunde nur

Digitized by Google

Erschaffung einer deutschen Poesie das Augenmerk. Die Auffassung der Dichtung sowohl als der Gesammtlitteratur einer neueren Sprache, als einer vor der Production aufzustellenden und gewissermaßen planmäßig zu lösenden Aufgabe war überhaupt erst ein Bedürfniß und auch erst möglich geworden, nachdem man von der Litteratur des Alterthums oder wenigstens von der römischen eine Gesammtanschauung gewonnen hatte. Näher kommen einer bewußten Erschaffung einer deutschen Litteratur, die auf der Ausbildung und Reinigung der Sprache gerichteten Bestrebungen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Aber diese beschränkten sich doch im Grunde auf die Pflege des Organs einer allumfassenden deutschen Litteratur; von dieser letzteren hatten die Mitglieder der zahlreichen Sprachgesellschaften eben so wenig eine Anschauung, wie die Wortphilologen dieser Periode von der griechischen oder römischen; waren doch diese Gesellschaften der florentinischen accademia della Crusca nachgebildet, welche ganz und gar in die Vergangenheit blickte, und den in einer bereits vorhandenen Litteratur niedergelegten Sprachschatz festzustellen suchte, während in Deutschland das Alte gerade nicht gelten sollte, und alles auf die Nothwendigkeit der Erschaffung einer neuen Litteratur hinwies. Gottsched ist der erste, welchem die Idee der deutschen Gesammtlitteratur in ihrer Gliederung aufgegangen ist; er hat damit der Geschichte derselben im 18. Jahrhundert, dessen Aufgabe die Hervorrufung einer neuen Phase dieser Litteratur war, ihren Weg vorgezeichnet; es handelt sich bei Klopstock, Lessing, Wieland und wie sie heißen mögen, die Männer, welche diese Aufgabe gelöst, nur um das Wie dieser Lösung; die Aufgabe selbst überkamen sie ohne sich selbst dessen bewußt zu sein, von dem verachteten Vorgänger — nur daß freilich ihre Lösung dann auf einer tieferen Auffassung der Aufgabe selbst beruhte, als sie bei diesem möglich gewesen war. Daß Gottscheden hiermit nicht zu viel zugeschrieben wird, geht daraus hervor, daß die einzelnen Elemente jener Anschauung bei ihm alle anzutreffen sind. Was er für sie in ihrer Sonderung gethan, wird in anderen Abschnitten zu erörtern sein: hier handelt es sich nur um eine Uebersicht des Ganzen. Die Gesammtanschauung einer Litteratur hat verschiedene Seiten, von denen keine unberücksichtigt bleiben darf, wenn jene den Namen wirklich verdienen soll. Zuerst müssen alle Arten von litterarischen Erzeugnissen als Erzeugnisse Einer Thätigkeit begriffen und unter Einen Gesichtspunkt der Entwickelung gebracht werden. Dieß that Gottsched dadurch, daß er nicht mehr, wie seine Vorgänger und Opitz bloß die Poesie, sondern auch die Prosa, und zwar diese vornehmlich in's Auge faßte; er erklärte selbst hierin Opitzens Tendenzen durch die des Thomasius ergänzen zu wollen. Ferner ist ein gewisser geographischer Fernblick erforderlich: es kommt darauf an die Nation, um deren Litteratur es sich handelt, in ihrer räumlichen Ganzheit aufzufassen und als eine geistige Einheit zu begreifen, die eines einigen Organes benöthigt sei. Mit Wohlgefallen verweilt Gottsched bei der Vorstellung, daß keine europäische Sprache einer solchen geographischen Ausbreitung genieße, wie die deutsche, und der Gedanke einer einigen deutschen Schriftsprache tritt bei ihm so sehr in den Vordergrund, daß er bekanntlich eine der Hauptveranlassungen zu seiner späteren Befehdung geworden ist. Endlich liegt in der Gesammtanschauung der Litteratur eines Volkes auch noch eine Anschauung ihrer historischen Ganzheit, ein Bewußtsein, daß es ein einiger volksthümlicher Kern sei, der sich hier entwickele, und wenigstens eine Ahnung von dieser Entwickelung selbst. Dieß alles finden wir bei Gottsched,

Digitized by Google

wie bei keinem früheren; mit Stolz setzt er dem Spott der Ausländer unsern Reichthum an allen dramatischen Werken entgegen, mit wahrem Eifer widmet er sich dem Studium alt- und mittelhochdeutscher Schriftdenkmäler; und wenn er freilich das Alles nur als Vorläufer der Litteraturepoche betrachtet, die er selbst herbeizuführen gedenkt, so kann uns mit seinem blos auf das formelle gerichteten Bestreben gerade dieß aussöhnen, daß bei ihm doch der Natur der Sache nach das Zugeständniß zu Grunde liegt, am Stoffe, an der dives vena, die er selbst für nothwendig erklärt, fehle es ganz und gar nicht. Wir werden es als feststehendes Ergebniß betrachten können: was Gottsched bei seiner rastlosen Thätigkeit, bei den mannichfaltigen Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte und bei den zum Theil doch unverdienten Anfeindungen ein halbes Jahrhundert lang aufrecht erhalten, ist diese Gesammtanschauung der deutschen Litteratur gewesen. Und wenn uns, was aus dieser Anschauung bei ihm hervorgegangen, gleichwohl in so auffallendem Grade unerfreulich erscheint, so ist dieß nur dem Umstande zuzuschreiben, daß sich freilich seine besondere Ansicht von der Aufgabe der Litteratur für die Zukunft sogleich einmengte, so wie auch seiner individuellen Geistesform, nach der wir ihn allerdings jenen trocknen Naturen beizählen müssen, die man treffend als Enthusiasten ohne Phantasie bezeichnet hat. §. 327.

Diese Idee der deutschen Litteratur und damit die Aufgabe seines Lebens, ist Gottscheden erst in Leipzig aufgegangen. Es kann nicht die Rede davon sein, dieß aus den Einflüssen, die er hier erfahren, ableiten zu wollen, denn einer Nöthigung lag dazu in diesen freilich nicht, wie hätte sonst die Idee hier nicht auch vielen Anderen schon aufgehen sollen? Aber daß derjenige, welcher dazu bestimmt war, einen solchen Bildungsweg einzuschlagen, gerade hier die Bedingungen zu demselben in seltner Vollständigkeit beisammen fand, wird sich nicht bezweifeln lassen. Der Umstand, daß Leipzig damals schon der Sitz des Buchhandels geworden war, eröffnete dem Ankömmling noch von einer ferneren Seite her eine Gesammtanschauung des deutschen Sprachwesens, und erleichterte ihm in jener Zeit des langsamen Verkehrs, die Vervollständigung derselben in jedem anderen Sinne. Auch in Bezug auf den Flor der Universität konnte Leipzig sich damals wohl für einen Mittelpunkt von Norddeutschland halten: wenn man das entlegene Königsberg ausnimmt, war es die einzige Stadt, in welcher ein einigermaßen großstädtischer Verkehr der gelehrten Welt den Schulstaub ein wenig abstreifen konnte. Ferner trat Gottsched in das nächste Verhältniß zu Burkhard Mencke, welcher sich bereits den Reformversuchen Neukirchs und Anderer angeschlossen hatte, und eine im Fache der deutschen Litteratur wohlversehene Bibliothek besaß. Und endlich die bedeutendste Anregung, die Gottsched in Leipzig erfahren, beruht auf dem Umstande, zu dessen Behandlung das Vorhergehende Alles als Einleitung zu dienen bestimmt war.

Nämlich man vergegenwärtige sich die Totalanschauung der deutschen Litteratur, die wir Gottscheden beilegen müssen, auf lebhafte Weise, so wird es sogleich klar werden, daß derjenige, welchem sie zuerst aufging, nothwendig darauf bedacht sein mußte, sich eine besondere, ich möchte sagen exceptionelle Stellung der Litteratur gegenüber zu erringen. Es galt eine Totalwirkung auf sie auszuüben, sie selbst dazu zu erwecken, daß sie sich als Einheit auffaßte, ihr einen Mittelpunkt zu geben, in welchem sie diese Einheit wenigstens einstweilen anschaute und von welchem aus sie das Gesetz ihrer ferneren Entwickelung empfinge. Das liegt so ganz in der Natur der Sache, daß es einer

Digitized by Google

weitern Erörterung nicht bedarf; kann man doch behaupten, daß eine Einheit der Litteratur überhaupt erst dann vorhanden ist, wenn sie von Seiten der Litteratur selbst begriffen wird. Und ist es nicht geradezu der Beruf, die Pflicht desjenigen, welchem das Alles zuerst klar wurde sich selbst an die Spitze zu stellen? — Gottsched mußte, es koste was es wolle, eine litterarische Dictatur erringen — wenn er später eine solche ausgeübt hat, so ist dieß nicht eine bloße Aeußerung persönlicher Anmaßung, welche das Glück zufällig begünstigt hatte, sondern eine Folge seines Principes, ein Theil seiner welthi- 9.
storischen Aufgabe gewesen.

Allein wie sollte der junge Magister zu einer solchen Stellung gelangen, wie sie bis dahin in Deutschland noch Niemand eingenommen hatte? Auf bloß litterarischem Wege war dieß nicht möglich, denn was er immer geschrieben haben möchte, und wäre es das Vortrefflichste gewesen, hätte doch immer nur ein einzelnes Schriftwerk sein können, das in der Litteratur gestanden hätte, nicht aber über ihr, so daß es eine Zusammenfassung derselben zu einer Einheit hätte bewirken können.

In Leipzig fand Gottsched ein Organ für diese Ideen, — oder, vielmehr indem er das, was zu einem solchen dienen konnte, vorfand, mögen sich wie es zu gehen pflegt, jene Ideen selbst, und der Gedanke, das Vorgefundene zu einem Organe derselben umzubilden, in ihm erst zur völligen Klarheit ausgebildet haben.

Im Jahre 1697 waren einige zufällig gerade der Stadt Görlitz sei es durch Geburt, oder weil sie das dortige Gymnasium besucht hatten, angehörige Zuhörer des Burkhard Mencke, welcher die freien Künste öffentlich lehrte, zu einer poetischen Gesellschaft zusammengetreten. Sie nannten dieselbe die Görlitzische Gesellschaft, nahmen nur Görlitzer — in dem obigen weiteren Sinne — in ihre Gemeinschaft auf, richteten sich, als Grenznachbarn Schlesiens, in allem nach der schlesischen Mundart, und legten ihre Gedichte, wenn sich ein Band von dergleichen zusammengefunden hatte, auf der Rathsbibliothek zu Görlitz nieder.

Dieß sind die Anfänge der deutschen Gesellschaft, welche durch Gottsched — so wie, kann man hinzusetzen, er durch sie — so berühmt geworden ist. — Da wir neben den aus Gottscheds Feder geflossenen Darstellungen ihrer Einrichtung und ihrer Absichten, seitdem er ihr vornehmstes Mitglied war, auch eine Schilderung derselben vor seinem Eintritte besitzen — dessen Zeit ich nicht genau anzugeben weiß, der aber bald nach seinem Eintreffen in Leipzig statt gefunden haben wird, wie er sich denn ja auch schon im Jahre 1724 an der Universität habilitirt, da er sich doch zumal als Fremdling erst einige Zeit in der Gesellschaft selbst hervorgethan haben muß, wenn er schon 1727 ihr Senior gewesen ist — so läßt sich ziemlich bestimmt angeben, was er ihr und was sie ihm zu verdanken gehabt haben mag.

Nachdem die Gesellschaft in der angegebenen Form zwanzig Jahre bestanden, trat im Jahre 1717 eine doppelte Veränderung mit ihr ein, welche Gottscheds dereinstigen Absichten im höchsten Grade beförderlich war, ja überhaupt erst die Möglichkeit herbeiführte, daß sie ihm einst zum Organ dienen konnte. Es wurde nämlich einerseits neben den Görlitzern auch andern geschickten Leuten aus allerlei deutschen Provinzen der Eintritt in sie eröffnet, und andererseits ward, während bis daher nur poetische Schriften vorgelesen worden, auch für

Digitized by Google

die ungebundene Beredsamkeit wöchentlich eine Stunde ausgesetzt. Und in Betracht beider Umgestaltungen nannte sich die Gesellschaft von jetzt an die Deutschübende Poetische Gesellschaft — indem man mit dem erstern Prädicate die Beschäftigung mit prosaischen Ausarbeitungen zu bezeichnen gedachte.

Hiervon unterrichtet uns ursprünglich eine im Namen der Gesellschaft herausgegebene und daher anonym erschienene Schrift von Christian Clodius: Schediasma de instituto Societatis Philo-Teutonico-Poeticae, quae sub praesidio etc. hic Lipsiae congregatur — die zur Feier des fünf und zwanzigjährigen Bestehens der Gesellschaft 1722 herauskam*). Aus diesem mit dem ganzen herkömmlichen Ballast unnützer Citatengelehrsamkeit ausgestatteten Programme erhellen drei Umstände, welche in sofern wir es als Urkunde von einer bestimmten Phase der Gesellschaft betrachten, von großer Wichtigkeit sind. Erstlich erfahren wir, daß die poetischen Uebungen noch immer sehr vorgewaltet, so daß die der prosaischen wöchentlich eingeräumte Stunde nicht immer genau beobachtet worden. Zweitens zeigt es sich, daß das Provinzialinteresse noch nicht ganz in den Hintergrund gedrängt war, denn die Schrift ist mit vielen Bombast den Senatoren der oberlausitzschen Fünfstädte gewidmet: Quae olim Graecis propria fuisse dicitur sedes Sapientiae, ea hodie cum summo jure Vestrae vindicari potest Lusatiae. Endlich tritt auch der Zusammenhang dieser Bestrebungen mit dem Gange der deutschen Litteratur überhaupt in ein überraschendes Licht. Clodius giebt eine Uebersicht der Gesellschaften, welche sich der Pflege die deutschen Sprache haben angelegen sein lassen — des Palmordens, des gekrönten Blumenordens u. s. w. wobei in den Anmerkungen, beiläufig gesagt, zur Charakteristik ihrer Thätigkeit die ergötzlichsten Curiositäten beigebracht werden. Den Schluß dieser Reihe bildet die teutschübende Gesellschaft in Hamburg, die mit dem enthusiastischsten Lobe begrüßt wird. Die Stelle ist in mehrfacher Beziehung zu wichtig, als daß ich mir nicht erlauben müßte, sie wörtlich anzuführen. Quicquid sapidi et generosi ex aliarum Societatum fontibus promanare potuit, illud rivulis quasi in unum alveum derivatis patenti hic velut Oceano sese insinuavit. Uti enim membra quibus illa ornata est, meritorum et virtutum gloria, inter alios omnes eminent: ita etiam invidendis illis ingenii monumentis literarum orbi ita inclaruerunt dudum, ut, quamdiu literae ac poeticae imprimis

*) Man findet diese Schrift bisweilen dem Burkhard Mencke zugeschrieben. Er mag das Material zu der Geschichte der deutschen Sprachgesellschaften hergeliehen haben, daß er aber das Programm selbst ausgearbeitet, ist schon wegen der schlechten Latinität und des lausitzischen Patriotismus, der ihm, dessen Vater aus Oldenburg stammte, ganz fern lag, unwahrscheinlich. Ferner ist er offenbar nur Ehrenvorstand gewesen, so wie es nach seinem Tode Mosheim wurde. Endlich wird auch in Treitschke's Monographie über Burkhard Mencke (1742), welche die Schriften desselben sorgfältig durchgeht, das Schediasma gar nicht erwähnt, obgleich S. 21 von der Görlitzer Gesellschaft die Rede ist; und selbst der Umstand, daß die Angaben über die letztere, welche man hier findet, ganz ungenau sind, spricht dafür, daß jene Schrift nicht von Mencke herrühren kann; hätte Treitschke in Menckes Schriften irgend einen Anknüpfungspunkt für sie gefunden, so hätte er gewiß weitere Forschungen angestellt. Ich habe mich daher an die Angabe des Verfassers des Schediasma, welche sich von sehr alter Hand auf dem Exemplare der Leipziger Universitätsbibliothek findet, halten zu müssen geglaubt. — Uebrigens finden sich die Namen der 4 Studenten, welche die Görlitzische Gesellschaft unter sich aufgerichtet, in einem Jahrgange des neuen Lausitzischen Magazins.

Digitized by Google

erunt in pretio, ipsi a se posteritati traditi, in animis hominum versaturi sint. Ecquis enim de Fabricio, Brockesio, Richeo, Hübnero, Höfftio, Koenigio, idem illud, quod de Marcello Eprio et Crispio Vibio Quintilianus, asserere dubitet: non minus in extremis orbis literarii partibus esse, quam ubi vivunt aut vixerunt olim, Hamburgi. (?) Hi scilicet, prudentia et industria rei pertractandae fundamento posito, certas leges iniverunt, ad quarum placita negotium volebant dirigi. Nemini in hac societate versari licebat, nisi, qui vitae morumque integritate nec minori doctrinae laude excelleret. Singulis hebdomadibus certo loco convenire soliti, de specimine, vel in soluta, vel ligata elaborato, sociabant iudicium. Omnis autem rei cardo in exquirenda vocum genuina significatione, naturali atque artificiali constructione, sententiarum emphatica elocutione, rara et exquisita rerum inventione, materiarum selectissimarum tractatione vertebatur . . . . . Utut autem crescentibus indies laborum molibus, conventum illum ordinarium non frequentent amplius: suo tamen quisque genio privatos inter parietes subcisivis horis indulgere non dememinit. Testantur de ea re varia, quae obstetricante Weichmanno, linguae nostrae strenuo vindice, vateque Seculi felicissimo prodeunt, specimina. Die Thätigkeit des hamburgiſchen Kreiſes, deren Wichtigkeit für die Geſchichte der deutſchen Litteratur überhaupt allgemein anerkannt iſt, hat alſo auf die Leipziger deutſche Geſellſchaft anregend gewirkt.

Am Schluſſe des Programms theilt Clodius die Pläne mit, welche die Geſellſchaft nach und nach auszuführen gedenke. Dieſe ſind: 1) eine Sammlung von Gedichten aus dem großen Vorrathe der Geſellſchaft an's Licht zu ſtellen; 2) die Diſſertation des berühmten hamburgiſchen Paſtoris Neumeiſter von den Poeten der Deutſchen, in vermehrter Auflage drucken zu laſſen; 3) die Vorſchläge der berühmteſten Männer in Deutſchland, als z. B. Claubergs, Leibnitzens, Heräens, und anderer mehr, die Verbeſſerung der deutſchen Sprache und Poeſie betreffend, mit kritiſchen Anmerkungen unter die Preſſe zu geben; 4) der Schuljugend zum beſten ein poetiſches Lexikon auszufertigen.

Es iſt unmöglich in dieſen Dingen die Keime vielfältiger litterariſcher Unternehmungen Gottſcheds zu verkennen. Sammlungen von Schriften der Geſellſchaft beſorgte er zum Wiederabdruck, zu referirender Erneuerung früherer Arbeiten zur Kritik der deutſchen Sprache waren die kritiſchen Beitrage beſtimmt, und wenn Gottſched von einem deutſchen Gradus ad Parnassum abgeſehen, auch ſeine Thätigkeit zunächſt auf die ſtudirende und nicht auf die Schuljugend gerichtet hat, ſo hat doch ſeine kritiſche Dichtkunſt etwas gar Schulmeiſterliches an ſich, und der in der That für Schüler beſtimmte Auszug ſcheint wirklich darauf angelegt, die Kluft, die uns arme gewöhnliche Sterbliche von den Inſaſſen des Muſenberges trennt, auf eine im Schülerkreiſe wohl bekannte Art zu überbrücken.

Noch viel intereſſanter aber iſt es, zu beobachten, wie Gottſched auf dieſer gegebenen Grundlage durch die in der Clodiusſchen Schrift erwähnten Punkte angeregt, etwas viel Höheres aufbaut.

Die Nachricht von der erneuerten deutſchen Geſellſchaft in Leipzig und ihrer jetzigen Verfaſſung, herausgegeben durch die Mitglieder derſelben 1727 (dem Grafen von Manteuffel gewidmet) und die zweite Auflage dieſer Schrift: „Nachricht von der deutſchen Geſellſchaft zu Leipzig. Bis auf das

Digitized by Google

Jahr 1731 fortgesetzt. Nebst einem Anhange von ihrer deutschen Rechtschreibung und einem Verzeichnisse ihres itzigen Büchervorraths herausgegeben von dem Senior derselben" (1731, dem Grafen von Brühl zugeeignet) thun von einer in dem zuerst genannten Jahre vorgenommenen gänzlichen Umwandlung der Gesellschaft Meldung. Es kann, um dies zunächst festzustellen, kein Zweifel sein, daß Gottsched auch von der ersten Schrifft der Verfasser ist. Denn abgesehen davon, daß er 1731, zwei Jahr nach dem Erscheinen der Dichtkunst schwerlich sich dazu entschlossen haben würde, bloß eine fremde Schrift umzuarbeiten, folgt seine Autorschaft auch daraus, daß er zwar jenen 1722 erschienenen Bericht von Clodius nennt, und seinen Verfasser namhaft macht, den der 1727 erschienenen aber 1731, offenbar als identisch mit dem der gegenwärtigen, weiter nicht erwähnt. Auch war er, wie aus 1727 S. 39 erhellt, schon 1727 Senior, und also der Natur der Sache nach der Präsident der zur Beschaffung ihrer Umwandlung 1727 niedergesetzten und (nach 1731 S. 13.) aus ihm, May, Samuel Seidel und Johann Georg Hamann bestehenden Commission. Und eben so zuversichtlich können wir annehmen, daß die Umwandlung, von welcher er hier berichtet, der Hauptsache nach von ihm ausgegangen und sein Werk sei. Wenn man darauf hinblickt, wie eifrig er der Gesellschaft schon jetzt seine Kräfte leiht, wie unermüdlich er sich in den nächstfolgenden Jahren ihrer Ausbreitung widmet, wie bei den spätern Zerwürfnissen von einer Unzufriedenheit mit ihren Grundsätzen nicht im entferntesten die Rede ist, wie endlich diese letzteren mit den Grundlagen seiner eigenen Thätigkeit vollkommen übereinstimmen, so muß man die Sache als sich von selbst verstehend betrachten — ganz abgesehen davon, daß sich nach dem Gange menschlicher Dinge ohne Weiteres wird annehmen lassen, daß er, wenn er einmal in so kurzer Zeit zu der ersten activen Stelle in der Gesellschaft gestiegen war — denn Mencke war doch im Grunde nur Ehrenpräsident — er auch zu dieser Zeit die Seele derselben gewesen sein werde.

Worin bestehen nun aber die Umwandlungen, welche Gottsched in der deutschen Gesellschaft eingeführt, sowohl in Bezug auf die Gesetze — von denen er sagt, daß man 1727 für gut befunden, diejenigen welche bis dahin in der Gesellschaft theils im Schwunge gewesen, theils aber auch allmählich aus der Uebung gekommen waren, zu übersehen und zu verbessern, wobei der Commission zugleich die Macht gegeben wurde, neue Grundregeln zu entwerfen, die künftig statt der vorigen in der Gesellschaft eingeführt werden könnten *) — als auch in Betracht des Uebrigen, was seine beiden Schriften von ihr melden?

Man kann sie ohne den mindesten Zwang auf dasjenige zurückführen, worin sie bestehen mußten, wenn die Gesellschaft den obengenannten Zwecken Gottscheds entsprechen sollte.

Die Aufzählung der Gesellschaften zur Ausbildung der deutschen Sprache, welche Clodius giebt, mochte Gottsched auf besondere Gedanken gebracht haben. Offenbar machte die Leipziger Gesellschaft Anspruch darauf, von einem späteren Geschichtschreiber in demselben Zusammenhang eingereiht zu werden, aber konnte sie sich jenen an die Seite stellen? Nimmermehr — wie gering

*) Auf den Gedanken der Feststellung ordentlicher Gesetze mag die Gesellschaft durch das von Clodius angeführte Beispiel der Hamburger gekommen sein.

Digitized by Google

war die Anzahl ihrer Mitglieder — Gottsched selbst stellt bei der Vertheidigung des Namens deutsche Gesellschaft die Betrachtung an, er scheine zu prahlerisch zu klingen — „sollte man doch wunder denken, was das vor eine große und zahlreiche Gesellschaft sein müsse, zumahl, da sie in Leipzig blühen soll, einem Orte, der vor so vielen andern Städten in Deutschland einen großen Vorzug besitzt." Und zweitens — jene anderen Gesellschaften stellten irgend ein neues Princip auf — wo war ein solches bei der Leipziger? Gottscheds Grundgedanke bei jener Umgestaltung war, sie so einzurichten, daß sie in der That mit den andern auf Eine Linie träte. Daher sollten zuvörderst auch auswärtige Mitglieder aufgenommen werden können — „die nicht beständig in Leipzig sind" auch — „behält sich die Gesellschaft vor, Leute von bekannter Geschicklichkeit selbst vor ihre Mitglieder zu erklären" (Zusatz von 1731) — ferner sollen vornehmlich solche die von Adel oder graduirt sind, oder in Bedienungen stehen oder sonst von besonderer Geschicklichkeit sind, aufgenommen werden (Ebendas.). Auf diese Weise war also der Gesellschaft eine äußere Ausbreitung, wie ihrer jene früheren Gesellschaften zum Theil genossen, möglich gemacht: sie war im Stande, was später in einem gewissen Sinne eintrat, ganz Deutschland zu umfassen! Und dieß erledigte den ersten Punkt. Was den zweiten anbetrifft, so rückt zwar Gottsched so deutlich mit der Sprache nicht heraus, doch sind es ganz und gar seine Ideen, welche sich in der Abhandlung von der Rechtschreibung des Wortes deutsch, in dem in die Gesetze selbst aufgenommenen Paragraph: „Chronosticha, Acrosticha, Anagrammata, Sechsstinnen (sic), Quodlibete, Ringel-Reime, Bilderreime, mit Wortspielen angefüllte Sinngedichte und andere derartige Poetische Mißgeburten, sollen aus der Gesellschaft gänzlich verbannet sein" — und in der Stelle, welche über die Wahl des Namens „deutsche Gesellschaft" Bericht erstattet, aussprechen. In der letztern heißt es, in der Benennung der deutschübenden poetischen Gesellschaft habe man die Hinweisung auf prosaische Uebungen, wie auch natürlich sei, nicht zu erkennen gewußt — „indem wir bishero fast lauter solche Mitglieder bekommen haben, so sich in der gebundenen Schreibart zu üben Lust gehabt: an die ungebundene Rede ist sehr selten gedacht worden, ungeachtet es in allen Ständen weit nöthiger ist, in dieser, als in jener wohl zu schreiben. Ein großes Land kann sich mit wenigen Poeten behelfen; aber je mehr gute Prosaische Scribenten es hat, desto besser ist es . . . . da nun unsere jetzigen Absichten auf die ungebundene Rede sowohl, ja fast mehr, als auf die gebundene, gehen, so schien es nothwendig zu seyn, daß wir eine solche Benennung suchten, die beydes in sich fassen und beydes zu verstehen geben möchte."

Bei diesen nach allen Seiten hin weitausgreifenden Intentionen war es denn in Gottscheds Sinn so lächerlich gar nicht, wenn er nach den so eben angeführten Worten fortfährt „das berühmte Exempel der vorlängst in Paris gestifteten französischen Akademie brachte uns" — d. h. mich — „auf den Gedanken, daß auch unsere Gesellschaft ganz bequem die Deutsche Gesellschaft würde heißen können. Ist es nicht bekannt genug, daß in ihr sowohl die Prosaische, als die Poetische Schreibart mit gleichem Eifer getrieben wird? Und doch hat sie sich schlechtweg die französische Akademie genannt. Nun verlangen wir uns zwar weder unserer Fähigkeit noch unseres Ansehens halber, einer so großen Akademie an die Seite zu setzen. Wir kennen unsere Schwäche

Digitized by Google

gar zu wohl — unsere Absichten aber sind zum wenigsten mit den ihrigen einerley."

Nicht das schlechteste Mittel wenigstens zur Erreichung von Gottscheds Absichten bei der Sache war die Veröffentlichung der beiden Auflagen der „Nachricht" selbst. Sie hat von vorn herein einen ganz andern Sinn, als die Abfassung des Clodiusschen Programms. Dieses stattete nur ohne weitere Absichten einen Bericht ab, und ist daher vorwaltend der Vergangenheit zugewendet. Gottscheds Schrift dagegen kündigt entschieden den Aufgang eines neuen Gestirns am deutschen Himmel an, und ist von vorn herein darauf berechnet, im Sinne der Gesellschaft und ihres Erneuerers Propaganda zu machen, daher besteht denn auch die Bereicherung der zweiten Auflage besonders darin, daß über die Fortschritte, die man in der Zwischenzeit bereits auf diesem Wege gemacht, Bericht abgestattet wird. Da wird denn genau aufgezählt, welche neue Mitglieder der Gesellschaft in der Zwischenzeit beigetreten, welche Schriften von ihnen herausgegeben worden, was für Ehren ihnen widerfahren, welcher Auszeichnungen die Gesellschaft selbst sich zu erfreuen gehabt, indem z. B. der Graf von Manteuffel ihr zum Dank für die Widmung der ersten Auflage ein Geschenk zur Vermehrung der Bibliothek übermacht, wie sich der Rath Jablonski in Berlin, der neue Anstalten dazu gemacht zu erfüllen, was unter den Zwecken der Berliner Akademie von Leibnitz aufgeführt war, nämlich auf die Bildung der deutschen Sprache zu wirken, mit ihr in Verbindung gesetzt, und was dergleichen mehr ist. Besonders aber wird genau einregistrirt was für Schriften mannichfaltiger Art der „Senior" — denn Gottsched nennt sich hier immer bei seinem Titel — zu jeder Zeit ausgehen lassen, wie er dem Rath Jablonski geantwortet, wie derselbe zur Feier des Geburtstages Seiner Majestät eine Cantate gedichtet u. s. w. Wie geflissentlich hier Gottsched all sein Thun und Treiben, da die deutsche Gesellschaft nun einmal berühmt zu werden anfing, als Thun dieses „Seniors" darzustellen suchte, beweiset besonders folgende Stelle: „Zu diesen Schriften der Mitglieder gehören sonder Zweifel auch verschiedene Trauerspiele, welche von einigen von ihnen verfertiget und durch die Königl. und Churfächsischen Hofkomödianten (Titel der Neuberschen Bande) wirklich aufgeführet worden. Denn da man seit Opitzens, des älteren Gryphii und Lohensteins Zeiten, in Deutschland die tragische Poesie ganz und gar in Vergessenheit gerathen lassen, und bei dem eingerissenen italienischen Geschmacke nur auf lauter Opern verfallen, welche an innerlicher Schönheit oder natürlicher Einrichtung der Fabel und Wahrscheinlichkeit, einer regelmäßigen Tagödie nicht im Geringsten beikommen: Als war es allerdings zu wünschen, daß diese Hauptgattung der hohen Poesie nach dem Muster der Franzosen, welche durch ihres Corneille und Racine Trauerspiele alle Völker der Welt übertreffen, auf der deutschen Schaubühne auch wieder hergestellt und also diese aus ihrer bisherigen Niederträchtigkeit und Verwirrung gerissen werden möchte. Weil nun der Senior der Gesellschaft nach der ihm allergnädigst übertragenen poetischen Profession vor seine Pflicht geachtet, seinem Vaterlande diesen Dienst zu leisten, als hat er sich nicht nur in seiner kritischen Dichtkunst und Lectionibus publicis nach Horatii und Aristotelis Anleitung die bisher fast vergessenen Theatralischen Regeln wiederherzustellen bemühet, sondern auch selbst einen Versuch gethan, indem er des be-

Digitized by Google

rühmten **Racine Iphigenia** —" u. s. w. „Ja er hat auch verschiedene andere Mitglieder der Gesellschaft aufgemuntert, die Hand an Werk zu legen, —" u. s. w. „Außer vielen andern Uebersetzungen, die noch unter der Feder sind, ist auch des Seniors sterbender Cato, den er theils aus dem Französischen des Herrn **Deschamps**, theils aus dem Englischen des Herrn **Addisons** auf eine neue Art zusammengesetzet und durch neue Zusätze und Aenderungen sich ganz zu eigen gemacht, fertig, und wird ehestens auf der Schaubühne erscheinen." Wie hätte Gottched eine solche Gelegenheit versäumen sollen, seine eigenen Thaten mit leidlichem Anstande in gehörigem Zusammenhange der Welt bekannt zu machen?

2.

Durch die Herausgabe dieser Schriften erreichte Gottsched seinen Zweck so rasch und vollkommen, wie er es gewiß selbst nicht erwartet hatte; man wird behaupten dürfen, daß sein späteres entschiedenes, ja dictatorisches Auftreten sich größtentheils auf das Selbstgefühl gründete, das aus dem Bewußtsein, einen so glücklichen Wurf gethan zu haben, hervorgehen durfte. Bis dahin hatte die nunmehrige deutsche Gesellschaft eine bloß locale Bedeutung gehabt, sie war eine Zusammenkunft zu gelehrten und litterarischen Zwecken gewesen, wie sie unter dem Namen von Predigergesellschaften, von philosophischen, von Rednergesellschaften namentlich in Leipzig immer in großer Anzahl bestanden haben, jetzt aber bekam sie auf einmal einen Ruf in ganz Deutschland. Es war eben jetzt die Zeit der gelehrten Gesellschaften und Akademien; nicht zwei Jahrzehende vorher waren von den letzteren mehrere durch Leibnitz in Deutschland gestiftet oder zu stiften versucht worden, dazu war es die Zeit des starrsten Stockgelehrtenthums, das kaum etwas Höheres kannte als sich mit gelehrten Ehren aller Art, und dann ganz besonders auch mit Diplomen, welche die Mitgliedschaft an jenen neuerrichteten Instituten beurkundeten, zu schmücken. Auf diese Weise sind denn auch die Diplome dieser deutschen Gesellschaft überaus beliebt gewesen: der Gottschedsche Briefwechsel ist voll von Danksagungen für ertheilte, von Ansuchen um zu ertheilende Mitgliedschaft, wobei häufig geradezu gefragt wird, ob man denn auch ein ordentliches Diploma bekomme, die bekanntesten Schriftsteller der nächsten Folgezeit als Stoppe *) und Pantke kommen hier vor; es scheint fast, als sollte die Gesellschaft nicht nur im Sinne des Gegenstandes ihrer Beschäftigung, sondern auch in Bezug auf ihre Aus-

*) Man kann die später berüchtigte Thätigkeit dieses Mannes im Fache der Fabel hier in ihrem Entstehen beobachten. Er will schon 1728 La Motte's Fabeln übersetzen — rührt vielleicht die 1736 in Hirschberg, seinem Wohnorte erschienene Uebersetzung von ihm her? — dabei hat er nun allerlei Bedenken, die er Gottsched vorträgt. Soll Sirene durch Meerweibchen gegeben werden oder soll das Wort bleiben? Besonders machen ihm die lézards Kummer, das Wort heißt nun einmal Eidechsen, und nichts anderes, das geht aber in keine Art von Versen. Noch nach Jahresfrist kommt er auf die verwünschten „Eidersen" zurück.

Digitized by Google

breitung, dahin gelangen den Namen einer Deutschen zu verdienen, und das würde noch mehr der Fall gewesen sein, hätten sich nicht überall ähnliche Mittelpunkte der Deutschübenden Bestrebungen gebildet. Daß der Einfluß den Gottsched auf diese Weise gewonnen, unberechenbar ist, bedarf keiner Auseinandersetzung. Die Mitglieder aller dieser deutschen Gesellschaften bildeten in jenen Zeiten des langsamen Verkehrs und mangelhaften Buchhandels ein für Alles womit er später auftrat von vorn herein empfängliches Publikum, eine wahre Propaganda seiner Ansichten und Gesichtspuncte. Gottsched begreift das Alles sehr wohl, und versäumt kein Mittel, um das Ansehen und den Einfluß seiner Gesellschaft noch höher zu steigern. Nicht nur suchte er Alles heranzuziehen, was etwa sonst noch sich mit deutscher Sprache und Literatur beschäftigte, sondern er hatte auch mit der Gesellschaft selbst sehr hochfliegende Pläne. Von Anfang an hatte er wie oben erwähnt bei ihrer Umgestaltung und Benennung die Privatgesellschaft des Cardinal Richelieu im Sinne gehabt, aus welcher später die académie française entstanden war. So sollte denn auch die deutsche Gesellschaft zu einer königlichen oder churfürstlichen erhoben werden, und zum Richelieu war der Graf von Manteuffel erkoren, dem, nach einer bereits angeführten Notiz, Gottsched sogar einst das Präsidium angeboten hatte. Gottsched schreibt an Manteuffel:

Leipzig den 19. Apr. 1738.

Eurer Hochreichsgräflichen Excellence habe ich neulich die Oden und Cantaten unsrer Deutschen Gesellschaft, die vor Kurzem fertig geworden, zu übersenden versprochen. Hiermit erfülle ich mein damaliges Versprechen, und empfehle nochmals die Bemühungen unserer Gesellschaft in Dero hohe Gnade. Darf ich mir insbesondre das Urtheil Eurer Hochgebohrnen Excellence über meine darinn enthaltenen Stücke ausbitten, so wird selbiges meine Einsicht vermehren, und mich vor künftigen Fehlern behüten.

Wir sind so glücklich gewesen, von des Herrn Grafen von Wackerbart Excell. ein sehr gnädiges Antwortschreiben, auf die an Sr. Königl. Hoheit unsern Churprinzen gerichteten Lobschriften zu erhalten. Wie wir auch sonst Nachricht haben, so ist diese unsere Arbeit ziemlich wohl aufgenommen worden. Vielleicht findet sich endlich der längst gewünschte Augenblick ein, da unser Hof, auf unsre Bemühungen einen gnädigen Blick wirft. Wir könnten dieses um so viel gewisser hoffen, wenn Eure Hochreichsgräfliche Excellence die Gnade für uns hätten, und bey gegebener Gelegenheit bey Dero Freunden in Dreßden unsre Sache durch einige günstige Urtheile von unsern Sachen, und durch Vorschläge, wozu wir zu brauchen seyn möchten, unterstützeten. Denn unmaaßgeblich, so könnte der Hof die Beschäftigungen der beyden Parisischen Academien nemlich der Académie françoise und des belles Lettres mit einander in einer einzigen verbinden, und alsdann könnte eine solche Gesellschaft dem Hofe noch nützlicher vorkommen, zumal, wenn sie auch jährliche etliche Deutsche Schauspiele auf französischen Fuß, für den Hof zu liefern, verbunden würde.

Ich habe die Ehre mich in fernere hohe Gnade zu empfehlen und in aller möglichen Ehrfurcht zu verharren ꝛc. ꝛc.

dieser antwortet:

Digitized by Google

à Berlin le 16. Mai 1738.

Je me rejouis infiniment de certains aspects, favorables aux muses en vos Cantons, et je souhaite de tout mon Coeur qu'elles se ressentent avec quelque realitè des effets d'une si heureuse Constellation. Je n'obmets certainement pas la moindre occasion, où je crois leur pouvoir être de quelque utitité. Je souhaiterois seulement, que tous ceux, à qui je ne cesse pas de faire des insinuations, eussent assez de genie et de fond pour les gouter, et pour savoir en faire usage.

J'entre parfaitement dans l'idée que vous avez, d'ètablir une Societè, chargèe d'occupations pareilles à celles de l'Academie françoise et de l'Academie des belles lettres, et j'en comprens toute l'utilitè. J'avoue même, qu'il n'y auroit rien de plus solidement glorieux pour un gouvernement qui ne semble visor qu'à acquerir de la gloire: Mais je ne sais, si le tems de mettre ce projet sur l'enclume est deja arrivè. Je fonderois, à cet egard, ma principale esperance sur le nouveau President du Consistoire, et sur la bontè sincere de ses intentions, si j'ètois bien assurè qu'il eut les reins assez forts, pour fair tète aux Cagots et aux Pedans, qui ne manqueroient pas de s'y opposer, comme ils s'opposent actuellement à tout ce qui se fait et s'ècrit en conformitè du bon Sens: Mais je differerai d'en juger, jusqu'à ce que j'aie vû quelque echantillon de son Savoir-faire: Après quoi, et si je vois que ses forces repondent à ses desirs, et à la deference qu'il semble avoir pour mes avis, je me ferai un plaisir singulier de pousser à la roue.

Der Graf von Holtzendorff hat den Erwartungen nicht ganz entsprochen und daher ist aus der Sache nichts geworden; aber Gottsched hat sie niemals ganz aufgegeben.

Gewiß war es auch nicht ohne Rücksicht auf diese Pläne, wenn Gottsched die Nachricht über die deutsche Gesellschaft schon in der ersten Ausgabe auch an den Secretär der französischen Akademie, Fontenelle, gesandt hat. Dieß trug ihm folgendes Antwortschreiben ein, das zu den merkwürdigsten Urkunden der Sammlung gehört.

Fontenelle an Gottsched.

Paris le 24. Juillet 1728.

Monsieur

J'aurois eu beaucoup plus tost l'honneur de répondre a uotre lettre, si l'on ne m'auoit dit en me la rendant que uous seriés bien aise de sauoir mon sentiment sur le Plan, que uous m'enuoiés de uotre Société Allemande. comme il est en Allemand, que ie n'entens point, il a fallu que i'aye attendu une traduction abrégée qu'on m'en a faite. ç'a été une peine fort inutile et un temps perdu, par rapport a ce que ie croyois que uous attendiés de moi, car outre que uotre société est deià toute établie, et que uos Reglements sont très sensés et très bien entendus, il est impossible qu'un Etranger comme moi iuge en détail de ce qui peut vous convenir, ou de ce qui uous conviendroit le mieux. ie voi seulement en gros, que uous aués pour votre Langue un Zele, auquel

Digitized by Google

je ne puis qu'applaudir. il faut auoüer que nous autres françois nous pourrions bien étre trop preuenus en faueur de la notre, quoique la grande uogue qu'elle a dans toute l'Europe nous iustifie un peu. nous auons l'auantage qu'on nous entend partout, et que nous n'entendons point les autres, car notre ignorance en ce sens là deuient une espece de gloire. par exemple uous Monsieur, uous savés très bien le françois, uous l'écrivés très bien, et moi ie ne sais pas un mot d'Allemand. cependant ie ne crois pas que ce succès de notre Langue uienne tant de quelque grande perfection réelle, qu'elle ait par dessus les autres, que de ce qu'on s'est fort appliqué a la cultiuer et de ce qu'on y à fait quantité d'excellents Livres en tout genre, qui ont forcé les Etrangers à la sauoir, surtout des ouvrages agréables. a ce conte uous n'avés qu'a cultiver autant uotre Langue, et c'est a ce qu'il me paroist, le dessein que uotre Société a conçu auec beaucoup de raison. ie ne sais si l'Allemand est plus dur que le françois car ie me défie touiours un peu de cette dureté ou douceur prétendue, le Chant pourroit peutétre en décider. mais enfin ce plus de dureté fust il réel, il n'y auroit pas si grand mal, et uous en auriés plus de force dans les occasions où il en faut. une chose plus considerable et que i'entens reprocher a votre Langue, quoique ce soit plustost la faute des Ecrivains, c'est que uos frases sont souuent extrémement longues, que le tour en est fort embarrassé, le sens longtemps suspendu et confus. il est vrai que le Grèc et le Latin ont assés souuent aussi ces défauts, et méme dans les bons Auteurs, mais tout Grèc et Latin qu'ils sont, ils ont tort, le françois seroit bien de méme, si nous voulions, mais nous n'auons pas uoulu, et c'est peutétre ce que nous auons fait de mieux. que les ouvrages, qui partiront de votre Société, donnent l'exemple d'un meilleur arrangement dans les frases d'une plus grande clarté etc. ce sera un grand bien qu'elle procurera a votre Langue.

Je uous demande pardon Monsieur de tout ce uerbiage inutile, ie me suis trop laissé aller au plaisir de uous entretenir. ma grande affaire ne doit étre que de uous bien remercier si ie puis, de l'honneur que uous m'avés fait, en daignant traduire les ouurages de ma ieunesse. ie sui bien faché d'étre priué du plaisir de les uoir tels qu'ils se trouuent presentement au sortir de uos mains. ie uous rens très humbles graces encore une fois de m'auoir fait connaistre a une grande Nation, qui a produit beaucoup de grands hommes dans les Lettres et des genies du premier ordre, tel qu'étoit M. Leibnitz de uotre Ville de Leipsic.

Il y a déia du temps que i'ai écrit a M. Hausen*) en lui enuoiant un ouurage de ma vieillesse et le priant de le mettre dans le Journal de Leipsic. la grande difficulté est qu'il le lise, qu'il en ait le loisir et le courage car c'est un assés gros Livre, et sur une manière épineuse. comme ie ne doute pas que M. Hausen ne soit de uos amis, ie vous prie d'obtenir de lui la grace qu'il me lise et qu'il me donne son iugement, auquel ie défererai beaucoup, car i'ai eu l'honneur de le uoir ici et i'ai bien senti qu'il était fort habile en Mathematique

Je suis etc.

*) Prof. mathes. 1726—1743.

Digitized by Google

Einstweilen unterließ Gottsched nicht der deutschen Gesellschaft den besten Prosaisten, welchen Deutschland damals aufzuweisen hatte, zumal da er zugleich ein angesehener Gelehrter und Geistlicher war, so eng als möglich zu verbinden, den Abt Mosheim. Von diesem findet sich schon ein Schreiben vom 24. Febr. 1728 in welchem er für die Ernennung zum Mitgliede der Gesellschaft Dank abzustatten scheint; im Jahre 1732, als seine „heiligen Reden" so eben erschienen waren, wurde er an die Stelle des kurz vorher verstorbenen Burkhard Mencke zum Präsidenten ernannt.

Schon in Folge der Aufnahme Mosheims in die Gesellschaft hatte sich zwischen ihm und Gottsched ein Briefwechsel entsponnen. Gottsched hatte Mosheimen seine Uebersetzung von Fontenelles Buch über die Orakel zugeeignet, dieser dankt am 1 März 1730, führt an, daß er manches dahin gehörige in den Anmerkungen zum Cudworth ausgesprochen, will aber über die Sache nicht entscheiden „die Religion," sagt er, „verliehrt bey der Meynung des Herrn Fontenelle nichts, und gewinnt eben so wenig bey der ordentlichen Meynung. Indeß glaube ich doch, daß diejenigen, die Geister zugeben und nicht läugnen, daß diese Geister auf der Welt etwas zu würken Erlaubniß haben, überhaupt diese Frage nicht so entscheiden können, daß kein Zweifel übrig bleiben sollte." Wie viel Antheil er an den Angelegenheiten der deutschen Gesellschaft schon damals nahm, zeigt folgender Brief, welcher zugleich demjenigen, welchem seine Schriften nicht sogleich zur Hand sind, durch seine Schreibart beweisen mögen, wie viel Ursache die deutsche Gesellschaft hatte, seine Gemeinschaft zu suchen.

Helmstedt den 28. Nov. 1730.

Es ist mir so wenig unangenehm gewesen, daß Ew. HochEdelgeb. ihre Antwort auf mein letztes Schreiben in etwas aufgeschoben, daß ich mich vielmehr verbunden erkenne, Deroselben deswegen den ergebensten Dank abzustatten. Die Arbeiten die man mir aufgeleget, hengen an einander. Es kommen zuweilen Monate, in denen mir alle Minuten kostbar sind. Und ich wünsche in diesen Zeiten, daß meine Freunde meiner in etwas vergessen mögen, damit ich nicht zweyen Herren zugleich, der Liebe nemlich und dem Gehorsam, dienen dürffe, welches selten ohne Fehler abgehet. Ew. HochEdelgeb. haben eben eine solche mühselige Zeit ohne Schreiben vorbey gehen lassen: Und ihr Brieff ist eben eingelauffen, da ich anfing aufzusehen und an andre Dinge wieder zu gedenken, die nichts mit meinen ordentlichen Geschäften gemein haben. Ich erhole mich jetzt in etwas wieder von einem beschwerlichen Sommer und noch verdrießlicheren Herbst; und bin desto zufriedener darüber, weil ich die Hälfte des Winters etwas ruhiger hinzubringen gedenke.

Die Schriften der deutschen Gesellschaft, die von Ew. HochEdelGeb. in deroselben Nahmen mir zugesandt worden, werden mir einige von diesen Tagen, die ich vor mir sehe, angenehmer machen. Ich bin entschlossen, dieselben mit vieler Achtsamkeit durchzulesen und mit Vergnügen die Zunahme der Vernunft und des guten Geschmackes unter den Deutschen darin zu beobachten. Könnte ich mein Vergnügen mit Ew. HochEdelgeb. oder der ganzen deutschen Gesellschaft theilen, so würden sie vielleicht mehr von mir zu ihren Ruhme hören, als ihre Bescheidenheit würde vertragen können. Ist etwas, welches mir Gelegenheit zu einer kleinen Unruhe beym Durchlesen dieser geschickten Arbeiten geben könnte, so ist es die neue Ehre, die mir von dieser Gelehrten Ge-

Digitized by Google

sellschafft durch Ew. HochEdelGeb. so geübte Feder in der Vorrede wiederfahren ist. Das Lob, welches man mir ertheilet, und der Brieff, den man eingerücket, sind gewiß zwey Dinge, die mich verwirret machen. Ich bin so weit ein Mensch, daß ich die Zeichen der Liebe, die von grossen Gelehrten und geschickten Leuten kommen, mit keiner geringen Vergnügung annehme: Aber ich bin in so weit auch vernünftig, daß ich weiß, man ehre mich zu viel, wenn man mich auf eine solche Weise ehret, wie es von Ew. HochEdelGeb. und der deutschen Gesellschafft geschehen ist. Ich überlege noch, auf was Art ich mich wegen der vorhin erzeigten vielfältigen Gewogenheit dankbar beweisen möge! und da ich mitten in dieser Ueberlegung bin, nimmt man mir durch neue Ehren alle Hoffnung, die ich mir bereits gemacht hatte einen Weg zur Dankbarkeit zu finden. Was soll ich machen? Ich will die Hoffnung niederlegen aus meiner Schuld zu kommen aber den Willen nie fehlen lassen, der deutschen Gesellschafft und Ew. HochEdelGeb. insonderheit darzuthun, daß ich nicht unempfindlich bin. Ich bitte Ew. HochEdelGeb. dieses der deutschen Gesellschafft mit bessern Worten, als diese sind, bekannt zu machen, und dabey mich ihnen sammt und sonders aufs ergebenste zu empfehlen. Der dritte Theil meiner heiligen Reden ist unter der Presse und diesen Winter wird man alle drey Theile auf viel ansehnlicherm Papier und mit grössern Buchstaben abdrucken. Von dieser letzteren Auflage will ich ein Exemplar in die Bibliothek der Gesellschafft zum Andenken einsenden. Der dritte Theil aber soll sich gleich Ew. HochEdelGeb. Urtheil unterwerfen, sobald er fertig ist. Weiset mir Gott und die Zeit eine Gelegenheit, so viel Güte auf eine bessere Weise zu vergelten, so soll sie gewiß nicht versäumet werden. Ich unterrede mich zuweilen mit Hrn. M. Pantken, den ich sehr werth halte, über die Mittel der Gesellschafft ein grösseres Ansehen zu geben, wir sind beide Eiferer in diesem Stücke: Und vielleicht bringet uns dieser Eifer einmahl auf Gedanken, die nützlicher, als gute Worte und einige gedruckte Bogen, sind.

Hr. Märtens und Hr. Göttens sind beyde Leute, die an Verstande und Einfällen nicht eben die dürfftigsten sind. Ich hoffe, daß die Uebung das Gute, so sie haben, vermehren und die schönen Exempel in der Gesellschafft, deren Glieder sie zu seyn die Ehre haben, sie zur Nachfolge ermuntern werden. Durch die Aufnahme des ersten ist mir insonderheit eine Ehre mit wiederfahren, weil er in meinem Closter sich aufhält. Wie lieb würde es mir seyn, wenn ich meine übrigen Fratres und patres eben so leiten könnte. Aber man meinet, es sey genug, Klostermässig zu leben und zu rechter Zeit die Mette, Vesper und complea zu singen. Und ich weiß nicht, wie es kömmt, daß ich bald eben so denke, wenn ich mich bey diesen Herren aufhalte. Mein Papier ist zum Ende. Ich beharre mit vieler Hochachtung ꝛc. ꝛc.

Auch theilt er jetzt noch ganz die Liebhaberei Gottscheds und der ganzen Zeit für Gelegenheitsgedichte; am 20. Sept. 1732 bittet er Gottsched geradezu, er möge ihm eins auf den Tod seiner vor 2 Tagen verstorbenen Frau machen, läßt auch Gottscheden dafür hinterher „eine geringe Erkenntlichkeit" überreichen.

Nach der Ernennung zum Präsidenten werden die Briefe Mosheims noch häufiger; er bespricht in ihnen die Angelegenheiten der Gesellschaft mit Gründlichkeit und Sachkenntniß, und es ist äußerst achtungswerth mit welchem Zartgefühl er, der Präsident, dem Senior Gottsched, der freilich auch im Grunde die Hauptstütze des Ganzen war, die Leitung überläßt und sich nur etwa ein negatives Votum vorbehält.

*) eine Ode an Mosheim bei dem Verlust „seiner Liebsten" steht in den Verm. Schr. der Christ. Mar. v. Ziegler Gött. 1739. Hat Gottsched das bestellte Gedicht der Ziegler aufgetragen? Sie spricht (S. 43) wie im Namen der deutschen Ges., „unsre ganze Zunft" V. 2.

Digitized by Google

Mosheim an Gottsched.

Braunschweig den 4. Febr. 1733.

Es wird am besten seyn, daß wir unsern bisherigen Streit über die Frage: ob ich des Lobes würdig oder nicht, das man mir giebet? bey Seite legen. Ich gebe durch meine Einwendungen Ew. HochEdl. nur Gelegenheit, stets neue Antworten und Ausflüchte zu ersinnen, und wenn wird es einem Kopfe daran fehlen, der Ew. HochEdl. gleichet? mir sollte billig am meisten in dieser Sache getrauet werden. Die Beyspiele derer, die sich selbst verachten, sind so selten in der Welt, daß man einen wohl wahrhaft nennen kann, der von sich selbst saget, er sey kleiner als die Welt meinet. Und muß denn eines jeden Zeugniß von sich nicht am meisten gelten? Allein Ew. HochEdl. und die deutsche Gesellschafft müssen mich nunmehro aus Selbst-Liebe erhöhen. Sie würden sonst bey der Welt für schlechte Wähler gehalten werden. Wer will aber mit der Selbst-Liebe streiten? Es mag wie ich gesaget, der Streit aufgehoben seyn. Die Zeit trifft vielleicht ein Mittel in der Sache und lehret, daß ich mir kein Unrecht gethan.

In dem dritten Theil der Beyträge sind einige artige Erinnerungen, die Sache wird immer besser werden, wenn erst auswärtige werden gewohnt seyn, etwas einzusenden. In der Beurtheilung andrer Schrifften, sie mögen so übel gerathen seyn, wie sie wollen, wird meines Erachtens hinführo etwas mehr Behutsamkeit nöthig seyn. Die einfältigsten Leute haben ihre Anhänger, die offt einen schädlichen Krieg erheben. Und niemand will den Nahmen haben, daß er einmahl närrisch gewesen. Mir däucht, es können auch die bittersten Erinnerungen so vorsichtig eingekleidet werden, daß derjenige, der gestraffet wird, die Stiche genugsam fühlet, und doch nicht weiß wie er sie abwenden soll. Die angegebene zweite Auflage von den 4 Gothischen Evangelien ist nur die erste Auflage mit einem neuen Titel. Ich habe dieselbe selbst in Händen. Ueber die Sprache dieser vier Evangelien habe ich ehedem 1722 mit dem Sehl. Magnus, Prof. Histor. in Copenhagen, einem Isländer von Geburt, vorläufige Unterredung gepflogen. Dieser Mann hatte seines gleichen nicht in den Isländischen, Gothischen, norwegischen und andern Sprachen und Alterthümern. Ich habe eine lateinische Schrifft von ihm bekommen, in der er seine meinung von der Sprache dieses Buches sehr gründlich ausgeführet. Wenn mir dieselbe unter meinen Papieren wieder in die Hände fallen sollte, will ich sie einsenden, damit sie in die Beyträge könne gerücket werden. Ich schreibe dieses zu Braunschweig im Landhause, wo ich nichts als Rechnungen vor mir habe, und also weit von meinen Büchern.

Es ist mir lieb daß die neu angenommenen Mitglieder der Gesellschafft den Antrag nicht verschmähet haben. Hr. Wenzky verdient allerdings ein Mitglied zu seyn, und bin ich es wohl zufrieden daß es ihm förderſamſt kund gethan werde. Die jungen Leute werden durch dergleichen Ehren-Bezeugungen ermuntert, daß sie sich desto stärker angreiffen. Hrn. Krausen bitte ich bey Gelegenheit meiner Ergebenheit zu versichern. Ich habe der alten Freundschafft, die wir aber vor sechszehn Jahren gepflogen, gar nicht vergessen, aber ich bin jetzt der alte nicht mehr. Der Geist ist hin: Das Feuer verschwunden: und vielleicht gar die Schärffe des Verstandes abgenutzet. Ein Mann der heute reiset, morgen rechnet, übermorgen prediget, den vierten Tag lieset, den fünfften mit den Launen zanket, und inzwischen tausend Unglücks-Fälle erlebet, muß endlich stumpf werden.

Digitized by Google

Die Sätze dieses Jahres zu dem gewöhnlichen Wett-Streite der Gesellschafft belieben Ew. HochEdl. diesesmahl nur selber zu benennen. Ich weiß nicht, ob ich in vierzehen Tagen so viel Muße erlangen möchte, die Sache mit Ernst zu überlegen. Und indeß möchte die gesetzte Zeit verstreichen, wäre es nicht Sache (?) wenn man die Salzburgische Sache zum Preise in der Beredtsamkeit ausseßte. Die Welt sollte doch wohl wissen, daß die deutsche Gesellschafft einen Geistlichen zum Vorsteher hat, der die guten Bewegungen in unserer Kirche nicht obenhin ansiehet.

Bin ich in der Zeit, daß die neue Sammlung von Antritts-Reden zum Vorschein kommen soll, in dem Stande was rechts aufzusetzen, so soll meine Anrede alsdann fertig seyn. Jetzt ist mein Geist noch keiner Ordnung und Einrichtung fähig. Er entweichet mir, so offt ich ihn auf die alte Spur führen will. Zudem habe ich diesen Winter ungemein am Leibe gelitten und ich leide noch. Die Kräffte sammeln sich zuweilen und gehen wieder ehe man es meinet dahin. Dieses sind die Früchte der Leiden, die man in der Welt dulden muß.

Derselbe an Denselben.

Helmstedt den 26. August 1733.

Ich danke der deutschen Gesellschafft ergebenst, daß dieselbe sich die von mir vorgeschlagene Sätze zu ihren jährlichen Uebungen zu wehlen gefallen lassen. Vielleicht bin ich so glücklich, in Zukunfft etwas besseres und anständigeres zu diesem Wett-Streite auszufinden. Unter den neuen Mitgliedern ist Keines, welches der Gesellschafft Vorwurff und Unehre zu wege bringen könnte. Deßto williger und lieber habe ich die an Sie gerichteten Schrifften unterzeichnet. Hrn. Lamprechten gönne ich insonderheit die Ehre sehr gerne, die er suchet. Seine Schrifft möchte vielleicht eine scharffe Probe nicht aushalten. Allein es ist eine Frage, die er abhandelt, von der auf beiden Seiten vieles nun gesaget werden: Und man muß jedem seine Meinung gönnen. Ihm steht es frey die Bürger der freyen Republiken für unglücklich zu halten: Und diese haben wieder das Recht, diejenigen, so unter einem Fürsten leben, als halbe Sklaven anzusehen. Es ist mir sehr angenehm, daß Hr. Venemann*) das Gedichte der Gesellschafft auf das Ableben seines Sohnes so wohl aufgenommen. Viel lieber würde es mir zu höhren seyn, wenn man mir meldete, daß er die Gesellschafft anstatt des Sohnes zur Tochter angenommen. Doch wenn er ihr nur etwas gönnet, so ist es auch schon gut. Hrn. Teubers (?) Antritts-Rede mag nun wohl schon gedrucket seyn. Ich habe, wo ich auch nicht irre, an Hrn. M. May geschrieben, daß ich kein Bedenken fände, ihm in seinem Suchen zu willfahren. Es ist eine Art von Leuten in der Welt, die durch Kleinigkeiten groß zu werden gedenken: Diese sind insgemein ungeduldig und wollen die Welt bald so weit zwingen daß Sie von Ihnen rühmlich denken muß. Und es ist beynahe ein Werk der Liebe, Ihnen zu willfahren, damit nur ihre Unruhe in etwas gestillet wird.

Derselbe an Denselben.

Helmstedt den 16. Dec. 1733.

Ich habe meine Antwort auf Ew. HochEdelGeb. letzteres geehrtes Schreiben mit Fleiß so lange aufgeschoben, biß die übersandten Exemplare von der

*) Consistorialrath in Dresden.

Digitized by Google

Iphigenia meines gnädigsten Herrn Durchl. überlieffert wären und ich zugleich Nachricht ertheilen könnte, wie Sie aufgenommen worden. Die Herrschaft ist über vermuthen biß gegen das Ende des Novembers ausgeblieben und noch nicht wie man vermuthet, anhero kommen. Des Hrn. Grafen von Oettingen Promotion ist biß ins künftige Jahr verschoben, weil er mit der Disputation, die beynahe ein gutes Buch heissen kann, sobald nicht fertig werden können. Ich habe bisher, weil ich Decanus meiner Facultät bin und wir eben eine Theologische Promotion haben, nicht nach Hofe, der jetzt in Blankenburg sich aufhält, gehen können. Um nun Ew. HochEdelGeb. zu dienen habe ich das zugesandte Werkgen nebst einem unterthänigsten Schreiben abgehen lassen. Das dritte Exemplar, so mir gewidmet war, ist gewisser Ursachen halber an Ihre Königl. Hoheit des Prinzen Carls Gemahlin gesendet worden. Ehe-gestern hat der Geheimde Cabinets-Secretair Koch mir geantwortet. Seine eignen Worte sind diese: „Ich habe so viel angemerket daß die übersandten Bücher gar wohl angenommen werden, wovon denn mit nächsten mehrere Nachricht zu ertheilen verhoffe." Wenn diese versprochene Nachricht einlauffen wird, soll sofort deren Bericht an Ew. HochEdelGeb. abgestattet werden. Ich werde alles, was in meinen Vermögen beytragen, daß S. Durchl. in der gnädigen Meinung von Ew. HochEdelGeb. bestärket und erhalten werden. Die neuen vorgeschlagenen Mitglieder der deutschen Gesellschafft sind dieser Ehre vollkommen wehrt. Es wird hinführo nicht nöthig seyn, deswegen vorher anzufragen. Habe ich denn jemals geglaubet, daß Ew. HochEdelGeb. in der Wahl sich irren und untüchtige Leute sich zugesellen würden? Die letzten Stücke der Beyträge sind behutsamer und verständiger abgefaßt als die vorhergehenden, wenn man so damit fortfahren wird, kann sich dieses Vorhaben vielen Beytrag und Gewogenheit versprechen.

Derselbe an Denselben.

Helmstedt den 13. Febr. 1734.

Hr. M. Stübner hat mir eine herzliche und wahre Freude gemachet, da er mir vor einiger Zeit berichtet, wie Ew. HochEdelGeb. an des Sehl. Herrn Crellius Stelle zum wirklichen Professor der Philosophie angenommen und bestallet worden. Ich wünsche von Grunde des Hertzens zu dieser ansehnlichen Bedienung Glück und bitte mir ferner Dero Gewogenheit und Freundschaft aus, die ich, so viel mein Unvermögen es verstattet, auf alle Weise zu verdienen suchen werde. Es wird jetzt überflüssig seyn, darauf zu denken, wie wir Dieselben etwa hie oder in Göttingen zu sehen in Stand gesetzt werden mögen. *) Leipzig übertrifft beide zusammengenommen. An meinem guten Willen hat es indeß nicht gefehlet. Ich zweifle nicht, daß der deutschen Gesellschafft nunmehro durch Ew. HochEdelGeb. Beförderung mehr Ehre und Ansehen zuwachsen werde. Ich werde derselben nicht mehr wohl als Haupt vorstehen können. Es schicket sich nicht, daß ein Professor auf gewisse Weise ein Vorgesetzter des andern ist. Und wenn Ew. HochEdelGeb. diesen Fehler gegen die Ordnung und den Wohlstand ertragen könnten, so würde es mir doch alle Welt zu einem besondern Hoch-Muth auslegen, wenn ich weiter Ihnen Gesetze vorzuschreiben mich unterstehen wollte. Ich bitte demnach Ew. HochEdelGeb. aufs ergebenste, sich hinführo des Titels

*) Ueber diesen Punkt in einem späteren Abschnitt das Nähere.

Digitized by Google

eines Presidenten der deutschen Gesellschafft anzumassen und mir zu erlauben, daß ich unter den auswärtigen Freunden und, wenn ich dieses hinzusetzen darff, Beförderern der Aufnahme der Gesellschafft einen Zweck behalten möge. Ew. HochEdelGeb. belieben mir zu glauben, daß bloß die Ueberzeugung von meiner Unwürdigkeit und die besondere Hochachtung, womit ich Ihnen zugethan bin, diese Bitte mir abdringen, mein Herz ist von allen andern Neben-Absichten frey. Ich will gerne in der genauesten Verbindung mit der Gesellschafft unter welchen Nahmen sie selber will, bleiben. Aber es fällt mir jetzt unmöglich zuzugeben, daß Ew. HochEdelGeb. Senior und ich President heissen solle, da uns doch die Vorsehung vollkommen gleich gemachet hat.

In diesem Briefe kündigt er zugleich seine zweite Heirath als bereits geschlossen an, und erklärt von dieser Angelegenheit nicht früher geredet zu haben, um den Gelegenheitsgedichten auszuweichen. Er sagt auch bald darauf, wie er beim Antritt seines Rectorats dermaßen mit Gelegenheitsgedichten überschwemmt worden, daß er ganz beräubt sei; doch seien die Lügen zumahl ziemlich gut eingewickelt.

Derselbe an Denselben.

Helmstedt den 21. Mai 1734.

Es würde nichts besonders seyn, wenn Ew. HochEdelgeb. auf meine Bitte sich des Presidenten-Platzes bei der deutschen Gesellschafft anmasseten. Wenn man mich ja nicht gantz unfähig erklären wollte, der Gesellschafft weiter zu dienen, so liesse sich leichte ein neuer Nahme machen, der mir mit besserm Fug und Recht als der Nahme eines Presidenten könte gegeben werden. Muß denn ein President nicht zum wenigsten zuweilen in der Gesellschafft zugegen seyn, der er vorstehen soll? und wenn kann man dieses von mir vermuthen? Ich bin gewiß, daß alle Sachen besser gehen würden, wenn Ew. HochEdelGeb. meiner Bitte willfahreten, und die einige Liebe zu der Gesellschafft und dem gemeinen Besten, hat mich bewogen, diesen Vorschlag zu thun. Inmittelst bin ich auch zufrieden, wenn Ew. HochEdelGeb. nebst der Gesellschafft für gut finden, daß es beym alten bleibe. Genug daß ich gesprochen und es redlich gemeinet habe.

Auch sucht Mosheim die deutsche Gesellschaft bei seinem Landesherrn, nachdem derselbe in Lauchstädt Gottsched selbst kennen gelernt, zu empfehlen; es wird demselben auf seinen Rath ein Band der Schriften gewidmet.

Derselbe an Denselben.

Helmstedt den 18. December 1734.

Der Band der Schrifften der deutschen Gesellschafft, der meines Gnädigen Herren Durchl. gewidmet worden, ist von mir selbsten überreichet und mit dienlichen Vorstellungen zum Besten der Gesellschafft begleitet worden. J. Durchl. haben so gnädig, als es seyn kann, die Ehr-Bezeugung der Gesellschafft aufgenommen und sich sofort erkläret, wie Sie auf Mittel denken wollten, Ihre Dankbarkeit ehestens zu zeigen. Ich bin darauf nach Hause gereiset und habe gewartet, was folgen würde. Vor etwa 14 Tagen erfolgte ein Schreiben des Hrn. Raths Koch, worin mir derselbe meldete, wie ich selbsten vorschlagen möchte, auf was Art J. Durchl. der Gesellschafft ihre Gnade und Gewogenheit zu verstehen geben könnten. Ich habe mit demselben darauf einige Briefe wegen dieser Sache gewechselt, um zu erfahren, was geschehen könnte, oder nicht.

Digitized by Google

Ich weiß aus der Erfahrung, daß ein gar zu kühner Vorschlag zuweilen die beste Sache verdirbet: ich habe daher nur zu bemerken gegeben, wie es J. Durchl. zu einem unsterblichen Ruhme gereichen würde, wenn sie bey der Gesellschafft einen Preis stifteten und jährlich eine güldene Münze mit einer geschickten Aufschrifft und ihrem Brust-Bilde an J. Kayf. Maj. oder an ihrem eigenen Nahmens- oder Geburts-Tage demjenigen von der Gesellschafft, der das beste Stück machen würde, austheilen liessen. Wie dieser Raht aufgenommen worden, weiß ich noch nicht. Vorerst habe ich nichts mehr thun können. Ich werde nicht unterlassen so gut ich kann, den Vorschlag zu unterstützen und, wo es möglich, zum Stande zu bringen. Sind wir erst so weit gelanget, so werden wir wohl weiter kommen. Allein Ew. HochEdelGeb. wissen, daß der Hoff langsam, die Stunden der Gewaltigen nicht alle gleich, die Augenblicke, in denen man das sprechen kan was man will, selten, und die Hindernisse, die bald dieser bald jener erreget, unzählig. Man muß es daher meiner Trägheit und Nachläßigkeit nicht zuschreiben, wenn alles so geschwinde nicht geht, als man es gern sähe. Unser Hoff so schön wie er aussiehet, ist nicht anders als die übrigen Höfe der Welt. Man wird von mir nicht mehr fordern, als was ich kan. Und dieses will ich gewiß aufs redlichste anwenden.

Derselbe an Denselben.

Helmstedt den 9. Merz 1735.

J. Durchl. hatten in der Messe aufs allergnädigste sich gegen mich wegen Denselben herausgelassen und mir Befehl ertheilet, eine Münze zu erfinnen, die jährlich an dem Geburts-Tage J. Maj. des Kayfers dem, der den Preiß der Beredsamkeit erhalten, ausgetheilet werden solte. Da ich im Begriff bin an Ew. HochEdelGeb. deswegen zu schreiben, läufft die Nachricht von derselben höchstseligem Absterben ein. Unsre Hoffnung ist also aus. — —

Es findet sich etwas andres, wobey ich ohne Ew. HochEdelGeb. Beyrecht und Gutachten nichts thun will. Ich habe hohen Orts vorgeschlagen, daß in Göttingen eine deutsche Accademie oder Gesellschafft unter J. Groß-Brit. Maj. Schutz aufgerichtet werden und auf den Fuß gesetzet werden möchte, auf welchen ich gern die Leipziger gebracht hätte, wenn es möglich gewesen. Man hat dieses angenommen, aber unter dem Beding, daß ich so wohl von derselben als von einigen andern Anstalten das Presidium übernehmen solte. Dieses letztere ist abgelehnet: Allein man bleibt dabey und hat mir zugleich die ganze Einrichtung übertragen. Ich denke also darauf jetzt, wie ich diese neue Anstalt so setzen möge, daß sie nicht fallen kan und zur Ehre unsres Vaterlandes gereichen möge. Mittel werden wohl so gar viel nicht beym Anfange vorhanden seyn: aber es wird doch an dem nöthigsten nicht fehlen: und alles ist so eingerichtet, daß mit der Zeit ein ansehnliches dazu kan geleget werden. Ich habe darauf weiter bezehret, daß ein eigner Professor der deutschen Sprache und Poesie solte gesetzet werden. Auch das hat man bewilliget und zugleich mir die Freyheit gegeben, denjenigen selbst zu benennen, der es seyn sollte: Allein im Anfange kan kein gar grosses Gehalt gegeben werden; vor die Verbesserung will und kan ich sorgen: Nun berahtschlage ich bey mir selber, wie ich alles einrichte und wem ich diesen Platz, woran viel gelegen, vertraue, da ich selbst nicht kan zugegen seyn. Ich habe auf Hrn. M. Mayen und Hrn. von Steinwehr gedacht. Ew. HochEdelGeb. werden mir viel gefallen erweisen, wenn Sie über alles mir ihre Gedanken eröfnen und, sobald möglich, melden werden. Ginge

Digitized by Google

es an, daß die deutsche Gesellschafft gantz nach Göttingen versetzet würde, wäre es mir am liebsten. Ich getrauete mir, zu wege zu bringen, daß J. Maj. die
102. Bibliothek derselben erkauffte. Alles dieses muß aufs geheimste gehalten werden. Ginge etwas vor der zeit aus, kan alles verlohren gehen. Ich will nichts verrathen, biß ich Ew. HochEdelGeb. Gedanken werde vernommen haben. *)

Derselbe an Denselben.

Helmstedt den 27. April 1735.

Das was mir Ew. HochEdelGeb. wegen Hrn. Gebauers, der deutschen Gesellschafft und andrer Dinge wegen, im Vertrauen eröfnen wollen, hat mir kein geringes Licht in vielen Stücken gegeben. Ich treibe jetzt die Sache nach einer gantz andern Vorschrifft, habe sowohl die Ehre der Presidenten-Stelle bey der aufzurichtenden deutschen Gesellschafft, als auch einige andre mir aufgetragenen Dinge demüthig verbeten, und dagegen Hrn. Gebauer zum Haupte und Vorsteher vorgeschlagen. Man hat hierauf mit Stillschweigen geantwortet, ob man gleich die übrigen Stücke meines Schreibens genau bemerkte und richtig berühret. Und ich bin der Göttingenschen Umstände so kundig nicht, daß ich gewiß sagen könte, wie viel dieses Stillschweigen bedeute. Nachher hat man mir aufs neue gemeldet, daß man mit dem Vorschlage wegen Hr. M. Mayen oder Herren M. Steinwehrs gantz wohl zufrieden und mir die Sorge überliesse, so wohl die neue Gesellschafft zum wenigsten mit Gesetzen zu versehen, als auch mit einem von diesen Herren, dem ich es am liebsten gönnte, in Unterhandlung zu treten. Ich habe aber meine gültige Ursachen, weswegen ich noch jetzt mit einem dieser Herrn in keine Unterhandlung mich einlassen, noch sonst etwas unternehmen will.

Derselbe an Denselben.

den 26. Januar 1737.

Hr. Haller verdient eine Stelle in der Gesellschaft. Die Fehler, die diesem Manne ankleben, sind klein in Ansehen seiner Tugenden. Wer weiß, was er an uns und andern für Mängel nach seinen Ansichten wahrnimmt?

Derselbe an Denselben.

den 2. October 1737.

Es ist meines Erachtens gar nicht rathsam, daß Alle, die sich zu Mitgliedern der deutschen Gesellschaft angeben, in derselben aufgenommen werden. Die Sache würde dadurch allgemächlich verächtlich werden, die Meisten derer die Ew. Hochedelgeboren in Dero letzten Schreiben genannt, scheinen mir noch mehr Verdienste nöthig zu haben, ehe man ihnen willfahren kann, doch lasse ich mir es gefallen, wenn Herrn Lindnern **) und Herrn M. Herbart ein Platz gegönnt werden soll.... Ich gebe Ew. Hochedelgeb. und der Gesellschaft zu überlegen anheim, ob es nicht zur Verhütung so vieler Anläufe rathsam seyn möchte, die Gesellschaft auf eine gewisse Zahl außer Leipzig zu setzen, und wenn ein Platz

*) Es entstand später eine deutsche Gesellschaft in Göttingen; aber Mosheim wurde, wie aus einem späteren Briefe erhellt, erst ihr Präsident, als er bereits Kanzler der Universität war. Ich komme noch einmal auf die Sache zurück.

**) Dem Verfasser der Lebensbeschreibung Opitzens.

Digitized by Google

ledig seyn würde, durchs Loß aus denen, die sich dazu gemeldet, einen wieder zu wählen. Man könnte dieses Gesetz, wenn sich etwa ein angesehner Mann angäbe, übertreten. Wo sind die Regeln, die keine Ausnahme haben?"

Mosheim an Gottsched.

Helmstedt den 23. April 1738.

Ich nehme es Ew. HochEdelGeb. nicht übel, daß dieselben mir den Nahmen des Mannes, der den Göttingischen Samler in den Beyträgen so unbarmhertzig angegriffen, nicht kund machen wollen. Er ist seit der Zeit bekannt genug worden, und hat bereits, wie man mir berichtet, erfahren, daß man es lieber gesehen, wenn er seine Mühe gespart hätte. Ich gönne ihm seine Freude sehr gerne und wünsche ihm nur, daß er hinführo sich nicht mehr zum Richter über Dinge aufwerfen möge, in denen er noch selbst ein wenig zu lernen hat. Der Gesellschafft hat sein Unternehmen indeß so wenig geschadet, daß man vielmehr in der neuen Hannöverschen Schul-Ordnung denen Rectoribus befohlen, die Schrifften der deutschen Gesellschafft als die besten Muster ihren Schülern, die deutsch lernen wollen, in die Hände zu geben. Da des Königs Majestät diese Ordnung durch einen nachdrücklichen Befehl in allen und jeden Stücken bestätiget hat, so hat die Gesellschafft nunmehro das gnädigste Urtheil eines grossen Königs auf ihrer Seite: Ehre genug! Und wenn sie an der Schwindsucht allgemählig, wie es scheinet, sterben sollte, wird sie doch dieses, als einen grossen Trost mit in die Grube nehmen und gar stat eines Leichen-Gedichtes nützen können. Die Herren, die sich so trozig um eine Stelle in der Gesellschafft gemeldet haben, sind, wie ich aus ihren Proben sehe, die rechten Aerzte nicht, die ihr das Leben erhalten können. Ist es möglich, Sie noch eine Zeitlang aufzuhalten oder gar wieder zur Genesung zu bringen, so ist nichts rahtsamer, als die Zahl der Mitglieder zu bestimmen. Herr Gesner verdiente wohl vor allen andern eine Stelle. Er hat die gedachte Schul-Ordnung aufgesetzt. Ich weiß von Hr. M. May in langer Zeit nichts. Und mir sind daher keine Erklärungs-Schrifften zu Gesichte kommen.

1.98

3.

Der zuletzt genannte Brief läßt deutlich eine gewisse Mißstimmung erkennen, man steht einander nicht so nahe, man vertraut einander nicht so unbedingt, wie es früher der Fall war. Eben so mochten die angeführten Hindeutungen auf allzulose Observanz bei der Aufnahme neuer Mitglieder, so wie der Umstand, daß Mosheim in der mildesten Form mancherlei Tadel über die kritischen Beiträge hatte laut werden lassen, bei Gottsched selbst eine Unbehaglichkeit hervorrufen, die freilich um so peinlicher sein mußte, als er das der Gesellschaft zum Vorwurf gemachte schwerlich in Abrede stellen konnte. Es stand mit einem Worte am Horizonte der Gesellschaft ein Ungewitter, das jeden Augenblick loszubrechen im Begriff war.

Dieß geschah noch in demselben Jahre und zwar auf eine allen Theilen unerwartete Weise, aber in Folge eines Vorfalls, der für jene Periode der deutschen Litteratur überaus charakteristisch ist.

Digitized by Google

Die Erneuerung der deutschen Litteratur im 17. Jahrhunderte war durchaus von den Schlesiern ausgegangen, das Schlesische war die Sprache der Poesie geworden und die Leipziger Deutsche Gesellschaft selbst hatte, da sie an der Gränze von Schlesien in Görlitz wurzelte, wie oben angeführt, ursprünglich ihr Augenmerk auf die Reinhaltung der Dichtersprache der schlesischen Schulen gerichtet. Dieß veränderte sich unter Gottscheds Leitung auf einmal, dieser hielt die Sprache der oberen Classen des meißner Kreises für allein maaßgebend und suchte sie als einzige Schriftsprache geltend zu machen; alle anderen deutschen Mundarten und folglich auch die schlesische, wurden damit stillschweigend für bloß provinciell erklärt. Dazu kam noch ein Zweites; den Dichtern der sogenannten ersten schlesischen Dichterschule war Gottsched zwar sehr zugethan, und von Opitz wäre er gern ganz eigentlich der einzige legitime Nachfolger gewesen, aber dafür stand er auch gegen keine litterarische Richtung in einem schrofferen Gegensatze, als gegen die zweite schlesische Schule; Hoffmannswaldau und Lohensteins Manier auszurotten, war im strengsten Sinne die Aufgabe seines Lebens. Ist es zu verwundern, daß der Particularpatriotismus einer Provinz, die so lange Zeit an der Spitze der Entwickelung gestanden hatte, gegen diese Neuerungen gelegentlich losbrach, und was von Gottsched nur verdammt wurde, trotz dem daß es schlesisch war, vertheidigen zu müssen glaubte, weil es schlesisch sei?

Der Angriff ging aus der Mitte der deutschen Gesellschaft selbst, die einst schlesisch gewesen war, und es nun nicht mehr sein sollte, hervor und die erste Kunde von der Sache wird uns in dem Schreiben, in welchem der oben erwähnte Lindner für seine wirklich erfolgte Aufnahme in die deutsche Gesellschaft seinen Dank abstattet. Hier heißt es (am 10ten Januar 1738) aus Hirschberg „das Leben Günthers werden Ew. H. gesehen haben. Nimmermehr hätte ich mir eingebildet, daß der Verfasser ein Mitglied unserer Gesellschaft seyn sollte, und doch ist er es. Dergleichen unschuldiges (?) Vertheidigen mißfällt mir so sehr, als eine unzeitige Spitzsinnigkeit. Sie haben auch eine Vertheidigungsschrift wegen der durchgezogenen Lohensteinschen Rede zu erwarten; welche noch stärker gerathen. Nur lassen Sie solche nicht ganz Schlesien entgelten, worinnen Ihnen viele wahrheitsliebende Gemüther gewogen sind, die Sie aber durch eine allgemeine Empfindlichkeit von sich ablehnen würden." Es bedarf keines weitern Beleges, als dieser Worte, um zu zeigen, daß es sich hier nicht von einem bloß persönlichen Angriff handle, sondern daß sich hinter demselben ein tieferer Gegensatz verstecke. Nähere Auskunft giebt uns ein Brief des bekannten Stoppe.

Daniel Stoppe an Gottsched.

Hirschberg den 25. Juny 1738.

Ich weis nicht, wie ich zu der Ehre kommen, daß mich der Hr. D. Steinbach in Breßlau, wider meinen Willen und vielleicht auch über sein Vermögen, mit Gewalt in der Welt bekannt machen will. Ich habe von ihm mein Lebe-Tage nichts weder gesehen noch gehört, ausser da er auf sein Deutsch-lateinisches Wörter-Buch Prenumeration verlangt, schrieb er an mich und verlangte, ich möchte sein Werk hier bestens recommendiren und ihm einige Prenumeranten verschaffen. Dieses that ich. Nach diesem habe weiter nicht an ihn geschrieben,

Digitized by Google

biß ich unlängst wieder einen Brief nebst einem Exemplare von Günthers Leben, wovon er der Autor ist, bekomme. Er beschuldigt Ew. HochEdelgebohren daß Sie alle Schlesier zu einem Gelächter zu machen suchten; er wäre, von wem? das möcht ich wissen, gebeten worden, Dero Critik über Lohensteins Trauer-Rede zu beantworten; Sie hätten ihn in den sogenannten Neufränkischen Zeitungen da und dorten immer angezapft, weil er sein Wörterbuch nicht nach Dero Belieben in das Französische hätte wollen übersetzen lassen. Deswegen hätte er auf Gelegenheit gewartet dem Hrn. Professor auch die Wahrheit zu sagen. Er schreibt auch es habe einer von seinen Tisch-Gästen, der Gebauer heisse, welches Ihnen sub rosa melde, schon eine Critic über Günthers Ode: Eugen ist fort unter Händen. Es ist ein Unglücke vor mich, daß ich den Hrn. D. Steinbach gefalle. Denn es dürffte leichte jemand muthmassen, daß er mir nur deßwegen so wohl wolle, weil ich vielleicht sein vertrauter Freund und zum wenigsten gleicher Meynung wäre. Ich versichere von beyden das Gegentheil. Ich habe ihm geschrieben, er sollte mich mit seiner Gewogenheit verschonen, die mir nichts als Verachtung und Verdruß erwecken könnte; will er von Ihnen Schläge haben, wie er denn recht darnach ringet, so sey es; allein daß er mich mit Gewalt in seine Gesellschaft ziehen oder doch wenigstens den Schein geben will als ringe ich mit ihm nach einem Ziele, das kann ich nicht leiden und werde es auch nicht leiden. Wer mich nicht kennet: der sollte meynen, ich hätte mich bey dem Hrn. D. beklagt, daß mein Parnaß nicht mit einem grössern Elogio publicirt worden wäre ꝛc. Ich habe dem Hrn. D. eine Antwort von ihnen geprophezeyt die ihm schwer fallen werde; er meynet aber schon im Stande zu seyn Ihnen die Stange zu halten. Tempus daturus, sagte jener. Indessen bitte mich in Dero Gewogenheit zu erhalten und mich nicht unter die Schlesier zu zählen, die aus Liebe für ihr Vaterland sich nicht schämen der Wahrheit und noch darzu in so groben Ausdrückungen zu widersprechen. Der critisirte Lohenstein ist gründlich geschrieben und verdient den Beyfall der ganzen Welt. Der einzige Ausdruck pag. 525. da Sie den Lohenstein zum Midas, dem Apollo Esels-Ohren angesetzt, machen wollen: scheinet mir für einen Mann, wie der Hr. von Lohenstein gewesen, etwas zu harte zu seyn. Doch wer kan im Eifer alle Worte so genau abwägen? Die Wohlthat, die Sie dem gemeinen Wesen durch die offenherzige Critisirung der närrisch-hohen Schreib-Art erwiesen, überwieget die gebrauchte Härte bey weitem. Sie haben vielen tausenden zu ihrem Gesichte wieder geholfen, welche von diesem Flitter-Golde verblendet, auf den unfruchtbaren Höhen der Lohensteinischen Beredsamkeit zeither im Finstern herum tapten und dem Halsbrechen ziemlich nahe waren. Sie leben wohl. Ich verbleibe mit aller Hochachtung ꝛc. ꝛc.

Diese Umstände, die übrigens Gottscheden schon auf anderem Wege früher müssen bekannt geworden sein, veranlaßten ihn zu einem Schritte, der sich aus folgendem Schreiben ergiebt, das die unmittelbare Folge desselben war.*)

*) Es müßte sehr interessant sein, die Schreiben, welche Gottsched selbst bei dieser Gelegenheit erlassen, zu kennen, und wenn die deutsche Gesellschaft ein Archiv gehabt hat, werden sie darin aufbewahrt sein. Aber von einem solchen ist keine Spur vorhanden; Stieglitz und Blümner, die beiden letzten Mitglieder der Gesellschaft haben die Bibliothek derselben mit dem Originalcataloge der Stadtbibliothek in Leipzig übergeben, sonst aber nichts.

Digitized by Google

HochEdelgebohrner, Hochgelahrter Hochzuehrender Herr Professor.

Wir können nicht läugnen, daß uns die unvermuthete schriftliche Erklärung, welche wir den 11. dieses Monaths von Ihnen in unsrer Gesellschaft gefunden, in einige Verwunderung gesetzet hat. Sie legen dadurch nicht nur das bishero geführte Seniorat nieder, sondern schlüßen sich auch so gar selbst aus der Zahl der Mitglieder aus, nachdem Sie solches, wie Sie erwehnen, wohl und reiflich überleget haben. Die Ursache, welche Sie dabey anführen, und welche Sie hauptsächlich dazu bewogen haben soll, geben Sie in dem üblen Verfahren an, mit welchem eines unserer Mitglieder, wie Sie davon gewiß überführt zu seyn meynen, Ihnen auf das unhöflichste und ehrenrührigste begegnet.

Wo Sie glauben, daß wir sehr viel gutes von Ihrem Fleiße und Ihrer bezeigten Gewogenheit gegen die Gesellschaft zu rühmen und solches auch wirklich erkannt haben, wie wir Dieses letztere selbst von uns versichern wollen: so werden Sie sich leicht vorstellen können, daß uns sowohl dieser Antrag, als die Art deßelben ungemein befremdet haben müße. Unmöglich können Sie auch nur von einem einzigen unter uns Gegenwärtigen vermuthen, daß er Sie jemahls in der Abbildung betrachtet, als es derjenige gethan, über welchen Sie sich mit Recht zu beschweren Ursache haben. Ist aber dieses gewiß, wie mögen denn der Herr Professor es uns entgelten lassen, was ein andrer verschuldet und einen Grund davon nehmen, uns so unvermuthet und plötzlich zu verlaßen? Und womit haben wir es denn verdienet, daß wir diesen Antrag nicht aus Dero eignen Munde vernommen, durch welchen uns doch so viel angenehme Nachrichten kund gethan worden? Denn ob Sie sich gleich mit der Verhinderung entschuldigen, welche Sie abgehalten, unsrer Versammlung beyzuwohnen: so ist doch die Gefahr des Uebels welches daraus entstehen können, unsers Bedünkens nicht so groß gewesen, daß der Vortrag nicht hätte bis auf die persönliche Gegenwart verschoben werden können.

Wir sind also, Hochzuehrender Herr Professor, dadurch veranlaßet worden, zu glauben, daß wir den Grund dieses schleunigen Entschlußes vielmehr in einem Unwillen über uns als in Demjenigen zu suchen haben, was Sie dabey anzuführen beliebten. Inzwischen sind wir uns nichts bewußt, was Ihnen zu einem so großen Mißfallen hätte Gelegenheit geben mögen und wollen es bey dem einmahl aus reifer Ueberlegung entstandenen Entschluße bewenden laßen. Wir sprechen Sie auch demnach von der bisher getragenen Last des Seniorats gäntzlich loß und laßen uns gefallen, daß Sie sich wegen Ihren beywohnenden Ursachen aus der Zahl unserer Mitglieder freywillig ausschlüßen wollen. Wir erkennen aber hierbey nochmahls unsre Schuldigkeit Ihnen, Hochzuehrender Herr Professor vor die viele gehabte Mühe den aufrichtigsten Dank zu sagen. So wenig die gelahrte Welt das gute vergeßen wird, durch welches Sie die redlichen Absichten der Gesellschaft befördern helfen: so wenig ja noch viel weniger werden wir es jehmahls aus der Acht laßen können, da wir bishero selbst ihren Eyfer mit Vergnügen angesehen.

Uebrigens werden der Herr Professor die Gewogenheit vor uns haben, und uns nicht nur wißen laßen, wie lange es uns noch erlaubt seyn möchte, unsre Versammlung an dem gewöhnlichen Orte zu halten, sondern auch wegen

Digitized by Google

der noch übrigen Umstände des Seniorats uns Gelegenheit zu geben, wie alles in die gehörige Richtigkeit gebracht werden möge.

Wir empfehlen überhaupt die Gesellschaft zu geneigten Andenken, und bitten uns insbesondere ihre Gewogenheit und Freundschaft aus.

Wir sind mit aller Hochachtung

Dero verbundenste

Leipzig den 20. Juni 1738.

M. Joh. Fried. May, d. Gesellschaft Senior.
M. Johann Martin Knöcher.
M. Johann Heinrich Winkler.
Christiana Mariana von Ziegler. S. 234.
M. Wolf Balthasar Adolph von Steinwehr.
D. Heinrich Gottlieb Schellhafer.
M. Georg Friedrich Bärmann.
D. Christian Gottlieb Ludwig.
M. Johann Joachim Schwabe.
Michael Morgenbeßer.

Dieses Schreiben muß für Gottsched, wenn wir aus dem unmittelbar darauf folgenden urtheilen dürfen, ein Donnerschlag gewesen sein — er hatte bloß schrecken wollen und man zeigt ihm gegenüber eine ganz unerwartete Festigkeit, man erinnert sich offenbar, daß die deutsche Gesellschaft schon lange bestanden, und er nur als Spätgeborner in sie eingetreten — man hält ihn beim Worte!

Ja noch mehr, er will wieder umkehren, und man weist ihn auf die höflichste Art zurück!

HochEdelgebohrner, Hochgelahrter Hochzuehrender Herr Profeßor.

Die deutsche Gesellschaft läst hierdurch auf die von Ihnen unter dem 25. Juni erhaltene Antwort schuldigst vermelden, daß Sie zwar Dero Verlangen erfüllet, nicht aber mehr gethan habe, als Sie von Derselben gebethen. Denn nach einer bedächtigen Erwägung ihres ersten Schreibens habe Sie gefunden, daß es Ihnen nicht um die Ausschlüßung eines strafbaren Mitgliedes zu thun gewesen, sondern ihre Absicht vielmehr dahin gegangen, der Gesellschaft deutlich zu verstehen zu geben, daß es ihr ernster Wille sey, sich derselben hinführo völlig zu entziehen.

So natürlich es auch war, sich hierbey von selbsten Dero besonderer Verdienste um die Gesellschaft zu erinnern: so vergeblich schien es doch zu seyn, Ihren so festen Entschluß durch die Verhaltung derselben zu unterbrechen, und die erste Liebe zur Gesellschaft wiederum rege zu machen. Es wird derselben aber zu einem besondern Vergnügen gereichen, wenn Sie auch ins künftige noch erfahren wird, daß Sie sich an Ihnen alle Zeit einen so geneigten Gönner versprechen kan als Sie ehedem an Ihnen ein eyfriges und fleißiges Mitglied gefunden.

Sobald Sie genugsame Gewisheit hat, daß der Verfasser der ärgerlichen Schrift ein Mitglied der Gesellschaft ist, wird Sie nicht unterlaßen, auch dasjenige an Ihm zu erfüllen, was Sie, Hochzuehrender Herr Profeßor mit Recht hätten fordern können, ietzo auch zu verstehen gegeben, im Anfange aber nichts deswegen verlangt haben.

Digitized by Google

Den verschlossenen Pult haben wir nebst den geschriebenen Sachen in dem Zimmer unsrer Versammlungen gefunden. Die Wahl ist nunmehro geschehen und wir werden uns also der Erlaubniß vermuthlich nicht weiter bedienen dürfen, unsere Zusammenkünfte daselbst anzustellen.

Uebrigens weiß die Gesellschaft, daß Ihnen ein jährlicher Stuben-Zinß von 10 Thalern bewilliget worden. Sie erinnert sich auch, daß dieselben seit langer Zeit keinen Anspruch deswegen an Sie gethan: hält es aber vor sehr billig, daß Ihnen hierinnen das gegebene Versprechen erfüllet werden möge. Und da Sie auch noch von andern Ausgaben etwas erwehnet haben, dieselben aber nicht fordern wollen: so verlanget die Gesellschaft von selbsten ein ordentliches Verzeichniß darüber. Sonderlich aber bittet Sie sich einen umständlichen Aufsatz von der gethanen Forderung aus, damit Sie wegen des theils entrichteten und noch zu bezahlenden einen deutlichern Unterricht haben möge. Sie wird alsdann Anstalt zu machen suchen, daß hierinnen alles zur gehörigen Richtigkeit komme.

Aus ihrem Briefe erhellet, daß die Auslieferung der Bibliothek und die Bezahlung des Geldes zu gleicher Zeit geschehen soll: daraus die Gesellschaft geschloßen, daß der Herr Profeßor indeßen dieselbe so lange bey sich zu behalten gesonnen sind, bis das letztere erfolget. Sie ist damit gantz Wohl Zufrieden und weiß, daß Sie sich in der Verwahrung eines solchen Mannes befindet, der vor ihre Sicherheit bishero ein so wachsames Auge gehabt hat und noch haben wird. Wir werden nicht säumen, sobald als es möglich seyn wird, Sie von dieser Last zu befreyen. Jedoch hält die Gesellschaft nicht vor nöthig, daß die Uebernehmung alsdenn durch den von dem Herrn Präsidenten bestätigten Senior geschehen müße, sondern auch von demjenigen geschehen könnte, welchen die Gesellschaft dazu ernennen wird: Weil die Bibliothek ein Werk ist, darüber der Gesellschaft selbst die Aufsicht zukommt und iederzeit zugekommen ist. Sie vermuthet hierinnen nichts wieder ihre Gesetze zu thun; und kan sich auch bey dem ietzigen gantzen Verfahren keinen Vorwurf machen, daß Sie die Rechte des Herrn Präsidenten verletzet hätte. Sein Ausspruch ist in solchen Fällen einzuhohlen wo die Gesellschaft nicht eins werden kan. Hier hat es eine Sache betroffen, welche durch sich selbst schon ausgemacht war: dabey uns nichts übrig blieb, als Ihm eine Nachricht des vorgegangenen zu geben, welches auch nunmehro schon geschehen ist.

Die Gesellschaft empfiehlet sich zu Dero Gewogenheit und wir sind mit vieler Hochachtung und Freundschaft

Eurer HochEdelgebohrnen

Leipzig den 1. Juli 1738.

ergebenste

M. Johann Friedrich May, der Gesellschaft Senior.

M. Wolf Balthasar Adolph von Steinwehr, der Gesellschaft Secretär.

Digitized by Google

So war denn nun auf einmal Gottsched nicht mehr Senior der deutschen Gesellschaft — diese nicht mehr das Organ seiner litterarischen Reformen.

Am meisten wurde Mosheim durch diese Katastrophe in Verlegenheit gesetzt, beide Parteien wandten sich an ihn, beide stellten die Sache zu ihren Gunsten dar; wie sollte er aus der Ferne das Richtige erkennen und doch ward er zu handeln gedrängt, denn blieb er Präsident, so trat er gegen Gottsched auf, so wie er, wenn er auch nur aus Unmuth über das Zerwürfniß die Stelle niedergelegt hätte, auf Gottscheds Seite gestanden haben würde. Einstweilen versuchte er, ob nicht noch eine Vermittelung möglich sei.

Mosheim an Gottsched.

Helmstedt den 5. Juli 1738.

Ew. HochEdelGeb. werden es ohne Versicherung glauben, daß ich durch die Nachricht, welche mir dieselbe ertheilen wollen, in eine große Verwunderung bin gesetzet worden. Was habe ich weniger vermuthen können, als daß Ew. HochEdelGeb. das Seniorat bey einer Gesellschaft, die durch Sie fast allein zu der Verfassung und zu der Ehre gebracht worden, deren Sie annoch geniesset, niederlegen würden? Ich habe zwar aus verschiedenen Umständen geschlossen, daß eine unvermuthete Veränderung bevorstände: Allein diese ist mir nicht eingefallen. Die Sache ist geschehen: Ich möchte wünschen, daß ich das zerrissene Band wieder zusammen heften könne. Allein ich sehe aus Ew. HochEdelGeb. und aus der Gesellschaft Schreiben, daß die Trennung zu Stand sey, und daß es die Ehre der einen und der andern Seite nicht zulasse, an eine Vermittlung zu gedenken. Es wird also am Besten seyn daß man wartet, ob die Zeit ein Mittel an die Hand geben werde, den Schaden zu heilen und vorerst der Sache ihren Lauf lässet. Ich glaube nicht, daß die Ursache der Trennung, die Ew. HochEdelGeb. in Dero mir zugesandten Schreiben an die Gesellschaft angegeben, die rechte Ursache sey. Allem Ansehen nach bleibt die rechte Ursache im Herzen zurücke. Ich will sie auch nicht aufsuchen, Sie sey, welche sie wolle, es geht mir recht nahe, daß es so weit kommen, und es thut mir noch weher, daß ich kein Mittel vor mir sehe, das Uebel zu heben. Was ich bey diesen Umständen thun möchte, ist noch nicht beschlossen. Es wird sich vielleicht bald zeigen. Es geschehe dieses oder jenes, so können Ew. HochEdelGeb. versichert bleiben, daß ich deroselben Gaben, Wissenschaft und vielen Verdienste allzeit aufrichtig ehre und so oft ich kan, alle Proben einer wahren Hochachtung und Freundschaft gegen dieselbe ablegen werde. Ich versprechе mir von der andern Seite von Ew. HochEdelGeb. daß Sie mir Dero Gewogenheit nicht entziehen werden. — —

Ich muß noch einmahl zu der deutschen Gesellschaft zurücke kehren. Darf ich Hrn. M. Mayen und Hrn. von Steinwehr Briefen trauen, die ich gestern erhalten habe, so sind Sie über Ew. HochEdelGeb. Abschied recht betroffen. Sie rühmen Ew. HochEdelGeb. Verdienste und versprechen sich nach diesem verdrießlichen Bruche so grosse Vortheile nicht. Ich bitte Ew. HochEdelGeb., daß Sie sich dieses zu einem Bewegungs-Grunde dienen lassen, derselben sich nicht ganz und gar zu entziehen, und im Fall der Noth weder Raht noch würklichen Beystand versagen. Verkleinert die Uebereilung, die von Ihrer Seite schei-

Digitized by Google

net vorgegangen zu seyn diesen Bewegungs-Grund: So nehmen Ew. HochEdel-Geb. einen andern von unsrer Freundschaft. Es schickt sich nicht, daß Ew. HochEdelGeb. gantz mit einer Gesellschaft brechen, deren Vorsteher ich aus bloßer Hochachtung gegen Dero Person geworden bin und von der ich mich noch nicht abgesondert habe. Mehr darf ich nicht sagen. Ich habe die Ehre mit vollkommener Hochachtung allezeit zu beharren ꝛc. ꝛc.

Aber die Sache verwickelte sich immer mehr.

Mosheim an Gottsched.

Helmstedt den 9. August 1738.

Mit der Post, womit dieses Schreiben an Ew. HochEdelGeb. weggesandt wird, geht ein andres an die deutsche Gesellschaft ab, worin ich dieselbe ersuche, Ihren Schluß wegen der Fortsetzung der Beyträge zu verändern. Ich bin einigermassen Schuld mit an dem Fehler, der in dieser Sache vorgegangen. Es ist mir berichtet worden, daß Ew. HochEdelGeb. die Beyträge nicht weiter fortsetzen wolten. Man hat mir es auch gemeldet, daß man an Ew. HochEdelGeb. Stelle treten und dieses nützliche Werk nicht liegen lassen wolte. Ich habe diesen guten Willen nicht mißbilligen können, und daraus ist das Versehen erwachsen. Die Gesellschaft kan also Ew. HochEdelGeb. Unwillen nicht allein tragen. Ein Theil muß auf mich fallen, doch hat die Gesellschaft allem Ansehen nach in der Art des Vortrages sich versehen. Ich erkenne meinen Fehler und bitte Ew. HochEdelGeb. mir denselben zu verzeihen. Vielleicht folgt die Gesellschaft meinem Exempel und ändert ihren Schluß. Ich habe nicht gemeldet, daß Ew. HochEdelGeb. etwas an mich dieser Sache halber gelangen lassen. Wenn es die Zeit zugelassen, würde ich eine Abschrift des Briefes mitgesendet haben.

Wegen Hrn. D. Steinbachs habe ich lange an die Gesellschaft geschrieben. Bißher ist mir nichts darauf geantwortet. Vielleicht will man erst recht sichere und gewisse Nachricht haben, daß er der Verfasser der anzüglichen Schrift gegen Ew. HochEdelGeb. sey. Und dieses werden Ew. HochEdelGeb. so wenig, als ich nach Ihrer bekanten Vernunft und Billigkeit tadeln könne. Es ist ein öffentlicher Schimpff, jemand aus der Gesellschaft schliessen. Und wenn also keine Klage und sichere Beweißthümer da sind, ist es etwas gefährlich, dergleichen Dinge zu unternehmen. Gesetzt, daß man Ew. HochEdelGeb. auf diese Art kein Recht wiederfahren lassen wolte, was wäre welches? Ich weiß, daß Ew. HochEdelGeb. wenn sie die Sache als ein weiser und vernünftiger Mann, ansehen werden, über diese Kleinigkeit lachen und der Gesellschaft gerne erlauben werden, so vorsichtig zu verfahren, als sie will.

Erlauben Ew. HochEdelGeb. mir, daß ich als ein redlicher Freund, ein Theil desjenigen sage, was ich von dieser mir gewiß unangenehmen Sache denke. Ich wolte, daß man von beyden Seiten langsamer gegangen und mir zum wenigsten die Sache zuerst kund gemachet hätte. Da der Bruch geschehen, ist es nicht rahtsam, daß Ew. HochEdelGeb. sich empfindlich beweisen. Das Klügste ist, zu schweigen und den Lauf der Dinge in Stille und Gelassenheit anzusehen. Wenn ich recht sehe, wird die Zeit in allen Dingen, die Ew. HochEdelGeb. jetzt verdrießlich sind, bald eine Aenderung machen. Je mehr Ew. HochEdelGeb.

Digitized by Google

sich anjetzt regen, je ärger wird die Wunde. Mich hat dieser Bruch in eine recht gezwungene Stellung gesetzet. Ich will weder Ew. HochEdelGeb. noch der übrigen Herrn Gewogenheit und Freundschaft verliehren. Niemand von Ihnen hat mich beleidiget, und ich habe also keine Ursache zu brechen. Indeß scheint es höchst schwer zu seyn, den Nahmen eines Vorstehers der Gesellschaft zu behalten und doch Freund von beiden Theilen zu bleiben wenn die Sachen in dem jetzigen Zustande bleiben. Es ist noch nicht Zeit, daß ich mich deutlich erkläre. Ich mag jetzt wählen was ich will, so kan ich einem Theile, oder gar beyden schaden, und ich will durchaus die Ursache nicht seyn, weswegen jemand gekränket wird.

Mosheim an Gottsched.

Helmstedt den 10. November 1738.

Ich habe alle meine Beredsamkeit angewendet, die deutsche Gesellschaft dahin zu bringen, daß Sie sich Ihres Anspruchs an die Beyträge begeben möchte. Ich habe, um den Vergleich zu erleichtern, vorgeschlagen, daß beyde Theile sich dieses Wercks, oder vielmehr des Titels (denn auf diesen kommt es eigentlich alles an) begeben sollten. Allein ich habe erfahren, daß weder mein Ansehn, noch meine Beredsamkeit von sonderbaren Gewichte sey. Man ist bei seiner Meinung geblieben. Ich muß also der Sache ihren Lauf lassen und hoffen, daß die Zeit dieselbe besser als ich, entscheiden werden. Wenn ich die Sache vor mich überlege, so dünket mir, daß es Ew. HochEdelGeb. fast rühmlicher seyn werde, wenn dieselben ein neues Werck von dieser Art, oder vielmehr eben dieses Werck, unter einem Titel herausgeben würden ꝛc. ꝛc.

Die Sache entschied sich dahin, daß auf dem Titel der kritischen Beyträge von 1739 an, als Herausgeber statt einiger Mitglieder der deutschen Gesellschaft, einige Liebhaber der deutschen Litteratur genannt werden. Es wird in der Vorrede zu dem ersten Hefte dieses Jahrganges erklärt, die deutsche Gesellschaft als solche habe niemals irgend ein Recht an sie gehabt, noch eine Aufsicht über sie ausgeübt, wenn auch dieses oder jenes Mitglied an ihr mitgearbeitet habe; sie seien von Gottsched allein begründet worden; wie er denn auch viele Nichtmitglieder zur Mitarbeit herbeigezogen. Es heißt hier unter anderem: „Nichts ist übrig, als daß ich noch auf eine Nachricht komme, die ich in den gelehrten Zeitungen des vorigen Jahres, von der hiesigen deutschen Gesellschaft, nicht ohne Verwunderung gelesen habe. Es wurde darinnen bekannt gemacht, daß diejenigen Mitglieder, die bisher an diesen Beyträgen gearbeitet hätten, ihr Recht auf dieselben, nebst der Aufsicht darüber an die ganze Gesellschaft übergeben hätten, welche auch gemeinschaftlich entschlossen wäre, dasselbe fortzusetzen. Nichts mußte mich, bey der oben erklärten Beschaffenheit dieser Monatschrift, mehr befremden, als eine solche Nachricht; wie sich ein jeder leicht einbilden kann. Wer sind doch, dachte ich bey mir selbst, diejenigen Mitglieder, die der Gesellschaft ein Recht haben übergeben können, was sie niemals gehabt haben? Oder, wie hat doch eine so billige Gesellschaft, als die deutsche ist, dieses Recht von solchen Personen annehmen können, die es noch viel weniger gehabt haben können, als sie selbst es jemals gehabt hat? Und da sie es selbst gesteht, daß sie es niemals gehabt, indem sie sich's erst von etlichen ihrer Mitglieder abtreten läßt; wie hat sie denn glauben können, daß es diese Mitglieder hätten,

vgl. 200 ff.

Digitized by Google

deren jedes kaum etliche wenige Auszüge zu den Beyträgen verfertiget, aber niemals an dem Anfange, der Einrichtung und Fortsetzung derselben einigen Antheil gehabt hat?

Allein ich muß es itzo selbst gestehen, daß ich mit diesen meinen Gedanken, der ansehnlichen Gesellschaft zu viel gethan. Ich habe nämlich seit der Zeit wahrgenommen, daß dieser Aufsatz der gelehrten Zeitungen unmöglich von derselben hergekommen seyn kann; und daß es ihre Absicht niemals gewesen sey, sich durch die Fortsetzung der critischen Beyträge eines fremden Werkes zu bemächtigen. Wie hätte man auch dieses von so gelehrten und billigen Männern anders vermuthen können; die es gewiß nicht nöthig haben, sich andrer Leute Arbeiten anzumaßen, da sie mit ihren eigenen Werken sich Ehre genug zu erwerben im Stande sind? Es ist wohl wahr, daß die deutsche Gesellschaft uns auch eine neue Monatschrift zu liefern gesonnen ist; dazu sie auch wirklich schon den Anfang gemacht hat.*) Allein ihre Absichten sowohl, als die Mittel, wodurch sie dieselben zu erreichen suchet, sind von den meinigen ganz unterschieden; wie ein jeder wahrnehmen wird, der sowohl den Titel als die Vorrede ihres ersten Stückes liefet. So ist denn unter uns ferner gar kein Streit, und wie es kein Zweifel ist, daß nicht so viele geschickte Federn zur Aufnahme der deutschen Sprache viel schönes beytragen könnten; also wünsche ich auch nebst allen Liebhabern unsrer Muttersprache, daß sie dieselbe Arbeit fein oft und lange fortsetzen mögen."

Aus diesem Ausgange erklärt es sich leicht, daß die Verbindung zwischen Gottsched und Mosheim, welcher Gottscheden gerathen hatte, die kritischen Beiträge als solche der Gesellschaft zu überlassen und seinerseits eine andere Zeitschrift anzufangen, von jetzt an gelockert werden mußte. Auch konnte der unbefangene Beobachter, welcher zugleich die völlige Einsicht in den ganzen Gang der Sache besaß, Gottscheds Handlungsweise unmöglich billigen. Gewiß gehörte die Zeitschrift nur ihm, aber es war doch nicht ohne Grund gewesen, daß er auf ihrem Titel als Herausgeber einige Mitglieder der deutschen Gesellschaft genannt hatte — es hatte offenbar dadurch, so lange er seinen Vortheil dabei fand, der Schein entstehen sollen, als sei das Werk das Organ dieser berühmten Gesellschaft — und da es ihm anders in seinen Kram paßt, protestirt er gegen diesen Schein! Solche Dinge kommen alle Tage vor, und nirgend öfter, als in der litterarischen Welt, aber sie sind eben nur ein Beweis, wie die jedesmalige höchste Geistesbildung nicht immer die höchste sittliche Durchbildung zur Folge hat.

Indessen darf nicht übergangen werden, daß auch für Gottsched ein Grund obwaltete sich seinerseits von Mosheim zurückzuziehen. Gottsched gerieth zu dieser Zeit durch seine Verbindung mit dem Grafen Manteuffel gänzlich in die Wolffische Propaganda hinein. Dagegen ist Mosheim nicht nur nach Weise der Theologen, der Philosophie überhaupt abgeneigt, sondern will auch insbesondere mit der Wolffischen nichts zu thun haben, ja er hat sogar eine Vorliebe zu dem von dieser Seite her und früher einmal von Gottsched selbst bekämpften Idealismus.

*) Der deutschen Gesellschaft in Leipzig Nachrichten und Anmerkungen 1739. Regelmäßiges Erscheinen wird nicht versprochen, auch sind nur wenige Hefte erschienen. Die Leipziger gelehrten Zeitungen von 1739 sagen: „Diese Schrift ist mit den critischen Beyträgen der Absicht und Einrichtung nach einerley."

Digitized by Google

Mosheim an Gottsched.

Helmstedt d. 2. October 1737.

Das Schicksal der Wolfischen Philosophie wird, wie es scheint, durch die Zeit bestimmet werden. Ich lese seit einiger Zeit, die Schriften nicht mehr, die von beyden Theilen herauskommen. Es wird in allen einerley Lied gesungen. Einerley Hitze, einerley ungegründete Beschuldigungen, einerley bittre Vorwürfe. Alle halten sich mit Nebendingen auf. Keiner hat die Hauptsache bisher aus dem Grunde angegriffen. Ich wünsche die Zeit zu erleben, daß Hr. Wolf einen Wiedersacher bekömmt, der ihm gewachsen, der so scharf, wie er, denket, der in den Mathematischen Wissenschaften eben so geübet, und ihn aus dem Grunde angreiffet. Der bisherigen Spiegelfechtereyen bin ich müde. Wo ich recht sehe, kan er von einer gewissen Seite mit einem grossen Scheine angefochten werden. Allein die ist seinen Gegnern bishero unbekannt. Und wer ihn von dieser Seite fassen will, der muß nicht von unserm Stande, sondern gantz frey und ungebunden seyn. Unter den Weisen, die vor Luther gelebet, und Christen gewesen, sind ihm die Nominalisten die nechsten. Luther ist selbst ein Nominalist gewesen. Er beruft sich auf den Thomas. Allein der ist sein rechter Beystand nicht. Der Occam würde ihm mehr Dienste thun. Ich wundre mich, daß kein Wolfianer sich auf die Philosophische Geschichte vom 13. Jahrhundert an leget. Er würde vielleicht Wolfianer genug vor Wolfen in den vornehmsten Lehren antreffen.

Ich entsinne mich, daß Ew. HochEdelGeb. Frau Gemahlin willens gewesen des Berkeleys Buch gegen die Würklichkeit der Körper in unsre Sprache zu übersetzen. Ist Sie noch der Meinung? Und können Ew. HochEdelGeb. mir dieses Buch nicht schaffen? Ich bin sehr begierig es zu lesen. Hr. Berkeley gilt nicht wenig bey mir. Ich weiß wenige unter den neuen Weltweisen, die Ihn an Witz und Scharfsinnigkeit übertreffen.

Doch währt dessen ungeachtet der Briefwechsel zwischen den beiden Männern, wenn auch weniger lebhaft, noch mehrere Jahre fort.

Uebrigens verdient noch erwähnt zu werden, daß Gottsched für die Wunde, welche seinem Ansehn wenigstens in Leipzig sein halb unfreiwilliger Austritt aus der deutschen Gesellschaft jedenfalls beigebracht haben muß, durch die unmittelbar darauf erfolgende erste Erwählung zum Rectorat sogleich glänzend entschädigt worden ist. Auch mochte es ein Triumph für ihn sein, daß die deutsche Gesellschaft bald in tiefen Verfall gerieth; am 20. September 1740 schreibt Mosheim, er höre, daß May nicht mehr in Leipzig sei, und müsse es glauben, weil er seit langer Zeit keinen Brief von ihm erhalten habe; eben so wenig wisse er etwas von der deutschen Gesellschaft, zweifle aber nicht daran, daß sie noch lebe.

Von Gottsched selbst findet sich über den ganzen Vorfall keinerlei Aeußerung vor; zwar schreibt der Graf von Manteuffel an ihn am 17. Juli 1738. On dit icy, que vous vous êtes brouillè avec la societè germanique et que vous y avez mème entièrement renoncè. Est-il vrai? A mon avis, elle aura de la peine à se maintenir, si vous l'abandonnez. Aber hier tritt gerade eine Lücke in der Correspondenz ein, weil Manteuffel nach Leipzig reist, und so wird Gottsched die unumgängliche Antwort, welche vielleicht ein neues Licht auf die Sache würfe, mündlich gegeben haben.

Digitized by Google

4.

Gottsched war schon viel zu sehr daran gewöhnt gewesen, als das Haupt einer weitverzweigten Gesellschaft aufzutreten, als daß er sich nicht bald nach einer neuen Gelegenheit dazu hätte umsehen sollen. Wer so bestimmt reformatorische Zwecke verfolgt, wie Gottsched, für den ist es allerdings fast eine Nothwendigkeit, ein Mittel äußerer Auszeichnung in Händen zu haben, durch das er seine Anhänger sich selbst persönlich verbinden und gleichsam durch Ertheilung eines bestimmten Kennzeichens in eine geschlossene Heerschaar formiren kann — und was kann hierzu geeigneter sein, was ist zugleich wohlfeiler, als ein Gesellschaftsdiplom? Außerdem mußte es Gottscheden darauf ankommen, der deutschen Gesellschaft jetzt auch nach dieser Seite hin irgend etwas direct entgegenzusetzen, das sie überstrahlte, und gleichsam den Erfahrungsbeweis zu führen, daß, was ihre Mitgliedschaft so ehrenvoll gemacht, der Umstand gewesen, daß er zu ihrer Ertheilung den Impuls gab, und daß sie nach seinen Grundsätzen erfolgte.

Es findet sich zwar allerdings eine Spur, daß Gottsched wieder in die Leipziger deutsche Gesellschaft eingetreten, ja das Seniorat wieder übernommen. Zenker, ein Pastor in der Nähe von Lüneburg, schreibt am 24. September 1745: „Nach der Zeit, das Ew. HochEdelgeborne Magnificenz das Seniorat bei der teutschen Gesellschaft zur Betrübniß vieler aufrichtig gesinnten, niedergeleget, habe ich die Adresse an solche Gesellschaft nicht gewußt. Nachdem ich aber vernommen, daß dieselbigen den vorigen Platz wieder eingenommen, so wünschte ich zuvörderst der gemeinen Sache unserer teutschen Gesellschaft Glück, und gebe mir dabey die Ehre, Anschluß für die Bibliothek der Gesellschaft Ew. HochEdelgeb. Magnificenz zu übermachen," u. s. w. Indessen scheint Gottsched dieß allenfalls nur als eine persönliche ihm erwiesene Genugthuung betrachtet zu haben; die Stelle, welche die deutsche Gesellschaft früher in seiner Thätigkeit einnahm, wird in einer späteren Periode von zwei andern Instituten, bei denen er nicht als Hinzugetretener betrachtet werden konnte, und sich nicht blos umbildend verhalten, sondern die er ganz neu ins Leben gerufen hatte, ausgefüllt.

Und zwar hatte das Eine von ihnen seinen Sitz außerhalb Leipzig, aber in seinem Geburtslande, das Andere wiederum in seiner Adoptivheimath selbst.

Ich habe bei mehreren Gelegenheiten darauf hingewiesen, wie Gottsched nicht nur großen Werth darauf gelegt, in Königsberg in Ansehen zu stehen, sondern auch eine lebhafte und aufrichtige Theilnahme für diese Stadt bewahrte. Auch ist schon in der Einleitung darauf hingedeutet worden, daß sein eifrigster Correspondent daselbst ein gewisser Flottwell, später Professor der Logik, wenn ich nicht irre, gewesen. Dieser Mann erscheint zuerst am 23. April 1734 mit einem Briefe von Jena aus, der die Uebersendung seiner Dissertation an Gottsched vermittelt, alsdann scheint er eine Zeit lang in Leipzig mit Gottsched persönlichen Umgang gehabt zu haben, und von da an entspinnt sich ein Briefwechsel, dessen Reichhaltigkeit vollkommen erdrückend sein müßte, wenn auch Gottscheds Briefe aufbewahrt wären. Dieser Mann

Digitized by Google

erscheint 1742 an der Spitze einer königsbergischen deutschen Gesellschaft, und wird als Stifter derselben betrachtet werden dürfen. Dem Schreiben, mit welchem die Gesellschaft ihren Zusammentritt anzeigte, hängt er folgendes Postscriptum an. „Sie bleiben der einzige Vater meines Kindes, welches bisher in Königsberg gesuchet worden, und da es jetzt gefunden, manchen Stiefvater am Neid und der Mißgunst findet. Verlassen Sie ihr gehorsamstes Kind ja nimmer mit Rath und Vorsorge. Die Kräfte müssen im ersten Jahre von Herzen schwach sein. Allein auch lallende Kinder pflegen von ihrem Vater mit gütigen Augen angesehen zu werden." u. s. w. Das Schreiben selbst ist folgendes:

Erlauben Sie es HochEdelgebohrner Herr, daß sich eine vereinigte Anzahl redlicher Deutschen, und volkommener Verehrer der Gottschedischen Verdienste unterstehen dürfe, in einem geringen Opfer die Erstlinge ihrer Ergebenheit an Ew. HochEdelgebohrnen zu überliefern. Mehr als eine Art der Schuldigkeit fordert uns zu diesem Unternehmen auf. Wir halten es vor eine besondere Ehre zu gestehen, daß unsere Gesellschaft so wohl ihr Leben als Wachsthum Ew. HochEdelgebohren zu verdanken hat. Dero ruhmwürdigen Eifer vor die Ehre der Deutschen erinnerte uns der Schuldigkeit gegen unsere Muttersprache; Dero grosses Beyspiel brachte bey uns den Entschluß zu einer gemeinschaftlichen Arbeit in der Sprache unserer Väter zuwege; Deroselben ungemeine Güte aber, billigte nicht allein unseren Eifer, sondern unterstüzte denselben auch so gar, durch die Mittheilung der Geseze Ihrer beglückten Mitarbeiter, ohne welche wir wohl schwerlich die von Ew. HochEdelgebohrnen gebahnte Fußtapfen so glüklich würden getrofen haben. Ursachen genug, unser ganzes Vermögen zur Erlangung eines Gleichgewichts zwischen Ew. HochEdelgebohrnen besonderen Güte und unserer Dankbarkeit aufzubieten. Nehmen Sie dannenhero HochEdelgebohrner und HochGelahrter Herr Professor, diese nach den Gesezen unserer Gesellschaft einem beförderten Mitgliede geweihete Arbeit, als einen gewissen Beweis unserer Dankbegierde mit geneigten Händen an, und versagen uns doch die ungemeine Ehre und Freyheit nicht, den Verdiensten Ew. HochEdelgebohrnen ehestens eine besondere Arbeit zum Beweis unserer schuldigen Hochachtung zu widmen, welches schon geschehen wäre, wenn uns nicht angenehme Hofnung Ew. HochEdelgebohrnen persönlich in den Gränzen Ihres und unseres Vaterlandes zu sehen, bishero geirret und aufgehalten hätte. Wir leben indessen der festen Zuversicht, daß Ew. HochEdelgebohrnen dieses erste Angeld unserer Ehrfurcht, mehr mit gütigen Vater- als Richteraugen anzusehen belieben werden, und schmeicheln uns, ferner vor die Beförderung des Besten unserer Gesellschaft von Ew. HochEdelgebohrnen allen gütigen Beystand zu erhalten. Wir werden indessen alle unsere Kräfte nur dazu verwenden, wie wir uns aus dem Staube der Barbarey almählig erheben und dem grossen Muster dergleichen wir in der würdigen Person Ew. HochEdelgebohrnen verehren, auch nur im Schatten ähnlich werden mögen. In dieser Absicht nehmen wir uns die Erlaubniß mit der vollkommensten Hochachtung uns zu nennen

Königs-Berg den 30. Sept. 1742.

M. Flottwell, als Praeses.

J. F. Reiffstein, als Secretarius.

Digitized by Google

Ich lasse noch einige andere Schreiben folgen, welche diese Gesellschaft an Gottsched erläßt, weil aus ihnen am besten hervorgeht, wie erwünscht ihr Entstehen diesem gewesen sein muß; denn er hatte mit ihr ja in Königsberg entschieden festen Fuß gefaßt, und in seinem Sinne ertheilte Auszeichnungen gingen nun von dieser Stadt aus — und wie lebhaft er sich ihre Blüthe hat angelegen sein lassen.

Ew. HochEdelgebohrnen Magnificenz geehrteste Zuschrift vom 21. May ist der hiesigen deutschen Gesellschaft den 4. Juli durch Hrn. Grabow richtig abgegeben und den 10. darauf, in derselben vorgelesen worden. Sie haben es uns zwar schon angewöhnet lauter angenehme Zeitungen mit Deroselben Briefen zu erwarten, und uns allemahl auf neue Proben von Dero besonderen Zuneigung gegen uns eine gewisse Rechnung zu machen. Allein wir können es Ihnen doch nicht verschweigen daß die vielen Merkmale einer ganz ausserordentlichen Gewogenheit, die wir in dem Inhalt des letzteren von Ew. HochEdelgebohrnen Magnificenz entdeckten uns auch auf eine ganz ausserordentliche Art gerühret, die wir Ihnen aber nimmer so lebhaft erzählen können, als wir sie bey uns empfunden. Sie haben vor unseren Fleiß und eben dadurch vor unsere künftige Ehre durch den Antrag einer gemeinschaftlichen Arbeit, und den Vorschlag einer zu beschleunigenden Königl. Bestätigung, gütigst gesorget. Wir nehmen dieses als ein Zeichen von Dero besonderen Neigung uns glücklich zu machen mit dem aufrichtigsten Dank an, und versprechen die fertige Arbeiten unter allen vorgeschriebenen Bedingungen gegen Weyhnachten Ew. HochEdelgebohrnen Magnificenz zuzuschicken und dieselben Dero gütigem Urtheil zu unterwerffen; die erste Versamlung unserer Gesellschaft aber soll uns den Weg bahnen den Königl. Beyfall zu erhalten, dazu wir bey der gemeinschaftlichen Vorsorge Ew. Magnificenz durch des Hrn. v. Marschalls Excellence alle Hofnung haben. So wenig gutes wir, uns auch bishero von dem Fortgange jener vor unsere Kräfte fast zu schweren Arbeit versprechen konten, eben so grosse Ursache haben wir itzo allen Zweifel und Kleinmüthigkeit zu verbannen; da Ew. HochEdelgebohrnen Magnificenz mit Dero unvergleichlichen Schriften uns zugleich Dero grosse Kräfte zur Erleichterung aller künftigen Arbeiten, gütigst angeboten; und so gar zu eigen gemacht. Itzo solten wir Ihnen davor unseren ergebensten Dank abstatten. Allein, glauben Sie es uns doch, daß wir uns scheuen so grosse Wohlthaten, mit einigen leeren Worten zu verdanken. Wir unterstehen uns itzo nichts mehr zu sagen, als daß wir uns täglich bemühen wollen unseren Fleis in Ihren vortreflichen Schriften zu stärken und Dero grossem Muster einer gründlichen Gelehrsamkeit, durch eine beständige Nachahmung zum wenigsten einigermaßen ähnlich zu werden. Wir können es ohnmöglich eher bestimmen wie viel Dank wir Ihnen schuldig sind, als bis uns die Früchte unseres Fleisses, den Ew. HochEdelgebohrnen Magnificenz gebildet und unterstützet, und diejenigen Kräfte die in Ew. HochEdelgeb. Magnificenz Schriften Nahrung und Wachsthum erhalten, uns vollkommen überzeugen werden daß wir Ihnen alles schuldig geworden. Allein wenn wir uns auch alsdenn bemühen werden Ihnen unseren Dank bekannt zu machen, so werden wir es doch eben so wie itzo nöthig haben Dieselben um eine neue Wohlthat anzu-

Digitized by Google

sprechen und zu bitten uns selbst eine Gelegenheit zu verschaffen wie wir uns in der That beweisen könnten.

Königs=Berg den 12. Juli 1743.

M. Flottwell, Praeses.
J. F. Reifstein, der Gesellschaft Secretarius.

Es wird uns zu schwer Ew. HochEdelgeb. länger ohne Nachricht von der Freude Dero beglükten Söhne zu lassen. Hören Sie nur, an wie vielen guten Begebenheiten und glüklichen Folgen Dero Patriotisches Gemühte schuld ist. Kaum haben die von Ew. HochEdelgeb. an uns überschikte Geseze unserer Geselschaft das Wesen ertheilet; kaum haben wir angefangen unseren Fleis und Kräfte nach Vorschrift derselben zu bilden und zu prüfen; Kaum haben wir Ihnen die Erstlinge unseres Dankes eingeliefert: so bemühen Sie sich schon aufs neue der Geselschaft Beschüzer Gönner und Ansehen zu verschaffen, und wir fangen kaum an zu Erlangung dieses Glüks einige Mittel anzuwenden, so eilet uns dasselbe schon entgegen und ehe wir es uns versehen, haben wir es bereits in Händen. Da Ew. HochEdelgebohren Ihren Kindern einen so grossen Seegen ertheilen können, so werden Dieselben leicht ermessen können, wie willig wir Denenselben ferner zu folgen gesonnen sind und wie sehr wir uns bemühen werden der ferneren Zuneigung eines so gütigen Vaters durch Fleis und Beständigkeit immer würdiger zu werden.

Durch die Königl. Bestätigung welche Ihr. Maj. vermittelst eines öffentlichen Gnaden=Briefes der Geselschaft ertheilet haben, ist voritzo das Ansehen der Geselschaft nach Wunsch befestiget worden. Ew. HochEdelgeb. werden es sich leicht vorstellen können mit wie vieler Freude wir dem vor uns so beglükten Tage der Einweihung entgegengesehen und zurückgeleget haben. Aus nachfolgenden Umständen werden Sie die Begebenheiten dieses Tages ohngefehr ersehen können.

Den 21. Nov. versamleten sich die sämtl. Mitglieder bey ihrem Directore Hrn. Prof. Flottwell. Von da fuhren sie in ihrer gewöhnlichen Ordnung zu ihrem Protector. Nachdem sich daselbst Hr. Ober Hoffprediger D. Quandt als unser Präsident und einige der erbetenen Vornehmen Fremden (unter welchen Ihro Excell. Hr. Präsid. v. Lesgewang, (?) Hr. Kr. u. Dom. Cammer=Director Hr. Geh. Raht Kellner und Herr Hofrath D. Behrendt waren) eingefunden so wurden der Actus mit Vorlesung desjenigen Rescripts gemacht in welchem unserem Erlauchten Protector von der hiesigen Königl. Regierung auf das eingegebene Memorial der Geselschaft war aufgegeben worden die öffentliche Einweihung derselben zu besorgen. Nachdem hielt unser Hr. Director eine Rede in welcher er die Sehnsucht der Geselschaft entdeckte aus der Hand ihres gnädigen Protectoris, diejenige Merkmale der Königl. Gnade zu erhalten, so Dieselben vor sie gnädigst ausgewürket hätten. Hierauf redeten Ihro Excellence wie die jetzigen dürftigen Umstände der Deutschen Sprache nicht sowohl ihrer eigenen Armuth als dem Mangel eifriger Patrioten zuzuschreiben wären. Sie lobten den rühmlichen Eifer derjenigen Gelehrten Männer, die durch Stiftung deutscher Geselschaften unsere Muttersprache nach dem Exempel anderer Nationen, der Gewalt der Barbarey entrissen hätten. Sie billigten unsere Bemühungen,

Digitized by Google

in die Fußtapfen dieser berühmten Männer zu treten und entdeckten zugleich die Königl. Genehmhaltung und Bekräftigung unserer Anstalten indem Sie den Begnadigungs-Brief überreichten welchen der Gesellschafts-Secretär sogleich vorlesen muste (vermöge dessen Inhalt haben wir 1) die Freyheit uns eine Königl. Deutsche Gesellschaft zu nennen, 2) Hr. v. Wallenrod unseren Protector und Hr. D. Quandt unsere Präsidenten zu nennen 3) künftig bey deren Absterben ihre Stelle aus dem Mittel der hiesigen Regierung und des Senats nach freyer Wahl zu ersezen 4) das erwählte Siegel zu gebrauchen 5) die von der Gesellschaft censorirte Schriften ohne weitere Anfrage drucken zu lassen). Hierauf überreichten dieselben die Siegel und Geseze der Gesellschaft entdeckten den Mitgliedern ihre Pflichten und endigten ihren Vortrag mit der Versicherung einer gnädigen Protection und Wünschen vor das Wohlergehen derselben. Hr. D. Quandt Magnif. nahmen hierauf das Amt eines Präsidenten an, dankte vor die auf ihm gefallene Wahl und Bestätigung, versprachen aus allen Kräften das Aufnehmen der Gesellschaft zu befördern und erklärten die Pflichten der sämtlichen Mitglieder aus den Bildungen ihres erwählten Siegels auf eine sinreiche Art. Hr. Director dankte hierauf beyden Stützen unserer Gesellschaft vor die angenommenen Stellen und Versicherungen der Gnade und Freundschaft, versprachen Nahmen der Gesellschaft, Fleis und gehorsam und schärfte den Mitgliedern einige neue Pflichten ein die sie vor itzo als Mitglieder E. Königl. Gesellschaft schuldig wären, und forderte zugleich 2 Redner aus der Gesellschaft auf von welchen der erste Herr Hoffgerichts-Advocat Rung eine Lobrede auf den König hielt worinnen er bewies daß nur Könige die gröste Weisen auf Erden wären und seine Wahrheit durch das Beyspiel unseres Friedrichs bestärkte. Hr. Gerichts-Advocat und Senior der Gesellschaft Wannovius entdeckte in den Leben des Maecenas den Character eines grossen Ministers und versicherte den gnädigen Maecenas unserer Gesellschaft im Nahmen aller, einer beständigen Ehrfurcht und Gehorsams und den Hrn. Präsidenten unserer Hochachtung. Zulezt wurden die von Hrn. Trummer und Koppen verfertigte Gedichte rumgetheilet. Der lezte hatte eine Ode von der über alles Lob erhabenen Grösse Friedrichs verfertiget und der erste pries die Ehre der Deutschen welche geringe Gedichte Ew. HochEdelgebohrnen vielleicht schon in Händen seyn werden. Einige ungenandte Freunde die uns noch bisher unbekannt geblieben hatten sich die Mühe gegeben durch einen lateinischen Brief der Gesellschaft zu ihrer Einweihung Glük zu wünschen. Nach geendigten Acte speisete die gantze Gesellschaft bey Ihro Excellence. Ew. HochEdelgeb. erkennen hieraus wohl daß uns itzo zu unserem Glück nichts mehr als Dero beständige Gewogenheit und Vorsorge fehlet. Die bisherige grosse Proben Ihrer gütigen Zuneigung verbieten uns alle Zweifel und so sehen wir unser Glük auch schon auf die künftige Zeiten befestiget. Wir sind itzo gesonnen eine Nachricht von den itzigen Umständen der Gesellschaft, von deren Einweihung und die bey der Gelegenheit verfertigte Arbeiten unter die Presse zu geben. Hr Protector und Präsident haben uns ihre Reden ebenfals versprochen. Wie unschäzbar würde uns diese Freude seyn wenn wir in eben denselben Blättern der Welt und insbesondere unseren Neidern einen öffentlichen Beweis aufzeigen könten daß Ew. HochEdelgeb. noch fernerhin uns Dero Vorsorge zu würdigen gesonnen wären, wie viel Licht würde von diesem Stern der ersten Grösse auf unsere geringe Arbeiten

Digitized by Google

zurückfallen, und wie sehr würde uns dieses beneidungswürdige Glük ermuntern mit der reinesten Verehrung Lebenslang zu verharren.

Königs-Berg den 28. Nov. 1743.

M. Flottwell, P. O. der Gesellschaft Director.

J. F. Reiffstein, der Gesellschaft Secretarius.

Weiterhin ist es Flottwell, der unter unendlichen Ergebenheits- und Dankbarkeitsbezeugungen, zu denen übrigens Gottsched namentlich durch Uebersendung seiner eigenen und anderer Schriften beständig neue Veranlassung giebt, die Verbindung vermittelt. Zwar tritt auch hier einmal ein Zerwürfniß ein; die Königsberger haben einen Abdruck von Gottscheds Gedichten, wenn ich die unbestimmten Andeutungen richtig auslege, auf zu schlechtem Papiere veranstaltet, und sich überhaupt, wie ein anderer Correspondent sich ausdrückt, zu vertraulich aufgeführet, doch stellt ein aus voller Seele angestimmtes Pater peccavi und die in einem eigenen Schreiben von Flottwell angesuchte Vermittelung der Frau Professorin den Frieden so vollständig wieder her, daß später noch mehr als früher die Gesellschaft in der Ertheilung ihrer Diplome als ein Organ Gottscheds erscheint, welcher ihr die zu ernennenden Mitglieder namhaft macht, unter denen ich nur v. Spilcker, einen Stabsofficier in Potsdam, der sich noch in den fünfziger Jahren, da er doch Lessing schon in der Nähe gehabt hätte, in litterarischen Dingen an Gottsched wendet und ihn im Wetteifer mit einem gewissen Schwalbe, den er einmal den Grenadier Sch. nennt, mit Anekdoten von dem französischen Litteratenunfuge am Hofe Friedrichs II. versorgt, von Schönaich, den Verfasser des Hermann und Reichel den Verfasser der Bodmerias, nennen will.

5.

Am 5. September 1752 stiftete Gottsched in Leipzig die Gesellschaft der freien Künste und zwar auf der Grundlage seiner freien Rednergesellschaft. Der Gründe zu diesem Schritte lassen sich mehrere angeben. Einerseits mochte es Gottsched doch bequemer sein, ein solches Organ in der Nähe und unter seiner unmittelbaren Aufsicht zu haben, alsdann handelte es sich für ihn damals schon gar sehr darum, die noch übrigen Anhänger unter Eine Fahne zu sammeln und dem sinkenden Ansehn durch Herbeiziehung bedeutender Gönner, die doch die Mitgliedschaft nicht geradezu zurückweisen würden, was freilich leider allerdings bereits vorkommt, eine neue Stütze zu geben, und endlich hatte er damals Hoffnung mit einer neuen Gesellschaft beim sächsischen Hofe zu erreichen, was ihm mit der deutschen Gesellschaft zwanzig Jahre früher nicht gelungen war. Ueber den letzteren Punct werde ich in einem späteren Abschnitte berichten, hier bemerke ich nur, daß, wie aus einem Schreiben des Grafen von

Digitized by Google

Wackerbarth vom 6. November 1752 hervorgeht, sogleich die Einweihungsgedichte dem Churprinzen vorgelegt worden. Die neue Gesellschaft unterschied sich sowohl ihrer Form als ihrem Zwecke nach von den früheren. In Bezug auf die erstere ist zu bemerken, daß der Vorsitzende jährlich wechselte und nur der Secretär auf Lebenszeit erwählt wurde, und daß, wie es scheint, die entfernten Mitglieder verpflichtet gewesen sind, Filiale zu bilden, die mit der Muttergesellschaft gemeinschaftlich arbeiteten, so wie durch die Leipziger deutsche Gesellschaft andere derartige ganz von selbst hervorgerufen waren, die aber später, wie die Greifswalder, in welcher Meier besonders thätig war, zu der ersteren in Gegensatz traten. In Cassel wenigstens hielten die dortigen Mitglieder der Gesellschaft der freien Künste ordentliche Versammlungen, z. B. an Gottscheds Geburtstage, wo sie dann Reden hielten, Oden vorlasen und dergl., wie dieß Reiffstein und der Steuerrath Gottsched um die Wette in ausführlichen Briefen zu beschreiben beflissen sind. Der abweichende Zweck liegt schon im Namen: es ist hier nicht blos auf Dichtkunst oder gar auf die deutsche Sprache allein, sondern auf die schönen Künste überhaupt abgesehen. Daher wird nicht nur L. C. v. Hagedorn in Dresden zum Beitritt aufgefordert, sondern es erscheint unter den Candidaten auch ein Mann, dessen unendlicher geistiger Abstand von Gottsched vielleicht unter Hunderten, welche beide kennen und nennen nicht Einen auf die Reflexion gerathen läßt, daß sie Zeitgenossen gewesen, ja fast in Einem Jahre gestorben — Winkelmann! Hagedorn schreibt am 11. März 1756 aus Dresden: „Von des gründlich gelehrten Herrn Johann Joachim Winkelmanns vermehrter Schrift *) werden mein Hochzuverehrender Herr Professor durch den Verleger ein Exemplar erhalten haben. Der Verfasser lebet vor sich und jetzt in Rom bei dem Herrn Ober-Hof-Mahler Mengs, wo er (allenfalls durch diesseitigen Einschluß) Dero gütige Meynung in Ansehung der Aufnahme in die Gesellschaft der freyen Künste erfahren könnte. Es ist allemal eine Ehre, denen würdigen und berühmten Mitgliedern zugesellet zu werden. So sehr ich aber auch dieses einsehe und die gütigen Absichten mit lebhaftestem Danke anerkenne: so sehr entfernen mich doch meine jetzigen Umstände davon, vermehren aber zugleich das Vertrauen, daß Ew. Hochedelgeboren meine Entschuldigung genehm halten werden." Da Winkelmann mit der um eben diese Zeit beginnenden Nicolai-Mendelssohnschen Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste in Verbindung tritt, für welche er Kunstnachrichten aus Rom einsendet, — denen, beiläufig gesagt, die Herausgeber seiner Werke genauer hätten nachspüren sollen, — so darf man um so eher annehmen, daß er diese Einladung, wenn sie wirklich an ihn ergangen sein sollte, zurückgewiesen haben werde.

*) Ohne Zweifel: Von Nachahmung der griechischen Künstler u. s. w.

Digitized by Google

IV.

Die Niedersachsen.

Unter den Glückwünschungsschreiben, die bei Gelegenheit der Erlangung einer Professur bei Gottsched einlaufen, befindet sich neben einem Briefe von C. L. v. Hagedorn auch folgender, den man vielleicht hier nicht vermuthet hätte.

London d. $\frac{27.\ \text{März}}{7.\ \text{April}}$ 1730.

HochEdler
Hochgeehrtester Herr Professor

Aus meines Bruders letzterem Schreiben vernehme ich Ew. HochEdl. Ernennung zum Professor der Dicht-Kunst. Ich kann nie ohne Empfindung Verdienste vergolten sehen, die so bekannt und ausnehmend sind, als die Ihrigen. Folglich darf ich Sie aufrichtig versichern, daß diese Zeitung mir höchst angenehm gewesen und ich an Ihrem Vergnügen in der That Theil genommen. Daher trage ich kein Bedenken, Ew. HochEdl. zu dem Antritt Ihrer neuen Würde hiemit Glück zu wünschen. Ihre Schriften und Einsicht in den politen Wissenschaften habe ich jederzeit vor vielen anderen hochgeschätzet und ich besitze ein näheres Recht, Ihnen solches kund zu machen, als unzählige andere, die eben dergleichen thun müssen. Dieses Recht giebet mir die Verbindlichkeit, so ich Meines Hochgeehrtesten Herrn Professoris über meine durch so verschiedene Druck-Fehler und Unrichtigkeiten verstellete Gedichte gefälltem sehr geneigtem Urtheil schuldig worden, wiewol mich desselben durchaus unwürdig erkenne. Indessen bediene mich mit Ew. HochEdl. Erlaubniß, dieser Gelegenheit mir die Ehre Ihres guten Andenkens und Wohlwollens auszubitten, weil es mir eine Freude seyn wird Sie völlig zu überführen, wie in dienstgeflissenster Ergebenheit mit dem Eifer neuer und der Beständigkeit alter Freunde beharre

Ew. HochEdl.

Ganz gehorsamer Diener
Hagedorn.

In diesem Briefe hatte Gottsched sogleich eine günstige Gelegenheit zur Anknüpfung einer seinen Zwecken dienlichen Verbindung erblickt, worauf Fr. v. Hagedorn denn wiederum schreibt:

Ew. HochEdl. bin für Ihr geneigtes Schreiben vom 19. May höchstens verbunden, und würde, wie ich gesollt, solches eher beantwortet haben, wäre ich nicht durch vielfältige Hinderungen und eine kleine Unpäßlichkeit gegen

Digitized by Google

Willen abgehalten worden. Ich verdiene nicht die Gütigkeiten, die Sie mir in Ihrem Briefe erzeigen. Das einzige, so ich verdiene, ist, daß Sie meiner Ergebenheit versichert zu seyn belieben. Dieses wünsche und verspreche ich mir von Ew. HochEdl.

Die Rede de poeta philosopho hat mir und verschiedenen Engelländern überaus gefallen. Den Versuch einer kritischen Dicht-Kunst vor die Deutschen bin mit vielem Nutzen und Vergnügen durchgegangen. Die vorgefügte Uebersetzung des Horatii ist ein rechtes Meister-Stück, und ich finde in dem gantzen Werke einen gewissen Horatianischen Geschmack, den ich allen denen wünschen möchte, die sich mit Poesie abgeben. Es wissen nur zu wenige die wahren und falschen Schönheiten eines Gedichtes zu unterscheiden. Mich däucht aber wirklich, daß die zahlreichen Haufen der halben Poeten sich itzt weit schwerer entschuldigen können, als jemahls, da sie nunmehro aus einem Unterricht in ihrer Mutter-Sprache lernen könnten, wie viel zu einem Dichter erfordert werde. Dero Buch störet sie in ihrer ruhigen Unwissenheit, deren sie bisher auch mit einigem Recht genossen. *)

Es lässet sich, wie ich vernehme, in Jena etwas von einer Teutschen Gesellschaft sehen. **) Kann man von derselben eine andere als gute Hoffnung haben, da der Herr Fabricius eines der vornehmsten Mitglieder ist, und es ihr also nicht an großen Männern fehlen kann? Wie glücklich ist die deutsche (sie) Sprache!

Ich erinnere mich aus der 591ten Seite Ihres Versuches einer kritischen Dichtkunst der Beschreibung des Englischen Humour, die Dryden gegeben. Verschiedenen Engelländern, die ich gesprochen, scheint diese Definition unrichtig. Wenigstens ist sie, wie ich glaube, unvollkommen und nicht allerdings hinlänglich, so angemessen sie auch demjenigen ist, was Ew. HochEdl. an dem Orte, wo Sie solche beybringen, damit ausdrücken wollen. Das fünf und dreyßigste Stück des Spectators wird dieses erläutern, und man sieht leicht, daß Shaftesbury, der bekanntermaaßen den Essay on the Freedom of Wit and Humour geschrieben, unter seinem Humour ganz etwas Anderes verstanden als the ridiculous Extravagance of Conversation etc. etc. Mural hat es durch Einfall, der Antipatriot aber, wo ich mich nicht irre, durch das Launische in den Sitten gegeben. Es ist schwer dieses Wort nach seinen vielfältigen Bedeutungen durch ein eintziges deutsches recht zu übersetzen.

Ew. HochEdl. sind so gütig, mir eine Stelle in der deutschen Gesellschaft vorzuschlagen. Ich erkenne solches mit allem Danke, werde sie aber nicht eher annehmen können, alß biß ich in Deutschland bin, allda ich nicht so sehr in Gefahr stehe, wie hier, Englische und fremde Redens-Arten in meine Mutter-

---

*) Eine neue Poetik trat an die Stelle der bisherigen Prosodielehren, Boileau verdrängte den Opitz und Horaz's Dichtkunst die des Scaliger. So wurde es im Poetischen bald nicht mehr möglich, die geringen Werke der Nebenstunden dem Publikum vorzulegen. Gervinus Handbuch S. 158.

**) Ein Paar Nummern früher dankt Stolle, d. z. Prorector in Jena, Gottscheden im Namen dieser deutschen Gesellschaft für die Erwähnung derselben in der Vorrede zu den Schriften der Leipziger, und verspricht sich viel von ihrem Zusammenwirken.

Digitized by Google

Sprache zu mischen. Ich muß gestehen, dieser Fehler klebet mir ziemlich an, und ich wollte ihn nicht gern vor Kennern bloßgeben. Zudem mangelt mir noch Zeit und Muße zum Schreiben, und ich würde itzt ein sehr unfleißiges und faules Mitglied in einer so rühmlich bemühten Gesellschaft seyn, welches eine Schande ist, die ich mir gern ersparen möchte.

Ich sende Ihnen die Gedichte eines Englischen Bauern, die ihm allhier den Ruhm eines sinnreichen Poeten erworben. Vielleicht haben Ew. HochEdl. Sie noch nicht gelesen, und vielleicht sind sie Ihnen nicht unangenehm. Ich werde, so oft möglich, die Ehre haben, an Ew. HochEdl. zu schreiben. Sie würden mich sehr verpflichten, wenn Sie in Dero Antworten gelegenheitlich gelehrte Neuigkeiten wollten einfließen lassen. Mit selbigen würde bey meinen hiesigen Freunden wuchern können und einen nicht geringen Dank verdienen. Ich beharre mit aufrichtigster Dienstgefliſſenheit u. s. w.

London den $\frac{8}{19}$ November 1730.

Die Correspondenz ist noch weiter fortgesetzt worden: am 3. April 1731 zweifelt C. L. v. Hagedorn nicht daran, daß seines Bruders Briefe, die er Kaufleuten auf die Neujahrsmesse mitgegeben, richtig eingelaufen seien. Bekanntlich ist Hagedorn später auch mit den Schweizern in Verbindung getreten, aber wie er überhaupt eine behagliche und ironische Natur, und sein Wahlspruch das bequeme Leben und Lebenlassen war, hat er dabei Gottsched auch immer auf seine Weise gelten lassen. Vielleicht ist später als die Polemik des letzteren vorzüglich gegen Klopstock gerichtet war, der Hagedornen auch nicht behagen wollte und die Schweizer die gereimte Dichtung nicht mehr gelten lassen wollten, in welcher er eine neue Bahn gebrochen hatte, noch eine größere Annäherung zwischen ihnen eingetreten. Wenigstens beantwortete der Bruder des Dichters den 17. Dezember 1754 ein Beileidschreiben Gottscheds sehr höflich, und vergißt nicht dabei zu bemerken: „Mein seeliger Bruder hat Dero Verdiensten und vieljährigen rühmlichen Bemühungen allezeit Gerechtigkeit widerfahren lassen.“

Es mag Gottscheden dieses immerhin leidliche Verhältniß zu Hagedorn um so erwünschter gewesen sein, da sein Glück bei den Niedersachsen und insbesondere in Hamburg, niemals recht blühen wollte. Namentlich im dramatischen Gebiete wollten seine Verbesserungen hier nicht Platz greifen. Die Oper hatte sich hier fester eingenistet als je. Zwar hatte Gottsched die Genugthuung, daß der in Hamburg lebende Hudemann, welcher eine Vertheidigung der Opern geschrieben hatte, in einem Briefe vom 12ten April 1735 durch Gottscheds Gegenschrift eine große Umwandlung in seinen Ideen erfahren zu haben bekannte, ja später (14. Dec.) läßt dieser ein übersetztes Trauerspiel von ihm zum Druck befördern, so wie er auch Gottscheden den Plan zu einem Heldengedichte vorlegt, und endlich ersucht er auch (3. April 1736) um die Ehre unter die Mitglieder der deutschen Gesellschaft aufgenommen zu werden. Aber was so vielleicht gewonnen war, verdarb gerade die Gesandtin wieder, welche übrigens in Norddeutschland zur Ausbreitung von Gottscheds Grundsätzen das meiste beigetragen, die Frau Neuber: bekanntlich hielt dieselbe, als sie nach Petersburg ging, in Hamburg eine Abschiedsrede von so spöttischem Inhalt, daß sie sich mit derselben die Rückkehr

in diese Stadt für alle Folgezeit abschnitt. So kommt es, daß gerade an diesem für die deutsche Theatergeschichte so wichtigem Orte Gottscheds Einfluß niemals erheblich gewesen ist; die Schauspielergesellschaft welche hier entstand, und die immer wieder nach Hamburg wie in ihre Heimath zurückkehrte, bis sie endlich hier ihren bleibenden Wohnsitz aufschlug und dadurch die Gründung der festen Bühnen überhaupt großentheils veranlaßte, die Ackermannsche, ist die erste von den bedeutenderen, welche mit Gottsched nicht mehr in Verbindung steht. So bildete sich hier der Boden, auf welchem Lessing die ausdrückliche Losmachung von dem französirenden Princip Gottscheds zuerst mit Erfolg geltend machen konnte. Ueberhaupt fand hier ein eigenthümliches Leben statt. Man war sich bewußt, daß von hieraus am Ende des letzten und am Anfange des laufenden Jahrhunderts eine bedeutende Wirkung auf die deutsche Litteratur ausgeübt worden, und konnte also die Ansprüche noch nicht aufgeben, einen eigenen Mittelpunct zu bilden — woraus sich denn natürlich eine Nichtanerkennung des Gottschedschen Mittelpunctes ergab, die nicht immer stillschweigend blieb, wie denn z. B. Lamprecht, der in Hamburg mit Hagedorn bekannt geworden war, in der Spenerschen Zeitung einmal diesen, aber nicht Gottsched, unter den bedeutendsten Dichtern Deutschlands aufzählte, was den Kreis des letzteren ungemein verdroß. Man kann vielleicht, ohne daß man den Vorwurf zu besorgen hätte, daß man zu tief greife, diesen Gegensatz auf einen viel allgemeineren zurückführen. Die obersächsische Bildung der Sprache und Litteratur sollte in jenem litterarischen Zeitalter auf ganz ähnliche Art die einzige deutsche sein, wie gegenwärtig der preußische Zollverein die deutschen Interessen allein zu vertreten meint. Es mag für das Eine wie für das Andere manches anzuführen sein, aber eins liegt dem unbefangenen Beobachter klar vor Augen, daß man auch damals, wie heute noch vergißt, daß das niedersächsische Element gerade dann, wenn es sich mit der Isolirung und dem Egoismus entwickelte, den man ihm vorwirft, immer eben sowohl etwas ächt und urdeutsches in sich entwickeln würde, wie das Oberdeutsche, das sich in der That auf solche Weise entwickelt. Es ist freilich eine ursprüngliche Stammesverschiedenheit vorhanden; aber will man denn nach tausend Jahren noch das alte Unrecht Karls des Großen fortsetzen, die Niederdeutschen als diejenigen zu betrachten, die nun einmal, wie Aristoteles von den Barbaren sagt, den andern zu dienen bestimmt wären.

Aus diesen allgemeinen und besondern Gründen erklärt es sich, daß Gottscheds Verhältnisse zu den bedeutendsten norddeutschen Schriftstellern nur entweder oberflächliche und äußerliche oder vielmehr unangenehme sind. Im Jahre 1735 erkundigt sich Richey einmal bei Gottsched nach dem Herrn von Steinwehr — wir werden ihm noch an einer andern Stelle begegnen — welcher zum Hofmeister für die Kinder des Herzogs von Holstein-Sonderburg auf Augustenburg vorgeschlagen worden war. Ein wichtigeres Verhältniß fällt in viel spätere Zeit.

Die Staats- und gelehrte Zeitung des hamburgischen Correspondenten, und noch früher die von einem holsteinschen Dorfe bei Hamburg sogenannte Schiffsbeckische Zeitung, von welcher der Correspondent nur die Fortsetzung war, hat im vorigen Jahrhundert eine bedeutende Stelle eingenommen. Wenn

Digitized by Google

sie in der Revolutionszeit die erste politische Zeitung Deutschlands gewesen, so hat in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die Rubrik „Von gelehrten Sachen," die bis auf den heutigen Tag ihre alterthümliche Ueberschrift behalten hat, und welche damals nicht, wie jetzt, ein beiläufiger Anhang, ein Feuilleton, das gelegentlich den verächtlichsten Interessen und Persönlichkeiten offen steht, sondern der zweite integrirende Haupttheil der Zeitschrift war, einen großen Einfluß ausgeübt; wie denn auch die ähnlichen Anhänge der Berliner Zeitungen, von denen die in der Vossischen durch Lessing zur Berühmtheit gelangt sind, jenen nachgebildet sein dürften. Man sah sich für die Redaction des Anhangs von gelehrten Sachen immer nach einem tüchtigen und gewandten Manne um; eine Zeit lang hat ein Bruder Liscows die gelehrten Artikel im Hamburger Correspondenten geschrieben, alsdann Hamann, endlich ein gewisser Zingg. Wenn die Zuerstgenannten, welche beide mit Gottsched correspondirten, es mit diesem gehalten haben dürften, so tritt dagegen der letztere 1744 und 1745 allmählig auf die Seite der Schweizer. Zuerst, am 11. Januar 1744 erklärt er sich nur überhaupt mit dem Kriege der Kunstrichter unzufrieden. Ob denn wohl des erdichteten Conrectors Erlebachs in der Sammlung der geistvollen Schriften der Schweizer und des Schulhalters Zötschens Schulgezänke in den Belustigungen eine einzige kritische Regel bestätiget oder erwiesen? Wenn denn die eine Parthei der andern in philosophischer Einsicht so sehr überlegen sei, nun so hätten sie ihre Ansichten gründlich darlegen, und wenn alsdann die andere auf ihren Fehlern hartnäckig beharret hätte, das Urtheil der Nachwelt überlassen sollen — u. s. w., das sei aber so wenig geschehen, daß man es einem gewissen Magister kaum verdenken können, wenn er in einem gewissen Stücke auszuführen suche, es schicke sich für einen Geistlichen, als einen Herold des Friedens nicht, zugleich Kunstrichter zu sein. „Wir wollen," schließt Zingg, „die Worte des Herrn Pope von den Eigenschaften eines Kunstrichters obigem noch beifügen; Eine plumpe Wahrheit, saget er, stiftet mehr Uebels, als eine künstliche Unwahrheit. Man muß die Menschen lehren, als ob man sie nicht lehrete, und Dinge, die sie nicht gewußt, ihnen vorbringen, als ob sie sie nur vergessen hätten. Die Wahrheit findet keinen Eingang, wenn die Höflichkeit sie nicht begleitet — u. s. w." Diese Worte bezeichnen die Stellung, welche diese Norddeutschen einnehmen, vortrefflich, besonders hört man in dem Schlusse den behaglichen und vielleicht ein wenig blasirten Hagedorn heraus. Auch wird in der Zeitung dieser bei jeder Gelegenheit hervorgehoben. Es geschieht vielleicht mehr in dieser Absicht, als um auf Gottsched hinzudeuten, wenn der Correspondent einige Wochen darauf in der Anzeige eines Bandes der Belustigungen zur Probe gerade eine Stelle aus Kästners Kometengedicht abdruckt, in welcher es von dem Kometen heißt:

Sagt, was Verstand und Sinn sonst mehr an ihm erblicket,
Als einen heißen Ball, der Dämpfe von sich schicket,
Doch scheint uns keine Glut, die dicker Rauch versteckt,
Es ist entlehntes Licht, durch das er sich entdeckt,
Das zeigt sein matter Glanz, der jedem Sterne weichet,
Wenn er an Größe schon dem größten Sterne gleichet.
Stark, heiter sehn wir dort die ew'gen Sonnen glühn
Die allerkleinsten selbst, die fast dem Aug' entfliehn,

Digitized by Google

Da er dem Kraft gebricht, nur mit Menge streitet,
Und weit um sich herum den lichten Nebel breitet.
Mich dünkt er zeige mir des Dichters wahres Bild,
Der manches Alphabeth mit leeren Reimen füllt.
Die Zeit, die nach uns kommt, weiß kaum daß er gewesen,
Doch Hallern wird man stets mit Hagedornen lesen.

Entschiedener wird die Opposition den „Hallischen Bemühungen" gegenüber. Besonders ist Mylius Kritik der Hallerschen Gedichte dem Correspondenten ein Dorn im Auge. Er beklagt sich (den 11. August in einer Anzeige der Vertheidigung der schweizerischen Muse des Herrn Hallers) bitter darüber, daß man gemeint habe, in Hallers Vers

Er lohnt Mäcenen mit Maronen
Und Tugend mit Unsterblichkeit

müßte man bei Maronen an wälsche Kastanien denken — was doch der schlechteste Witz nicht ist — und setzt hinzu: „Ist es Deutschland nicht eine Schande, daß wir auch nicht erkennen wollen, was wir der Hallerischen Muse zu danken haben, die uns zu einer solchen Zeit wieder den Weg des guten Geschmacks gezeigt hat, da wir in Gefahr waren, bloß um der Reinigkeit der Sprache willen gedankenlose Reimenschmiede zu werden?" Dann wird zum fünften Theil der Schaubühne, nachdem jedoch die Panthea gelobt worden, von der Hausfranzösin bemerkt, sie sei aus derselben Feder geflossen wie die unglückliche Heirath im vorigen Bande und habe auch dieselben Fehler, ein gezwungenes Wesen, viel Unwahrscheinliches und Abgeschmacktes, wobei auch in der Mamsell der Wohlstand sehr beleidigt worden, was bekanntlich auch Lessing in der Dramaturgie bemerkt. Ferner wird den 18. Mai 1745 die Schweizer Ausgabe des Opitz freudig begrüßt. Sind aber dieß alles im Grunde nur Anpreisungen, wie sie im Sinne der einen oder der andern Partei in allen Zeitschriften jener Zeit vorkommen, so eröffnet der Correspondent am 2. Juni eine entschiedene Polemik gegen Gottsched. Dieser habe eine Uebersetzung der auserlesenen Schriften des Lucian (1745) mit einer Vorrede begleitet, in welcher er „im Anhange seine Bemühungen die Schriften und den guten Geschmack der Alten wieder bey uns bekannt zu machen, erhebt." Hiergegen erhebt sich nun der Correspondent mit einer Wendung, die an Lessings bekanntes Wort über Gottscheds Verdienste um das Theater erinnert. Man könne, heißt es, Herrn G. nicht alle Verdienste in diesem Punkte absprechen, aber man solle doch nur bedenken, daß schon Neukirch seine poetische Bekehrung dem Horaz zuschreibe, wie denn auch Gottsched selbst in der Vorrede zur ersten Auflage der kritischen Dichtkunst Menken die rechte Einsicht in die schöne Kunst und in den Werth der Alten zu verdanken bekenne. „Es gebe einen deutschen Dichter, von dem einige dramatische Stücke in der Schaubühne ständen" — es wird E. Schlegel gemeint sein — „der in dieser und in anderen Gattungen sich durch Lesung der Alten eine besondere Stärke erworben, ehe er noch Herrn Gottscheds kritische Dichtkunst gesehen. Gottsched möge sich in Acht nehmen; die Leute, qui secum natas litteras putant, erhielten ordentlich nicht so viel Beifall, als sie auch mit Rechte fordern könnten." Und in diesem Sinne wird dann das Aufhören der Belustigungen — unter deren Mitarbeitern freilich manche seien, die ihre Stirn vor dem Baal nicht gebeuget, so daß

Digitized by Google

sogar Schüler von dem Vater dieser Secte des vierten Gebotes so vergessen, daß sie Hallern ihm zur Schmach gelobt — in etwas spöttischem Tone angezeigt, und der neue Büchersaal gleich bei seinem Beginnen mit der Bemerkung begrüßt, daß diese Gottschedsche Monatsschrift — welche das Organ derjenigen zu sein scheine, welche den Franzosen und Engländern Menschenwitz absprechen möchten, obgleich sie doch im Grunde alles von ihnen geborget, — mehr zur Zerstörung als zur Verbesserung des guten Geschmacks dienen werde. Gottsched mache hier Voltaire herunter, weil er die Oper Simson geschrieben. „Wer hätte denken sollen," sage er, „daß der epische, der tragische Dichter Voltaire sich bis aufs Operntheater erniedrigen würde? Allein es sei nun, daß eine natürliche Flüchtigkeit und Unbeständigkeit der Gemüthsart . . . daran Schuld sei — so müssen wir gestehen — der Urheber der Henriade u. s. w. ist endlich ein Opernmacher geworden." Es sei unvernünftig, erwidert Zingg, einen geschickten Mann so zu behandeln, weil er eine Oper geschrieben. Wie, wenn man denselben Gedankengang auf Gottsched anwenden wollte? „Wer hätte denken sollen, daß der Verbesserer der Iphigenia des Racine, der Sammler des deutschen Cato, der wirkliche Verfasser der Atalanta u. s. w. sich bis auf's Operntheater erniedrigen würde — Allein es sei nun u. s. w. — wie oben — ist endlich ein Opernmacher geworden" — weil nämlich Gottsched die verliebte Diana, ein Singspiel geschrieben, zu einer Zeit, von welcher er schreibt: „Ich war eben in solchen Umständen, daß mir an der Gnade eines durchlauchtigen Herzogs sehr viel gelegen war." Sei es doch so unvernünftig überhaupt gar nicht, eine Oper zu machen — aus Gründen, die sich aus Schlegels Abhandlung von der Nachahmung ergäben — ich werde diese wichtigen Betrachtungen des Hamburger Zeitungsschreibers an einer anderen Stelle nachzutragen Gelegenheit finden.

Wir werden noch späterhin Gelegenheit finden, zu bemerken, wie in den damaligen Streitigkeiten weder die eine noch die andere Partei sich mit bloß litterarischen Waffen begnügt hat. Außerdem daß diese oder jene Manuscripte auf allerlei unbegreiflichen Wegen in die Hände der Gegner geriethen — wie die unterdrückten Stellen von Trillers Vorrede in die Hände der Schweizer — scheute man sich auch nicht gelegentlich an die Censur zu appelliren, ja man dachte auch wohl auf Mittel, sich die Censoren persönlich zu verbinden oder sie allenfalls einzuschüchtern. Einen solchen Fall haben wir hier: Gottsched scheint sich durch die unerhörte Kühnheit, die Oper ihm gegenüber geradezu vertheidigen zu wollen, ja sich dabei auf eine Stelle in seinen kritischen Beiträgen zu stützen, und durch den Stich, der freilich der schmerzhafteste war, den man ihm beibringen konnte, er habe ja selbst einmal eine Oper, oder etwas einer solchen sehr nahe kommendes geschrieben, zu einem förmlichen Anklage- und Drohbriefe haben verleiten zu lassen. Auf Veranlassung der bereits früher erwähnten Verhältnisse hatte er sich mit diesem an Richey gewandt. Dieser ertheilt folgende Antwort:

Richey an Gottsched.

Hamburg den 15. October 1745.

Es hat theils die Abwesenheit Sr. Hochweish. des Herrn Brockes aufs Land-Gericht zu Bergedorff, theils meine schwere Brust-Krankheit biß jetzo mir nicht erlaubet, über die von Ew. Hochedelg. Magnif. jüngsthin geführte

Digitized by Google

gerechte Beschwerden, mit wolermeldtem Herrn mich mündlich zu besprechen. Dessen ungeachtet aber, da ich vermeine für mich selbst im Stande zu seyn, Eurer Magnif. einiges Licht zu geben, so nehme ich keinen Anstand, den üblen Folgen eines ungegründeten Verdachts pflichtschuldigst vorzubeugen.

Ich gebe mir demnach die Ehre, mit derjenigen Aufrichtigkeit, wozu Ew. Magnif. wegen Dero längst erwiesenen Geneigtheit, und insonderheit wegen ietzt geäußerten Vertrauens, ich verbunden bin, vorläufig zu versichern, daß Dieselben von demjenigen fälschlich hintergangen worden, welcher sich nicht gescheuet, für eine Wahrheit auszugeben, daß der Herr Brockes iedes Blatt des sogenannten Hamburgischen Correspondenten mit seiner Censur und Unterschrift beehre, folglich an demjenigen, was etwa darin verfängliches wider Ew. Magnif. bishero geschrieben worden, durch seinen Beyfall Antheil nehme. Ich bedaure den redlichen Herrn, der eine wahre Hochachtung für Ew. Magnif. heget, und nichts weniger als ein Liebhaber hämischer Spöttereyen über wolverdiente Männer ist, daß Er sich muß solcher Dinge beschuldigen lassen, die nicht allein seinem edlen Gemüths-Caractére gäntzlich zuwider, sondern auch in facto grund-falsch sind.

Der Angeber muß Hamburg sehr schlecht gekannt haben; sonst würde er wissen, daß allhier fast gar nichts censiret wird, als bloß die öffentlichen Gazetten. Damit aber haben Sr. Hochw. der Herr Brockes nicht das geringste zu thun, sondern diese Mühewaltung gehöret zum departement des ältesten Herrn Syndici, dessen Hr. Sohn ietzo in Leipzig studiret, und allenfalls darüber befraget werden kann.

Wahr ists, daß der Hr. Verfasser des gelehrten Artikels im Correspondenten (welchen ich für meine Person nicht weiter, als dem Nahmen und dem Ansehen nach kenne) bey Sr. Hochw. dem Herrn Brockes, wegen ehemahls bey Dero Kindern geleisteten Dienste, und wegen besorgter Ausgabe einiger von Dero Werken, nicht übel gelitten ist. Aber auch dieses ist gewiß und wahrhaftig, daß, so wenig iemals die Censur eines einzigen Blates an den Herrn Brockes gekommen, so wenig habe Derselbe durch Vorwissen oder durch gegebene Erlaubniß Antheil an allem dem, womit sich etwa der Correspondent oder dessen Gehülffen, gegen irgend einen Gelehrten unziemlicher Weise vergangen. Vielmehr haben Sr. Hochweish. über dergleichen Dinge, sehr oft, selbst in meiner Gegenwart, Ihr äußerstes Mißfallen bezeuget, und, Dero Gewohnheit nach, den Unsinn derjenigen beklaget, die keinen andern Weg berühmt zu werden, nehmen wollen, als durch die Ruinen einer fremden Ehre.

Ich schreibe dieses aus eigener, vollkommener Ueberzeugung. Sollte aber der Herr Brockes, wann ich Denselben mündlich zu sprechen das Glück haben werde, etwas anders oder mehres hierüber zu vernehmen geben, so werde mich schuldig erachten, Eurer Magnif. solches nicht zu verhalten.

Indessen werden Ew. Magnif., nach beywohnender hohen Vernunft, gar leicht ermessen, wie sehr sich Dero Verehrer in Leipzig übereilen, und wie wenig gute Meinung dieselben von ihrem Vorhaben erwecken würden, wenn sie, auf einen ungegründeten Argwohn, angedrohetermassen, Zufahren, und sich hermachen wollten über einen berühmten und allgemein beliebten Mann, der, meines wissens, niemahls der Hochachtung worin Ew. Magnif. bey Ihm stehen, durch sein Betragen zu nahe getreten, und dem es so wenig möglich ist, iemand

Digitized by Google

tückisch zu beleidigen, als in unserer republique einer Censur, die nicht seines Amtes ist, sich anzumaßen.

So viel ich die Ehre habe, Herrn Brockes zu kennen, ist derselbe zwar im Stande, über muthwillige Angriffe eben so gelassen hinzusehen, als Er es demjenigen Dank weiß, der Ihn oder seine Schriften bescheidentlich zu verbessern suchet; ob aber nicht an höhern Orten, allwo Er gewiß seiner mächtigen Patronen versichert ist, sich jemand finden dürfte, der denen aus unzeitiger Nachgier zu weit gehenden Hecheln die Zähne stumpf machte, solches getraue ich mir nicht sehr in Zweifel zu ziehen.

Eurer Magnif. bin ich deswegen, in Ansehung meines alten und wahren Gönners, des Herrn Brockes, von Hertzen verbunden, daß Dieselben dergleichen Androhungen bißhero rühmlichst Einhalt gethan. Ich habe auch die Zuversicht, Sie werden, nach nunmehro eingenommenen besseren Bericht, Ihm ferner dieselbe Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und nicht verstatten, daß man mit vermeinten Repressalien an den unrechten Mann komme.

Kann Eurer Magnif. ich sonst meines wenigen Ortes angenehme Dienste leisten, so geruhen Dieselben versichert zu leben, daß ich, in Erkenntniß meiner vieljährigen Verpflichtung, mit ersinnlichster Ehrerbietigkeit und Geflissenheit seyn werde ꝛc.

Die Lection war etwas derb, und daß Gottsched einen recht sehr dummen Streich gemacht, so sonnenklar, daß er es sich selbst nicht scheint verhehlt zu haben. Was war nun zu machen. Der berühmte Dichter, welcher zwar ein Marinist war, und an den man daher, wenn auf Lohenstein und Hofmannswaldau gescholten wurde, immer auch ein wenig gedacht haben dürfte, war doch zugleich Rathsherr, und Jemanden zum Gegner zu haben, gegen den man geradezu Unrecht hat, ist immer unbequem. Begütigt werden mußte er also — aber Gottsched konnte doch auch nicht um Verzeihung bitten. Da hat denn die „geschickte Freundin" eingreifen müssen — vielleicht hat sie sich auch Gottscheds „erbarmt," wie Lessing irgendwo sagt, und sich zur Aushülfe angeboten. Sie scheint einen französischen Brief an Richey gerichtet zu haben, wie man denn ja das, wobei man sich zu schämen hat, immer gern Französisch sagt; jetzt nimmt Brockes selbst das Wort:

Brockes an Frau Gottsched.

Hambourg le 27. Nov. 1745.

C'est avec tant de politesse, Madame, que je me vois traitè dans votre lettre à mon digne Ami Mons. Richey; que je me sens forcè de Vous en temoigner une partie de ma reconnoissance, non obstant la situation ou la derniere lettre de Votre cher Epoux, le celebre Mr. Gottsched, m'avoit placè, par laquelle je me voyois obligè, de ne me meler aucunement dans cette affaire, pour ne pas paroitre de craindre trop les attaques de quelques-uns de ses amis dont je me voyois menacè. Cette crainte me paraissoit meme si raisonnable, que, si l'egard tout particulier, Madame, que j'ai eu de tout tems, pour Vos excellentes qualitèes, n'avoit pas prevalu; je ne scai, si je n'avois pris le parti de manquer plus tot aux règles de la Politesse, que de m'exposer aux apparences d'une espece de poltronnerie. Vous triomphès pourtant, Madame, et bien loin de me

Digitized by Google

faire un merite de Vous sacrifier mes sentiments, c'est, avec une espece d'epanchement de Coeur, que je me donne l'honneur de Vous alleguer mes excuses ou mes explications, sur un fait, dont je me vois accusè, sans l'avoir meritè le moins du monde, et je Vous crois assez juste pour ne me pas croire sur ma parole. Scachès donc, Madame, que de ma vie, je n'ai eu la censure des gazettes en question; que de ma vie, je n'ai vu ny lu des passages qui concernent Mr. Gottsched, avant qu'ils ont etè imprimès et mème tres rarement: que de ma vie je n'ai pretendu que Mr. Zinck inserat le moindre mot, au prejudice de Votre chere Epoux: que, bien loin de là, je luy ai souvent temoignè ma displicence de voir dechirer la reputation des gens de merite, et que me connoissant de ce caractere, il ne m'a jamais montrè la moindre pensèe contre qui que ce soit. Je ne scai ce que les lettres, qu'il doit avoir ecrit à Leipzig, veuillent dire; mais permettès moi, Madame, de Vous avouer, que le passage que Vous en alleguès dans Votre lettre, me paroisse trop vague, pour en inferer que ce pretendu Patron ne put etre un autre que moi. Vous voyèz, Madame, que de cette maniere, j'aurois quelques raisons de demander une espece de reparation d'honneur; je n'en demande pourtant pas d'autre, que la continuation des bontèes, que Vous m'avès temoignèe, aussi bien qu'à ma Fille Martens, qui ne peut se lasser de louer en toute occasion les excellents merites de Madame Gottsched, et qui Vous est toute devouèe. Je connois la valeur de ma demande, mais j'espere que Mr. Gottsched mème, y contribuera un peu, et me dedommagerà par là de la petite injustice qu'il m'a fait essuyer par un peu de trop de credulitè. Ayèz la bontè, Madame de l'assurer de mon egard tout particulier et de mon estime du a son merite, et faites moi l'honneur de croire que, tout rempli d'admiration pour Vos rares talents je serai toute ma Vie. etc.

Auch die feinen Zurechtweiſungen in dieſem Briefe hat Frau Gottſched nicht ruhig hinnehmen wollen. Brockes ſchreibt wiederum:

Hambourg le 5 Mart. 1746.

Je ne m'etonne pas Madame de ce que ma lettre ne Vous ait ete rendue que fort tard. La raison en est, que je l'avois ecrite et cachetè dans le meme tems de la fatale invasion en Saxe. Je croyois prendre mal mon tems de Vous l'envoyer dans une Situation aussi accablante, et ou je plaignois en general le sort de tous les honetes Gens chez Vous, mais sur tout le Votre et celuy de Monsieur Votre digne mari. Mais DJEU soit louè que le theatre de la guerre se soit changè contre tout attente! Vous en trouvès mes felicitations icy, dont j'aurais etè obligè d'accompagner ma precedente, si des affaires extraordinaires ne m'en avoient empechès. Vous ne scauriès croire Madame combien j'ai souffert du malheur, du je Vous croyois plongée et Vous me rendrèz justice, ci Vous etes persuadèe, que mes afflictions alloient de pair avec mon egard et ma consideration pour Vos merites. DJEU Vous veuille preserver des Semblables Catastrophes et Vous assurer un Sort digne des talents dont Il Vous

Digitized by Google

à douè! Du reste Madame j'ai etè charmè de Votre maniere d'ecrire et de Votre lettre, pleine des bontèes et des politesses. Je n'oublierai pas les leçons que Vous m'y donnès de si bonne grace, lorsque par Votre exemple Vous tachèz d'abbattre une espece de fiertè pas trop bien Seante à un Philosophe ou se disant tel: et j'avoue franchement, que la maniere dont Vous scavès mettre au jour le cas de notre difference, ne me donne pas lieu d'applaudir trop à mes demarches. *Je suis fachèe,* dites Vous, *Monsieur que, comme vous dites, cette demarche vous ait coutè de peine: pour moy, je prend toujours la plume avec plaisir quand il s'agit de reconcilier etc.*: Voila les Sentiments dignes d'une belle Ame: et je Vous avoue Madame, que si Vous avès en dessein de me piquer, Vous n'avès pas mal reussie. Faut il que j'essuye ces reproches? me disois je à moi meme: moi, qui n'estime ni Science ny Philosophie, si elle ne tend qu'à nous rendre heureux dans cette courte Vie? Voicy les premiers mouvements que me causoit ce passage. Mais comme l'Amour propre est assès ingenieux quand il s'agit de chercher des excuses; le mien n'etoit pas sterile d'en trouver: les voicy: Je ne me trouvois, me semble, dans le cas de reconcilier des personnes comme Vous Madame. Je me croyois attaquè sans y avoir donnè aucune occasion. Vous avès pri genereusement le parti de Mediatrice, et Vous parlès d'un ton qui sied fort bien à Votre Caractere. Mais, brisons sur ce chapitre. Il ne serà plus parlè de poltronnerie ni de bravoure de la Haute ou de la basse Saxe qu'avons nous a demeler ensemble? n'y a-t-il pas assès d'honneur dans le monde et pour l'un et pour l'autre? estimons reciproquement le Bon ou il se trouve, sans que la Patrie ou le Climat s'en mele. Je ne demande aucune reparation d'honneur, apres avoir lu Vos explications que Vous faites valoir Madame avec bien de la justice. Je ne veux pas meme chicanner sur Votre expression, que je ne les dois qu'à ma Fille, car quand on obtient ce qu'on aime; n'importe à quel prix. Le plus, j'ai etè fort Sensible aux expressions flatteuses dont Vous honorès ma Fille. j'espere qu'elle tachera à s'en rendre digne, et qu'elle aura le bonheur, quand elle sera heureusement delivrèe à Paris, de Vous rendre ses devoirs. Je joins à cette esperance mes remercîments de Vos politesses et du bon accueil que Vous avès la bonté de lui promettre. Monsieur Votre cher Epoux trouve icy mes compliments et l'assurance reiterèe de ma consideration toute particuliere pour Son merite. J'ose Vous prier Madame de me continuer l'honneur de Votre amitiè et celuy de me croire, avec un respect sincere et toute la Consideration imaginable etc.

Und so war denn das persönliche Verhältniß leidlich hergestellt; keineswegs aber hat Brockes sich nunmehr verpflichtet gehalten, zur Abstellung des Klagegrundes jetzt doch seine amtlichen Befugnisse zu überschreiten, oder auch nur seinen Einfluß auf diejenigen, unter deren Bereich die Angelegenheit fiel, in Bewegung zu setzen. Lange, Bibliothekar und Schuldirector in Lübeck, welcher sich schon als Student von Jena aus mit Gottsched in Verbindung gesetzt hatte, und seitdem sein treuer Anhänger geblieben war, schreibt am 17. September 1746:

Digitized by Google

Lübeck den 17. Sept. 1746.

So Hochmüthig sich die Hamburgischen Nachrichten bishero aufführen und den Schweizergeschmack bis an den Himmel erheben wollen: so finden sie doch bey uns wenig Beyfall. Sogar Diejenigen, welche sonst zu lachen pflegten, wenn es über gewisse Leipziger herging, ärgern sich itzo über die Ungezogenheit des Hrn. Zink, der fast kein Blat im Correspondenten schreibt, darinnen er sich nicht, obgleich oft sehr unglücklich über die Schaubühne, und andre Schriften aufhält. Und es ist in der That unbesonnen von ihm gehandelt. Er verliehrt auf die Art auch diejenigen Anhänger, welche ihm noch lachen geholfen. Vernünftige haben ohne dem ihm niemals ihren Beyfall gegönnet. Ihr Ausspruch ist: die Gottschedischen Schrifften werden alsdann noch leben, wenn von solchen stachlichten Blättern, nichts mehr wird zu hören seyn. Glücklich ist mein Gottsched, daß er längst über solche Urtheile weg ist, und seine Pflichten beobachtet, ohne sich über die zu erzürnen, welche Ihn daran hindern wollen. Ich habe Ihn schon längst mit dem großen Wolfe verglichen. So wie dieser redlich über alles gesiegt: so wird auch eine Zeit kommen, da kein thörichter Anbeter des Schweizerlandes sich mehr rühren wird.

Digitized by Google

V.

Theater.

1.

Es ist schon oben darauf hingewiesen worden, und auch Gervinus legt viel Gewicht darauf, daß Gottsched, wenn er der Reformation der deutschen Litteratur die neufranzösische Bildung, diejenige des siècle de Louis ~~XV~~ XIV, zu Grunde gelegt, dabei nicht ohne Vorgänger gewesen. Aber wenn er diese formelle Bildung zuerst ihrem Princip nach aufzufassen, und dieses letztere in seiner Totalität geltend zu machen gewußt hat, so ists ihm auch zuerst aufgegangen, in welcher Litteraturgattung dieselbe ihren Mittel- und Schwerpunct hatte, und womit man also in Deutschland am ersten das vorgesetzte Ziel erreichen werde. Dieses ist das Drama. Das französische Drama jener Zeit ist nicht nur durch und durch Form, und zwar nicht im Sinne der wahren Kunst, sondern bloße Form, und also der Art nach das echteste Kind dieser Anschauungsweise, sondern das abstracte Formwesen hat sich in ihm sogar gleichsam über sich selbst hinaus gesteigert, indem es sich hier nicht darauf beschränkt, an einer bereits gegebenen Grundlage auf Richtigkeit und Reinheit zu dringen, sondern wirklich eine neue eigenthümliche Gestaltung herausgebildet hat. Davon hatten Gottscheds Vorgänger keine Ahnung. Von Pietsch, seinem Lehrer in Königsberg, dem er im Allgemeinen allerdings die ersten Anregungen verdanken mag, schreibt der spätere Professor der Logik und Metaphysik Bock, ein Jugendfreund Gottscheds, der ihn gewöhnlich gegen allen brieflichen Anstand der damaligen Zeit, Mein herzallerliebstes Brüderchen anredet, unterm 21sten April 1729.

„Jetzt erwähnter Herr Pietsch arbeitet an zwey schönen Werken, darunter das erste der Orpheus, welchen er in einem actu bereits: alß den Verlust seiner Gemahlin beklagend entworfen; diesem sollen noch zwey andere actus folgen. Das zweyte ist die Passions-Geschichte, hiervon hat er allbereits XI Handlungen zum Stande gebracht und dieselbe vor 14 Tagen an Ihro Maj. die Königin von Preußen geschrieben übersendet. Wie bald die übrigen erfolgen möchten, kann ich nicht sagen, es möchte aber wohl noch eine gute Zeit lang dauern, dieweil Er in den XI actibus erst bis an den Fall Petri gekommen. So viel kann ich versichern, daß diese Arbeit eine von den allerbesten ist, so man jemals in solcher Gattung Gedichten gesehen, und daß sie des Hrn. Brockes poetische Passions-Betrachtungen sehr weit übersteiget. Er hat eine allgemeine Betrachtung des Leidens Christi vorausgesetzet, welche über alle

Digitized by Google

Maaßen wohl gerathen ist. So viel als ich beym Durchlesen behalten können, so ist der Anfang also: So läßt die Sehnsucht unter Grauen, Mein halbverhülltes Angesicht, Ein gräßliches Geheimniß schauen. — O Lust, die mir das Herze bricht, ich leide Pein bey Jesus Quaalen, und bin vor Freudigkeit entzückt, weil schon die Seeligkeit mit Morgen-Strahlen, aus diesem rothen Himmel blickt. In den recitativis hat er mehrentheils die biblischen Worte beybehalten, welches mir sonderlich gefällt; das Weinen des Petrus ist so lebhaft ausgedrücket, daß ich dergleichen noch nicht gesehen."

Mit König stand es nicht viel besser. Bald nachdem dieser Gottscheden die Professur verschafft, entzweien sich die beiden Herren auf immer; König läßt Gottscheden durch seinen Bruder am 21. April 1730 einen Absagebrief voll der gehäßigsten Anschuldigungen und gemeinsten Drohungen schreiben, — Gottsched möge bedenken, daß er ihm mittels desselben Einflusses, durch den er ihm die Professur verschafft, auch werde schaden können! — Hier findet sich denn auch folgende Stelle; der Bruder schreibt, das Exemplar, welches Gottsched den für die Behörden bestimmten für König beigelegt, sei ungebunden gewesen und er habe es also erst nachdem er jene zur Unterstützung der Gottschedschen Angelegenheit abgegeben, lesen können. „Aber er wunderte sich sehr, als er nicht nur hin und wieder verschiedene Dinge nebst einer Stelle wieder Besser und sonderlich wieder Canitz darin antraf, die er sich von Ihnen nicht vermuthet hätte, und die er gar nicht gegründet fand, sondern auch, als er in die Abhandlung von Sing-Spielen die Oper auf die allerschimpflichste Art heruntergemacht, folglich sich selbst auf eine empfindliche Art angegriffen sah, nachdem er vor allen Teutschen das Glück gehabt, in dieser Art Schau-Spiele, sowohl in Hamburg, als an verschiedenen vornehmen Höfen, bekanntermaaßen, einen besonderen Vorzug und einen allgemeinen Beyfall zu erwerben, die Sing-Spiele auch auf einen solchen Fuß gesetzet, daß Ew. HochEdelgeb. ihm selbst lange zuvor ehe ihr Buch noch ganz gedruckt war, aus freyen Stücken zugeschrieben, Sie würden aus seiner Oper Sancio nunmehro völlig überzeugt, daß man auch richtige Tragödien in Opern vorstellen könne. Demungeachtet hätten Sie dieses dem Publico muthwillig verschwiegen, damit Sie nur eine Sache heruntermachen könnten, die Sie schlechterdings nicht verständen, und davon nicht anders, als ein Blinder von der Farbe geurtheilt, indem auch ein mittelmäßiger Leser daraus alsofort erkennen würde, daß Sie Zeit Lebens keine Opera müßten gesehen haben."

Die verlangte Abbitte von Seiten Gottscheds scheint ausgeblieben zu sein, so ungern dieser es sonst mit einflußreichen Leuten verdarb. Es war ihm dießmal voller Ernst mit der Sache. Sein Kampf gegen die Opern lag im Mittelpuncte seiner Interessen. Es ist dieß bis auf den heutigen Tag noch nicht ins rechte Licht gestellt worden. Gervinus nennt ihn wegen dieser Antipathie ein tonloses Gemüth — so wie er Kant auch so nennt, weil dieser im Verdruß über fromme Abend- und Morgengesänge in seiner Nachbarschaft irgendwo sagt, die Musikliebhaber sollten doch bedenken, daß es mit ihrer Kunst sei, wie mit einem parfümirten Schnupftuche, an welchem, wenn es herausgezogen werde, auch die Umstehenden Theil nehmen müßten, sie möchten wollen oder nicht! Mag Gottsched für Musik keinen Sinn gehabt haben — obgleich er irgendwo Händel und Graun anpreist, was er doch nöthig gehabt

Digitized by Google

hätte, — darauf kommt es bei seiner Polemik gegen die Oper gar nicht an. Man faßte dieselbe damals aus einem ganz anderen Gesichtspuncte auf, als in unserer Zeit. Für uns ist sie ein musikalisches Kunstwerk; das poetische Element tritt nach unserer Anschauung bei ihr so sehr in den Hintergrund, daß wir ein für allemal damit einverstanden sind, daß es von geringem Werthe sei; es gilt für eine Plattheit sonder Gleichen, den Text zur Zauberflöte etwa noch schlecht zu finden. Ganz anders am Anfang des 18. Jahrhunderts. Hier wurde die Oper als poetisches Werk aufgefaßt, als Singespiel, und die Musik, sie mochte hier so viel Raum einnehmen, als sie wollte, immer nur als begleitend — ob diese wirklich im Einzelnen einen mehr begleitenden Charakter gehabt habe, muß ich Kennern der Geschichte der Musik überlassen — die Oper war im Dramatischen die poetische Gattung der Zeit — und da mußte sie wegen ihrer Feereien, ihrer Effectscenen, ihrer ganzen auf Zierrath über Zierrath berechneten Einrichtung in der That als der Gipfel der Verstiegenheit und des Marinismus erscheinen und die Angriffe desjenigen, welcher sich die Reinigung des Geschmackes zum Ziele gesetzt, mehr als irgend etwas Anderes herausfordern. N. 128.

Bei diesem Stande der Angelegenheiten wird man nachdem man so lange auf Gottscheds Unkosten zu lachen gewohnt gewesen ist, auch einmal mit ihm lachen können, wenn der bekannte Operndichter J. G. Hamann in Hamburg sich sehr geschäftig zeigt, ihm seine Werke zur Beurtheilung, das heißt zur Belobung vorzulegen. Dreimal, schreibt er am 10. April 1731, habe er nun an Gottsched geschrieben, dieß sei das vierte Mal, — was er ihm denn zu Leide gethan habe? Mit dem ersten habe er ihm seine Oper Margaretha vorgelegt, mit dem zweiten seine „auf unserer Bürger-Capitäne jährliches Fest von Herrn Telemann mit Trommeln und Querpfeifen ungemein gesetzte oder vielmehr gezierte Poesie," u. s. w. und um Gottsched ein Compliment zu machen, fügt er hinzu, wie aber Königs „Lager bei Mühlberg" viel mehr Beifall gefunden und seine Werke ganz ausgestochen habe. Uebrigens sei er Redacteur des gelehrten Artikels im Hamburger Correspondenten geworden und bitte um Beiträge von Gottscheds Hand. Der „liederliche Gesell," von dem der spätere Leipziger Arzt Ludwig, der seiner Zeit einer der Hauptmitarbeiter an Gottscheds Zeitschriften ist, am 22. Juli 1733 aus Hamburg berichtet, er sei kürzlich auf einer Bouteille Branntwein ins Reich der Todten gesegelt, hatte vermuthlich Gottscheds kritische Dichtkunst gar nicht gelesen. Doch hat ihm der Umstand, daß er eine vielgelesene Zeitschrift leitete, nach Gottsched'scher Politik wenigstens eine Antwort eingetragen. 131.

Wenn Gottsched seine Zwecke im Betreff der Reform der deutschen Literatur im Ganzen vollkommen erreicht hat, so wird man dieses Glück wenigstens insofern als ein verdientes gelten lassen müssen, als es ihm an Bestreben und Geschicklichkeit die rechten Mittel zu seiner Erreichung ausfindig zu machen, und an Beharrlichkeit in ihrer Anwendung nicht gefehlt hat. Wie eifrig er sich in dieser Beziehung der deutschen Gesellschaft in Leipzig und ihrer Nachahmungen und Filiale in anderen Städten bedient, ist bekannt; der Briefwechsel ist in der ersten Zeit nach der Bekanntmachung der „Nachricht" von der ersteren, durch die ihr Bestehen zuerst zur allgemeinen Kunde kam, voll Ersuchen um Aufnahme in sie, und Dankschreiben für angesuchte oder von der Gesellschaft freiwillig ertheilte Diplome. Ein ferneres Werkzeug dieser Propa-

Digitized by Google

ganda, fand Gottsched in der Neuberischen Schauspielergesellschaft. Es ist nicht blos die Verbesserung des Theaters an sich, die Gottsched im Auge hatte, wenn er sich mit ihr in Verbindung setzte; man muß bedenken, daß zu jener Zeit alle Schauspielertruppen herumziehende waren und also, wenn sie sich zu einem bestimmten Grundsatz bekannten, zumal, da sie wegen ihres seltenen Erscheinens in den einzelnen Städten immer eine bedeutende Wirkung ausüben mußten, zur Ausbreitung desselben ganz besonders geeignet sein konnten. Und so gingen denn in der That Herr Neuber und seine Leute in alle Welt aus und lehrten alle Heiden, die Staatsactionen und der Harlekin seien gar nicht das rechte, der sterbende Cato aber, der sei's. Ja von verschiedenen Orten, z. B. aus Breslau, wird an Gottsched geschrieben, ob er nicht zur Verbesserung des Geschmacks, bewirken könne, daß der berühmte Neuber sich einmal dahin wende. Ich theile eine Anzahl Briefe des Johann Neuber mit, welche beweisen, wie sehr er sich solches Apostelamt habe am Herzen liegen lassen, und zugleich, besonders wenn man sie mit einem von seiner Frau an Gottsched gerichteten vergleicht, die allgemein gangbare Ansicht widerlegen, als sei es vornehmlich die letztere gewesen, die sich der Sache mit Verständniß und Eifer angenommen; wenn sich Herr Neuber als ein ganz gebildeter Mann darstellt, so wird man bei dem berühmten „Friederiekchen" das Gegentheil bemerken. *)

Johann Neuber an Gottsched.

HochEdler
Hochgeehrtester Herr und Gönner.

Denenselben soll hierdurch meiner Frauen, von Herrn Kochen und mir unsere Ergebenheit melden und bitten, uns in guten Andenken und Freundschaft zu behalten. Hier treiben wir unsere Arbeit und haben alle Wochen 4 mahl Gelegenheit zu hören, ob die Tragoedie oder aufgeführte Comoedie der Herrschaft gefallen oder nicht, d. i., wir agiren 4 Tage in der Woche: Unsere Stücke sind hier angenehm, aber man wünscht, wie in Leipzig, nur mehr dergleichen. Es wird wohl unnöthig seyn zu fragen, wie weit die Uebersetzungen kommen, weil versichert bin und überzeugt glauben muß, wenn es möglich wäre, daß sie fertig seyn könnten, ich würde sie auch schon haben. Hier hat man dieses mahl gegen andere Jahre zu rechnen, nichts veränderliches, als daß der Fürst von Oettingen und dessen Gemahlin sich hier befinden, wobei zu bedauern, daß erwähnter Fürst mit dem Podagra geplaget und verhindert wird, uns zu sehen, wornach er doch, als Liebhaber davon, großes Verlangen bezeiget, auch dergl. noch nie gesehen hat. Im Nahmen meiner Frauen soll schreiben, daß ihr Zeit und Weile lang wird biß sie wieder nach Leipzig zu kommen Hoffnung hat, und etwas gelehrtes hören kann, in Ermangelung dessen wollen wir uns nur eine Nachricht von den Umständen der itzigen Leipziger gelehrten Zeit ausbitten, die Sehnsucht stillen zu können. Friederiecgen hat sich bie bey der Herrschaft viele Gnade zu wege gebracht und wenn sie im Fleiß fortfährt, werden wir sie künftige Oster-Messe in Leipzig noch beliebter als zeither

*) Blümner muß bei seiner Leipziger Theatergeschichte diesen Theil des Gottschedschen Briefwechsels benutzt haben; wenigstens stimmen seine Angaben über die Kreuz- und Querzüge Neubers mit den in diesen Briefen gegebenen Daten überein, und ich wüßte nicht, aus welcher andern Quelle er sie hätte schöpfen können.

Digitized by Google

sehen. Ferner weiß vor diesesmahl nichts mehr zu sagen, als daß mich mit größtem Vergnügen nenne

Ew. HochEdl.
Meines Hochgeehrtesten Herrn und vornehmen Freundes
gehorsamster Diener

Blankenburg am 5. Febr. 1730.

Joh. Neuber.

Nach einer „am ersten Ostertage 1730 früh, wie die Kutsche von Leipzig ankam, und keine Tragödien brachte, die versprochen waren," von Merseburg aus datirten Erinnerung an die Lieferung der letztgenannten, finden wir einen Brief aus Hamburg vom 28. Juni desselben Jahres aus der aus Schützens Hamburger Theatergeschichte wohlbekannten Comödiantenbude in der Fuhlentwiete datirt:

Neuber an Gottsched.

Dero gechrtestes ist durch Herrn Haaman nebst der Einlage richtig über- 729.
geben worden, und danken Ihnen zuvörderst vielmal für die sich gegebene Mühwaltung. An Sie soll von meiner Frauen besonders schönste Empfehlung melden und bitten, Sie möchten doch immer wieder von selbst gut werden, da Sie böse seyn wollen, denn das war unmöglich selbiger Zeit, da wir alle Augenblicke in Ungewißheit lebten, ob wir noch fortkommen würden oder nicht, und welche Stunde es dem Fuhrmann zu fahren gelegen seyn werde..... Die hiesigen Opern sind sehr schlecht und haben auch schlechte Einnahme, wir aber haben so viel Zuschauer als die itzigen Umstände erlauben, und so viel als Liebhaber davon hier sind. Herr Haaman saget gar nichts zu unsern guten Comödien und kommt deswegen gar nicht hinein; ist er ja einmahl gekommen, hat er allezeit einen Sitz genommen, wenn wir keine dergleichen Comödie oder Tragödie gehabt, denn es scheinet, er sey kein Liebhaber davon.... Mr. Koch 732.
ist sehr fleißig im Uebersetzen und ich hoffe, er soll noch vor der Messe fertig werden. Nun klingt die Berenize besser als in Leipzig; hier hatten einige vornehme, die Verstand davon haben wollen, diese Gedanken: Man sollte nur in den gar langen Reden hier und da abgebrochen und noch eine andere Person haben dazwischen reden lassen, damit der Zuhörer nur einige Veränderung bekäme. Ingleichen sagte mir ein Schwedischer Cavalier, der auch so ziemlich was gelernt zu haben scheinet, dieses wäre übersetzt, aber künftig sollten wir den Uebersetzern rathen, den französischen Gedanken erst zu ihrem eigenen zu machen, und zu versuchen, ob das Wort, was im französischen zärtlich, im deutschen auch zärtlich klänge, und wenn es nicht von Wort zu Wort anginge, sollte man sich nur mit denen Gedanken vergnügen und nicht einmahl an die Einrichtung binden, so würde alles vortrefflich werden müssen. Die Verse gefallen, aber man klagt nur über eine gewisse unbekannte versteckte Dunkelheit, welche verursachet, daß der Zuhörer nicht sogleich alles verstehen kann, was gesaget wird. Man muß Geduld haben, mit der Zeit wird sichs geben, Iphigenia 190.
haben wir noch nicht aufgeführt, es wird aber bald geschehen. An Sie von uns allen schönste Empfehlungen, die Uhr schlägt, und ich muß aufhören zu schreiben, damit ich aufs Theater gehen kann, u. s. w.

Digitized by Google

Derselbe an Denselben.

8. Juli 1730.

Künftigen Montag werden wir Cid II. Thl. geben, und hören was man hier dazu sagen wird. Herr Türpe sollte schreiben? Ja wenn die Briefe ihn schrieben! Es gefällt ihm hier nicht übel, denn der Franz-Wein bekommt ihm wohl..... Für die Uebersendung der II. und III. Handlung (eines Festspieles ohne Zweifel) soll von meiner Frau als mir besonders danken, sie wird allen möglichsten Fleiß anwenden, die Composition feiner zu machen, als Telemann und Matheson. Ihren angewendeten Fleiß aber und die 'geschwinde Fertigung' erkennen wir als ein Zeichen der Freundschaft, womit Sie uns unauflöslich verbinden.

Derselbe an Denselben.

Hannover den 17. Sept. 1730.

(Man hatte in Leipzig die Neuberin todt gesagt; Neuber schreibt an Gottsched, er habe ganz recht, zu glauben, wenn es der Fall wäre, würde es ihm gemeldet worden sein; denn bei keinem andern als ihm würde er sich in diesem Falle Trost und Raths erholet haben, wie er sich dann ferner verhalten solle!) Hier in Hannover habe bessere Kenner von teutschen Trauerspielen angetroffen, als ich vermuthen können. Es sind etl. Jahre sehr viel Comödianten hier gewesen, worunter auch sonderlich die Braunschweigischen mit dem berühmten Harlekin Müller zu rechnen. Diese alle haben hier die Leute so satt gemacht, daß sie bey unserm Anfang gar sparsam kamen, dabey haben jene auch eine so schöne Lebens-Arth geführet, daß man uns nicht eines Thalers werth ohne Geld vertraute. Da wir aber unsere sogenannten Verse-Comödien anfingen, und die neuen Kleider anzogen kam es bald anders. Die zur hiesigen Landes-Regierung bestallten geheimen Räthe machten den Anfang, und weil es denen gefiel, folgten die Uebrigen von Adel und alle vornehmen bald nach, und nun gesteht jedermann, sie haben dergleichen noch nie gesehen. Hingegen der Pöbel, welcher vorigen Comödianten die Nahrung gegeben, kann sich noch nicht darein finden, weil man nicht genug Gelegenheit hat, grobe Possen zu machen. Heute über 8 Tage G. g. als den 24. dieses, werden wir hier abreisen und also auf den 29. cbrr. vermuthlich in Leipzig ankommen können. Einliegendes Briefchen hat meine Frau selbst geschrieben und weil Ihnen ohne Zweifel ihre Hand bekannt seyn wird, können Sie desto deutlicher daraus ersehen, daß sie noch lebet.... Ew. HochEdl. läßt sich auch Herr Koch bestens empfehlen und Dero gütige Gewogenheit fernerhin ausbitten; er ist zeithero zwar immer fleißig gewesen, aber es kann nicht gar zu viel fertig werden, weil immer eine Arbeit zur Andern kömmt. Diesen Sommer hat er uns ein neu Theater gemahlet, und also wird diese Messe der Leipziger Schauplatz in seinem alten rostigen Schimmer doch neue Mahlerey haben.

In Dresden ist es unserem Principal dießmal nicht wohl; es kommen zwar ziemlich viel Zuschauer aber nach dortiger Art — der-blasirten höfischen, darf man dieß vielleicht auslegen — hören sie stets nur halb zu, und es gefällt ihnen daher nur halb. Dann folgt unterm 7. April 1731 von dem obenerwähnten Michael Türpe eine Meldung aus Merseburg, daß hier am künftigen Dienstag das Trauerspiel Cato vorgestellt werde. Ferner findet sich

Digitized by Google

wieder ein Brief, in welchem Neubers Bewußtsein von seiner Sendung recht deutlich hervortritt und den jeder, der nicht überhaupt über diese Dinge die Nase rümpft, mit Interesse lesen wird, ein Brief aus der Vaterstadt des Gottscheden so verhaßten Hans Sachs:

Neuber an Gottsched.

Nürnberg den 21. Juli 1731.

Es hätte freilich wohl eher als itzo geschehen sollen, daß ich berichtet, wie hier unsere Schau-Spiele aufgenommen würden; da wir aber hier die Woche nur 2 mahl agiren, so habe erst die Zeit erwarten müssen, biß ich erfahren, ob es möglich sey, den Hiesigen einen Geschmack davon beyzubringen. Das hat nun anfänglich bey den meisten gar nichts heisen wollen, wenn gesagt worden: eine Comödie von lauter Versen. Nun aber sind doch die Vornehmen, wie ich glaube, gewonnen, und bekommen viele Lust, etwas von den neuen Leipziger Büchern zu lesen. Unser erstes Stück war der Cinna; da fügte es sich so glücklich, daß der Herr Autor der Uebersetzung selbst einen Zuhörer abgab, welcher itzo hier der vornehmste Rathsherr ist und Castellan genannt wird. Er wohnet auf dem hiesigen Schloß und hat durchgängig das größte Wort zu sprechen. Dieser hiesige Patriot hat uns durch seinen Beyfall guten Nutzen geschaffet, und wenn es so fortfähret, wie es itzo stehet, dürften die Nürnberger wohl gar Liebhaber von Leipziger Versen werden. Am meisten bedauere ich, daß ich nicht so viel Stücke habe, als nöthig sind, keine andern als solche aufzuführen. Was den hiesigen Verdienst und Einnahme betrifft, so ist's zwar gut genug, denn es kann nach Umständen nicht besser sein. Nur 2 mahl in der Woche zu agiren, wie leicht wird nur durchs garstige Wetter einer davon verdorben. Vielleicht (doch nicht gewiß) würden wir viele Thaler mehr erobert haben, wenn wir lauter alte abgeschmackte hiesige bürgerliche (?) mode Stücke aufführten, da wir aber einmahl was Gutes angefangen, so will ich nicht davon lassen, so lange ich noch 1 Gr. daran zu wenden habe. Denn gut muß doch gut bleiben, und ich hoffe beständig, durch Ihre gute Beyhülfe noch durchzubringen und sollte es auch noch länger als ein Jahr anstehen. Hier haben wir auch wieder ein junges Frauenzimmer Mammselgen bekommen. Herr Koch mahlt erschrecklich, und künftige Michaelismesse werden wir unsre Schau-Bühne mit lauter neuen Verwandlungen ausputzen. Kleider werden alle Tage noch mehr verfertigt, endlich wird doch was draus werden müssen. Jüngst reiste der Durchl. Herzog von Braunschweig hier durch, dem mußten wir versprechen, aufs Carneval zu ihm zu kommen. Also fehlt itzt nichts weiter zum Wachsthum unseres Schau-Platzes als Stücke und eine Mannsperson, von der man hoffen könnte, daß in etlichen Jahren ein guter Tragiker aus ihm werden würde. Zu guten Stücken und sonderlich Tragödien können Sie uns helfen, und vielleicht findet sich auch eine Person. Wie stehts denn in dem gelehrten Leipzig aus? Von dem andern Leipzig habe wohl Nachricht, aber von diesem nicht u. s. w.

Es folgen noch mehrere Briefe aus Braunschweig, Hamburg, wiederum aus Braunschweig, von wo Türpe schreibt, er habe einen französischen Druck des II. Thl. des Cid gefunden, von dem man geglaubt er rühre von einem Deutschen her u. s. w.

Digitized by Google

Geht nun aus diesen Briefen ganz unabweislich hervor, daß Neuber und nicht seine Frau bei dem Unternehmen die erste Rolle gespielt, so beweist folgendes Schreiben der letzteren die untergeordnete Stelle, welche sie einnimmt, noch mehr.

Friederike Neuber an Gottsched.

HochEdelgebohrner Hochgelehrter
Besonders höchst geehrtester Herr.

Wenn Dero gutes andenken vor mich noch wie sonst beschaffen ist, so hoffe daß Sie mir vergeben werden, weil ich meine schriftliche schuldigkeit und Antwort auf Dero letztes höchst geehrtestes Schreiben nach Braunschweig so langsam abstatte, ich habe aber unterdessen nicht aufgehört Dero hochschätzbare Freundschaft mit beständiger Hochachtung zu vernehmen, ich habe beständig an Sie und alle Werthe gute Freunde gedacht, ich habe Sie zu sehen gewünscht, aber mein klägliches Schicksal hat mir in Leipzig das Hertz der Stattväter und mit denen alle Comoedien-Plätze fest verschlossen und verriegelt, ich bin geschencht verjagt und verstoßen geblieben und biß an das äußerste Ende des Meers hin und her getrieben, gottlob daß ich ruhig mit gutem Beyfall obgleich mit sparsamer und mittelmäßiger einnahme die Zeit über hier habe leben können, man hat doch auch in dieser Stadt von meinem unglück gehöret und mein erlittenes unglück in meinem Vaterlande hat bey sehr vielen einen Schrecken und vor mich ein Mitleiden zu wege gebracht ich wollte mich endlich mit meinem übel gesinnten schicksaal friedlich vertragen und gedult haben, biß ich mein allerliebstes 'vernünftiges' Leipzig wieder sehen könnte, wenn ich nur versichert wäre, daß mein unglück nicht auch ein räuber meiner sehr werthen Freunde mit der Länge der Zeit werden könnte, ich gestehe es, ich fürchte mich davor mehr als ich furcht hatte gut und glück zu verlieren, und ich bitte Sie vermöge Ihrer guten eigenschaften mein Beystand zu verbleiben und mir durch Dero aufrichtige freundschaft auch das gute andenken und die wahre freundschaft der übrigen Sicher und vor mich gut zu erhalten, zu dem rede ich auch ein gehorsamstes Compliment an Herrn v. Steinwehr sowohl als an Hrn. Mag. May ohn Beschwer zu vermelden bitte nebst angehengten Wunsch, daß Sie mich doch auch ein Mahl Ihrer werthen Zuschrift wieder würdigen mögen, ich gestehe, daß ich recht hungrich, durstig bin nach einer angenehmen Zuschrift von Ihnen allerseits, und ich zehle alle Stunden da ich das Vergnügen wieder haben kann Ew. HochEdelgebohren mündlich zu versichern das ich mit unveränderter Hochachtung beständig bleiben werde

Ew. HochEdelgebohren

Dero

Lübeck den 13. August 1734
bei Madame Heinecken in
der Königs-Straße.

gehorsamste Dienerin und verpflichtete
Freundin
F. L. Neuberin.

Digitized by Google

Der Brief ist dem Rufe der berühmten Frau in so fern günstig, als er das namentlich von Rost in Gang gebrachte Gerücht von einem allzu nahem Verhältnisse zwischen ihr und Gottsched wenigstens für diese frühere Zeit gründlich zu widerlegen geeignet ist. Uebrigens macht er den Ton erklärlich, welcher in einem von der Neuberschen Bande aufgeführten Gelegenheitsstücke aus derselben Zeit „die von der Weisheit wider die Unwissenheit beschützte Schauspielkunst" zum Geburtsfeste Karl Friedrichs, regierenden Herzogs von Schleswig-Holstein den 30. April 1736 herrscht. Die Vorrede ist eine Apostrophe an den Leser und es heißt dort unter anderem: Bemühe dich den Unterschied der Comoedianten und Comoedien recht zu erfahren und einzusehen, frage wie sie sein sollen und wie sie sind, was sie nützen und wie viel sie schaden können. Mache durch die Wahl guter Comoedien deinen Geschmack rühmlich und känntlich. Beharre nicht eigensinnig auf seichten Vorurtheilen und verwirf keine Sache, die du nicht genugsam kennst. Laß dir keinen Harlekin ans Herz gewachsen sein. Die Natur hat ihn nicht gegeben, wenn sie gleich viele Harlekins erhält und wider annimmt. Indessen erschrickt sie vor ihm als vor einer Mißgeburt" u. s. w. Von dem Principal mußte man nach den mitgetheilten Proben aus seinen Briefen einen gebildeteren Geschmack erwarten.

Um Weihnachten des Jahres 1736 — es fallen, noch mehrere Schreiben von beiden Ehegatten in die Zwischenzeit — finden wir Neuber in Straßburg. Hier an der Grenze des deutschen und französischen Wesens mußte die deutsch-französische Schaubühne am meisten an ihrem Orte sein.

„Die französischen Comoedianten agiren hier die Woche 3mahl, wir aber alle Tage..... Die vornehmsten Männer sind öfters unsere Zuhörer, und freuen sich selbst, daß auch die Deutschen Ihrer Nation hierinnen nachfolgen wollen. Cato hat das Glück gehabt, daß er guten Beyfall erhalten, welches erst zweifelhaft war, weil der französische Cato verworffen worden, und weder hier noch in Paris aufs Theater kommen darf. Zum guten Glücke hatte ich etliche gedruckte Exemplarien, die hier rar sind, ich schenkte sie an etliche vornehme, sobald sie solche gelesen hatten, waren sie andres Sinnes. Wir spielten, sie sahen, und gaben ihren Beifall..... Es kommen viele Franzosen, die kein Wort deutsch verstehen, und sehen mit großer Aufmerksamkeit zu."

In diesem Briefe vom 24. December 1736 findet sich auch die erste Erwähnung einer Aussicht, die sich Neubern eröffnet nach Rußland an den Hof 137.
zu kommen. Doch liegt dieß jetzt noch in weitem Felde, und zunächst scheint Gottsched mit der Truppe ganz andere Pläne gehabt zu haben. „Bei uns in Sachsen — schreibt Gottsched am 9. December 1737 an den Grafen v. Manteuffel, scheinen die Musen viel gewonnen zu haben, seitdem Se. Königl. Maj. sich neulich in Hubertusburg verschiedene deutsche Tragödien und Comödien von der Neuberischen Bande haben aufführen lassen. Diese Leute haben seit zehn Jahren ihre Schaubühne ganz auf den französischen Fuß gesetzet, und sind im Stande, mehr als 50 — 60 Stücken, die aus dem französischen übersetzt sind, auf die natürlichste Art vorzustellen. Sie haben vor dem Könige unter andern, auf dessen Befehl, den Graf Essex, den Polyeuctes und die Iphigenia vorstellen müssen, welche letzteren Stücke ich selbst übersetzet habe. Se. Maj. haben viel Aufmerksamkeit dabey bezeuget, und deren Beyfall sonder-

Digitized by Google

lich dadurch bezeuget, daß sie diese Bande in Dero Dienste nehmen wollen." Der Graf von Manteuffel ist darüber erfreut, meint aber, die Sache werde daran scheitern, daß es an guten Stücken fehle. Je connais nos Poetes allemands. On peut hardiment dire d'eux ce que Boileau dit des Sonnets françois:

A peine dans Gombaut, Mainard et Malleville
En peut-on admirer deux ou trois entre mille.

Wenn die Truppe ihren kleinen Beutel voll guter Stücke umgestürzt, würden wieder die Hanswurstiaden an die Reihe kommen. Je ne vois qu'un remède contre ce mal: Il faut que la Cour en engageant et paiant honnetement ces comediens, vous engageat en meme tems, conjointement avec un ou deux Poètes de votre choix, a fournir chacun un couple de bonnes pièces par an." Das war freilich gerade Wasser auf Gottscheds Mühle! Auch verfehlt er nicht dadurch, daß er auf das bereits Geleistete hinweist, zu verstehen zu geben, daß er allerdings zu so etwas der rechte Mann sein würde. „Die Schwäche unsrer deutschen Poeten im Absehen auf Theatralische Sachen, ist mir vollkommen bekannt, und Ew. Hochgräfl. Excellenz haben davon sehr richtig geurtheilt. Allein zu allem Glücke haben die bewußten Comödianten auch nicht ein einziges Stücke von deutschen Poeten auf ihrer Schaubühne, (das
132 deutsche „Originalstück" Cato, wird diesmal nicht mitgezählt) da ist kein Lohenstein, kein Gryph, kein Hallmann, kein Weise, kein Dedekind zu sehen oder zu hören. Es sind lauter Stücke von den beiden Corneillen, von Racine, von Moliere, von Destouches, von Voltaire, von Capistron und anderen neueren französischen Poeten, die im Theatre François, nicht aber im Theatre Italien vorkommen. Da nun die Deutschen hierbei nichts gethan, als daß sie obgedachter Meister Schauspiele übersetzt haben, so fällt die Hauptfrage weg, daß etwa die Stücke schlecht sein möchten." — Aber da er wohl weiß, daß ihm eine solche Stelle doch schwerlich zu Theil werden würde und also seine Grundsätze doch nicht zur Herrschaft gelangten, stellt er sie als so gar nothwendig eben nicht dar. „Was die Anzahl guter Stücke betrifft, so wäre es freilich zu wünschen, daß der Hof solche Anstalten im deutschen machte, als er zur Versorgung des Operntheaters im italienischen gemacht hat. Allein in Ermangelung dessen darf man noch nicht verzagen. Diejenigen Uebersetzer, so bisher für die Neubersche Bühne gearbeitet, würden vielleicht künftig noch eifriger werden, wenn ihre Arbeit auch bei Hofe Beyfall fände. Und was der Hof nicht bezahlte, das müßte Neuber bezahlen. Dieses Letzte würde auch der Schaubühne immer noch vortheilhafter seyn, als das Erste, wenn irgend Herr König die Aufsicht über die deutsche Schaubühne bekäme. Seine Stücke sind gerade die allerschlechtesten, die von Neuber vorgestellet worden." Sei es nun den Chikanen des zuletzt genannten Hofdichters, sei es den von Manteuffel angeführten Uebelständen zuzuschreiben — gegen den Verdacht, daß hier wieder Hanswurstiaden vorgeführt werden könnten, verwahrt sich freilich Gottsched ausdrücklich — die Sache muß sich sehr bald zerschlagen haben, denn schon in einem der nächsten Briefe klagt Gottsched wieder so sehr über die Vernachlässigung der deutschen Poesie in Sachsen, daß es ihm der reichsgräfliche Correspondent mit der Bemerkung verweist, so schlimm stehe es denn doch damit wohl nicht.

Digitized by Google

Endlich am 12. März 1740 meldet Gottsched dem Grafen Manteuffel den bekannten Umstand, daß Neuber nach Rußland übersiedele, mit folgenden Worten: „Von hiesigen Neuigkeiten kann ich nichts merkwürdiges melden, als daß die Neuberische Comödianten-Bande in Russisch-Kaiserliche Dienste geht, und durch etliche 1000 Thaler Vorschuß in den Stand gesetzt worden, nicht allein ihre Schulden zu bezahlen, die sie hier und in Hamburg gehabt, sondern auch ihre Reise dahin zu thun, vermuthlich gehen sie durch Berlin auf Danzig u. s. w. So verlieren wir in Deutschland wiederum ein Mittel den guten Geschmack zu befördern, nämlich, die einzige Comödie, die eine gesunde und vernünftige Schaubühne gehabt. In Sachsen fragt man nach solchen Sachen nichts, die von Auswärtigen mit sehr großen Kosten gesuchet werden. Was haben nun die freien Künste bei uns zu hoffen?"

2.

In genauer Beziehung zu der Entfernung der Neuberschen Truppe aus Deutschland steht das Erscheinen von Gottscheds „deutscher Schaubühne." Im sechsten Bande der kritischen Beyträge S. 521. kündigt er sie an, und nennt als Beweggrund ihrer Herausgabe „dieweil der gute Geschmack, den die Liebhaber dieser gereinigten Schaubühne bereits so überflüssig gewiesen, nicht mit der Abwesenheit dieser Gesellschaft wieder in das alte Chaos verfallen möge, junge Dichter aber auch den Muth nicht sinken lassen dürfen, da sie das Vergnügen nicht mehr haben können, Stücke, so sie etwa übersetzt und selbst verfertigt, gut aufführen zu sehen."

Wir haben gesehen wie in den oben angeführten Briefen Neuber beständig Klage darüber führte, daß er nicht genug gute, d. h. nach französischem Zuschnitt eingerichtete Stücke besitze, um nur solche zur Aufführung bringen zu können. Das war in der That ein gewaltiger Uebelstand. Es lag in solcher Vermischung des Alten und Neuen nicht viel weniger, als eine Aufgebung des ganzen Princips, denn es trat bei ihr das Neue mit dem Alten auf eine Linie, während es doch darauf angekommen sein würde, das Letztere durch das Erstere gänzlich zu verdrängen und in Vergessenheit zu bringen. Von einzelnen guten Stücken, die als Richtschnur hingestellt wurden, eine Verbesserung des Geschmacks zu erwarten, das hieß bei dem Publikum zum Voraus die Gesichtspuncte voraussetzen, die man erst einführen wollte; es bedurfte zur totalen Umwälzung der Anschauungsweise der Fiction, daß dieselbe schon geschehen sei; die Zuschauer mußten dadurch, daß man ihnen eine nach den neuen Grundsätzen eingerichtete bereits vorhandene neue dramatische Litteratur vorführte, plötzlich ganz und gar in eine andere Sphäre erhoben werden.

Hierzu reichten die Uebersetzungen aus dem französischen, mag sich ihrer auch, wenn wir G's Brief an Manteuffel Glauben schenken dürfen, nach und nach eine bedeutende Anzahl zusammengefunden haben, allein nicht aus. Es würde vielmehr, wäre man bei ihnen stehen geblieben, der beabsichtigte Zweck um so entschiedener im Wesentlichen verfehlt worden sein, je mehr er

Digitized by Google

äußerlich erreicht zu sein geschienen hätte. Eine gereinigte deutsche Schaubühne, die aus lauter Uebersetzungen bestanden hätte, würde über lang oder kurz die Zweifel rege gemacht haben, ob denn solcher Reinigung des Geschmackes die Deutschen selbst überhaupt fähig seien, und hätten jene Uebersetzungen das Andenken der alten unregelmäßigen Stücke verdrängt, so lag sogar die Frage nahe, ob denn die Deutschen überhaupt zum Besitz einer dramatischen Poesie berufen seien, ob man das Interesse an derselben nicht als ein Treibhausgewächs, als eine bloße Nachäffung der Fremden zu betrachten habe?

58. Wirklich hatte bereits ein Franzose aus dem Vorhandensein zahlreicher Uebersetzungen in Deutschland einen solchen Schluß gezogen. Im Jahre 1740 waren in Frankreich gewisse lettres françoises et germaniques herausgekommen, in denen es unter andern heißt: Nommez moi un esprit createur dans votre Parnasse; c'est à dire nommez moi un poete Allemand, qui ait tiré de son propre fond un ouvrage de quelque reputation! Je vous en defie! Besonders hätten die Deutschen keine einzige pièce de theatre, tant soit peu passable, denn die deutschen Dichter legten sich nur auf die petite poesie. Eine ähnliche, wenn auch nicht so grobe Verkennung der deutschen Begabung für dramatische Poesie sprach sich in Riccaboni's Reflexions historiques et critiques sur les differents theatres de l'Europe aus, die ebenfalls 1741 erschienen waren. Den Ansichten, welche das letztere Buch zu verbreiten drohte, trat Gottsched, dessen ganze Thätigkeit sich auf eine Abweisung der beleidigenden Frage des P. Bouhours, welche schon Thomasius gerüget hatte si un Allemand pouvait être un bel esprit zurückführen ließe, unmittelbar entgegen. Er stand nicht nur mit den Franzosen in Berlin als Formey und De Dorville in Verbindung, so wie mit den Herausgebern der Bibliothèque Germanique Mauclerc und Perard in Stettin, sondern aus einem Briefe De Monner's (Paris den 25. Januar 1740) vielleicht an den Grafen Manteuffel, in welchem der Wunsch ausgesprochen wird, daß G., der sich ja um das deutsche Theater große Verdienste erworben, und nach einigen Briefen an Fontenelle zu urtheilen, der französischen Sprache vollkommen mächtig sei, für das Journal des Savans Correspondenzen über litterarische Erscheinungen in Deutschland schreiben möge, möchte man schließen, daß Gottsched welcher dergleichen Gelegenheiten nicht leicht unbenutzt ließ, seine Berichtigungen auf geradem Wege nach Frankreich zu befördern gesucht habe. Endlich muß er auch an Riccoboni selbst geschrieben haben, denn es findet sich ein Brief von diesem (Paris den 4. Juni 1741), in welchem er bekennt, er habe in Bezug auf das deutsche Theater sich auf ältere Schriften und die Berichte eines Italieners und eines Straßburgers beschränkt gesehen, und überhaupt seien die reflexions ein Werk, das nicht die Neigung gezeugt, sondern die Nothwendigkeit. Den Lettres françoises et germaniques gegenüber schlug Gottsched ein noch geschickteres und wirksameres Verfahren ein. Er ließ, um die Beschuldigung durch den Augenschein zu widerlegen, dem 2. Bande der deutschen Schaubühne, welcher 1741 erschien, ein Verzeichniß der deutschen dramatischen Stücke, die er selbst besaß, vordrucken. Hierauf baute er weiter. Gottsched war, so lächerlich uns dieß heutiges Tages vorkommt, für seine Zeitgenossen eine höchst anregende Persönlichkeit; was er irgend angiebt, findet, das bezeugen die Briefe, in allen Gegenden Deutschlands sogleich Nachhall. So entsteht denn auch in diesem Falle plötzlich eine Liebhaberei

Digitized by Google

für das Sammeln von alten Dramen oder wenigstens Titeln derselben, er selbst hilft durch Aufforderungen, die in seinen Briefen aus dieser Zeit eine stehende Rubrik ausgemacht haben müssen, nach, und so wird ihm dergleichen von allen Seiten aufgefordert und unaufgefordert zugesandt. In Folge dessen konnte er schon bei dem dritten und vierten Bande noch stärkere Verzeichnisse von deutschen Schauspielen mittheilen, und endlich vereinigte er dieselben 1757 in den „Nöthigen Vorrath," der mit seiner und Freieslebens Nachlese 1765 noch jetzt unentbehrlich ist.

Auf diese Weise war in der Einleitung zur deutschen Schaubühne der Irrthum, als sei dem deutschen Genius die dramatische Poesie überhaupt fremd, genugsam widerlegt. Aber freilich war das Drama, dessen Vorhandensein hiemit bewiesen war, gerade dasjenige, gegen welches Gottsched auftreten zu müssen glaubte, und das er nach dem Muster der Franzosen reformiren wollte. Es kam also nun auch darauf an, zu beweisen, daß auch dieses gelingen werde, oder Originalschauspiele nach französischem Muster aufzuweisen. Hierzu war die „deutsche Schaubühne" selbst bestimmt.

Auch dieses Unternehmen wird, weil man bei Gottscheden nun einmal alles auf lächerliche Eitelkeit zurückzuführen gewohnt ist, in solchem Lichte aufgefaßt. Gottsched, sagt Gervinus IV. S. 51. spottend, setzte, als er die deutsche Schaubühne herausgab, den sterbenden Cato bescheiden voran. Dieß ist nicht wahr. In der ersten Auflage machen die Horazier des Corneille von dem Freiherrn von Glaubitz, einem beim Reichskammergerichte in Wetzlar angestellten Herrn, den Anfang. Hierauf folgt der Misanthrop des Moliere von Frau Gottsched und erst dann der sterbende Cato. Gottsched war viel zu klug, als daß er so sehr hätte mit der Thür ins Haus fallen sollen. Es widersprüche dieß auch durchaus seinem ein für allemal angenommenen Systeme, beständig zu behaupten, er bringe keineswegs etwas Neues und Unerhörtes, sondern wenn die Richtung, die er verfolge, freilich einerseits die allein verständige sei, so sei er andrerseits nichts als ein Nachfolger Opitzens und seiner Schüler. Und insofern ward in der Nachricht von den Schicksalen des sterbenden Cato die der 10. Auflage desselben*) 1757 angehängt ist, auch in Bezug auf das Drama geradezu erklärt, Herr Prof. Gottsched habe sichs niemals gerühmet oder nachrühmen lassen, daß er der Schöpfer des deutschen Trauerspiels gewesen, wie man seinen Schüler Schlegel genannt habe, denn es sei ein solches fast schon hundert Jahre vorher zu Gryphius Zeiten geschaffen gewesen. Doch werde es gerechtfertigt erscheinen, wenn Cato in einem Verzeichniß deutscher Originalstücke voranstehe, weil er das erste ursprünglich deutsche Stück gewesen, das nach Aristoteles und Horaz Regeln abgefasset worden — was denn auch seine Richtigkeit hat; Gottsched schloß sich in dem Gedanken, die Franzosen nachzuahmen, der ersten schlesischen Schule an, aber die Werke der französischen Litteratur, in denen sich ihr Charakter am reinsten ausspricht, die des Siècle de Louis XIV., in welchem das Drama die Hauptstelle einnahm, waren zur Zeit der Schlesier noch nicht vorhanden und die Anlehnung an diese und ihre Principien ist daher ihm eigenthümlich.

*) Es werden hier alle Nachdrücke und von den Schauspielern für ihren Bedarf veranstaltete Abdrücke mitgezählt.

Digitized by Google

Nur hatte es freilich mit diesem deutschen Originalschauspiel nicht sogleich den erwünschten Fortgang. Es ist zwar darin, daß die deutsche Schaubühne sogleich mit 2 Uebersetzungen beginnt, ein so großer Abfall von ihrem Principe, wie es scheinen möchte, nicht enthalten. Denn die Uebersetzungen, welche aus Gottscheds nächster Umgebung hervorgehen, lassen die Stücke niemals ganz wie sie sind, und sind also eher als Bearbeitungen zu bezeichnen; daß er der Iphigenia des Racine eine ganze Scene zugesetzt hat, erwähnt er in seiner kritischen Dichtkunst ganz unbefangen. Allein das war es doch nicht, worauf es abgesehen war. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß das Bestreben möglichst viel wirklich Originales zu liefern, viel elendes Zeug in die Sammlung gebracht hat. Wie eine Liebhaberei für die Kenntniß des alten Drama's, so hatte auch der erste Band der Schaubühne die Nachahmungssucht im Dichten neuer Stücke hervorgerufen. Der Briefwechsel zeigt, daß Gottsched auch so noch eine strenge Auswahl getroffen hat. Aber freilich ließ sich eine dramatische Litteratur nicht aus der Erde stampfen; auch ein Drama nach damaligem Zuschnitt erfordert immer ein gewisses Talent und ist jedenfalls ein langathmiges Werk. Unter den Producten, welche Aufnahme gefunden haben, sind die Werke des Licentiaten Quistorp in Rostock am berüchtigsten geworden; selbst Gottscheds Schüler und Anhänger Straube spricht von Berlin aus, wo er eine Zeit lang die Haudesche Zeitung geschrieben zu haben scheint, sein Mißfallen über denselben aus. Um eine Anschauung davon zu geben, wie man damals verfuhr, theile ich einen Brief Quistorps, welcher den ersten Plan zu seinem Bock im Prozeß enthält, mit; er scheint bei einem Aufenthalte desselben in Leipzig geschrieben zu sein.

Quistorp an Gottsched.

Von Hause den 12. Jenner 1743.

Ewr. Magnificenz Befehl zu Folge, habe des Hrn. Racine Plaideurs durchgelesen; und mir dieselben zur Nachahmung vorgesetzet. Das Stück ist vollkommen schöne: so daß ich schon zum Voraus sehe, es werde über meine Kräfte seyn, desselben Vollkommenheiten nur einigermaßen zu erreichen. Indeßen wird mich solches nicht abschrecken, wenigstens einen Versuch zu machen! Weil ich mir wegen des alzugütigen Vertrauens, So Ewr. Magnificenz von meiner wenigen Geschicklichkeit zur dramatischen Dichtkunst, hegen, fast anfange zu schmeicheln, daß ich etwas könne. Ich habe auch würklich bereits eine Fabel erdacht, dadurch man das lächerliche in den Processen auf die Schaubühne zu stellen, Gelegenheit genug erhält: und es wird nur darauf ankommen; ob die Einrichtung und Einfädelung derselben Ewr. Magnificenz und Dero scharfsinnigen Frau Gemahlin gefallen möchte. Sie ist nämlich diese: Herr Zankmann, der ganz greißgrimmig, wie ein Löw aussiehet, und also recht das Gesicht hat, was ein Richter nach dem alten Sachsenspiegel haben soll; ist weil er alles in dem Processe auf den alten deutschen Fuß setzen wollen, als aberwitzig, von seinem geführten Richteramte abgesetzet worden. Er hat eine feine Tochter, und einen lustigen Sohn, denen er einen alten verdrießlichen Hofmeister, der Hr. Causemacher, hält. Dieser, so gleichfalls ein abgesetzter Sachwalter ist, hat sich in die Tochter verliebet: und obgleich diese einem jungen und galanten Studenten, eines reichen Patrioten Sohn, sich bereits heimlich

Digitized by Google

versprochen, und überdieß einen tödtlichen Haß wieder ihren alten Hofmeister gefasset hat; so gedenket er doch dieselbe durch ihres Vaters Einwilligung und Befehl zu zwingen, ihn zu nehmen. Er hat nämlich den alten Wahnwitzigen Hrn. Zankmann dadurch zu gewinnen, und auf seine Seite zu bringen gewußt, daß er sich in allen Stücken seinem Wahnwitze bequämet, und ihm den Vorschlag gethan hat, seine Hausgerichtsbarkeit förmlich proceßmässig einzurichten; und alle Streitigkeiten seines Hauses nach Ordnung der Rechte abzuthun. Solcher Vorschlag hat den alten dergestalt eingenommen, daß er vier Stuben in seinem Hause durchbrechen, und daraus eine prächtige Gerichtsstube machen, ja sein gantzes Haus beinahe umreissen, und es nach Art des Rathhauses hat einrichten, und in besondere Gemächer, zur Schreiberei, zum Archiv ꝛc. eintheilen lassen. Ja der alte Causemacher hat ihn dadurch dermassen gewonnen, daß er ihn nicht allein zum ordentlichen Sachwalter bei diesem seinem Hausgerichte ernannt hat: sondern auch seine Tochter zwingen will; denselben zum Manne zu nehmen, und noch denselben Tag mit ihm Hochzeit zu machen. Zu allem Glücke kömmt Hr. Witzig, der Jungfer wahrer Liebster, und ein vertrauter Freund von ihrem Bruder, von seinen Reisen zurücke; und bringet einen japanischen Affen mit, den er statt eines Dieners brauchet. Indem sein Herr der Hr. Witzig, sich in dem Zankmannschen Hause aufhält, geräth der Affe in des Hofmeisters Stube, die er offen findet, und glosstret dem feinen Sachwalter sein Corpus juris, so er von seinem Urältervater ererbet hat; und also ob pretium affectionis vor unschätzbar, und den daran erlittenen Schaden vor unersetzlich hält. Er klaget demnach vor dem Zankmannischen Hausgerichte ex tit: Si quadrupes etc. wieder den Herrn Witzig. Dieser bringt alle so wohl verzögerliche als zerstörliche Schutzreden vor: Z. E. Fori non competentis, non competentis actionis, weil nämlich sein Affendiener kein quadrupes, sondern ein bipes sey ꝛc., Kläger aber behauptet das Gegentheil: und erweiset rechtlicher weise daß, wenn auch nicht das forum delicti, und deprehensionis statt hätte: dennoch beklagter sich vor diesem Hausgerichte einlassen müsse. Hr. Witzig unterwirft sich endlich diesem Gerichts-Zwange, behält sich quaevis competentia vor, bittet sich, als einem frömden und reisenden das Gastrecht aus, damit die Sache noch vor Sonnenuntergang geschlichtet werden möchte: und da ihn Kläger conveniendo ex tit. Si quadrupes belanget, belanget er ihn durch die Widerklage reconveniendo wegen seiner Braut der Tochter im Hause. Darauf recessiren sie mit doppelten Sätzen gegen einander: und endlich fält die Urtel dahin aus, das Beklagter ihm den Affen noxae c. geben, dieser aber jenem die Braut abtreten solle. Damit soll sich das Schauspiel beschließen. Solte diese Erfindung nach Ewr. Magnif. Geschmack seyn; so wird sie gar leichte, durch den practischen Beistand des Hrn. Ludewigs (?), den ich alsdann darum ersuchen werde, ausgeführet werden können. Ich besorge, ich besorge nur, daß die Lauge zu scharf geräth. Doch es ist nur eine Nachahmung des Hrn. Racine: und ich gehorche darinnen Ewr. Magnif. sowohl, als deroselben gelehrtester Frau Gemahlin, der ich meine schuldigste Ergebenheit zu vermelden, gehorsamst will gebethen haben, die thätigen Proben zu zeigen, daß ich nicht nur bloß in Worten sey ꝛc.

P. S. Der alte Hofmeister soll dadurch lächerlich genug werden, daß er einen Affen statt seiner Braut erhält: und der alte

Digitized by Google

> Zankmann dadurch, daß er die väterliche Einwilligung, die er dem Hrn. Witzig als Vater vordem versagt hat, nunmehro wegen fehlenden Verwiederungs-Ursachen, als Richter ex officio demselben ertheilet. An lächerlichen Caracteren hoffe ich es dem Racine gleich zu thun.

So elend sich nun auch, wenn man nach diesem Beispiele urtheilen will, das Originalschauspiel der damaligen Zeit ausnimmt, kann man doch nicht in Abrede stellen, daß mit der „deutschen Schaubühne" ein wesentlicher Fortschritt gemacht worden. Es war immerhin traurig, daß gerade jetzt die Neubersche Truppe Gottsched verließ, denn gerade jetzt war die von ihm ausgehende Bildung so weit in der Nation eingedrungen, daß allmählig einige erträglichere deutsche Schauspiele entstanden. Drei Namen sind es, die hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden dürfen, Frau Gottsched, Detharding und Joh. Elias Schlegel.

Die bescheidenen Verdienste dieser drei zu ihrer Zeit gar einflußreichen Persönlichkeiten um das Drama vertheilen sich auf sehr bestimmte Weise.

Es war bei Gottscheds bisherigen Wirken für das Drama einzig und allein auf die Tragödie abgesehen gewesen. Abgesehen davon, daß es ihm für die Comödie an aller Fähigkeit, ja vielleicht selbst an Sinn gefehlt haben mag — denn eine so vollkommene witzlose Individualität wie Gottsched, kommt in der Litteraturgeschichte nicht leicht wieder vor — würde ihm auch die Beschäftigung mit ihr nicht vornehm genug erschienen sein. Legte sich doch die damalige Zeit den hohen Styl, den sie in der Tragödie verlangte, dahin aus, daß in ihr Fürsten und Herren vorzuführen seien, während die Comödie und das Schäferspiel den Bürger- und Bauernstand schildere. Wie hätte nicht Gottsched, der seinen Reichsgraf von Manteuffel und seinen Feldmarschall von Seckendorf so warm hielt, und da nun am Königl. polnischen Hofe nun einmal nichts zu machen war, beständig nach dem Berliner und dem Kaiserlichen hinüberschielte, dem endlich der fürstliche Purpur des oftmals bekleideten Rectorats so passend auf den Leib gemacht zu sein schien, sich wenigstens in der Phantasie ausschließlich in so hohen Kreisen aufhalten sollen. Und wenn wir diesen Gesichtspunct bei Seite lassen wollen, es war schon eine große Kühnheit, daß sich ein so stattlicher Universitätsgelehrter überhaupt mit Comödienschreiben abgab, ja persönlichen Umgang mit Schauspielern pflog, die wenn sie nicht eben verachtet waren, doch in eine andere Sphäre der Gesellschaft gehörten, aber nun vollends auf öffentlicher Bühne Scherz zu treiben, und risus captare, das würde doch zu sehr der Würde zuwider gelaufen sein.

Und doch war gerade zur Erschaffung eines deutschen Lustspiels ein selbstthätiges Eingreifen am allernothwendigsten — denn in diesem Fache reicht das Uebersetzen vollends gar nicht aus, und überdieß sollte hier gerade der gefährlichste Feind, das volksthümliche Possenspiel, aus dem Sattel gehoben werden.

Hier treten Frau Gottsched und Detharding ein — und zwar die erstere durch Anlage und Naturell — der andere damit, daß er eine Quelle von komischen Motiven eröffnete, welche auf das damalige Bedürfniß ganz eigentlich berechnet zu sein schien.

Digitized by Google

Frau Gottsched war durch ihre ganze Individualität auf das Lustspiel hingewiesen. Es ist bekannt, daß sie über den gelehrten Beschäftigungen den Sinn für häusliches Wirken nicht eingebüßt hatte, durch alle lateinischen Floskeln und gelehrten Notizen ihrer Briefe blickt ein ächt weiblicher Sinn, ja, wenn man einmal unter der Schnürbrust der damaligen Denk- und Schreibweise aufs Herz zu blicken gelernt hat, ein schalkhaftes Wesen, das schon in den ersten Honigjahren des wunderlichen Ehestandes, in dem das Wort: seid fruchtbar und mehret euch, nicht auf liberos bezogen zu sein schien, sondern auf libros*) den würdevollen Gemahl bisweilen ein Bischen persiflirte, auch ist oben bei Gelegenheit der Wolffischen und Alethophilischen Polemik darauf hingewiesen, daß es ihr an Witz nicht gefehlt habe. Ihre Lustspiele sind heutiges Tages ungenießbar, und schon Lessing mochte sie streng tadeln, aber sie waren nichts desto weniger die ersten, die wenigstens damals genügend erscheinen konnten.

Die neue Lebensquelle, welche Detharding dem deutschen Drama eröffnete, waren Holbergs Lustspiele. Schon Prutz hat darauf hingewiesen, daß diese zu Gottscheds Zeit auf das deutsche Theater eingewirkt — wie denn überhaupt Prutzens Abschnitt über Gottsched nicht zu den schlechtesten in seiner Geschichte des deutschen Theaters gehört. In Bezug auf Holberg komme, sagt er, in Betracht, zuerst daß, während jene französischen Lustspieldichter ihre Stoffe ohne Ausnahme aus der höheren Umgangswelt, der Volkswelt des französischen Lebens entlehnt, also einer Sphäre, der es nicht allein in sich selbst an innerer Wahrheit gebrochen, sondern die auch unserem deutschen Publikum ferne gelegen, Holberg den innerlich tüchtigen Bürger- und Bauernstand schildere, der in Dänemark ungefähr in denselben Verhältnissen gestanden, wie bei uns. Ferner habe das französische Lustspiel seinen Reiz größtentheils in der Form, in der Gewandtheit der Sprache, dem glänzenden Dialog, den Witz- und Wortspielen gehabt, von welchen Eigenschaften in gottschedscher Sprache mehr als die Hälfte verloren gehen müssen, wogegen sich die Holbergsche Komik auf zwei viel consistentere Factoren, Charaktere und Situationen, stütze. Und so sei denn die Holbergsche Comödie eine lange Reihe von Jahren das Entzücken unserer Theaterbesucher und die Schule der Schauspieler gewesen als Eckhoffs, Schröders. Ich muß zwar bekennen, daß mir Prutz mit dieser Auffassung ein wenig zu tief zu greifen und die Bedeutung, welche Holberg zur Zeit der Romantiker für die deutsche Bühne nicht sowohl hatte als haben sollte, auf jene frühen Jahrzehende zu übertragen scheint. Es gab doch auch in Frankreich außer dem Lustspiele des Moliere auch schon das des Destouches, und ich sehe nicht 144.

*) Die zwitterhafte Existenz der Frau Gottsched zog ihr bisweilen wunderliche Anreden zu. Ein gelehrter Landprediger Gottschalk schreibt ihr wenige Monate nach ihrer Verheirathung: „O wie sehr sind die klugen Entschließungen der Edlen dieser Welt zu loben, welche so geschickte Secretairs von fremden Ländern auf eine so glückliche Weise an sich zu ziehen wissen! Mein Secretair ist nicht sowohl praegnans in literis und libris, als vielmehr in liberis, wie sie denn täglich das 9te Volumen unter göttl. Gnade, welche ich Ew. HochEdelgebohren in gleichem Maaße wünsche, zu ediren, in Bereitschaft stehet.“ Wie wird sich der alte gottselige Schalk über diese periodum gefreut haben, in welcher ihm die ganze Summe seines Landprediger-Daseins — Bücher und Kinder — so glücklich zu ziehen gelungen war!

Digitized by Google

ein, wie die ungleiche Heirath, das Testament oder die Hausfranzösin der Frau Gottsched — obgleich auf die letzte Holbergs Jean de France offenbar eingewirkt hat — nicht eben so wohl durch dieses hätten angeregt sein können, von Addisons Gespenst mit der Trommel, welches sie ebenfalls bearbeitet hatte, nicht zu reden. Die Zeit solcher principiellen Einflüsse war noch nicht gekommen; Gottsched fand in Holberg nur eine erwünschte numerische Bereicherung der deutschen dramatischen Litteratur, und in diesem Sinne war ihm Detharding behülflich. Detharding war ein geborener Copenhagener, wir können ihn in Gottscheds Briefwechsel genau verfolgen, wie er zuerst von seinem Vater als Student an Gottsched adressirt wird, alsdann eine Zeitlang in Göttingen verweilt, endlich in Altona eine Professur bekommt. Ohne Zweifel hatte Gottsched auch ihn, wie alle, auf welche er Einfluß ausübte, in Leipzig zur Bereicherung der deutschen Bühne angeregt, und da mochte ihm dieser Weg, der ihm vor allen anderen offen stand, eingefallen sein. In Altona hat er die Bearbeitung der Holbergschen Stücke gemacht, die sich in der deutschen Schaubühne finden; und zwar ist dieß mit Vorwissen und unter dem Beirath Holbergs selbst geschehen. Detharding schreibt am 20. September 1741 aus Rostock: „Hiernächst habe Ew. HochEdelgebohren annoch den verbindlichsten Dank abzustatten, daß Dieselben dem dritten Theile Dero mit allgemeinem Beyfall aufgenommenen Schau-Bühne auch meine Uebersetzung des Holbergischen Schau-Spiels von dem Herrn Bramarbas einverleiben. Obgleich Herr Holberg anfangs gezweifelt, daß dieses Stück sich gut auf den deutschen Schauplatz schicken würde, so hat er doch nunmehro, da er es gelesen, seine Meinung geändert, daß er solches auch nebst schuldigem Danke an Ew. HochEdelgeb. selbst gestanden und mich gebeten, das Schau-Spiel von dem Geschäftigen zu übersetzen, weil er solches für eins seiner besten Stücke hielte." Wie das letztgenannte Stück in die deutsche Litteratur übertragen worden, wird sich noch fernerhin finden. Ein Einfluß Holbergs auf die deutsche Bühne kann in jener Zeit nicht in Abrede gestellt werden, aber diesen so aufzufassen, als sei er dem französischen Einfluß entgegengetreten, ist schon deshalb nicht thunlich, weil doch des vielgercisten Mannes poetische Thätigkeit selbst durch die französische Bühne angeregt worden war — wie denn die deutschen Comödianten, denen er mit derselben entgegentrat, eben dieselben Darsteller von Staatsactionen und Possenspielen waren, in deren Verdrängung Gottscheds Aufgabe bestand.

Eine nicht minder wichtige Rolle als Frau Gottsched und Detharding nimmt unter den Mitarbeitern der deutschen Schaubühne Elias Schlegel ein. Haben jene einer bis dahin vernachlässigten Kunstgattung aufgeholfen, so besteht sein Verdienst darin, in der Behandlung der von Gottsched selbst vorzugsweise beachteten Tragödie einen neuen Geist in Aussicht gestellt, ja zum Theil verwirklicht zu haben.

Elias Schlegel hat seinen Herrn und Meister, was dramatische Dinge anbetrifft, im Grunde von vorn herein übersehen. Hieraus ergiebt sich ein etwas verwickeltes Verhältniß zwischen den beiden Männern, das eine genauere Darstellung verdient. Regte sich doch bei Gottsched selbst in späterer Zeit eine gewisse Eifersucht gegen ihn. In der schon angeführten Nachricht von den Schicksalen des sterbenden Cato in der 10. Auflage dieses Stückes, 1757, die zwar eine andere Unterschrift trägt, aber natürlich ganz von Gottsched eingegeben worden ist, heißt es: „Von meinen vorhergehenden Nach-

Digitized by Google

richten von demselben hoffe ich wenigstens so viel, daß sich nun Niemand so leicht werde bereden lassen zu glauben: daß Herr Professor Schlegel in Soroe, wie es einem seiner Lobredner zu sprechen beliebet hat" — wenn ich nicht irre Nicolai im 1. Bande der Bibliothek der schönen Wissenschaften — „das deutsche Trauerspiel zuerst geschaffen habe: ein Gedanke, der eben so falsch ausgedrücket werden, als unwahr er an sich selbst ist. Doch sey es darum! Wer sieht nicht, daß man in dieser vorgegebenen Schöpfung einen gewaltigen Anachronismus begehet." Zunächst habe nämlich, die Stelle ist oben schon abgedruckt, Gottsched selbst das deutsche Theater gar nicht geschaffen. „Allein wenn es nun ja geschaffen werden soll und muß — muß denn eine Schöpfung vom 1732sten Jahre, als worinnen der Cato ans Licht getreten nicht älter sein, als eine andere Schöpfung vom 1741sten Jahre? Denn so lange ists, daß Herr Professor Schlegel sein erstes Trauerspiel geschaffen hat." — Uebrigens habe Schlegel Gottscheden mehr als einmal gestanden, „daß er nimmermehr auf den Einfall, ein Trauerspiel zu machen, würde gekommen sein, wenn ihm nicht die kritische Dichtkunst und der sterbende Cato, jene die Regeln, und dieser das Muster dazu gegeben hätten." Und da Gottsched später den ersten Band von Schlegels von seinem Bruder Johann Heinrich gesammelten Schriften zur Anzeige zu bringen hat, ist er sehr darauf bedacht, daß der berühmt gewordene Mann als sein Anhänger erscheine. Im Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit 1761. S. 901. heißt es: „Wir bemerkten mit Vergnügen, daß der Wohlsel. den Grundlehren der poetischen Anführung, die er genossen, in allen Stücken sowohl was die Gedanken, als was die Schreibart und Reinigkeit der Verse anbelangt, allezeit getreu geblieben ist. Er wird also unfehlbar bei der Nachwelt als ein großes Muster in allen diesen Stücken, und als ein deutscher Schriftsteller des güldenen Zeitalters unsrer Sprache und Poesie in Ansehen bleiben. Hier sind keine Schwulst, keine brittischen oder brittenzenden Sprachschnitzer, kein wilder miltonscher Geist, Phöbus und Galimatias der itzo so überhand nimmt! Kurz: Ille se profecisse sciat, cui Schlegelius valde placebit."

Aber es ging Gottscheden bei diesem Urtheil wie es so manchem geht — weil er nur eben seinen Gesichtspunct im Auge hatte, übersah er den innerlichen Unterschied ganz.

Um ausführen zu können, worin dieser besteht, muß ich noch einmal auf die vorläufige Ankündigung der deutschen Schaubühne im sechsten Bande der kritischen Beiträge zurückgehen.

Gottsched nannte sein Buch, „deutsche Schaubühne nach dem Muster der Alten." In diesem Sinne verspricht er, der erste Theil solle enthalten: 1) Die Dichtkunst des Aristoteles, ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen vom Herrn Professor Gottscheden, 2) ein paar Trauerspiele des Sophokles, nämlich Oedipus und Elektra, auf welche sich Aristoteles allezeit bezogen hat, gleichfalls deutsch übersetzt.

Mit solcher Anlehnung an die Griechen selbst ohne französische Vermittelung hat Schlegel Ernst gemacht. Er hatte auf der Schulpforte gründlich Griechisch gelernt, und wußte also die Griechen von ihren vorgeblichen Nachahmern zu unterscheiden. Sein erstes Stück, die Trojanerinnen, das er schon hier schrieb, ist eine Art von Zusammenschmelzung der Troades und der Hekabe des Euripides, und mit seiner Uebersetzung der Elektra des

Digitized by Google

Sophokles erwies er sich als einen ächteren Nachfolger des Opitz als Gottsched selbst war. Auch treffen wir bei ihm auf theoretische Aeußerungen, welche dieses Streben als ein bewußtvolles beurkunden.

Jener ganze erste Band der deutschen Schaubühne ist später weggeblieben. Wir finden einen Brief Schlegels an Gottsched vom 30. Sept. 1747, in welchem er sagt: „da ich gesonnen bin etliche wenige neue theatralische Stücke von meiner Arbeit mit ehestem an das Licht treten zu lassen, und mich der Hoffnung seit lange begeben habe, daß meine Uebersetzung der Electra des Sophocles durch Ew. Magnificenz zum Drucke befördert werden würde, indem zumal Deroselben Stillschweigen von der versprochenen Dichtkunst des Aristoteles auch nicht anders schließen läßt, als daß Ew. Magnificenz dieses Vorhaben außer Acht gelassen — so .... erbitte ich mir das Mspt. zurück."

Die Uebersetzung des Aristoteles ist von Gottsched niemals geliefert worden. Curtius, der später eine solche gemacht, fragt vorher bei ihm an, ob er sie noch beabsichtige, in welchem Falle er seinerseits zurücktreten wolle: die Antwort scheint verneinend ausgefallen zu sein, denn wir finden wie später Curtius das Manuscript und den Plan zu den beizugebenden Anmerkungen vorlegt.

Man kann über diese Veränderung des Planes der deutschen Schaubühne verschieden denken, und es ist viel über dieselbe gesprochen worden. Lessing giebt ziemlich deutlich zu verstehen, die Sache habe wohl im Grunde daran gelegen, daß der Herr Professor kein Griechisch könne. Daß Gottscheds classische Bildung mangelhaft gewesen, dafür giebt es ein sehr unverwerfliches Zeugniß. Joh. Aug. Ernesti sagt in der akademischen Denkschrift auf ihn, die ein Muster von Feinheit ist, er habe beständig an seinen Werken gebessert, gern guten Rath angenommen und überhaupt eine diligentem modestiam an den Tag gelegt; Quis ergo dubitet, fährt er fort, si ei in tempore, quum in Regio monte disceret artes, monitor quidam talis obtigisset de literis Graecis et Latinis supra vulgarem rationem exquisitiusque discendis, quin promte studioseque ejus auctoritati obtemperaturus fuerit? — In der That wäre es auch bei den immerhin bedeutenden Fähigkeiten dieses Mannes als ein Wunder zu betrachten, wenn er bei den mannichfaltigen Beschäftigungen, die sich in seinem Lebensgange drängten, auch noch Zeit zu einem wahrhaft eindringlichen Studium der antiken Dichter, ja auch nur zu einer ausgebreiteten Lectüre derselben gefunden hätte. Es ist nicht schwer zu errathen, wie es ihm mit der Poetik des Aristoteles gegangen. Nicht bloß weil er nicht Griechisch genug gekonnt, ist sie weggeblieben, er hätte sie ja nur aus einer lateinischen Version übersetzen oder übersetzen lassen können, wie ja auch die Elektra nicht von ihm übersetzt war. Gottsched hat wahrscheinlich, als er in den kritischen Beiträgen jenes Versprechen that, die Poetik des Aristoteles überhaupt erst aus den Berichten der Franzosen, aus Corneilles Abhandlungen und dem Buche des P. Brumoy gekannt und auch von der griechischen Tragödie einen ganz unbestimmten Begriff gehabt. Als er sich nun anschickte, sein Versprechen zu erfüllen, wird er gefunden haben, daß jene Poetik sowohl, als die ihr entsprechenden Dichterwerke zur Einleitung in eine Schaubühne, wie er sie nach dem Muster der Franzosen beabsichtigte, gar nicht passe. Daher ließ er denn lieber beides weg. Man glaube nicht, daß ich ihm damit eine Unehrlichkeit Schuld geben will, als hätte er gegen besseres Wissen sich noch immer auf den Ari-

Digitized by Google

stoteles berufen. Nicht daß etwas Anderes in diesem stehe, wie später Lessing gezeigt hat, wird er bemerkt haben — wie sollte er darin weiter geblickt haben, als die Franzosen? — sondern nur, daß sie außer dem für uns noch Brauchbaren viele besondere auf locale und Zeitverhältnisse bezügliche Betrachtungen enthalte — Betrachtungen, die auch Lessing, wenn er späterhin sagte, die Poetik des Aristoteles sei der Euklides der Poesie nicht mit hat einbegreifen können. Das hielt ihn ab, sie als allgemein gültige Norm hinzustellen, und damit mußten auch zugleich die griechischen Werke selbst, die in Bezug auf jene Ort- und Zeitverhältnisse geschrieben sind, wegfallen. Freilich wenn er sich auf das Einzelne hätte einlassen wollen, würde er sich am Ende doch zu dem hinzugedrängt gesehen haben, was Reiske, der auch einmal eine Tragödie geschrieben hat, beabsichtigte (Reiske's Leben. S. 51.) „die Fehler der griechischen dramatischen Poeten, wo sie wider die Regeln der dramatischen Dichtkunst verstoßen haben, zu zeigen," wovon er in der Recension des Euripides des P. Carmeli in den Actis Eruditorum in Bezug auf die Hecuba damit eine Probe giebt, daß er das Stück unter zehn Gesichtspuncten einem Tadel unterwirft, z. B. die Einheit des Ortes sei verletzt, denn es spiele theils auf der thrakischen Chersonnes, theils in der trojanischen Ebene; die Einführung von Polydors Schatten sei in mehrfacher Beziehung fehlerhaft; das Stück fange traurig an, nämlich mit der Opferung der Polyxena und endige froh, nämlich mit der verdienten Tödtung des Thrakiers, was Aristoteles Vorschriften widerspreche, u. dergl. m. — wobei übrigens zu bemerken ist, daß er dem Urtheil jenes Italieners, daß man die Franzosen zu sehr als Autorität betrachte, beipflichtet: tantum abest ut ea gens, quae principatum in hoc genere sibi nostris diebus arrogat, theatro profuerit, ut pestem illuc intulerat frigida et infrunita sua elegantia, per sue, ut Noster loquitur, tragedie, le quali per un certo stolto compiacimento per li spettatori sono fatte senza le legge dell'arte, e per lo più ἡ σύστασις τῶν πραγμάτων è diretta ad amori, che certamente non sono utili alla onestà, nè di regolamento al costume.

Mag dem nun sein wie ihm wolle, und mag Schlegel in dem Allen tiefer gesehen haben — daß nicht er, sondern Gottsched zunächst die Oberhand behalten, kann nur als ein Glück für die Entwickelung der deutschen dramatischen Litteratur betrachtet werden. Die griechische Form der Tragödie ist eine wahre Kunstform, und hat später, als man über das bloße Nachahmen hinweg war, zur Erschaffung einer eigenen Kunstform angeregt. Aber davon konnte damals noch gar nicht die Rede sein. Man hätte nur die vorliegende Kunstform sclavisch nachzubilden gewußt, wie man die französische nachbildete; unter dieser Bedingung aber war die französische vorzuziehen, theils weil sie doch immer, mochte sie so unlebendig sein, wie sie wollte, der Neuzeit, der Gegenwart angehörte, theils weil sie vor Allen geeignet war, zu der bloß formellen Bildung zu verhelfen, deren Erwerbung zunächst die Aufgabe der Zeit war, zu deren Lösung Gottsched das welthistorische Werkzeug gewesen ist.

Uebrigens war das Zurückgehen auf die griechischen Tragiker selbst nicht das Einzige, womit Schlegel Gottsched überflügelte. Es würden sich hier verschiedene Puncte anführen lassen; ich gehe nur auf Eins ein, was sich ganz unter den Augen Gottscheds in einer Gottschedschen Zeitschrift ereignete machte.

Digitized by Google

Ein gewisser Herr v. Bork, der von 1735—38 preußischer Gesandter in England gewesen war, später zu den Curatoren der berliner Akademie gehört hat — die Briefe, welche Gottsched aus Berlin erhält, rühmen ihn häufig als einen Freund der Musen — und 1747 gestorben ist, hatte schon im Jahre 1741 eine Uebersetzung von Shakspeares Cäsar herausgegeben. Es ist dies nicht etwa nur eine Bearbeitung, wie die Gottschedschen Uebersetzungen aus dem Englischen, sondern eine so viel als möglich wortgetreue Uebersetzung in Alexandrinern; auch die komischen Stellen sind nicht ausgemerzt; der Uebersetzer sagt in dem kurzen gewandt-bescheidenen Vorworte, er verstehe die Gesetze der Schaubühne nicht; er habe die Sache nur gemacht, weil er mit der Krankheit behaftet sei, etwas schreiben zu müssen und da habe er eine Uebersetzung gemacht, weil er nichts eigenes hervorzubringen gewußt. Er entbehrte offenbar des Sinnes für die Eigenthümlichkeiten der englischen Bühne nicht. *)

J. Kobenz. 1342.

---

*) Zur Probe ein Paar Stellen.

Ist jemand hier, der sich für Cäsars Freund ausgiebet,
Der wisse, daß ich ihn weit mehr, als er geliebet.
Fragt nun derselbe Freund: warum denn Brutus sich
An Cäsarn so vergriff? Das, das entschuldigt mich:
Nicht darum, daß ich ihm zu wenig Liebe gabe,
Nein, sondern daß ich Rom zu sehr geliebet habe.
Wollt ihr, daß Cäsar lebt und ihr als Sclaven sterbt
Vielmehr denn daß er sterb und ihr die Freiheit erbt?
Weil Cäsar glücklich war, erfreut' er mich von Herzen,
Weil Cäsar mich geliebt, bewein' ich ihn mit Schmerzen,
Weil Cäsar tapfer war, hielt ich ihn ehrenwerth,
Und weil ihn Ehrgeiz stach, erschlug ich ihn durchs Schwerdt.
Hier sind vor seine Lieb' aufrichtig milde Zähren
Hier will sein Glücke mir noch Freud und Lust gebähren
Hier hat sein tapfrer Muth die Ruhm- und Ehrenkron
Und seine Kronensucht den Dolch und Tod zum Lohn.
Wer ist so knechtisch hier, der nicht die Freiheit liebet?
Wer ist's? Der melde sich, denn ihn hab ich betrübet!
Wer will kein Römer sein und hier mit Schanden stehn?
Wer ist's, der melde sich — denn ihm ist Leid geschehn!
Wer ist so feige hier, der nicht sein Land vertheidigt?
Wer ists? Der melde sich: denn ihn hab' ich beleidigt!
Ich wart auf Antwort.

Und die Worte des Antonius:

Dieß war der Edelste gewiß von ihnen Allen,
Der, als ein Römer soll, gestanden und gefallen.
All andre thaten nur uns kund, was sie gethan,
Weil sie mit Mißgunst stets den großen Cäsar sahn,
Er einzig und allein aus redlichem Bedenken,
Aus Furcht, man möchte Rom an seiner Freiheit kränken
Und vors gemeine Wohl hat als ein braver Held
Zu der Verräther Schaar mit Unschuld sich gesellt.
Sein Leben war so mild und liebreich, seine Gaben
Die seine Feinde selbst an ihm gepriesen haben,
So groß, daß die Natur, die selbst ihn lieb gewann,
Zur ganzen Welt sich kehrt, und spricht: das war ein Mann!

Digitized by Google

Diese für ihre Zeit höchst beachtungswerthe Leistung, welche um so wichtiger ist, da sie bis auf Nicolai und Mendelssohn, in Deutschland allein die Bekanntschaft mit Shakespeare vermittelte, regte Schlegel zu einer Vergleichung Gryphius mit Shakespeare an, die zuerst in den kritischen Beiträgen erschienen ist. Sie dringt noch nicht tief ein, aber was sich hier regte, das mag man daraus ersehen, daß er späterhin urtheilte — und hier traf seine Erkenntniß des Geistes der griechischen und englischen Bühne auf wunderbare Weise in Einen Punct zusammen — die wahren Regeln des Aristoteles beobachteten die Engländer, die sich dessen doch nicht rühmten, besser als die Franzosen — eine Stelle, die Lessing in seiner Dramaturgie in einer besonderen Anmerkung anzuführen nicht verschmähte. Und was noch mehr sagen will, als diese Bevorzugung der Engländer, auch in ihnen steht er keineswegs absolut gültige Muster. Während die ganze Zeit an dem Axiom festhielt, daß es nur Einen guten Geschmack geben könne, finden wir hier zuerst die nationale Eigenthümlichkeit in Sachen des Schönen in ihre Rechte eingesetzt. Zunächst in Bezug auf den Inhalt. „Die Deutschen," sagt Schlegel in den Gedanken zur Aufnahme des dänischen Theaters, Werke III. S. 296. „haben den Fehler begangen, daß sie ohne Unterschied allerley Comödien aus dem französischen übersetzt haben, ohne vorher zu überlegen, ob die Charaktere derselben auch auf ihre Sitten sich schicken. Sie haben also aus ihrem Theater nichts anderes, als ein französisches in deutscher Sprache gemacht." Dieß dehnte er auch auf die Tragödie aus. Joh. Heinr. Schlegel, sein zweiter Bruder, sagt in der Lebensbeschreibung, welche der Ausgabe der Werke beigegeben ist, bei Gelegenheit des Hermann: „Dieses in der Geschichte des Vaterlandes so wichtige Sujet hatte sich der Dichter in reiferen Jahren erwählt, da er vorher nach dem Beispiel der meisten Franzosen nur Stücke aus der fabelhaften Heldenzeit bearbeitet hatte. Aus der Geschichte und aus der Erfahrung bemerkte er, daß diejenigen Trauerspiele mehr interessiren und mehr auf die Gemüther wirken, deren Stoff in der Geschichte des Volkes liegt, für welches man dichtet. Diese Bemerkung hat er denn auch in allen seinen folgenden Erfindungen vor Augen gehabt. Als er noch in Deutschland war, hatte er im Sinne, die Mordthat des Gr. v. Wittelsbach in einer Tragödie auszuführen, und als er nach Dänemark kam, hat er in gleicher Absicht den Canut verfertigt und den Entwurf zu einem andern Trauerspiel Gothrika, gleichfalls aus der dänischen Geschichte, entlehnt." Alsdann wird dieß von Elias Schlegel auf die Kunstform angewendet: „denn eine jede Nation (Gedanken S. 262.) schreibt einem Theater, das ihm gefallen soll, durch ihre verschiedenen Sitten, auch verschiedene Regeln vor, und ein Stück, das für die eine Nation gemacht, wird selten der anderen ganz gefallen." Das lasse sich besonders durch den Unterschied des französischen und englischen Theaters zeigen, „die beide in ihrer Art sehr schön sind." Und so versucht denn Schlegel die Eigenthümlichkeiten der einen und der andern Kunst aus dem Nationalcharakter herzuleiten — Engländer lieben sehr verwickelte Stücke, mit Unterredungen, die nur von fern zur Sache gehören, weil ihnen das zu denken giebt, die Franzosen verlangen einfache, klare Darlegung, weil sie sich rasch für eine Hauptperson interessiren u. dergl. m. „Wenn ich dieß in Deutschland schreibe, werde ich es zugleich in der Absicht sagen, einige eben so verwegene, wie unwissende Kunstrichter von ihren verkehrten Begriffen zu überführen, da sie ... ein Theater ...

Digitized by Google

woran Steele und andere große Männer gearbeitet haben, ... deßwegen für schlecht und barbarisch ausgeben, weil es nicht nach dem Muster des französischen eingerichtet ist, und weil die Poeten in England, wie ein sinnreicher Poet, und wo ich nicht irre, Steele selbst sagt, ihre Stücke nicht nach Recepten machen, wie die Frauenzimmer seine Puddings."

Ich weiß nicht was Gottsched von solchen Dingen gedacht haben mag, als sie ihm in den späteren Bänden der Gesammtausgabe zu Gesicht kamen, wo die „Gedanken" (1764) zuerst gedruckt worden sind; er hätte sich's, als die deutsche Schaubühne erschien, nicht träumen lassen, daß Einer daran mitarbeitete, der ihn so ganz verrathen würde. Wir dürfen nicht daran zweifeln, daß Schlegel, hätte er die neue Zeit, die Lessing heraufführte, erlebt, sich ihren Richtungen angeschlossen haben würde. Aber er starb schon 1749, als die Gegensätze, wenn sie überhaupt vorhanden waren, sich doch noch nicht so scharf zugespitzt hatten, und so wird man es erklärlich finden, daß das persönliche Verhältniß mit Gottsched ungetrübt bleibt.

Wenn der alte Peleus schon seiner Nepoten wegen eine gar nicht uninteressante Person ist, so glaube ich durch diese flüchtige Darstellung seiner dramatischen Verdienste die Rechtfertigungsgründe für die Mittheilung einer Anzahl von seinen Briefen, die neben wichtigen Nachrichten, die sie enthalten, auch eine allmählige Freimachung von Gottscheds Gesichtspuncten bemerken lassen, wenigstens nicht vermindert zu haben; eine noch tiefere Bedeutung wird ihm einer der folgenden Abschnitte beilegen.

Johann Elias Schlegel an Gottsched.

Dresden*) den 16. Nov. 1742.

.... Was die Vorrede von Herrn Heineckens Longin anbetrifft, so wird Herr Liscow hier durchgängig für den Verfasser derselben gehalten. Unterdessen ist diese Vorrede über dem Epischen Gedichte, welches den Titel führt, das Vorspiel, beynahe vergessen. Ew. Magnificenz werden den Inhalt desselben vielleicht wissen, weil es schon herausgekommen war, da ich nach Dreßden kam, und ohne Zweifel also in Leipzig schon bekannt sein muß. Es will hier niemand weder den Verfasser noch den Buchdrucker kennen Und ich will niemanden zu viel thun, den Verfasser derselben (sic) auch nicht errathen, da ich zu wenig Wahrscheinlichkeit davon haben kann. Ich beklage in der That, daß man Ew. Magnificenz itzo auf allen Seiten anzugreifen sucht. Aber ich weiß allzuwohl, daß Ew. Magnificenz dadurch an Ihrem Werthe nicht verlieren, als daß ich Denenselben mein Mitleiden darüber weitläuftig zu erkennen geben sollte. Und wenn Dero Feinde ohne alles Mitleiden mit Ihnen umgehen: so sind Ew. Magnificenz und Dero Freunde überzeugt, daß Sie keine vonnöthen haben. Was meine Person betrifft, so werde ich, und wenn Dieselben auch 100 Anfälle von den ersteren zu besorgen hätten, dennoch mit aller Aufrichtigkeit — u. s. w.

*) Schlegel war hier Privatsecretär bei einem gewissen Herrn von Spener, mit dem er später nach Kopenhagen ging, wo er dann von Gottsched in der Vorrede zum IV. Bande der deutschen Schaubühne als Secretair bei der Königl. Polnischen Churf. Sächsischen Gesandtschaft am dänischen Hofe bezeichnet wird. Dieser Brief ist, wie aus dem hier ausgelassenen Eingange erhellt, nach seinem Abgange von Leipzig der erste an Gottsched.

Digitized by Google

Dieser Brief spricht schon eine männliche, freie Anerkennung von Gottscheds Verdiensten aus, die von der blinden Hingabe, wie man sie sonst bei den Jüngern berühmter Männer findet, gar sehr verschieden ist. Nach einem fernern Briefe aus Dresden vom 28. Dec. desselben Jahres — er ist der letzte aus Deutschland, und es erhellt aus ihm, daß Schlegel die Abhandlungen von der Nachahmung, die in den kritischen Beiträgen stehen, erst in Copenhagen vollendet, — folgt:

Schlegel an Gottsched.

Kopenhagen den 18. April.

Was die Meynungen Ew. Magnificenz in Ansehen Ihrer Feinde betrifft, so finde ich dieselben so gut, daß ich glaube, sie werden sogar die Feinde Deroselben zum Stillschweigen bringen, sobald diese Leute nur überzeugt seyn werden, wie dadurch nothwendig erfolgen muß, daß sie ihren Endzweck nicht erreichen. *) Wir haben hier erst neulich den ersten Theil der Weltweisheit, so Ew. Magnificenz geschrieben, ins Dänische übersetzt, aus der Presse bekommen. Ich habe seit ich hier bin meine Zeit meistens aufs Dänische gewendet, so daß ich nunmehro im Stande bin sie zu lesen, und mir dieses Vergnügen mit ehestem machen werde. Herrn Strauben **) habe in Berlin gesprochen, und es sollte mich sehr wundern, wenn die Muthmaßung Ew. Magnificenz einträfe und er sich zu den Feinden Deroselben zu wenden Willens wäre. So wenig habe ich dieses an ihm finden können. Ich habe in Berlin Herrn Lamprechten ***), und in Hamburg Herrn Behrmann Hagedorn und Liscov kennen lernen, und beinahe wäre ich auch in die Bekanntschaft des Herrn Brockes gerathen. Der Herr von Hagedorn scheint mir ganz besonders hochzuschätzen, und er ist ein Mann, der in allen seinen Urtheilen von andern Leuten

*) Nämlich Gottsched zu unterdrücken. Die von diesem ausgesprochene Ansicht war wahrscheinlich, es werde für ihn das Beste sein sich um die Gegner nicht zu kümmern, die Polemik den Schülern zu überlassen, und in seiner Thätigkeit ruhig fortzufahren.

**) Straube versicht in dem Streite zwischen ihm und Schlegel, der in den kritischen Beiträgen über die Frage, ob die Comödie besser gereimt oder ungereimt sei, die letztere Ansicht, welcher Gottsched in seiner Schaubühne huldigt. Der Verdacht Gottscheds mag durch einen Brief von Straube hervorgerufen sein, in welchem dieser entweder nicht weiß oder nicht wissen will, daß der Verfasser des berüchtigten Vorspiels Rost sei, mit dem er in Berlin Umgang gepflogen hatte.

***) Dieser gehörte allerdings zu den abtrünnigen Gottschedianern. Wir finden ihn auf einer Reise in England begriffen, wo er die Flegelei begeht, bei einem Trinkgelage, bloß um mit Gottscheds Bekanntschaft zu renommiren, einen Brief an ihn zu schreiben, in welchen er ihn auf die cordialste Weise um ein Darlehn bittet. Später folgt ein Schreiben, das deshalb um Verzeihung bittet. Sie scheint ihm geworden zu sein, aber ein anderer Verstoß ging ihm nicht so hin. Nach seiner Rückkehr von England hielt er sich lange Zeit in Hamburg auf. Hier mochte er Hagedorn kennen gelernt haben, und daher begegnete es ihm, daß er in der Hamburgischen Zeitung, als deren Redacteur er auf Gottscheds Empfehlung nach Berlin gerufen war, unter den besten Dichtern der Deutschen jenen nannte und den alten Freund und Gönner wegließ, worüber namentlich der Graf Manteuffel ganz erbost ist, der in Hagedorns Gedichten einen schweinischen Epicuräismus findet. Vielleicht machte der Reichsgraf einen Rückschluß von dem Lober auf den Gelobten, denn Rost, der nach Lamprecht, ebenfalls von Gottsched empfohlen, jene Redaction bekam, erzählt in Briefen an den letzteren von seinem Vorgänger böse Dinge.

Digitized by Google

so billig ist, daß ich ihn sogar für einen der gelassensten Kunstrichter halte, wenn ich nach der kurzen Zeit urtheilen darf, die ich mit ihm umgegangen. Ich habe Herrn Schoenemann in Berlin und die Schröderin*) in Hamburg spielen sehen, beide ziemlich schlecht und vor wenig Zuschauern. Die letztere, welche in Hamburg recht sehr beruffen ist, hat eine Uebersetzung aus dem Holberg unter dem Titul der beschäftigte Müßiggänger aufgeführt, welches ein ziemlich artiges Stück im Dänischen ist und eigentlich den Titul führt De Stundesløse, oder der Mann der keine Zeit hat. Ackermann will es übersetzt haben, daß der Herrmann gedruckt ist, ist mir sehr angenehm, noch mehr daß er Ew. Magnificenz gefällt u. s. w.

Derselbe an Denselben.

3 August

... Ich habe Ursache Ihnen besonders für den richtigen Abdruck meiner beiden Stücke verbunden zu sein**).... Meine Dido steht Ew. HochEdelgeb. zu Diensten, und ungeachtet ich meine beiden andern Trauerspiele, den Orest und Pylades und die Trojanerinnen, an welchen letzteren ich noch in Dresden vieles verbessert, gern eher drucken lassen, so bedürfen sie doch einer längern Arbeit als ich zwischen hier und künftiger Michaelismesse versprechen kann. Die übrigen Stücke dieses Theils in der Schaubühne sind so beschaffen, daß ich Ew. HochEdelgeb. Glück wünschen muß, daß Sie in so weniger Zeit so viel gute Stücke zusammenbringen können. Der Aurel des Herrn Quistorp hat besonders viele Schönheiten, wenn nur darinnen viele niedrige Ausdrücke vermieden wären, deren man sich niemals in ernsthaften Stücken bedienen wird. Ein solcher ist zum Exempel schnellen u. dergl. Worte. Von der ungleichen Heyrath hätte ich aus den Umständen so Ew. HochEdelgeb. in der Vorrede angegeben, beynahe geschlossen, daß es eine Arbeit von der Frau Professorin, und viele artige Einfälle, welche ich derselben ganz würdig zu sein glaubte, hätten mich darinnen bestärkt, wenn ich mich getrauet hätte, derselben den Schluß dieses Stückes zuzuschreiben, wo gesagt wird „Ja, so hole doch der Henker alle —" welches mir wo es nicht übel gemeynt ist, wenigstens Anlaß zu geben scheint, etwas unverständiges zu denken. Die Banise***) dünkt mich gar nicht schlecht, aber auch meinen Gedanken nach nicht schön zu seyn, ob sie gleich noch ihre ziemliche Regelmäßigkeit hat. Die Austern†) aber scheinen mir ebenfalls nicht so gut als die ungleiche Heyrath. Ew. HochEdelgeb. werden mir die Freiheit nicht übelnehmen, mit welcher ich von allen diesen Stücken spreche. Ich kann Denenselben nicht besser als dadurch erweisen, daß mir Ew. HochEdelgeb. mit Recht zugetrauet haben, daß ich keines von diesen Stücken für schlecht erklären würde. Am allermeisten aber bin ich mit demjenigen vergnügt, was Ew. HochEdelgeb. von meinem geschäftigen Müßiggänger in der Vorrede gesagt haben. Und ich sehe die Wahrheit desselben nicht allein selbst ein, sondern ich finde auch, daß andere so urtheilen und vielleicht haben

*) d. h. die Ackermannsche Gesellschaft, zu welcher die Mutter des berühmten Schröder gehörte, welche wie aus dieser Wendung erhellt, schon jetzt die Leitung derselben zum Theil in Händen gehabt haben muß.

**) Hermann und der geschäftige Müßiggänger im 4ten Theile der deutschen Schaubühne.

***) Von Joh. Melchior Grimm, dem spätern pariser Correspondenten für mehrere deutsche Höfe. †) Von Quistorp.

Digitized by Google

Ew. HochEdelgeb. noch zu vortheilhaft davon gesprochen, wenn ich bedenke, daß auch die Fabel darinnen für mich selber nicht anziehend genug ist.*)

Derselbe an Denselben.

d. 18. Sept. 1743.

... Vor itzo melde ich Ew. Magnificenz, daß ich dem Herrn von Hagedorn, welcher bei meinem Aufenthalte in Hamburg meine Dido zum Durchsehen erhalten und mir noch nicht wieder zurückgeschickt hatte, geschrieben habe, sie mit eben dieser Gelegenheit an Dieselben zu übersenden. Ich nehme mir dabey die Freiheit Dieselben zu bitten, daß Sie in der Vorrede erwähnen wollen, daß dieses Stück schon mit Anfang des 1739ten Jahres und also einige Jahre vor dem Hermann fertig geworden und daß ich es seit dieser Zeit zwar verschiedenemal durchgesehen und verbessert habe, daß aber dennoch in einem Werke, das man verbessert, einige Spuhren der Jugend, darinnen es verfertiget ist, sich nicht auslöschen lassen und daß man dieselbigen vielleicht noch mehr in meinen beiden übrigen Stücken nemlich in den Trojanerinnen und dem Orest und Pylades finden würde, welche ich eben deßwegen noch später als die Dido in den Druck zu geben Willens wäre**).... Mit dem Herrn Prof. Holberg habe ich übrigens Bekanntschaft gemacht und ihm bei dieser Gelegenheit das Compliment abgestattet, welches mir Ew. HochEdelgeb. aufgetragen haben. Ich weiß nicht, ob er mir erlauben wird, diese Bekanntschaft fortzusetzen, weil er gar keine Gesellschaft liebt und ich das Glück vor ihn gelassen zu werden, welches Rittern vom Danebrog und sogar Ambassadeurs abgeschlagen worden, ohne alles Verhoffen durch eine kleine List erlanget habe. Vielleicht bekommen wir durch die Vermählung des Cronprinzen wieder Comödie hier zu sehen, wiewohl es im weiten Felde stehet .....

Derselbe an Denselben.

2 April 1744.

Was Ew. Magnificenz wegen Gegeneinanderhaltung der Dido und des Hermanns sagen, lasse ich mir gefallen. Man ist allemal in dem Urtheile von seinen eigenen Sachen dem Betruge am ehesten unterworfen und ob ich gleich das letztere Stück meinen andern Arbeiten vorziehe, so ist doch dasjenige nicht allezeit das

*). Ich füge das Urtheil Gottscheds, auf welches Schlegel sich hier bezieht, bei; man wird sehen, daß der ganze Brief eine milde Retorsion desselben ist. „Was die Schreibart dieses Stückes anlanget," heißt es in der Vorrede zum IV Bande der Schaubühne, „so muß ich zum Voraus erinnern, was ich dabey voraussehe. In vielen Landschaften von Deutschland wird man Stellen darinn antreffen, die, so niedrig und ungekünstelt sie auch hier zu Lande klingen, dennoch schwer zu verstehen, ja vielleicht nicht einmal zu errathen sein werden. Die Ursache ist, daß der Herr Verfasser, als ein Meißner, die alltägliche Sprache seiner Landsleute aufs genaueste nachgeahmet, die sich aber, mit vielen Redensarten, über zehn oder zwanzig Meilen weit nicht erstrecket. Ueberdies bringt die Lebhaftigkeit der hiesigen Landesart im täglichen Umgange es mit sich, daß man die abgekürzten, sonderbaren und kühnen Wortfügungen, mit vielen Erhebungen, Vertiefungen und mancherley Veränderungen der Stimme belebet, und verständlich macht. Diese aber lassen sich im Schreiben nicht ausdrücken, so sorgfältig man auch die grammatischen Unterscheidungszeichen anwendet. In fremden Provinzen aber, wo, so zu reden, die Melodie der täglichen Sprache von der meißnischen ganz verschieden ist, da wird man Mühe haben, diese Comödie an allen Stellen zu verstehen; bloß weil man sie nicht mit dem rechten Tone lesen und aussprechen kann."

**) Gottsched bemerkt in der Vorrede zum V. Bande der Schaubühne, daß die Dido früher geschrieben sei als der Hermann, zieht sie aber dem letzteren vor.

Digitized by Google

Beste, was uns die meiste Mühe gekostet hat. Unterdessen bin ich so überzeugt, daß eine sorgfältige Ausarbeitung der Verse zu einem guten Trauerspiele gehört, daß ich glaube, ein Stück wird sich ohne dieselbe niemals lange bey Ehren erhalten. Die Majestät des Trauerspiels unterhält sich größtentheils hierdurch, und ein bloßes überflüssiges Wort kann bei einem aufmerksamen Zuschauer den besten Affect lächerlich machen — — — —

Meinen Argwohn wegen der Worte — „Hole der Henker alle — —" lasse ich gerne sinken, wenn ich der einzige bin, der ihn hat und ich verwundere mich, wie ich darauf fallen können, da ich sonst überzeugt bin, daß andere Leute in diesem Falle viel argwöhnischer sind als ich. Wenn ich mir aber die Freyheit nehmen darf, Ew. Magnificenz zu sagen, daß es noch allezeit sehr hart ist, Fräuleins darunter zu verstehen, und einem ganzen Stande ein so verdrüßliches Compliment zu machen: so sollte ich fast meynen, es wäre besser, das „Hole der Henker" wegzulassen, und einen andern guten Einfall an dessen Stelle zu setzen, woran es dem Verfasser nicht mangeln wird.

Es ist mir sehr angenehm, daß die Dresdensche Zeitungsschreiberey sobald gefallen. Der Tod des Herrn Hofrath Königs wird Rosten noch einen stärkern Strich durch seine Rechnung machen*).

Den κριτικον διδασκαλον habe ich noch nicht gelesen, weil er erst nach der Messe hier zu bekommen sein wird. Ich werde aber nicht unterlassen, mir denselben wie alle andre Streitschriften zu Nutze zu machen. Mich haben die Sticheleien, die die Herren Schweitzer mir hin und wieder angebracht, von meinen friedfertigen Gedanken nicht abbringen können, und ungeachtet ich den Milton nicht mit Schweitzerischer Ehrfurcht anbethe, so kann ich nicht läugnen, weil Ew. Magnificenz meine Meinung wissen wollen, daß ich ihn auch nicht mit der Verachtung Essingers des Jüngern ansehen kann."

Die letztere Aeußerung scheint Gottsched übel vermerkt zu haben. Aus dem folgenden Briefe von Schlegel — es ist eben der in welchem er seine Uebersetzung der Elektra zurückfordert — ersehen wir, daß die Antwort ausgeblieben, und so finden sich denn auch von Schlegel weiter keine Briefe.

Es giebt einen Bericht von Joh. Adolph Schlegel, dem Vater A. W. und F. Schlegels über das Verhältniß seines Bruders zu Gottsched, der nach mehr als einer Seite hin zu charakteristisch ist, als daß ich ihn hier nicht beifügen, und mit Hülfe der mitgetheilten Actenstücke in das rechte Licht zu rücken versuchen sollte.

Adolph Schlegel sagt in einer Anmerkung zu einer der seiner Uebersetzung des Batteux angehängten Abhandlungen — II. 516 der dritten Auflage, in welcher sich die Anmerkung übrigens allein finden dürfte — bei Gelegenheit einer Erwähnung der gottschedschen Schule: „Ich rede hier von der eigentlichen gottschedschen Schule. Man hat sonst schon mehrmals fast alle gute Dichter Deutschlands aus ihr hervorgehen lassen. Auch meinem sel. Bruder und mir hat man diese unverdiente Ehre erwiesen, auf die wir doch gar keine Ansprüche haben. Mein sel. Bruder und ich setzten beide, sobald wir nur die Akademie betraten, den Entschluß

*) Rost hatte eine gegen Gottsched gerichtete Zeitschrift begonnen, die in dem Gottschedschen Briefwechsel mehrere Male erwähnt wird. Von Königs Feindschaft gegen Gottsched ist in einem andern Abschnitte die Rede gewesen; es mag dieser Mann die Hauptursache gewesen sein, weshalb es Gottscheden am Dresdner Hofe nie gelingen wollen.

Digitized by Google

bei uns fest, bei dem sel. Gottsched keine Collegia zu besuchen, und das zwar, damit wir ihm keinen Anlaß geben könnten, uns für seine Schüler zu halten. Denn aus verschiedenen Beyspielen wußten wir bereits, daß dieser Mann die Schwachheit habe jeden der seine akademischen Vorlesungen angehöret, sobald er in seiner Denkungsart von ihm abwich, für einen undankbaren Schüler anzusehen. Wer will aber gern einen Vorwurf solcher Art auf sich kommen lassen? Zwar traten wir beyde seiner Rednergesellschaft bey, und glaubten darinnen gar wohl eine Ausnahme machen zu können, nicht nur darum, weil sich dazumal sonst keine gute Gelegenheit in Leipzig fand, sich in der Beredsamkeit zu üben, sondern auch darum, weil dies kein Collegium, sondern eine Gesellschaft war, in welcher die Mitglieder nach vorhergegangener Beurtheilung des Vorstehers sich unter einander beurtheilten und eben davon sich den meisten Nutzen versprachen. Ja die Mitglieder dieser Gesellschaft erlaubten sich nicht selten die Freyheit Gottscheden in dem und jenem freymüthig zu widersprechen, wie solches absonderlich Herr Strube (Straube?) nach seinen feinen Einsichten in die Poetik sowohl als in die Grammatik sehr häufig that. Die mehrsten Reden die mein sel. Bruder in dieser Gesellschaft gehalten, handelten Sätze aus der Dichtkunst und Redekunst ab, die zwar seiner eigenen Denkungsart gemäß waren, aber sehr oft mit den Sätzen, die Herr Gottsched in seiner Dichtkunst und Redekunst behauptet, nicht übereinkamen, nicht selten ihnen ganz entgegenstunden; ohngefähr ebenso und in demselben verständigen Tone, wie es in der Rede oder Abhandlung von der Unähnlichkeit in der Nachahmung der Natur geschehen ist. Gleichwohl ist diese einzige dem Untergange entronnen. Die Uebrigen hat Herr Gottsched bey der Gelegenheit da eine Sammlung solcher Reden in den Druck gegeben werden sollte, aus den Händen des Herausgebers, als ihn dieser zu Rathe gezogen in die seinigen zu bekommen gewußt, und unterdrücket. Alle Bemühungen ihrer wieder habhaft zu werden sind vergeblich gewesen. Vermuthlich sind sie unter den gottschedschen Papieren mit verkaufet worden."

„Da es beinahe mehr Ehre bringt, sich von Vorurtheilen, denen man ergeben gewesen, loszureißen, als nie darinnen gesteckt zu haben, so hätte es dieser Rechtfertigung nicht bedurft, wenn mich nicht die historische Wahrheit dazu vermocht, und wenn nicht die Gedichte meines sel. Bruders beschuldigt worden wären, daß man an ihnen auch Ueberbleibsel aus der Gottschedschen Schule bemerke. Er war wenigstens drey Jahre vorher zur Akademie reif, ehe er dieselbe besuchte. Diese Zeit über widmete er ganz den schönen Wissenschaften und besonders auch deutschen Gedichten. Seine Poesie hatte sich also schon gebildet: sie hatte ihren eigenen Charakter, ehe er Herrn Gottscheden kennen lernte. Auch hatte sie nicht nach dem Wesen desselben sich gebildet, sondern nach den alten Griechen und Römern, nach den französischen Dichtern und nach unsern Opitz und Kanitz, denn Wernicke, der erst von den Schweizern aus seiner unverdienten Dunkelheit hervorgezogen, war dazumal noch ganz unbekannt. Wenn er von des sel. Gottsched Schriften Gebrauch machte, so waren es mehr die kritischen, als die poetischen; und was die Tragödie anbelangt, studirte er hauptsächlich den Hedelin, den Euripides und den Sophokles; aber auch in andern Gattungen von Gedichten hatte er den Horaz und Boileau zu Handleitern".

„Ueberhaupt pflegt man sich von derselben Zeit eine ganz falsche Vorstellung zu machen. Man bildet sie sich bloß nach dem Anscheine aus den da-

Digitized by Google

maligen Schriften, weil von Leipzig aus wenig oder nichts wider Gottscheden im Druck erschienen ist — — — Ich kam im Jahre 1741 auf die Akademie, also gerade zu der Zeit, da der kritische Krieg zwischen Gottsched und den Schweizern auszubrechen anfing. Der Begriff von Gottscheden, den ich mit nach Leipzig brachte, war sehr mäßig, denn unter der Anleitung meines sel Bruders, der meinem Geschmacke die erste Bildung gegeben, hatte ich bereits mit Miltons verlornem Paradiese, mit Bodmers Buche vom Wunderbaren und Wahrscheinlichen, mit Herrn Breitingers kritischer Dichtkunst und mit verschiedenen kritischen und poetischen Schriften der Franzosen mich bekannt gemacht, und eben dadurch auch die Schriften der Alten besser verstehen und fühlen gelernt. So mäßig aber mein Begriff von Herrn Gottscheds vielgerühmter Größe war, so fand ich doch, daß man in Leipzig einen noch viel kleineren Begriff von ihm hatte. Er war fast ohne Ansehn, als nur bei etlichen wenigen Schülern — — — — — — — — — — Man pflegt gemeiniglich die Belustigungen des Verstandes und Witzes ganz für ein Werk der Gottschedschen Schule zu halten: und das vornehmlich wegen der Streitschriften für Herrn Gottscheden, die dieser Monatsschrift eingeschaltet sind. Gleichwohl sind viele von denen, die daran gearbeitet, niemals Gottscheds Schüler gewesen, und gewiß sehr wenige nur seine Anhänger. Fast alle waren über diese Streitschriften mißvergnügt, aber sie vermochten nicht die Einrückung derselben zu verhindern, denn es verhielt sich mit den Belustigungen des Verstandes und Witzes nicht so wie nachgehends mit den Neuen Beiträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, die eben durch die Unzufriedenheit mit der Einrichtung von jenen hauptsächlich veranlaßt wurden — — — Der Belustigungen bediente man sich als einer gangbaren Monatsschrift, um seine Arbeiten in Druck zugeben — — — Eigentlich zu reden sind es demnach nicht die schweizerischen Streitschriften, die Gottscheds Ansehn in Leipzig gestürzet. Dessen bedurfte es nicht, weil es nicht mehr vorhanden war — — — — Aber sein Ansehen, das er anderwärts in Deutschland hie und da hatte, hatten sie erst geschwächt und nach und nach vernichtet". — — — —

So sehr diese Stelle für eine ganz objective Darstellung des Sachverhältnisses gelten will, so ganz und gar trägt sie die Farben der Zeit in der sie entstanden sein dürfte. Gottscheds Ansehen war gänzlich gestürzt, der Mann selbst war todt — so konnte ihn den freilich jeder Fallstaff auf den Rücken laden. Es macht einen widerlichen Eindruck, wie diejenigen, welche doch immer in einem nähern oder entfernteren Verhältnisse zu ihm gestanden hatten, nun hinterher auch gar nichts wollen mit ihm zu thun gehabt haben; der Umstand, daß sie doch nicht ganz unbedingt seine Anhänger gewesen, sondern eben nur mitgegangen, wohin er voranging, muß sich so auslegen lassen, als hätten sie das Alles, was diejenigen, welche entschieden nicht seine Anhänger waren, geltend gemacht, und was freilich bei ihnen eine gute Stätte fand, im Grunde schon gewußt. Selbst Kästnern, welcher doch in seiner Gedächtnißrede auf Gottsched einen nicht verächtlichen Versuch macht, demselben seiner historische Stelle anzuweisen, sieht man die Angst an, daß man ihn deßhalb doch noch zur Rotte Korah zählen könnte; seine Aeußerung über die Belustigungen und die Streitschriften in denselben stimmt mit der Schlegelschen fast wörtlich überein. Man hatte sich eben von Gottsched zwar losgemacht, aber man war noch nicht reif genug sich bestimmt bewußt zu sein, worauf es dabei an-

Digitized by Google

komme und also nicht im Stande sich vor den Rückfall vollkommen sicher zu fühlen.

Am wenigsten war Adolph Schlegel der Mann dazu. Es ist der erste Mißgriff, den man in der angeführten Stelle rügen muß, daß er sich mit seinem Bruder zusammennennt, und als einstimmig mit ihm darstellt. Er ist immer sehr unbedeutend geblieben; wie hätte ihn auch sonst nicht wenigstens der Ruhm seiner Söhne vor der Vergessenheit bewahren sollen, in die sein Name versunken ist. Wie sehr er seinem Bruder nachstand und wie ganz anders er organisirt war, davon ist das Verhältniß beider zum Batteux ein schlagender Beleg. E. Schlegel hatte vor dem Batteux das Princip der Nachahmung auf die Kunst angewendet, und zwar auf eine ganz eigenthümliche Weise, deren Erörterung ich mir auf eine andere Gelegenheit aufsparen muß; Adolph Schlegel begnügt sich den Batteux zu übersetzen, auch mit theils erläuternden, theils widerlegenden Abhandlungen auszustatten, in denen er sich viel mit dem Widerspruche zu thun macht, der in den spätern Litteraturbriefen seiner ersten Auflage entgegengesetzt war, und mit großem Behagen anführt, daß Batteux die Einwendungen bei der ersten Auflage, die ihm Huber übersetzt, in der spätern Bearbeitung mit Anerkennung zu widerlegen suche, und von seines Bruders Abhandlung nur eine historische Notiz giebt. Er hat offenbar den eigenthümlichen Standpunkt desselben nie gefaßt, und so begegnet es ihm hier, wo er zeigen will, daß er nicht Anhänger Gottscheds gewesen, daß er den oben angegebenen wahren Unterschied zwischen ihnen übersieht, und theils denselben durch Umstände begründen will, die vielmehr auf Einstimmigkeit hindeuten würden, theils eine nur äußerliche Entfremdung zwischen den beiden Männern annimmt, die in diesem Grade nicht stattgefunden haben kann.

Wenn E. Schlegel sich zuerst nach Boileau und andern Franzosen gebildet hat, so ist er anfangs dem Principe nach mit Gottsched einstimmig gewesen, denn eben diese waren die Lehrer und Vorbilder desselben, und hatte er die kritischen Schriften desselben verehrt, so kann er ein vollständiger Gottschedianer gewesen sein, wenn er auch niemals einen einzigen Vers von demselben gelesen hatte. Wir müssen es dem Bruder glauben, daß er in der That als Knabe auf diesem Standpunkte gestanden, und wenn er auf ihm verharrt wäre, so würde er eben immer Gottschedianer geblieben sein. Daß aber Elias Schlegel nur in Bezug auf Redeübungen mit Gottsched in Verbindung gestanden habe — die Notiz wegen des Collegienbesuchs müssen wir gelten lassen, obgleich es nahe liegt eine unwillkührliche Uebertragung von dem jüngern auf dem älteren Bruder anzunehmen, der, als jener auf der Universität eintraf, allerdings bereits einen ganz unabhängigen Standpunct einnahm — daß er ihm, wie damit zu verstehen gegeben wird, in Bezug auf die Dichtung keinerlei Einfluß auf sich selbst eingeräumt, erweist sich nach den mitgetheilten Notizen als irrig.

Was übrigens die Nachricht anbetrifft, daß man schon 1741 und zwar unabhängig vom Einflusse der Schweizer, in Leipzig auf Gottsched nicht viel gehalten habe, so würde sich hier erstlich erwidern lassen, daß Schlegel offenbar die persönlichen Abneigungen, welche der Prophet im Vaterlande erfährt, und also um soviel mehr, wer eine so hervorragende Stellung nicht einnimmt, mit einem litterarischen Gegensatze wenigstens vermengt, und zweitens

Digitized by Google

die Frage aufzuwerfen sein, warum man denn, wenn man so gegen Gottsched gesinnt war, sich ihm immer noch anschloß und seine Belustigungen auch nur in dem angegebenen Sinne benutzte. Aber weil hier allerdings ein etwas verwickeltes Verhältniß vorliegt, bei dessen Erörterung es auf die Feststellung des Begriffs eines Gottschedianers ankommt, und an der angeführten Stelle offenbar die Stellung der Gesellschaft der Bremer Beiträge angedeutet ist, so muß ich es mir vorbehalten, wo von diesen die Rede sein wird, auf diese Aeußerung Schlegels zurückzukommen.

3.

Wenn die „deutsche Schaubühne" zunächst den Zweck hatte, den Abgang der Neuberschen Schauspielergesellschaft zu ersetzen, so dürfen wir nicht zweifeln, daß dieß mit ihr im vollsten Maaße erreicht worden sei. Eine Schauspielergesellschaft konnte immer zur Zeit nur an Einem Orte wirken, und hinterließ vielleicht keinen bleibenden Eindruck. Das Werk eines berühmten Gelehrten dagegen verbreitete sich über ganz Deutschland, und übte seinen Einfluß gleichzeitig überall aus, auch forderte das anziehende Buch zu beständig erneuerter Lesung auf. Aber Gottsched war der Mann nicht um des größern Vortheils willen den kleinern zu verschmähen; er sucht sich gleichzeitig auch mit Schauspielern wieder in Verbindung zu setzen. Die Gelegenheit dazu fand sich bald.

In der Geschichte des Leipziger Theaters (von Blümner) heißt es Seite 75, nachdem die bekannten Verdrießlichkeiten Gottscheds mit der Neuberin, die Rosten Anlaß zu seinem mehrfach erwähnten epischen Gedichte gegeben, erzählt worden „Gottsched begünstigte nun eine andere Gesellschaft; Johann Friedrich Schönemann, aus Hannover gebürtig, eröffnete seine hiesige Leipziger Vorstellungen im Jahre 1740." Dieß ist der Sache nach richtig, giebt aber von Gottscheds Verhältniß zu diesem Manne eine falsche Vorstellung. Schon vor der Wiederkehr der Neuberin, also ehe von dem Zerwürfniß mit ihr die Rede sein konnte, hatte sich das neue Verhältniß angesponnen. Schönemann — der seit 1730 zur Neuberschen Truppe gehört hatte, und also Gottscheden ohne Zweifel persönlich bekannt war, schreibt diesem am 6 Sept. 1740: „Da die Frau Neuberin, sich aus Deutschland weggewendet, und dasselbe also jetzt des regelmäßigen Schauspiel entbehre, so habe er sich, sobald er von ihr abgegangen und zwar seit dem 15 Januar desselben Jahres eben hierauf applicirt, besonders Gottscheds Cato und Iphigenia in Rostock und Schwerin zur Darstellung gebracht, und wünsche sich nun auch in der Heimath dieser Kunstausübung, in Leipzig sehen zu lassen, wo er denn um dieselbe Wohlgewogenheit ersuche, welche Gottsched der Neuberin und den Ihrigen widerfahren lassen". Er stellt sich also ganz ausdrücklich als den Nachfolger derselben dar, und wenn Gottsched ihm seine Gunst zugewendet, so ist es gerade darum gewesen, weil er durch ihn die Lücke, die jene gelassen, auf willkommene Weise ausgefüllt fand; es ist von vorn herein geschehen und jene spätern Zerwürfnisse haben

Digitized by Google

nur etwa bewirkt, daß er ihn nicht etwa um der frühern Apostel willen hat wieder fallen lassen*).

Wirklich muß Gottsched diese neue Gelegenheit sogleich begierig ergriffen haben. In dem nächsten Briefe Wismar 6 Februar 1741 heißt es: „Ew. HochEdelgeboren Magnificentz auf mein Ersuchen mir gütigst ertheilte Antwort hat meinen Muht nicht wenig vergrößert; Und das geneigte Anerbieten, meinem angefangenen, obzwar nur noch geringen guten Unternehmen, durch Dero gütigen Raht und That bestärken zu helfen, veranlaßt mich, alle mögliche Kraft anzuwenden, daß Dero gütige Vorsorge an uns nicht übel angewendet sein soll." Zugleich beklagt Schönemann, daß er an Gottsched nicht 8 Tage früher geschrieben, denn nun sey dessen Antwort zu spät eingelaufen, als daß er zur Michaelismesse hätte nach Leipzig kommen können, er werde sich aber zur Ostermesse einstellen — woraus die Ungenauigkeit von Blümners Angabe hervorgeht, daß Schönemann schon 1740 in Leipzig gespielt habe.

Es folgt nun ein Briefwechsel ganz ähnlicher Art, wie der mit Neuber aus welchem ich Fragmente mitgetheilt habe. Auch Schönemann zeigt sich außerordentlich beflissen, den neuen Geschmack einzuführen, preist die Erfolge, welche die demselben angemessenen Stücke überall hätten, und bettelt unaufhörlich um mehr dergleichen, wie er denn schon in dem bereits angeführten Briefe der Alzire, welche den Zwist zwischen Gottsched und der Neuberin veranlaßt haben soll, sehnsüchtig entgegensieht. Aber hier macht sich ein Unterschied, ja ein Fortschritt gegen die frühere Gesellschaft bemerkbar. Bekanntlich waren die Schauspielgesellschaften damals sehr eifersüchtig auf den Alleinbesitz guter Stücke, wie dieß in der That bei ihrem herumziehenden Leben sehr gerechtfertigt ist, es stand also Schönemann von dem Repertoir Neubers im Ganzen nur das bereits Gedruckte zu Gebote, und er bedurfte also wiederum eines ganz neuen Zuschusses. Und dieser bestand nun hier in den in der nach und nach erscheinenden deutschen Schaubühne enthaltenen Originalstücken, die von Schönemann fast alle sogleich und zuerst aufgeführt wurden, und so war die neue Gesellschaft von vorn herein die Repräsentantin einer neuen Epoche, welche die alte nur hatte vorbereiten können, und Gottsched hatte die Freude das litterarische Unternehmen, welches er zunächst nur zum Ersatz der Wirksamkeit der letzteren unternommen hatte, von der ersteren im Sinne der ursprünglichen Bestimmung der in ihm enthaltenen Werke ausgebeutet zu sehen.

Auf diese Weise erklärt es sich, daß das gute Vernehmen zwischen Schönemann und Gottsched lange Zeit ungetrübt bestanden. Es geht fast

*) Lediglich um von Seiten irgend eines spätern Benutzers des Gottschedschen Briefwechsels nicht den Vorwurf hören zu müssen, daß ich eine wichtige Notiz in Bezug auf einen in der Geschichte der deutschen Kunst bedeutenden Mann übersehen, bemerke ich, daß in einem Briefe von Jo. Ad. Kulmus vom 1 Juli 1730, so wie in einem andern von Steinwehr, Berlin 14. Aug. 1733 von einem sich in letzterer Stadt aufhaltenden Improvisator Schönemann die Rede ist. Dieser hat mit dem Schauspieldirector nichts zu thun, denn es wird dieser Mag. Schönemann den 15. Sept. 1734 von Krause in Wittenberg als „unser neuer College" bezeichnet — was, welchen Sinn es auch haben mag, in dem Schreiben eines Universitätslehrers an einem andern auf den Mann, der seit 1730 Schauspieler war, nicht sehen kann.

bis zur Vertraulichkeit. „Ew. HochEdelgeborne Magnificenz schreibt jener einmal von Hamburg, werden auch 3 Pfund Thee bekommen. Den Zucker dazu konnte ich nicht gut mitkriegen, ich werde die Ehre haben, solchen selber mitzubringen, das geräucherte Fleisch soll mit nächstem auch ankommen.“ Und von Berlin aus erfolgen Sendungen von Sandern und besonders großen Karpfen, die Schönemann auf dem Markte gesehen und deren Anblick er Gottsched gönnen muß nebst Anweisung zur Bereitung. Man wird hoffentlich einen weiteren Beweis, daß Gottsched ein großer deutscher Dichter gewesen, nicht fordern.

Das Wohlwollen Gottscheds gegen Schönemann blieb ungeschmälert, als aus der Gesellschaft desselben im Jahre 1742 eine andere hervorging, deren Blüthezeit freilich erst in eine ganz andere, weit spätere Periode der deutschen Litteratur fällt.

Vom 17. März 1742 sind zwei Briefe an Gottsched datirt, die beide aus Hamburg kommen. Der eine ist von Adam Gottfried Uhlich, welcher bereits bei der Neuberschen Gesellschaft aufgetreten war, jetzt der Schönemannschen angehörte und nun bei dem Streit zwischen Schönemann und der Frau Schröder, in Folge dessen diese einen Theil der Gesellschaft des letzteren zu einer eigenen Truppe gebildet — M. s. Chronologie des deutschen Theaters S. 103. — sich auf die Seite der letzteren geschlagen hatte. Der andere Brief ist von Schönemann selbst; die eine Partei will Gottscheds Gunst und Beistand erwerben, die andere sie nicht einbüßen — beide Schreiben sind, wie dieß in solchen Fällen zu gehen pflegt, in großer Aufregung hingeworfen und voll ungemeßener Anschuldigungen — besonders poltert Schönemann 2 Seiten lang über des Ackermanns liederliche und schlechte Lebensart, des Uhlichs Ausschweifung, der Schröderin tückische Kunstgriffe und das pöbelhafte und diebische Bezeigen des ganzen Geschmeißes — beweisen aber dadurch um so mehr, wie Gottsched in diesem Kreise Alles galt. Da nun Schönemann der Schröderin geschickterweise gerade das ganz besonders zum Vorwurfe macht, daß sie sich mit einer Operistin und einem Harlekin habe verbinden wollen, Uhlich aber verspricht, sie wollten das Feuer der regelmäßigen Schauspielkunst nicht sobald ersticken lassen als Schönemann, so scheint Gottsched einstweilen mit beiden gut Freund geblieben zu sein. Wir finden ihn von jetzt an in Briefwechsel mit Uhlich, welcher als dramatischer Dichter auftritt, einen Entwurf zu einer Lucretia von Schlegel auszuführen beginnt, und Beiträge zur Schaubühne liefert. Aber dieß ist eben nur ein persönliches Verhältniß zu diesem Manne, die Schröder selbst oder Ackermann wenden sich nicht unmittelbar an Gottsched, und da ihre Gesellschaft sich bald einstweilen wieder auflöste, und Uhlich zu Schönemann zurückkehrte, traten sie gänzlich aus dem Gesichtskreis des Leipziger Aristarchen heraus.

Schönemann hatte sich schon bald nach der Trennung nach Berlin gewendet. Wie es hier unter Friedrich Wilhelm I. in theatralischen Dingen aussah, ist genugsam bekannt: Der „starke Mann“ hatte seit 1732 — S. Plümickes Berliner Theatergeschichte S. 111. — für die preußischen Staaten ein Generalprivilegium. Steinwehr schildert Gottscheden am 14. August 1735 wie es bei theatralischen Vorstellungen in Berlin zugehe. Interfui comoediae qua insulsiüs ipsoque rure striaque (?) quam olent omnia

Digitized by Google

infructius quicquam ne monte quidem conceperis. Nomen ei erat Cartouche*), sed ne sanus sim, si quod sibi volnerint stulti ac stipites illi exquirere potuerim. Nullus hic ordini locus, nullae elegantiae linguae utpote quae peregrinis vocibus, Marchionatibus et nescio quibus sordibus mirum in modum deturpabat (sic). Neque plane deerant verborum deliciae, die auch kein Hurenw. sollt hören unverdrossen. Nihilo secius Rex et Regina cum Principibus utriusque sexus, Principe Holstenio, Dessaviensibus et quidquid erat magnatum non intererant modo, sed rex ipse, pro ea, qua pollet optima quaeque discernendi facultate abiectissimos, quos effutiebant sermones tam effuso prosequebatur risu dicam an cachinno, ut vix ventrem continuerit. Vestes comoedorum erant sordidae nec titivillitii aestimandae. Est inter eos quaedam, voce ad cantillandum non omnino inepta nec rauca, praedita. Haec quotidie si Rex adest cantillat. Eoque flectanda est comoediae facies sive seria sit, sive ludieri argumenti, ut cantillet. Sed quid ego de seriis dico. Nihil nisi ludricra producuntur, quoad rex adest. Interim sunt ex prudentioribus, qui retulerunt comoedias quasdam ex theatro Italico excerptas ac olim a sese lectitatas tam misere tamen exhibitas, vix ut cognoscere potuerint. Illi quam spectabam et Pantalon et Scaramuzzo et Arlequino et Johannes Farciminalis ornamento erant.**) Und das waren denn freilich nach Gottschedschen Begriffen alle Entsetzlichkeiten zu gleicher Zeit. Allein unter Friedrich II. mußte es auch in dieser Beziehung besser werden — der französische Geschmack des Königs mußte wenigstens indirect auch dem französirenden deutschen Schauspiele zu Gute kommen.

In der Theatergeschichte von Berlin heißt es S. 161., Schönemann sei 1740 nach Berlin berufen, habe aber durch einen Contract gebunden den Ruf nicht sofort annehmen können, und so habe Eckenberg, im October die Erneuerung des Privilegiums erhalten. Von einer solchen Berufung melden Schönemanns Briefe an Gottsched nichts; daß sie vom Könige wenigstens nicht ausgegangen sein konnte, beweist die Abneigung desselben gegen das deutsche Theater, von der ich auch einen schlagenden Beweis vorzulegen habe. Den 26. September 1742 schreibt Schönemann, wie er vom Könige auf unterthäniges Ansuchen die Erlaubniß erhalten, in Berlin zu spielen, worauf er in der Mitte des Monats mit dem sterbenden Cato angefangen, übrigens versprecht man ihm alle guten Vortheile und den stärksten Schutz. Wir erfahren aus einem Briefe von Haude vom 4. December desselben Jahres,

*) Cartouche mit seiner Gesellschaft in einer Comoedie, vorgestellet von Mr. le Grand, Königlichen Hoff-Comoedianten und aus dem Französischen ins Deutsche übersetzet. Coelln 1722.

**) Steinwehr weiß überhaupt nicht viel Gutes von Berlin zu erzählen. „Des Kronprinzen Pallast hat zur Ueberschrift Palais du Prince Royal de Prusse, denn das sieht hübsch aus; deutsch würde nicht halb so prächtig sein. Man hat zum Schlafzimmer noch ein Fenster angebaut, wodurch das ganze Gebäude schief worden." Und bei dieser Gelegenheit gewinnen wir noch einen ganz besondern Blick in dortige Zustände. „Allein das Zimmer wird nicht sonderlich besuchet." Uterque conjugum Serenissimorum separatim dormiunt. u. s. w. — man kennt die Entfremdung, welche zwischen Friedrich II. und seiner Gemahlin stattfand.

Digitized by Google

worin die Vortheile bestanden. „Dem Herrn Schönemann" schreibt dieser, „geht es so übel nicht, als man drüben vielleicht glaubet. Er hat mir heute wissen lassen, daß ihm der König in der Burgstraße ohnweit dem Joachimsthalschen Gymnasio einen Platz angewiesen, dazu ihm der König das Bau-Holz, und vielleicht auch die übrigen Materialien schenken wird. Ein anderer habe sich erbothen, ihm 4000 Thlr. ohne Interessen vorzustrecken. Oben drüber soll er seine Wohnung bauen." Doch schreibt Schönemann selbst am 3. Mai 1743, das Vorurtheil des Königs, daß kein deutscher Dichter etwas vernünftiges schreiben, kein deutscher Schauspieler es vernünftig spielen könne, werde ein deutsches Schauspiel in Berlin nie aufkommen lassen. Das deutsche Schauspiel sei immer in einer gewissen Verachtung, weil es nicht gelinge, den König hinein zu bringen. „Wir machen also itzo einen neuen Versuch dazu, derselbe besteht darin: Es hat hier der Baron von Bilefeld.... ein neues Stück verfertigt unter dem Titel: „Die Beschwerlichkeiten des Hofes." Ich mußte das Stück den Donnerstag vor der Charwoche das erstemal aufführen, und gleich den Donnerstag und Freytag nach Ostern, wie auch gleich den Dienstag darauf wieder. Dieses Stück, welches gewiß den Beyfall aller Vernünftigen erhalten muß, hat hier viel Aufsehen gemacht.... Es fehlte die Woche nach Ostern nicht viel, daß der König nicht zu uns auf das Stück gekommen wäre, aber — es war deutsch. Um nun dem König wo möglich den Vorwurf zu benehmen, den er den Deutschen macht, übersetzt solches der Herr v. Bilefeld ins Französische, und will es dann dem Könige zum Durchlesen übergeben." Nichtsdestoweniger bekam Schönemann, wie Uhlich am 25. September 1745 schreibt, das Privilegium generale in allen preußischen und schlesischen Städten auf regelmäßige Stücke, während das auf Possenspiele dem Eckenberg verblieb; auch hatte er nach einem Bericht desselben vom 18. December Hoffnung auf einen königlichen Zuschuß, aus dem jedoch (vers. 12. Febr. 1744) nichts wurde. — In Breslau machte Schönemann im Frühling 1744 sehr gute Geschäfte — wie Uhlich schreibt, ist hier gerade das Trauerspiel am meisten besucht — und im Juli dieses Jahres trifft er mit Gottsched, der mit seiner Frau eine Reise ins Vaterland machte, in Königsberg zusammen, was dem großen Reformator der deutschen Litteratur gewiß sehr erwünscht war — wie hätte er nicht in seiner Vaterstadt mit einem so in die Augen fallenden Zeichen seiner Siege, wie eine Schauspielgesellschaft war, die überall mit dem sterbenden Cato debütirte, aufzutreten wünschen sollen! —

Obgleich mehrere Briefe aus der zunächst folgenden Zeit beweisen, daß man auch in Königsberg in gutem Vernehmen auseinander gegangen, hört doch nunmehr der Briefwechsel zwischen Schönemann und Gottsched auf, sei es, daß für Gottsched jetzt die Bühne mehr in den Hintergrund trat, er sammelte 1745 und 46 fleißig für seine Geschichte der deutschen Dichtkunst, zu der er sich aus vielen Bibliotheken altdeutsche Manuscripte kommen läßt; sei es das Schönemanns öftere Anwesenheit in Leipzig eine derartige Verbindung überflüssig erscheinen ließ. Doch läßt sich auf ein bald nachher eingetretenes Mißverhältniß vielleicht aus dem Umstande schließen, daß Gottsched bei dem vierten Theil der Schönemanischen Schaubühne (Nöthiger Vorrath S. 332.) die Bemerkung macht: „Es seien von dieser Sammlung, wo ihm recht sei, 5 oder 6 Bände, wovon er aber in keinem Buchladen etwas

Digitized by Google

bekommen können." Hätte noch eine Verbindung zwischen ihnen bestanden, so hätte er nur von Schönemann selbst das Buch oder wenigstens eine bestimmte Notiz über dasselbe fordern dürfen.

Nur von Uhlich, welcher aber, wie die Chronologie des deutschen Theaters ausweist, unterdessen von Schönemann abgegangen war, und in Hamburg von der Feder lebte, findet sich aus der nächsten Folgezeit noch ein Brief an Gottsched. Es erhellt aus demselben, daß die Angabe der Chronologie, er habe hier die Zeitungen geschrieben, ungenau ist; er verfaßte eine eigene Zeitschrift unter dem Titel poetische Zeitungen (1747), im Jahre 1748 als poetische Neuigkeiten fortgesetzt. Gewiß sind die Producte dieses Mannes unbedeutend gewesen, aber es ist Pflicht, sein Andenken von dem Vorwurf, der wegen seines wechselvollen Lebens und endlichen Unterganges auf ihm ruht, daß er ein roher, ungebildeter Mensch gewesen, zu schützen. Gottsched hatte ihn wie alle seine Correspondenten aufgefordert, nach alten deutschen Gedichten, zunächst nach Dramen zum Behuf des Verzeichnisses in der Schaubühne zu forschen. Uhlich hatte ihm, wie auch Schönemann, dergleichen schon mehrfältig zugesandt; jetzt nimmt er zu diesem Behufe folgende Wendung: „Wenn die auf beyliegendem Blatte verzeichneten Bücher noch nicht in Dero Bibliothek befindlich, und Sie ihnen doch einen Platz in derselben gönnen wollten, so ersuche mir dasselbe mit dem ersten zu melden, weil ich sie alsdann Herrn Geislern, welcher in der vollen Woche nach den Feyertagen — der Brief ist vom 6 April 1748 — von hier abreiset, mitgeben könnte. Ihre äuserliche Beschaffenheit ist nicht die beste. Ich habe sie aber mit Fleiß nicht wollen verändern lassen, damit ihnen Ew. HochEdelgeb. Dero Bücher-Livrey geben können. Da mir dieselben kein Capital kosten, so bitte, sie ohne Umstände anzunehmen; ich kann und werde nichts dafür empfangen, Ew. HochEdelgeb. möchten mich denn mit einem von Dero Werken beehren wollen, welches ich denn gewiß zu einem unvergeßlichen Andenken aufheben würde." Das Verhältniß zu Uhlich bringt einen Brief von einem Manne in die Gottschedsche Sammlung, den man gewiß nicht unter den Correspondenten des großen Harlekintödters vermuthen wird.

Franciscus Schuch an Gottsched.

Frankfurt a. M. d. 2. October 1748.

Ew. HochEdelgeboren werden verzeihen, daß ich mir unbekannter weiße die Freyheit nehme an Selbigen zu schreiben und zwar um desto eher, weil Herr Uhlich mir zu dieser Kühnheit Anlaß gegeben hat, welcher mir durch einige Zeilen aus Hamburg berichtet, daß er nach Leipzig reisen und allda unter Dero Hochgeehrtester Adresse einige Nachricht von mir erwarten wolle, ich habe Herrn Uhlichen zu meiner Gesellschaft angenohmen, weilen ich auf 3 Jahr lang nach Regenspurg zu dem Fürst Taxis, welcher in vergangener Oster-Messe hier in Frankfurth meinen Schau-Platz mit großem Beifahl tägl. besuchet, bin verschrieben worden, alwo nebst mir Jeder Acteur sein Glück finden wird, zumahlen dieser Fürst ein großer Liebhaber von regelmäßigen Stücken ist, und weil ich Tag und Nacht darauf bedacht bin, meine Schaubühne nach dem jetzigen Geschmack einzurichten, so finde ich auch überall einen vollkommenen Verdienst, habe also Ew. HochEdelGeboren wegen dem erst gelegtem Grund-stein

Digitized by Google

ergebensten Dank abzustatten und hat nächst diesem mir auch vieles beygetragen, daß ich fast ein ganzes Jahr mich in Strasbourg aufgehalten habe, alwo wöchentlich 3mahl das frantzösische Theatrum eröffnet wird u. s. w.

Es kann wohl keinen schlagenderen Beweis geben, welche Herrschaft Gottsched ausübte, als daß selbst der Mann, bei welchem sich die Burlesken am längsten erhielten, und den Lessing noch 12 Jahre später in Breslau in denselben bewunderte, um sich seiner Gunst zu versichern, ins Horn der Classicität stößt. Es scheint ihm wirklich damals mit der Sache ein wenig Ernst gewesen zu sein, wenigstens rühmt Grimm, welcher als Secretär des sächsischen Reichstagsgesandten Grafen von Schönberg in Regensburg lebte, indem er Gottscheden die Eröffnung der Schuchschen Bühne am letzten Weihnachtstage 1748 anzeigt, daß der Principal ein noch junger und sehr seiner Mann sei, der viel Vernunft besitze und voll der besten Gesinnungen für die gute Bühne sei. Ein ähnliches Zeugniß legt am 23. Jan. 1751 Reifstein in Kassel ab: „der Herr Schuch," schreibt dieser, „empfiehlt sich und seine ganze Gesellschaft zu beharrlicher Wohlgewogenheit. Er hat bisher hieselbst die besten Stücke der deutschen Schaubühne mit vielem Beyfall der Kenner und so mancher Gnadenbezeugungen des Hofes aufgeführt. Der Schmutz hat seine Bühne völlig verlassen, und die Natur wird von einigen seiner Spieler öfters glücklich nachgeahmt. Nur der Schwulst in Gebehrden, Stellungen und Bewegungen des Körpers, den die meisten deutschen Schauspieler als eine nothwendige Schönheit ihrer Kunst ansehen, vermindert öfters den Beyfall, welchen sonst viele unter ihnen verdienen. Herr Schuch, seine Frau, Uhlich, Meyer und die beiden fürtrefflichen Tänzer machen dem Theater und ihnen selbst viel Ehre. Künftige Ostern gehn sie auf die Messe nach Frankfurt. Cato, Zaire, Alzire, Atalanta, das Gespenst mit der Trummel, Elisa, Kanut, Merope, Orest, der Ruhmräthige, der Geizige, und unter den Burlesken" die also doch nicht ganz wegfielen, „der Hof zu Belveder und der Baron Zwickel haben bishero den allgemeinsten Beyfall erhalten. Bei Gelegenheit aber der von Ew. Magnificenz verfertigten oder übersetzten Stücke ist Deroselben Name bei Hofe öfters in rühmliche Erwähnung gekommen." Der spätere letzte Mohikaner der Harlekinaden muß damals vom gottschedschen Geiste ganz besessen gewesen sein, er macht in diesem Sinne den extravagantesten Plan, den man erdenken kann, „Herr Schuch" schreibt derselbe Reifstein den 5. März desselben Jahres, führet auf seiner Bühne noch immer glücklich fort. Künftige Woche wird er die Pariser Bluthochzeit aufführen. Er ist noch auf dem Vorhaben, von Straßburg nach Paris zu gehen. Ich gestehe es, der Anschlag ist verwegen; führt er ihn glücklich aus, so wird er Ehre und Nutzen davon haben. Allein womit sollte er wohl die Undeutsche Pariser belustigen. Und würden nicht die meisten deutschen Fremdlinge die ersten sein, ihrer Gewohnheit nach auf alles was Deutsch ist, zu lästern, um sich selbst bei den Franzosen desto beliebter zu machen? Allein es wäre eine schöne Gelegenheit für ihn und für seine Leute, viel zu lernen. Hier will er es gar wagen, Cäsars Tod französisch aufzuführen. Aber einer seiner Tänzer, der zugleich ein französischer Comoediant war, ist ihm durchgegangen, und dieser sollte Cäsar sein, vielleicht lachen wir also dießmahl nicht im Trauerspiel."

Auf diese Weise sehen wir hier Gottsched noch immer eifrig um das deutsche Theater bemüht, und sein Princip unbeschränkt vorherrschend. Die

Digitized by Google

Zeit zur Verdrängung desselben war noch nicht gekommen; wer eine Berühmtheit erringen wollte, ja wer auch nur Leistungen hervorzubringen wünschte, die in der Zeit auf Geltung Anspruch machen konnten, mußte sich ihm näher oder entfernter anschließen, geht doch Lessing sogar in seinen Jugendwerken im allgemeinen noch auf dem von ihm gebahnten Wege fort.

Unter denen, welche in persönliche Verbindung mit Gottsched getreten sind, will ich nur auf zwei etwas näher eingehen. Zuerst fällt uns ein Mann ins Auge, der später mit dem zuletzt genannten Reformator der deutschen Bühne bei der Unternehmung, welche, obgleich sie an sich mißlang, doch den größten Einfluß auf sie ausgeübt hat, gemeinschaftliche Sache zu machen bestimmt war, J. F. Löwen. Er hatte Gottsched ohne Zweifel als Mitglied der Gesellschaft Schönemanns, dessen Schwiegersohn er später geworden ist, in Leipzig oder Königsberg kennen gelernt. Löwen schreibt an Gottsched den 25. August 1752 aus Hamburg.

Löwen an Gottsched.

Hamburg, am 25. August 1752.

Die Ehre, Ihre Gewogenheit zu genießen, und zugleich das Urtheil eines Mannes zu erhalten, bey dem ich ohnmöglich gleichgültig bleiben kann; dieß entschuldiget meine Dreistigkeit, Ihnen schriftlich aufzuwarten, und verspricht mir eine gütige Aufnahme von den ersten Bogen meiner periodischen Schrift, die ich für Sie mit beygeleget habe.

Ich bin so glücklich gewesen, mit meinen poetischen Nebenstunden, den Beyfall verschiedener Kenner zu erhalten; aber eben dieser Beyfall würde mir um ein großes schätzbarer seyn, wenn Ihr ungeschminktes Urtheil, mich des Beyfalls dieser meiner poetischen Versuche, als auch der beykommenden Betrachtungen des Christen bey den Gräbern gütigst versichern wollten, Ihr Ausspruch wird mir es sagen, ob ich hauptsächlich bey der Ausarbeitung der gegenwärtigen Blätter, nicht ganz unfähig zu der Behauptung des gewählten Charakters sey? oder, ob ich lieber diese ernsthafte Bemühung einem geschicktern Kopfe hätte überlassen sollen? Ich habe die Ehre, mit aller Hochachtung zu seyn ꝛc.

Ein noch näheres Verhältniß verräth ein Brief vom 28. April 1753.

Derselbe an Denselben.

Hamburg, am 28. April 1753.

Ew. Wohlgeb. werden das erste Stück meiner Beyträge ohne Zweifel richtig erhalten haben. Jetzt habe ich eine besondre Bitte an Sie. Es ist mir recht sehr viel daran gelegen, daß die gegenwärtige Abhandlung, die Ihnen Hr. Wendler zustellen wird, noch in dieser Messe herauskomme, weil ich das Verlangen eines hohen Gönners dadurch befriedige. Herr Wendler macht itzt einige Schwierigkeit in der Eile sie zu übernehmen, zumal er die Martinische Handlung an sich gekauft hat. Ich sollte denken, daß mir Ew. Wohlgeb. bey Herrn Breitkopfen leicht diesen kleinen Verlag auswürken könnten, zumal ich Sie recht sehr ersuche, nach Ihren Gutdünken Stellen durchzustreichen, zu ver-

Digitized by Google

bessern, oder auch zuzusetzen. Ich verlange überdem für diese Kleinigkeit von ein paar Bogen nichts als ein Dutzend Exemplaria. Mit der größten Hochachtung habe ich die Ehre zu seyn" ꝛc.

Ueber der andern Persönlichkeit, die hier in Betracht kommt, schwebte bis dahin ein Dunkel, das in der That zu einer Verwechselung Veranlassung gegeben hat. Gervinus sagt IV S. 369 wo er von Joh. Christ. Krüger, dem Verfasser der Geistlichen auf dem Lande spricht, die später den Aerzten des Lessingschen Mylius zu Grunde lagen — von welches letzteren Anhängerschaft an Gottsched übrigens beiläufig gesagt, der Briefwechsel keine auffallenden Beweise enthält, vermuthlich weil Mylius in jener Zeit Leipzig nicht verlassen und also keinen Briefwechsel mit Gottsched geführt hat. — „Man verargte es beiden und so auch Gottlieb Fuchs, daß sie das Theater zu persönlicher Satire mißbrauchten; sie blieben in sich zerrissen, kämpften mit Armuth und schrieben oder übersetzten aus Noth, und wo sich Krüger herausnahm, wie in den allemannischen Brüdern, die er seiner Landsmännin Gottsched dedicirte, nur mit Schlegel zu wetteifern, da kam ein knappes und albernes Kinderwerk heraus." Daß in diesem Satze ein Irrthum verborgen sein müsse, geht für den Kenner der Zeit aus der Unwahrscheinlichkeit hervor, daß Joh. Christ. Krüger, welcher 1742 in Berlin zu Schönemanns Gesellschaft getreten war, und nach der Lebensbeschreibung, die Löwen seinen Schriften (1763) voransendet, bei seinem Aufenthalte in Leipzig mit Gellert, Cramer, Schlegel und Gieseke, in Braunschweig mit Ebert, Gärtner, Rabener und Zachariä Umgang gepflogen hatte, 1746 dem Gottsched ein Buch gewidmet haben sollte, und zwar ein Trauerspiel, während er doch seiner ganzen geistigen Physiognomie nach nur zum Lustspieldichter bestimmt gewesen zu sein scheint. Noch unwahrscheinlicher wird dieß, wenn man annimmt, daß die Zusätze vor den Geistlichen auf dem Lande von Krüger selbst herrühren, was freilich nicht ganz feststeht; denn hier wird 1744 für das berüchtigte Rostsche „Vorspiel" gegen Gottsched Partei genommen. Es handelt sich hier um zwei ganz verschiedene Personen, der Lustspieldichter Joh. Christian war aus Berlin gebürtig, der Trauerspieldichter Benjamin Ephraim aus Danzig. Der letztere wird zum Unterschiede von dem ersteren von den Zeitgenossen, z. B. von A. Schlegel in der eben angeführten Stelle aus seinem Batteux als der Danziger Krüger bezeichnet. Ueber seine Persönlichkeit und sein nahes Verhältniß zu Gottsched geben folgende Brieffragmente Aufschluß, deren Mittheilung ich mir um so mehr erlaube, da sie auf Gottscheds Charakter ein günstiges Licht werfen.

B. E. Krüger an Gottsched.

Wittenberg 1746 d. 27 Martii.

Ich hoffe Verzeihung zu erlangen, daß ich mich gewagt, der hochzuehren Frau Professorin mein Trauerspiel zuzuschreiben. Die viele mir erzeugten Wohlthaten, die ich in Dero Hause genossen, und die Gewogenheit, welcher, Ihro Magnificenz mich gewürdiget, haben diese Regung der Dankbarkeit hervorgebracht. Noch auf einem Grunde beruhet mein Unterfangen, der hochgeehrten Frau Professorin, diesen Versuch zu widmen. Ich habe die Ehre ihr Landsman zu seyn. Wer solte sich nicht drengen, einer Frau die seiner und ihrer Vaterstadt, durch ihren Witz und Verstand so viel Ruhm erwirbt, die

Digitized by Google

Hochachtung, die er für sie in seinem Herzen heget, auch öffentlich zu bekennen. Zumahl wenn sie ihre Fähigkeit, und ihr gründliches Wissen in einem Theile der Gelehrsamkeit schon an den Tag geleget, und sogar Meisterstücke darin hervor gebracht hat, in dem man sich selbst, durch Fleiß und Mühe zu erheben trachtet. Ich traue auf ihre Güte Magnifice, und hoffe also eine desto leichtere Vergebung meiner Kühnheit. Ich werde sowohl für diese Huld, als alle sonst mir ertheilte Wohlthaten, mit aller Hochachtung unausgesetzt verharren ꝛc.

V. E. Krüger an Frau Gottsched.

Wittenberg 1746. d. 20. Mai.

Ich habe die Ehre, hochgeneigte Gönnerin! daß wir in einer Stadt die Welt erblicket; sie haben die Güte gehabt mich so lange mein Aufenthalt in Leipzig gewähret, mit Wohlthaten zu überhäufen. Es sind also theils die Verbindlichkeit, einer so berühmten Landsmännin meine Hochachtung, auf das feyerlichste zu bezeigen, theils die Dankbarkeit, die Quellen meines Verhaltens gewesen.

Ich will ihnen meine völlige Schwäche zeigen. Die Eyfersucht über den Ruhm, welchen sie sich durch ihre Panthea erworben, hat mich auf den Entschluß geleitet, den Bemühungen, einer unverbesserlichen Vorgängerin nachzuahmen. Der Name eines tragischen Dichters schien mir zu schön, als daß ich ihn gleichgültig hätte ansehen können, und reitzte mich meinem Vaterlande die Ehre zu erwerben, die es bereits von ihnen erhalten. Ich wagte es daher, die von ihnen mit so guten Erfolg betretene Bahn auch zu beschreiten, und folgte würklich, mit verwegenen aber schwachen Schritten. Wie glücklich oder unglücklich meine Bemühung ausgeschlagen, wird Dero gütiges Urtheil lehren. Ich mag aber noch so unglücklich in meinem Unterfangen seyn; Es wird mir doch all zeit die Ehre bleiben, daß ich kühn genug gewesen, ihnen nach zu eyfern, und der erste von unsern Landes Leuten bin, den sie durch ihr Vorbild, zur tragischen Dichtkunst aufgemuntert haben; hat mein Trauerspiel, nicht die Vorzüge, durch welche sich Panthea erhebt, so richtet mich Rachels Ernst mit dieser vorher gegangnen Veränderung auf

Kan ich im Dichten nicht der Gottsched ähnlich werden,
O! es ist Raum genug vom Himmel bis zu Erden.

Nehmen sie also hochgeneigte Gönnerin, mein Gedicht als ein Siegeszeichen an, so geringschäzig auch die Ehre dieses Sieges ist. Beurtheilen sie dasselbe, nicht nach seinem würklichen Wehrte, sondern nach den Kräften des Verfassers; Und gönnen sie meinem Allemannschen Brüdern, die ihnen meine Erkentlichkeit für die im Ueberfluß mir erzeigte Wohlthaten, an den Tag legen sollen ein geneigtes Gehör. Ich werd für diese neue Wohlthat, mit aller Hochachtung, und Unterthänigkeit unausgesetzt verharren ꝛc.

Einen Theil von dem ersten Briefe wünscht Krüger am 9. April seinem Stücke als Vorrede vorgesetzt zu sehen; bei dieser Gelegenheit ersucht er auch Gottsched, sich des Stückes gegen die etwaigen Kritiken anzunehmen. Hierzu fand sich bald Gelegenheit; im Hamburger Correspondenten wird das Stück getadelt und zugleich die Gelegenheit ergriffen, dem Gottschedschen Ehepaare eins zu versetzen. Krüger schrieb eine Antikritik aber zunächst gingen für ihn aus der Sache große Verdrießlichkeiten hervor.

Digitized by Google

B. E. Krüger an Gottsched.

Wittenberg 1746. d. 14. Septbr.

Die Recenſion meines Trauerſpiels hat mich in die elendeſte Umſtände verſetzet. Meine Feinde haben, ohne daß ſie es wiſſen mich in das gröſte Unglück geſtürzt. Mein Vetter aus Danzig, hat die Recenſion geleſen ſie hat ihn wieder mich aufgebracht. Noch heftiger iſt er erzürnet worden, Da ihm der Rahts-Herr Schlief, bey dem er wegen der eines Stipendii geweſen, daſſelbe verſagt, und dieſe Worte dabey fahren laſſen: wer ſolche Poſſen ſchreibet wie ihr Vetter iſt keines Stipendii werth. Daß aufgebrachte Gemüht meines Vetters hat mir nun alle Beyhülffe verſaget, die ich von ihm gehabt, Niemand nimmt ſich meiner an. Er will meine Bitte und Entſchuldigungen nicht weiter leſen, und hat mir meine Briefe unerbrochen zurükgeſand, weil ich ihm nicht gefolget, und die Poeſie verlaſſen. Meine Mutter kan mir nicht helfen, ich bin alſo, von Gelde und allen Nothwendigkeiten, und Gelde entblöſt, und mit Schulden überhäuft. Kan mein Elend wohl gröſſer ſeyn? Unmöglich kan ich mich entſchlieſſen dem Rahte meiner Mutter zu folgen, und eine Condition zu ſuchen. Ich muß mich in der Theologie, und im Ebräiſchen noch feſter ſetzen, wenn ich eine Beförderung hoffen will. Ich kan bey dieſen Umſtänden alſo weder die Univerſität verlaſſen, noch auf derſelben länger leben.

Weil der Zorn meines Vetters mehrentheils aus dem Vorurtheile entſpringet, mein Trauerſpiel ſey würklich ſo ſchlecht als meine Feinde vorgeben. So hoffe ich ihn einiger maſſen durch meine Vertheidigung zu beſänftigen. Von ihrer Güte alſo Magnifice hab ich die Wiederherſtellung meines Glückes zu hoffen. Laſſen ſie ſich mein ungemeines Elend bewegen, bereden ſie Herr Dicken den Druck meiner Vertheidigung zu befördern. Vielleicht erlang ich meinen Endzweck, und ich werde ſie als den Urheber meines ganzen Glückes betrachten müſſen. Verſagen ſie doch Magnifice dieſe Hülfe, einem höchſt unglücklichen nicht, der vom Hunger und Kummer bedränget, iſt. Ich werde für dieſes Zeichen Dero beſondren Wohlgewogenheit beſtändig verharren ꝛc.

Derſelbe an Denſelben.

Wittenberg 1746. d. 30 Septbr.

Sie überhäufen mich mit Wohlthaten. Ich werde nimmer im Stande ſeyn mich dankbahr genug zu erzeigen. Ich habe Dero geneigte Zuſchrift vor Zwey Tagen erhalten. Eine kleine Reiſe aufs Land zu meinem Landsmann, der ein Prediger ohnweit Wittenberg iſt, hat verhindert, daß ich nicht ſo glücklich geweſen bin Dero geehrtes Schreiben gleich zu erhalten. Bey der Durchleſung deſſelben ward ich über Dero Güte in eine angenehme Verwundrung geſetzt. Wie ausnehmend iſt nicht dieſelbe? Ich werde ſie beſtändig als den Urheber meines Glückes verehren. Ich werde beſtändig trachten, ihnen mein Dank begieriges Gemüthe zu erkennen zu geben. Ich weiß nicht ob ich ſo kühn ſeyn darf Dero gütiges anerbieten anzunehmen. So große Würkung gleich die Vorſprache eines ſo ungemeinen Gönners haben möchte, ſo wäre es doch zu unverſchämt, ſo viel Bemühungen von ihro Magnificenz zu wünſchen, und Dero Huld zu mißbrauchen. Jedoch wozu treiben uns Noht und Mangel nicht? Dieſe ſind es welche mich ſo verwegen machen, ihro Magnificenz, um einen Vorſpruch bey meinem Vetter demüthigſt zu erſuchen.

Sie vergrößern dieſe Güte noch durch ein Geſchenke, welches ich nicht ver-

Digitized by Google

dienet. Ich habe die Ehre ihnen den unterthänigsten Dank für dasselbe abzustatten, und mich Lebenslang ihnen Verpflichtet zu erkennen ꝛc.

Gottsched schrieb wirklich an den Herrn Müller und rettete dadurch den jungen Mann, der sich übrigens wie es scheint die Sache hat zur Warnung dienen lassen, denn von weiterer poetischen Thätigkeit desselben ist nichts bekannt. Mahomet IV. im V Bande der deutschen Schaubühne (1741—45) war schon früher geschrieben worden.

In Folge von allen diesen neuen dramatischen Interessen und Verhältnissen würde der alte Freund Neuber und seine Frau bei Gottsched wahrscheinlich ohnehin etwas in den Hintergrund getreten sein, wären auch nicht sogleich nach der Rückkehr derselben aus Rußland die bekannten ärgerlichen Zwistigkeiten ausgebrochen. Die Verstimmung, welche sich auf Veranlassung derselben aller Freunde Gottscheds bemächtigte, und die Bereitwilligkeit, welche sich bei ihnen kund giebt, demselben allerlei Anekdoten, die besonders den Ruf der Neuberin zu benachtheiligen geeignet waren, zuzutragen, gestattet nicht den Briefwechsel für diese spätere Lebensperiode derselben als zuverlässige Quelle zu betrachten. Am meisten ist von der Gesellschaft in den Briefen Schönemanns und Uhlichs die Rede; dem ersten ist es offenbar sehr unlieb, daß sie schon nach so kurzer Zeit aus Rußland zurückgekehrt; er erkundigt sich oftmals ängstlich wo sie jetzt sein möge. Auf die Rivalität, und zugleich auf das preußische Privilegium Schönemanns geht z. B. folgende Stelle in einem Briefe Uhlichs an Gottsched, an die sich das sonst bekannte leicht anknüpfen läßt.

Uhlich an Gottsched.

Breslau, 13 April 1744.

Morgen kommt er — Schönemann — erst aus Berlin wieder zurück, wo er sich häuslicher Angelegenheiten halber 14 Tage aufgehalten. Er hat die Neuberin und Suppigen zu gutem Glücke da gefunden und beyden ihre Concepte, wie er uns schreibt, sehr verdorben. Sonst gehen hier wunderliche Gerüchte von der Neuberin herum. Bald soll sie sich vom Manne haben scheiden lassen, bald soll sie eine Frau Amtmännin, bald eines Amtmanns Concubine seyn; bald hat sie ihre Gesellschaft aufgegeben, bald soll Neuber Thorschreiber und bald wieder Verwalter sein."

Ergiebt sich heraus jedenfalls ein innerlich sehr zerrütteter Zustand der Gesellschaft, so wird ihr äußerer Verfall durch eine Notiz, welche Grimm aus Frankfurth mittheilt, erklärt: „die Frau Neuberinn, schreibt dieser (11 Oct. 1745) fängt ihre Sachen allezeit sehr listig an. Sie sitzt bereits volle drey Wochen mit ihrer ganzen Bande hier und hat noch kein Stück aufgeführet. Heute, höre ich, wird sie ihre Bühne mit dem Britannicus eröffnen, und in 6 Tagen sind der Hof und alle Gesandschaftlichen Gefolge weg, alsdann ist Geld zu verdienen. Sie hat sich eine Bude gebauet, welche sie nicht eher hat können zu Stande bringen, obgleich ihr Herr Gemahl einige Wochen vorher hier war, Anstalten vorzukehren. Ich befürchte, daß sie großen Schaden haben wird. Der Pöbel läuft zur müllerschen Bande. Was aber vornehm ist, geht in die Pantomime*). Diese wird von lauter Kindern von 12—16

*) Des Nicolini; sie hat Lessing zu einem Briefe über die Pantomime der Alten Veranlassung gegeben.

Digitized by Google

Jahren aufgeführet und ist sehr artig, die Verzierungen aber vom Theater prächtig und vielfältig. Diese Leute ziehen auch den größten Gewinnst. Ueberdieß sind die Operisten hier, welche an der letzten Ostermesse zu Leipzig gewesen. Unsere Gräfin von Schönberg ist vorige Woche krank geworden. Auch das thut der Neuberinn Schaden, und benimmt mir die Hoffnung, daß wir ihr Favorit-Stück die Hausfranzöffinn werden zu sehen bekommen." Uebrigens war, beiläufig gesagt, an diesem Unglück der Neuberin, das auch in der Chronologie des deutschen Theaters erwähnt wird, Niemand Schuld als Grimm und Gottsched selbst; denn Grimm hatte am 5 August 1745 an Gottsched geschrieben: „Es ist schon einige Mal bei Tische von der Komödie, die bey künftiger Wahl hier seyn wird, gesprochen worden, und Sr. Excellenz (der Graf von Schönberg) die wegen des Marschallamtes davon wissen, haben sich verlauten lassen, daß die Leipziger Banden beyderseits herkommen würden. Dieses soll nun die neuberische und schönemannsche sein. Keine französischen werden dermalen kommen, hingegen spricht man von einer italienischen Oper und Pantomime, wiewohl davon Sr. Excellenz nichts gemeldet hat. Ich habe dieß nur zum Besten des Herrn Schönemann an Ew. Magnificenz berichten wollen, welcher wohl thun würde, wo er bei Zeiten nach Frankfurt käme und den Beyfall vorher weghaschte, zumal da schon viele Herrschaften hier sind, auch die Messe nahe ist."

Auf die Zeit des tiefen Verfalls, es ist dies das letztemal, daß Gottscheds alte Freundin in seinem Briefwechsel vorkommt, bezieht sich auch folgende Nachricht des Herrn v. Scheyb in Wien vom 27 Jun. 1753: „die Frau Neuberin ist von Frankfort berufen worden und alß sie auftrat, so nahm man zwar eine vernünftige Actrice wahr, allein ihre Stimme war so schwach, daß man sie fast nicht verstund. Ein andermahl schrye sie und polterte über die maßen, daß sich die Stimme überschlug. Dann will sie sich im Aufputz nicht nach Wien richten. Sie kam als Königin nescio qualis wie eine neapolitanische aufgeputzte Princessin zum Vorschein. Ihr Kopf sah dem Kamme eines Schlittenpferdes gleich."

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß nunmehr allerdings die Frau entschieden in den Vordergrund tritt, so wie sie allerdings nach Ausweis eines in Blümners Theatergeschichte von Leipzig abgedruckten Contractes immer geradezu als Mitdirectrice zu betrachten gewesen ist. Vielleicht war Neuber in Rußland kränklich oder unordentlich geworden; wann er gestorben, ist nicht ersichtlich, jedenfalls dürfte der Umstand, daß die spätern Berichterstatter nur die Frau noch gekannt, auf ihre Auffassung des früheren Verhältnisses einen Einfluß gehabt haben; daß Lessing ihr das Zeugniß giebt, sie sei ein Weib von männlichem Geiste, schließt nicht aus, daß sie sich eben dazu zum Theil erst an ihrem Manne gebildet haben möge. Wenn man in Betracht zieht, daß wie sie entschiedener in den Vordergrund tritt, zugleich eine Freimachung der Gesellschaft von Gottscheds Einfluß, ja ein Gegensatz gegen denselben bemerkbar wird, so stellt sich das Verhältniß so heraus, daß sie sich etwa von vorn herein in diesen nicht eingelebt haben möge wie der Mann, was auch der Natur dieses eine gewisse classische Bildung voraussetzenden Princips ganz angemessen ist, wo man denn, will man diesem Princip eine historische Berechtigung nicht zugestehen, sich vollkommen berechtigt fühlen mag, sie für bedeutender zu halten als den Gatten; wenigstens ist es auf diese Weise erklärt, wie

Digitized by Google

die spätern Zeitgenossen, die zu Gottsched in unmittelbarem Gegensatze standen, den Johann Neuber auf eine Weise als unbedeutend darstellen, die er nach den eben mitgetheilten Briefen durchaus nicht verdient.

Den letzten Versuch machte Gottsched bei der Kochschen Gesellschaft. Koch, welcher im Jahr 1750 als Principal auftrat, war freilich mit Lessing befreundet gewesen, und zwar in so hohem Grade, daß seine Uebersiedelung nach Wien zu den Veranlassungen gehörte, welche Lessings Abgang von Leipzig bewirkten, aber wenn Lessing selbst damals sich noch nicht gründlich von den alten Principien losgemacht hatte, scheint auch Koch in der Hauptsache, denselben angehangen zu haben, wenigstens ward in Wien eine Uebersetzung des Voltaireschen Oedipus von ihm gedruckt. Gottsched machte sich in doppelter Weise um ihn verdient — zuerst durch Angabe einer verständigen Form des in Leipzig zu erbauenden Schauspielhauses, wie sie seitdem allgemein gebräuchlich geworden ist; die bisherigen Schauspielhäuser waren nach Art der Kirchen länglich — wie z. B. das Opernhaus in Berlin noch diese Form hat — hier aber ward nach dem Muster der Alten das Halbrund angewendet. Die Stelle aus dem Neusten in der anmuthigen Gelehrsamkeit, in welcher Gottsched selbst darüber Bericht abstattet, findet sich in Blümners Leipziger Theatergeschichte S. 89 abgedruckt. Die anderweitigen Bemühungen Gottscheds um Koch, und die bereitwillige Anerkennung, welche diese anfangs fanden, gehen aus folgenden Briefen hervor:

H. G. v. Globig*) an Gottsched.

23 Febr. 1751.

Nachdem ich mit Mühe und Noth die versprochene Comödie, Cenie betitelt, endlich wiederbekommen habe; so sende ich solche hierbey ohne Anstand.

Daß Koch in nächster Messe sie spielen möge, dazu habe ich, nach Anleitung Ew. HochEdl. an mich unter dem 13ten dieses Monaths abgelassenen Briefs, den Herrn Directeur Cammerherrn von Dießkau**) zu praepariren sich Gelegenheit genommen. Die Pièce selbst hat seine große Approbation und noch größere idée macht er sich von der Uebersetzung, welche die Frau Professorin damit vornehmen wollen.

Derselbe an Denselben.

20. März 1751.

Ich statte hierdurch für das Ueberschickte Exemplar von dem auf den Friedrichstag gemachten Vorspiele schuldigsten Dank ab. Es freuet mich dabei

*) Früher Privatsecretär des Grafen von Manteuffel und daher Gottscheden befreundet, zuletzt Präsident des Consistoriums in Dresden.

**) Damals Maitre de Plaisir und Beschützer der Kochschen Gesellschaft, sagt die Ehrenelegie des teutschen Theaters. Später sehen wir Gottsched bei ihm über Koch Klage führen. Es ist nicht klar, was für eine Art von Verhältniß wir hier anzunehmen haben, und wie Koch diesem Manne hat untergeben sein können. Jedenfalls mußte der Umstand, daß Koch am Dresdner Hofe Freunde und Gönner hatte, Gottsched um so mehr bestimmen, ihn wo möglich in sein Interesse zu ziehen; hatte es ihm doch bis dahin nie gelingen wollen auf den Geschmack der Hauptstadt des eigenen Landes Einfluß zu gewinnen, oder dort auch nur, der deutschen Litteratur und dem deutschen Theater Anerkennung zu verschaffen.

Digitized by Google

besonders, daß ich sehe, wie Koch Ew. HochEdelgebohren Eindruck machenden Vorschub gebührende Gerechtigkeit wiederfahren läßt, und ich hoffe, er wird ihres ferneren Unterstützens sich durch ferneres lehrbegieriges Bezeigen noch würdiger zu machen suchen.

Derselbe an Denselben.

den 4. April 1751.

Laut meinen und anderer hiesigen Leute Berichten ist die deutsche Cenie ein rechtes Meisterstück: und was kann von einer so großen Uebersetzerin wohl unvollkommenes kommen? Ich freue mich, daß Hederich (?) sich eingestellt hat, und wünsche, daß die Herren Schauspieler der so beqvemen, von Ew. HochEdelgebohren angegebenen Bühne Ehre machen mögen. Selbst das Pariser französische Comödien-Hauß ist nicht auf diese Art eingerichtet.

In so weit hatte Gottsched alle Ursache zufrieden zu sein. Allein daß Koch sich von ihm allein hätte beherrschen lassen sollen, wie das einst Neuber gethan hatte, dazu war jetzt nicht mehr die Zeit. Die jüngere Generation mit welcher Koch schon während Lessings Studienzeit in Verbindung getreten war, verlangte ihr Recht. Bekannt ist der Lärm, den Gottsched über die Aufführung von Weisses „der Teufel" ist los, erhob. Die Schriften und Gegenschriften, welche bei dieser Gelegenheit gewechselt wurden, finden sich bei Blümner aufgezählt. Besonders berühmt ist der Vorfall durch das bei dieser Gelegenheit von Rost an Gottsched gerichtete Schreiben[1] der Teufel geworden, das bei Blümner vollständig abgedruckt ist. Rost hatte schon bei Gelegenheit des zehn Jahre früher vorgefallenen Bruches mit der Neuberin Gottsched in dem „Vorspiel" angegriffen. Die Zeitgenossen scheinen nicht Unrecht gehabt zu haben, wenn sie den moralischen Werth des talentvollen Menschen zweifelhaft finden. Die während eines so langen Zeitraumes wieholten und so boshaften Verfolgungen, welche derselbe gegen Gottsched ausübte, stimmen schlecht mit den Verbindlichkeiten zusammen, die er ihm schuldig war. Als Lamprecht sich unfähig erwiesen hatte, den gelehrten Artikel in der Spenerschen Zeitung zu besorgen, ward Rost auf Gottscheds Empfehlung sein Nachfolger. Die Frau Gottsched schreibt an den Grafen Manteuffel am 13. Oct. 1740: „Lamprecht ist Lamprecht, und wird von seinen hamburgischen obscuris luminibus so wenig abstehen, als Herr v. Hagedorn von seiner epikurischen Lebensart. Indessen ist nach Ew. Excellenz Befehl, sein Ende vor der Thür. Der Buchhändler Spener bringt den bestellten Amanuensem mit. Er heißt Rost, ist ein Mensch, der in vielen Sachen, insonderheit aber in der Philosophie, französischen Sprache, im Style und in den humanioribus sehr geschickt ist. Er hat einige Jahre bey meinem Manne ein Disputatorium und Orat. practicum gehalten, da er ihn nach aller seiner Fähigkeit hat kennen lernen." Und am 22. Oct. schreibt Gottsched selbst: „der Gehülfe, den ich.... Herrn Haude zugedacht hatte, hat mir eine abschlägliche Antwort gegeben. Ich habe also einen anderen muntern Kopf Mr. Rosten, einen jungen Leipziger, dazu erwählt. Dieser war ohnedem Willens, nach Berlin zu gehen und sein Glück daselbst zu versuchen. Er nahm also meinen Vorschlag mit Vergnügen an, zumal da er sichs für ein Glück schätzte, Ew. Excellence bei seiner Arbeit gefällig zu werden. Er ist in den freyen

Digitized by Google

Künſten und Sprachen ſehr geübt, macht einen guten deutſchen Vers und verſteht die Rechte. Uebrigens wird er beſcheiden, demüthig und folgſam ſeyn, ja ſich in den Urtheilen von neuen Büchern, größtentheils nach Ew. Hochreichsgräflichen Excellence und des Herrn Conſ. R. Reinbecks Urtheilen richten. Die mündliche Erzählung der Fehler die Lamprecht begangen, wird ihm zur Warnung dienen, ſich davor zu hüten. Wenigſtens wird er Herren König, Hagedorn und Zimmermann, auch Brockes nicht einmal unter die größten Poeten von Deutſchland rechnen.“ Da ſchreibt denn der künftige Verfaſſer der Nachtigall und der Hochzeitsnacht antiepicuriſche Briefe wie folgt:

Roſt an Gottſched.

Berlin den 25. October 1740.

Ew. Hochedelgebohrne Magnificenz wird mir erlauben, daß ich in Berlin meine Sorge zuerſt auf den Dank wende, welchen ich Ew. Hochedelgebohrnen abzuſtatten habe. Ich habe an dem Hrn. Haude einen ſo rechtſchaffenen Mann gefunden, daß ich völlig zufrieden bin. Der Herr Graf, welchem ich den Brief überreichte, iſt ſehr gnädig geweſen, und der Hr. Conſiſtorial-Rath Reinbeck, dem ich gleichfalls aufgewartet habe, verſicherte mich ſeiner Vorſorge. Künftigen Sonnabend werde ich das erſtemal an der Nachricht von des Kayſers Tode arbeiten. Ich will wünſchen daß ich mehr Beyfall als Hr. Lamprecht erhalte. Ich habe noch niemanden gutes von ihm ſprechen hören. Man hat mir von nichts, als von ſeinen Ausſchweifungen in allerley Arten der Wohlluſt erzählt; Wie er auch nur letztlich eine Krankheit ausgeſtanden, die er das Fieber genannt hat ꝛc.

Derſelbe an Denſelben.

Berlin den 18. Januar 1741.

Genug daß nur Ew. Hochedelgebohren noch mein Gönner ſind. Ich wünſche nichts mehr als dieſes, und bin zufrieden, wenn Sich Dieſelben die Mühe geben, mir dieſes zu ſagen. Ew. Hochedelgebohren werden es nur meiner Freundſchaft gegen Hr. Koppen zu ſchreiben, daß ich eine Arbeit übernommen, von der ich leicht vorherſehen konnte, daß ſie den Preis nicht erhalten würde.

Auch dieſes iſt mein Vergnügen, wenn meine Schriften nur durch Sie beurtheilet werden.

Auch nachdem die Verbindung mit Haude aufgelöſt worden, währte das freundſchaftliche Verhältniß zu Gottſched fort:

Derſelbe an Denſelben.

den 3. Juni 1741.

Ich würde Ew. HochEdelgebohren etwas überflüſſiges ſagen, wenn ich Ihnen geſtehen wollte, mit was für einem begierigen Vergnügen ich Dero letzten Brief erbrochen habe. Erlauben Sie mir vielmehr, Hochgelahrter Herr, daß ich Ihnen für Dero gütiges Andenken auf das ergebenſte danke. Weil es Ew. HochEdelgeboren gefallen hat, von Hauden zu reden, ſo will ich Ihnen noch einmahl wiederhohlen, daß ich recht vergnügt über meine Trennung von dieſem Manne bin. Denn außer daß die Berliniſchen Nachrichten nur für den

Digitized by Google

Pöbel müssen geschrieben werden, wenn Haude bei seinem elenden Briefwechsel bestehen soll: So bin ich jetzt von hundert Verdrüßlichkeiten befreyet, welche mir in dieser jämmerlichen Haushaltung unerträglich fielen. Demungeachtet lebe ich auch so lange unzufrieden, als ich noch müßig sein muß. Sollte der Vorschlag, den mir Ew. Magnificenz wegen der Stelle des Herrn Suke*) gethan haben, zu Stande kommen, so würde ich nichts lieber ergreifen als dieses, zumal da auch sobald nicht an die goldnen Zeiten im Brandenburgschen zu denken ist.... Was mein Schäferspiel anbetrifft, so werde ich dem Rathe Ew. Magnificenz genau nachkommen. Ich finde selbst, daß es zur Vorstellung auf der Bühne auch als ein Nachspiel noch zu kurz ist. Allein ich muß Ew. HochEdelgebohren sagen, daß ich es nur verfertiget hatte einige Charaktere auszudrücken. Herr Straube hat es aber wider meinen Willen Schönemann gegeben. Allein da es doch wie mich Ew. Magnificenz versichern, nicht ohne Beyfall aufgenommen worden ist, bin ich jetzt beschäftigt, noch einige Auftritte hinzuzusetzen. Ob mir gleich der Charakter einer Schäferin als Mutter etwas schwehr zu sein scheinet, so habe ich doch ein Mittel gefunden, dieselbe hinein zu bringen. Ich werde gleich in dem ersten Auftritte die Mutter und die Tochter mit einander reden lassen und dann nach dem fünften den jungen Schäfer und die Mutter der Silvia aufführen. Nichts aber wünsche ich mehr, als daß auch diese neuen Auftritte Ew. HochEdelgebohren Beyfall erhalten mögen."

Am 10. April 1742 schreibt Straube aus Berlin an Gottsched, Rost befinde sich jetzt mit sehr guter Hoffnung in Dresden, und jetzt verfiel derselbe plötzlich dem Einflusse der dort herrschenden Abneigung gegen Gottsched so gänzlich, daß am dritten Januar 1743 schon der Oberhofprediger Marperger, der, wie seines Orts erwähnt worden, Gottscheds Freund gar nicht war, in dem Danksagungsschreiben auf seinen Neujahrsglückwunsch ziemlich boshaft bemerken konnte: „Ueber Dero neulich erlittene empfindliche Kränkung habe großes Mitleiden gehabt. Es war aber in den hiesigen Buchladen kein einzig Exemplar zum Vorschein gekommen, daher man mit der Confiscation nicht verfahren konnte." Ich glaube nicht, daß ich es besonders werde rechtfertigen müssen, wenn ich Rosts „Vorspiel" nur als ein Symptom der in Dresden gegen Gottsched herrschenden Stimmung betrachte. Wie hätte sich später der Minister Brühl zu einer so offenen Verhöhnung desselben, wie sie bei Gelegenheit des Schreibens vom Teufel stattfand, herleihen sollen, hätte nicht in jenen Kreisen mehr als Gleichgültigkeit, hätte nicht eine gewisse Abneigung gegen den Leipziger Geschmacksherrscher obgewaltet. Die Quelle derselben ist leicht zu nennen — es war Königs des Hofpoeten Haß, den sich Gottsched durch Verwerfung der Oper zugezogen hatte.**)

Was übrigens den Ausgang des Streites über Weisses Operette anbetrifft, insofern die betheiligten Parteien bei demselben doch zunächst Gottsched und Koch waren, so giebt hierüber folgender Brief genügende Auskunft.

*) Ich kann nicht angeben, was für eine Stelle dieses gewesen, aber dieser Suke lebt in Dresden und schreibt von da aus an Gottsched, so daß also Rost dem letzteren vielleicht auch die unmittelbare Vorstufe zu der Stelle beim Minister Brühl, in welcher er ihm so bittere Verdrießlichkeiten bereitete, verdankte.

**) Von König, der auch die Vorrede zu dem deutschen Wörterbuche jenes Steinbach, der Gottscheds Zerwürfniß mit der deutschen Gesellschaft veranlaßte, geschrieben, so daß auch hier die Fäden ziemlich offen liegen.

Digitized by Google

v. Globig an Gottsched.

Dreßden den 10. Martei 1753.

Ich würde nicht ermangelt haben, Dero geehrteste Zuschrift vom 24. Febr. eher zu beantworten, wenn ich nicht fast zu gleicher Zeit als solche einlief, vernommen hätte, daß die Zwistigkeit mit Kochen schon abgethan worden, nachdem dieser seinen Fehler gewißermaßen erkannt, um Zurücknehmung der Klage Ew. HochEdelgeb. ersucht, und in Hoffnung nichts wieder ihn weiter gedruckt zu sehen, auch nicht mehr auf dem théatre gegen den Herrn Professor zu agiren, die Versicherung gegeben.

Dieses in der unangenehmen Sache getroffene Abkommen war wohl das allerbeste: denn wenn auch gleich Koch sich keiner besonderen protection eben zu erfreuen hätte, so wäre es doch schwer gewesen, die poetische Abdankung, *) welche ich abschriftl. zu lesen Gelegenheit gehabt habe, zum Grunde einer injurien Klage abzugeben. Wenn Ew. HochEdelgeb. finden, daß mit dero Eyfer für das weitere Aufnehmen unserer Schau-Spiele nicht fortzukommen ist, so ist mir an Ihrer Ruhe selbst all zu viel gelegen, als daß ich nicht nunmehr denselben lieber von denen bisherigen löblichen Bemühungen gewissermaßen abrathen sollte, ob ich gleich bey meiner Zurückkunfft von Paris Sie dazu ferner anzureitzen mir angelegen seyn ließ. Insoferner wir uns nach denen in nur besagtem Orte eingeführten Schauspiels-Verfassungen richten wollen, so würde denen Comedianten bey Aufführung neuer Stücken oder recitirter Abdankungen, keine vorhergängige Censur, als welche erstlich bey dem Drucken erforderlich ist, zugemuthet werden können.

Daß bey uns noch hier und da sich Liebhaber von Schauspielen finden, welche nach einer strengen Sittenlehre nicht recht Stich halten, kan man allenfalls als einen Sauerteig des von vorigen Zeiten herrührenden unrichtigen Geschmacks noch mit einiger Gedult ansehen, in Hofnung, daß sich solcher nach und nach auch verliehren werde. Denn in öffentlichem Drucke der Sache abhelfen wollen, würde deswegen allemahl fehl schlagen, weil es derer Comedianten einträgliche Waare verringert, und ihnen denen es ums Brodt zu thun ist, die Mittel sich besser auf die Beine zu helfen desto empfindlicher raubt. Es ist schon genug, daß das Publicum doch auch an andern vernünfftigen Stücken Vergnügen bezeigt, wie man mich denn versichert hat, daß der Frau Professorin Uebersetzung von der Cenie noch kürtzlich mit vielem succès aufgeführet worden. Die Aufführung des Stücks, der poetische Dorff-Juncker, soll würcklich nicht aus einer bösen Absicht bey der Poeten-Crönung **) seyn aufgeführet worden. Ich wünsche und hoffe übrigens, daß die dem deutschen theatre so ersprießliche harmonie wiederum werde hergestellet werden und verbleibe Ew. HochEdelgeb. ergebenster Diener ꝛc.

Dem hier gegebenen Rathe leistete Gottsched klüglich Folge; von dieser Zeit an, sagt die Geschichte des Leipziger Theaters, scheint Gottscheden aller weiterer unmittelbarer Antheil an dem Schauspielwesen verleidet worden zu sein. Nur die Litteraturgeschichte des Theaters beschäftigte ihn noch.

*) Epilog.

**) v. Schönaichs! diese Verherrlichung des Namens war noch unbekannt.

Digitized by Google

VI.

Mosheim und die Universität Göttingen.

Wir werden nicht fehlgreifen, wenn wir bei dem gänzlichen Mangel an politischem Sinne in jenen Jahrzehenden, die Entstehung der Universität Göttingen unter die Ereignisse zählen, welche Gottsched ihrer Zeit am lebhaftesten beschäftigt haben mögen. Schon an und für sich nahm dieselbe die allgemeinen Interessen in Anspruch. Gelingt dieß doch auch heutiges Tages noch ähnlichen Plänen, und mögen sie in noch so bescheidenem Gewande auftreten. Die Universitäten des protestantischen Deutschlands sind zwar nicht mehr in dem ausschließlichen Sinne wie früher, die Mittelpuncte der Intelligenz, denn nach gerade bildet sich ein solcher Mittelpunct ganz von selbst, wo sich nur zwei oder drei in ihrem Namen versammeln, aber die Mutterstätten der protestantischen Bildung bleiben sie doch, und jedenfalls ist der erforderliche Apparat der höheren Geistesbildung von ihnen zu entnehmen. Vor 100 Jahren, als die Höfe noch in tiefster Rohheit oder Ausländerei begraben lagen, als nur erst einzelne große Städte eine eigenthümliche Bildung in ihrem Schooße zu hegen anfingen, als namentlich die deutsche Litteratur noch nicht unabhängig von den Universitäten entstanden war, waren sie wirklich die Sitze aller höheren geistigen Angelegenheiten, und die Gründung einer neuen Universität hatte beinahe eine Bedeutung, wie etwa um die Zeit der Bekehrung der Germanen die Gründung eines neuen Bischofssitzes an der Weser oder Elbe. Und von diesen allgemeinen Gesichtspuncten abgesehen, mußte gerade die Gründung von Göttingen für Gottsched von besonderer Wichtigkeit sein. Er stand um diese Zeit im thatkräftigsten Mannesalter, er lebte ganz in seinem Reformationswerke im Fache der deutschen Litteratur, und endlich war, als von jener Gründung zuerst die Rede war, seine äußere Stellung in Leipzig noch nicht so fest begründet, daß er nicht selbst in dieser Beziehung seine Blicke gern in die Ferne gerichtet hätte — kann es befremden, daß der Gedanke in ihm aufgegangen, in der neuen Anstalt ein Mittel zur Verbreitung seiner Ideen zu finden, ganz eben so, wie die Partei des Fortschrittes einen in unseren Tagen in naivster Harmlosigkeit aufgetauchten Plan dieser Art sogleich in ihrem Sinne auszubeuten und umzudeuten suchte? Gottsched muß über den Gegenstand mit einem Manne, der von vorn herein ein Rathgeber bei der Sache wird, und später die höchste Stelle bei der neuen Anstalt einnahm, mit Mosheim, ziemlich lange verhandelt haben, denn es finden sich in den Briefen des letzteren mannichfaltige Aeußerungen über die Angelegenheit. Ich will sie hier zusammenstellen, nicht bloß weil sie einiges geschichtliche Material enthalten, das wenigstens von diesem Gesichtspuncte aufgefaßt, anderwärts nicht vorhanden sein kann, sondern auch in Rücksicht auf die Gegen-

Digitized by Google

wart. Es muß lehrreich und zugleich ermuthigend sein, zu beobachten, wie eine Anstalt, die später einen so glänzenden Erfolg hatte, nur erst so gar allmählich zu Stande kommt, ja wie ein Mann, der alle Mittel in Händen hat, sämmtliche Verhältnisse zu kennen, bei ihrer Beförderung selbst an allerlei kränkelnder Bläße der Reflexion zu leiden hat. Auch ist es merkwürdig, wie bei eben diesem Manne keine Spur von einer eigenthümlichen Idee bemerkbar ist, die dem Unternehmen zu Grunde gelegen und in ihm einen Körper zu gewinnen gesucht hätte; die Bevorzugung der historischen und politischen Wissenschaften, und die außerordentliche Bedeutung, welche Göttingen in diesen Fächern erlangte, muß sich geradezu erst hinterher gelegentlich und so zu sagen, zufällig ergeben haben.

Mosheim an Gottsched.

Helmstädt den 3. Juni 1733.

Vielleicht giebt mir die neue Akademie zu Göttingen Gelegenheit, Ew. Hochedelgeb. eine kleine Probe von meinem guten Willen zu geben. Es steht noch dahin, wie bald dieselbe zu Stande kommen wird, und wie die Einrichtung derselben werde beschaffen seyn. Der Geheimde Raht, der das ganze Werk führet, ist gewiß ein Mann von Gelehrsamkeit, Verstand, Einsichten und Eyfer für die Ehre seines Königes.

Derselbe an Denselben.

Helmstädt den 26. August 1733.

Die Göttingische neue Akademie liegt noch ziemlich in der Ferne. Die sie am ersten vermuthen sind, meinen, daß Ao. 1736 alles im Stande seyn werde, was zu ihrem Wesen gehöret. Wer weiß was in drey Jahren für Hindernisse kommen können, die das Werk noch andere drey Jahre aufhalten? Auf allen Fall habe ich Ew. HochEdelgeb. an gewissen vornehmen Oertern, und, wie ich mir einbilde, mit einigem Nachdruck, das Wort geredet. Ich hoffe, die Würkung werde sich in der That dereinst zeigen. Herr Heumann gilt so viel nicht, daß er dergleichen Dinge hintertreiben könnte. Er schickt sich zu keinem Rathgeber: Und man braucht ihn auch deßwegen dazu nicht.

Derselbe an Denselben.

Helmstädt den 21. May 1734.

Ew. HochEdelgeb. sind jetzt so, Gott sey Dank gesetzet, daß Sie Ursache haben, da zu bleiben, wo sie sind. Dieses habe ich einigen Herren, die sich einbildeten, daß Göttingen beßer als Leipzig wäre, zu verstehen gegeben. Ich wünsche, daß ich das wenige Ansehen, welches ich Ew. HochEdelgeb. zum Besten anzuwenden bemühet gewesen, vor Dero Freund Hrn. Dr. Kulmus in Danzig mit mehr Würkung brauchen möge. Es ist nicht unmöglich, bishero, ihn unter die Zahl der Lehrer der neuen Akademie zu bringen. Ich kann aber auch noch deswegen keine feste Versicherung geben. Ich habe mit Herrn Dr. Heister, zu dem man mit Recht mehr Vertrauen hat, wenn es auf die Besetzung der Medicinischen Stellen ankommt, als zu mir, sofort aus dieser Sache geredet, und ihn nicht abgeneigt gefunden, mir hierin zu dienen. Es

Digitized by Google

wird dieses jetzt vielleicht desto sicherer geschehen können, da dem Vernehmen nach zwey Professores, auf welche man Rechnung gemacht, abgeschrieben. Der eine davon ist Herr Dr. Hamberger in Jena. Ob Herr Dr. Heister noch hingehen werde, ist sehr ungewiß. Er ist von denen Leuten, die nicht leicht sich verändern, wo sie keinen gewissen und offenbaren Vortheil sehen. Seine Wissenschaft aber in der Rechenkunst hat ihn beynahe überführet, daß 500 Thaler in Helmstädt nicht weniger sind, als 1000 in Göttingen, weil die Lebensmittel sehr theuer und der eingeführte Licent größer, als an irgend einem andern Orte. Daher wartet er noch auf bessere und vortheilhaftere Vorschläge. Ich glaube, er schläget die angebotene Ehre aus, und desto besser werde ich mit ihm Herrn Dr. Kulmus dienen können. Ew. HochEdelgeb. belieben Herrn Weigand, wo es möglich, etwas von seinen Schriften mitzugeben, damit man bey der Vorschrift gewisse und klare Proben der Geschicklichkeit legen könne. Auf meinen Fleiß können Ew. HochEdelgeb. in diesem Stücke völlig bauen.

Derselbe an Denselben.

den 7. August 1734.

Herrn Dr. Kulmus Sache habe ich sowohl bey Herrn Dr. Heister, als anderswo mit aller mir möglichen Beredsamkeit vorgetragen. Man muß jetzt erwarten, was für eine Würkung darauf erfolgen werde. Es lässet jetzt, als wenn die Herren, die an dem Bau der neuen Akademie arbeiten, Lust haben, meine Gedanken und Vorschläge in einigen Dingen zu hören. Noch ist, so viel ich weiß, kein einziger Lehrer der Arzneikunst bestallet worden, Herr Dr. Heister bleibt und wird, dem Ansehen nach von Wolffenbüttel seinen Entschluß zu bleiben vergolten bekommen.

Derselbe an Denselben.

den 15. Sept.

Herrn Kulmus Brief gehet hierbey zurücke. Der Mann verdienet aus seinem Dienste gezogen zu werden. Was ich und Herr Dr. Heister dabei thun können, soll mit aller Treue geschehen. Allein ich zweifle, daß wir diesesmal unsern Zweck erreichen werden. Ist es wahr, was mir gestern gemeldet worden daß Hr. Wedel und Hr. Hamberger aus Jena zugleich und ein andrer noch unbekannter aus Holland nach Göttingen gehen werden, so ist keiner mehr nöthig. Hr. Schreibers Umstände sind gehörigen Orts bekannt gemacht — ich glaube nicht, daß man an ihn denke.

Derselbe an Denselben.

den 27. April 1735.

Sonst höre ich, daß unter den dortigen Rechtsgelehrten große Streitigkeiten sind. Die beiden Theologen Cruse und Oporinus werden da seyn. Der Hauptmann aber fehlet noch: Und man sieht noch nicht woher derselbe kommen werde. Deutschland ist so fruchtbar an Gottesgelehrten als Frankreich an Weinstöcken reich ist. Und jetzt, da nur ein Mann, nicht eben der größte, sondern nur ein mittelmäßiger Held, soll gefunden werden, der an dieser Akademie, wo nicht arbeitet, doch nur Ordnung hält, so ist Alles verschlossen. Zehn bis Zwölf haben diesen Platz, bey dem wenigstens 1200 Thlr., schon ausgeschlagen. Und

Digitized by Google

ich weiß keinen mehr, den ich vorschlagen könnte. Allein die Hauptursache dieser Schwürigkeit ist wohl diese: Er soll weder ein Pietist noch gar zu orthodox seyn. Und wo sind die Herren von dieser Art?

Derselbe an Denselben.

den 24. May 1735.

Mit den Göttingischen Dingen will es noch in allen Stücken so nicht gehen, als wie man vermuthet hatte. Es wird kein Fleiß gespart, die Stadt angenehm zu machen und die Leute die lehren und lernen anzufrischen. Allein noch fehlt es an den vornehmsten Theologen, an Zweyen Professoribus der Arzneikunst, an einem Mathematiker, an einem Orientalisten und einigen andern Leuten mehr. Und man sieht noch nicht, wo diese Leute herkommen werden, wofern man bey der Meynung bleibet, daß keiner soll gerufen werden, als solche, denen der Ruhm und das Ansehen nachfolget. Man ist schon seit einem Jahre hier mit einem gewissen Mann, den Ew. HochEdelgeb. gar wohl kennen, in Unterhandlung begriffen, um ihn unter gewissen Bedingungen wenn nicht gantz doch gewissermaßen dahin zu ziehen. Bisher hat die Sache nicht gehen wollen: jetzt wird sie wieder auf andere Art bei J. Majestät Anwesenheit rege gemachet. Und es könnte sein, daß es jetzt leichter fortginge, da in dem Lande, in welchem dieser Mann*) lebet, die Sachen ziemlich verändert werden. Es wird sich in wenig Wochen zeigen müssen. Es lauffe endlich damit, wie es wolle, so zweifle ich doch nicht, es werde eine deutsche Gesellschaft daselbst angelegt und einer unserer Freunde zum Vorsteher derselben gerufen werden. Ich gehe langsam bei dieser Sache aber desto gewisser. Es soll alles mit Ew. HochEdelgeb. vorher überleget werden, weil ich gerne diese neue Gesellschaft mit der ersten und alten verbinden und genau vereinigen wollte.

Derselbe an Denselben.

den 26. Juni 1736.

Von den Göttingischen Dingen ließe sich ein langes Lied anstimmen, wenn ich etwas mehr Zeit hätte. Deutsch und redlich die Wahrheit gesprochen, ich glaube, daß, aller Bemühung ungeachtet, die Sache auf Flickerei hinauslaufen werde. Ich wollte, daß der große Mann, der das Werk treibet, seinen unermüdlichen Eifer und ungemeine Begierde, den Wissenschaften aufzuhelfen, in einem besseren Boden anwenden könnte. Man wird endlich vi et precario eine Anzahl von 4 bis 500 Landes-Kindern versammeln. Allein die werden kein Leipzig, kein Halle, kein Wittenberg, kein Jena daraus machen. Ich kann mir von der Sache noch keinen rechten Begriff machen, ob ich gleich unzählige Dinge, die dahin gehören, auch sogar die geheimsten Nachrichten, in den Händen gehabt. Bald glaube ich, daß man das Werk angefangen, ohne vorher einen rechten Entwurf zu machen. Dieser Fehler soll jetzt verbessert werden. Allein der Rathgeber sind zu viele. Und was der eine bauet, das verdirbt der andere. — — — Man hat mich mit gar großen Verheißungen dahin zu ziehen getrachtet. Allein ich sehe das Spiel noch in Geduld und Muße an.

*) Mosheim selbst? S. in Bezug auf das folgende den Abschnitt Jerusalem und das Carolinum.

Digitized by Google

Hier werde ich dagegen mit so vielem Weihwasser benetzet, daß ich gantz ernst davon werde. Ich habe mich entschlossen, eine Weile stille zu seyn und zu warten, was die Zeit geben wird. Hr. Teuscher (?) in Coburg ist auch im Vorschlage gewesen, allein er scheinet nicht sittsam und fromm genug zu seyn. Was aus der deutschen Gesellschaft in Göttingen noch werden werde, weiß Gott. Jetzt ist es wieder ganz stille damit. Es sind noch so viel Haupt-Puncte zu erörtern, daß man an solche Nebensachen noch mit dem rechten Ernste nicht denken kann. Ich merke aus einigen Umständen, daß meine Vorschläge andern wieder mitgetheilet worden, die darin das ändern, was ihnen in den Kram nicht dient. Und ich denke bey allen diesen Dingen: **Transeat etc.** Heute habe ich mein Gutachten über das Siegel der Akademie und über den Nahmen derselben zu Papier gebracht. Die Akademie wird **Georgio-Augusta** heißen. Es wird aber noch scharf gestritten, ob man sagen soll **Academia** oder **Universitas Georgio-Augusta.** Ich habe jetzt ein weitläuftiges Bedenken vor Augen, worin ein gewisser bekannter Gelehrter mit zwölf oder dreyzehn Gründen bewiesen, daß man sagen müsse **Universitas** und nicht **Academia.** Ew. HochEdelgeb. können es sich kaum vorstellen, mit wie viel Gelehrsamkeit diese Meinung ausgeführet seye. Ich habe eine andere Schrift dagegen fertig, worin ich mit funfzehn Gründen, die zum Theil aus dem **Virgilio** und dem **Corpore juris** sehr nachdrücklich bestärcket sind, dargethan, daß es gleichviel sey, ob man **Universitas** oder **Academia** sage. Doch zuletzt habe ich mit drey philosophischen Schlüssen bewiesen, daß **Universitas** deßwegen doch besser sey, weil darin die **Idea universitatis** stecke. Ich hoffe also, daß **Universitas** die Oberhand behalten werde. Genug geschertzet. Ich bitte diese Kleinigkeiten nicht lautbar zu machen. Ich werde stets u. s. w

Derselbe an Denselben.

den 23. May 1736.

Von Göttingen weiß ich jetzt genug. Einige sagen Herr Kantzler Pfaff werde auch gewiß hingehen, andere leugnen es; die Zeit muß es geben. Der doppelte Nahme **Georgia-Augusta** kommt daher, weil man kein besser Mittel gewußt, zwey starke Partheyen zu vergleichen, deren eine durchaus die **Academie Georgiana**, die andere **Augusta** getauft wissen wollte. Das thut dieser neuen Akademie keinen geringen Schaden. Sie selbst wird doch auch, allem Ansehen nach, nie recht groß und zahlreich werden. Was ist zu thun? Man muß dem Lauf der Zeiten in Gelassenheit und Ruhe folgen.

Derselbe an Denselben.

den 26. Januar 1737.

Mit den Göttingischen Sachen geht es wie zuvor. Wir hatten, nach dem Geständnisse des Hofes selber, die Mittel in den Händen, ihrer Sache einen starken Stoß zu geben, allein wir schlaffen noch, und meinen, daß jene, ob sie gleich wachen, doch nicht viel mehr ausrichten werden, als wir im Schlafe. Hrn. Ayrern ist es geglückt, daß er an Hrn. Senkenbergs Stelle **Syndicus** der Akademie geworden. Hr. Riebow hat die dortigen **Theologen**, seitdem er zu lesen angefangen, gantz aus dem Sattel geworfen. Sie hingegen haben den Bogen gespannt, und wollen mit Hrn. **Dr. Langen** in Halle sich vereinigen, diesen gottlosen Ketzer unter die Füße zu bringen. Er klagt mir seine Noht in recht kläglichen Figuren. Es wird sich zeigen, was Hr. Feuerlein zu diesem

Digitized by Google

Kriege beitragen werde. Ich bin sehr bange, daß Hr. Riebow, der ein scharfer Philosoph und Mathematikus, auch seinen künftigen General-Super. werde gewachsen seyn, wo er mit ihm anbindet. Hr. Köhler und Hr. Schmauß werden nächstens zu Göttingen Zeitungen zu schreiben anfangen. Von diesen Zeitungen hoffet man viel Gutes, weil der Hof den Briefwechsel dazu hergeben wird.

Derselbe an Denselben.

den 7. April 1737.

Die Göttinger sind jetzt ganz wieder stille. Man ist so klug in H — daß man wohl siehet, es würde nicht rathsam sein, die Wolfianer der neuen Akademie auf den Hals zu bringen oder sie sonst in einige Streitigkeiten zu verwickeln. Es lässet, als wenn man nach dem Rath des Gamaliels sich verhalten wollte. Apostel-Gesch. V. 39. Man berichtet mir, Herr Ribow habe sich so wohl verantwortet, daß man ihn zum Professor der Theologie machen wollte. Ich traue indeß dem schönen Wetter nicht völlig. Wir leben jetzt im April, und an einem gewissen Orte währet der Monat das ganze Jahr hindurch. Zudem habe ich stets den sonst ehrlichen Hrn. Ribow für einen Mann gehalten, der zu einem Stein des Anstoßes von Natur gleichsam gemacht sey. Ich habe sein gantzes Glück gemacht und unterstützet: allein er krieget, man mag ihn setzen wie man will, Feinde auf den Hals, und gemeiniglich macht er sie sich selber, weil er die Folgen der Dinge nicht einsiehet. So gut er die Metaphysik versteht, so wenig stellt er sich das Hertze des Menschen in seiner rechten Gestalt vor. Doch hoffe ich er werde lernen. Herrn Feuerlein thut man Unrecht, wenn man meinet, er sey durch Hrn Langen und die Frau v. M. befördert worden. Es heißt von ihm aus dem **Terentio: Quoniam nemini obtrudi potest etc.** Er wird dem Dinge nicht helfen, das glaubt man auch in Hannover nicht. Allein man hat aus Noth zugreiffen müssen, weil sonst keine Thür in Deutschland übrig war, woran man in Hoffnung der Erhörung hätte klopfen können. Sonst ist es wahr, daß gewisse vornehme Facultätsverwandten ein gut Theil der geistlichen Regierung an einigen Orten an sich gezogen haben.

Derselbe an Denselben.

den 1. Oct. 1739.

Hr. Ribow ist niemals im Vorschlage gewesen, die hiesige theologische Profession zu bekleiden. Ich höre aber von Herrn Hofrath Heister, daß er mißvergnügt in Göttingen sey, sein Lesen aufzugeben und wegzuziehen drohe. Die Ursache ist, weil er zwar zum Prof. Philosophie (sic) ernennet, aber mit keiner Stelle in dem Consistorio bedacht worden. Ich verdenke es der dortigen Akademie nicht, daß sie ihr Consistorium so sehr zahlreich nicht haben will. Die Professores vermehren sich gar zu stark bey ihnen Allein bei diesem geschickten Mann, hätte man wohl eine Ausnahme von der Hauptregel machen können. Bey uns hat das Haus Hannover, an dem die Reihe zu ernennen gewesen, den bisherigen Professoren Butemeister (?) zum Prof. Theol. ernennet. Der Mann ist in der Physic, Müntzwissenschaft und einigen andern Dingen nicht ungeschickt. Allein man zweifelt, ob er dem Amte, das ihn anvertrauet werden soll, werde gewachsen sein. Viele halten dafür, daß man mit Fleiß in Hannover schlechte Leute zu Lehrern dieser Akademie wählen wolle,

Digitized by Google

damit der kleine Ruhm derselben der Göttinger nicht ferner so hinderlich wie bisher, seyn möge.

Derselbe an Denselben.

den 3. May 1740.

Die hiesige hohe Schule bleibt in ihrem alten Zustande. Sie stirbt nicht und lebet auch nicht recht. Die Göttingischen Dinge finden auch allerhand Hindernisse, und es scheinet, daß, der äußersten Mühe ungeachtet, die bisher angewendet worden, den Ort in Aufnahme zu bringen, doch die Schwierigkeiten größtentheils noch nicht besieget. Man hat gesammlet und zerstreuet*), Nebenstunden geschrieben, gemahlet, gewappnet, parergiret, und alle diese Arbeiten sind in der ersten Blüthe untergegangen. Die dortigen politischen Zeitungen, sind, ob sie gleich von Herrn Köhler und Schmauß verfertiget worden, aufgehoben. Es scheinet daß die Welt so gelehrte Zeitungsschreiber nicht haben wolle, weil unsre überaus schlechten braunschweigschen Blätter, die Halbgelehrte aufsetzen oder vielmehr zusammenstoppeln, ihre Ehre noch behauptet haben. Ob die gelehrten Zeitungen in Göttingen in die Länge dauern, muß die Zeit lehren. In wie vielen Stücken haben sie schon eine andere Gestalt genommen. Vorher waren es fast lauter englische Neuigkeiten, jetzt ist es damit ganz zum Ende, dagegen füllen die Italienischen Dinge ein gutes Theil der Blätter aus. Unseres Herrn v. Steinwehr Beyfall ist auch zur Zeit mäßig, da er aber des Herrn von Meyern Fräulein Tochter heirathet, so wird er wenig darnach fragen, ob ihn die Burschen hören wollen oder nicht. Herr Hallmann (?) soll dort erschreckliche Ketzereien in seinem Institut. Theol. Natur. vorgetragen haben. Wolfianer und Antiwolfianer beklagen sich beyde über seinen unerhörten Unfug. Ich kann daher fast nicht zweifeln, daß er sich durch ganz neue und bißher unerhörte Meinungen erhöhen wollen. Die Theologen liegen auch mit ihm zu Hannover in Streit. Inzwischen ist das Buch geendigt und von seinem Unraht gesäubert, auch der Verfasser zu einem starken Revers verbunden worden."

Dieß dürfte alles sein, was sich aus Mosheims Briefen an Gottsched über Göttingen mittheilen läßt, nur muß man noch einiges hinzurechnen, was schon in dem Abschnitte: die deutsche Gesellschaft, vorkommt. Später lockerte sich das Band zwischen beiden Männern in Folge von Vorgängen, die eben da dargestellt worden sind, merklich, so daß Mosheim ferner kaum geneigt gewesen sein dürfte, Gottscheds Zwecken in Göttingen zu dienen; zur Zeit, da er dort Kanzler war, hatte der Briefwechsel zwischen ihnen, wie es scheint, bereits gänzlich aufgehört.

Eben so sehr wie die Gründung der Universität in Göttingen, hat auch das Entstehen der gelehrten Zeitschrift, welche die Folge derselben war, die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Unterschied sich auch diese in der Form von den übrigen Zeitschriften dieser Art in jener Zeit nicht — sie vergegenwärtigt uns noch heute jene Jenaischen, Erfurter, Erlanger gelehrten Zeitungen u. s. w. zumal — so hat sie doch sowohl dadurch, daß sie die Theologie in bescheidene Grenzen zurückwies, als auch besonders durch ihre beständige Hin-

*) Eine Zeitschrift der Sammler, andere der Zerstreuer von Neubour.

Digitized by Google

weisung auf ausländische zumal englische wissenschaftliche Litteratur um so nachhaltiger auf die Entstehung eines freieren wissenschaftlichen Sinnes gewirkt, je strenger sie sich eines wissenschaftlichen Tones befleißigte. Es wird als ein vollgültiger Beweis von der Achtung gelten können, in welcher sie stand, daß Lessing es nicht verschmäht hat, für eine günstige Beurtheilung einiger Bände der ersten Ausgabe seiner Schriften ein eigenes Dankschreiben an Michaelis zu richten. Man wird es von vorn herein zugeben, daß es Gottscheden hätte sehr erwünscht sein müssen, auf diese gelehrte Zeitung einen Einfluß zu gewinnen, und wenigstens die Anzeigen, welche deutsche Sprache und Litteratur betrafen, in seinem Sinne geschrieben zu sehen. Auch wird man in der dritten Unterabtheilung des zweiten Abschnittes „Schweizer" einen Versuch, den er machte, angeführt finden. Allein er scheiterte an dem überwiegenden Einflusse Hallers, welcher natürlich auf der entgegengesetzten Seite stand. Indessen kaum erklang die Kunde, Haller wolle Göttingen verlassen, so sehen wir Gottsched aufs Neue sein Auge auf diese Universität und ihre Zeitschrift richten, und zwar sollte hier, wie einige Jahre früher in Wien, die persönliche Gegenwart eine überwältigende Wirkung ausüben. Die Reise nach Cassel im Jahre 1753 wurde auch nach Göttingen ausgedehnt. Die deutsche Gesellschaft war Gottscheden hier ziemlich zugethan; Wedekind, von dem an dem genannten Orte die Rede sein wird, schreibt am 28. Nov. 1752: „Vor zwey Monaten war Gleim (der Klopfstocks Bildniß beständig in der Tasche trägt) hier wol 8 Tage auf Werbung für Klopfstock und die Beiträge Er hat hier aber keine einzige Eroberung gemachet, außer an seinem Landsmann dem Prof. Michaelis, (der auch ein intimus von St. — *) ist) und einem studioso Dusch. Zu uns kam er von Gießen und Marburg, wo er aber mit seiner Werbung auch unglücklich gewesen. Hier ist alles wider den Klopstockianismus, ja sogar Hr. Meiner in Halle hat hier bei manchem wackern Manne viel von seiner Achtung eingebüßt, weil er den Klopstockianismus so heftig eingeführt. Selbst Hr. Haller billigt ihn privatim nicht." **) — Auf diese Weise wurde Gottsched in Göttingen in gewissen Kreisen sehr ehrenvoll aufgenommen. Er muß hier nicht erfahren haben, daß Haller aus der Entfernung noch in Verbindung mit den Göttinger gelehrten Anzeigen stehe, sonst hätte er gewiß nicht einen Versuch gemacht, der zu einer unerhörten Niederlage ausschlug.

Wie bekannt, beklagt sich Gottsched in der Lebensbeschreibung seiner Frau darüber, die Wohlselige habe ihm in den letzten Jahren einen großen Theil ihrer Liebe und ihres Vertrauens entzogen. „Er hat ihr dazu nur allzuviel Ursache gegeben" bemerkt eine gleichzeitige Hand am Rande eines in Leipzig befindlichen Exemplars. Es ist viel von Gottscheds Galanterien die Rede gewesen, obgleich man hier freilich die Verleumdung seiner Feinde, z. B. Rosts, der in dem Sendschreiben des Teufels drucken ließ, Gottsched habe von der Kochin in dieser Beziehung eine derbe Abweisung erfahren, wird in Abzug bringen müssen. Ein eben so tiefer Kummer ist für die Gottsched jedenfalls aus den späteren litterarischen Mißgriffen ihres Mannes erwachsen. Sie hatte sich in frischer jugendlicher Unbefangenheit an seiner Thätigkeit betheiligt und in dem Bewußtsein geistiger Kraft und verdienter Anerkennung nicht daran

*) Unleserlich. **) Man sehe über Hallers Ansicht von der herametrischen Poesie die Vorrede zur achten Auflage seiner Schriften.

Digitized by Google

gedacht, daß das Blatt sich einmal wenden könnte. Daher zieht sie sich sogleich die ersten Angriffe, welche ihr Mann erfährt — denn so nennt sie ihn gesunder Weise bisweilen; die Männerwelt und nicht bloß Gottsched allein, war damals so verschroben, Frau oder Gattin für einen unanständigen Ausdruck zu halten, der der euphemistischen Umschreibung durch „Freundin" (ἑταίρα!) bedürfe — unverhältnißmäßig zu Herzen. Es ist schon in ihren Briefen eine Stelle abgedruckt, wo sie den 8. Oct. 1745 dem Grafen Manteuffel bei Gelegenheit einer den Professor Winkler betreffenden Angelegenheit schreibt: „Die ganze Akademie beneidet dem Prof. W., den mächtigen und ganz außerordentlichen Beystand, welchen er in dieser Sache bey den Großen findet. Ich beneide nicht ihn, sondern seine Frau. Es muß ein großes Vergnügen sein, einen Gatten zu haben, dessen Verdienste um das gemeine Wesen, wider alle Anfälle so gewältig beschützet werden, und ich wüßte sehr wohl, wem ich ein gleiches Glück wünschte, wenn nicht seit langer Zeit die heiligsten Wünsche auch die fruchtlosesten wären. Ich würde ein noch mehreres sagen, wenn ich nicht an Eure Excellenz zu schreiben die Ehre hätte, die ein gar zu guter Kenner der menschlichen Gemüther sind, als daß Dieselben nicht die Empfindungen des Herzens einer zärtlichen Freundin einsehen sollten, die sich in denen Umständen befindet, durch welche nunmehro schon seit 2 Jahren meine philosophische Gelassenheit fast erschöpfet wird. Eure Excellenz kennen auch die Bosheit der Gegner meines Freundes und seine Unschuld (indem er sich L(iscow)s Haß! — der Name ist in den Briefen der Gottsched, wie immer in solchen Fällen, weggelassen — auf höheren Befehl zugezogen, gar zu wohl, als daß dieselben mir den Ausbruch meines Grames verwehren sollten." Was muß sie nun erst empfunden haben, als die Angriffe nicht mehr unschuldig erlitten wurden, als die Gegner anfingen, gegen Gottsched entschieden Recht zu haben und seinen Standpunct weit zu überschreiten — denn wenn man auch vielleicht annehmen darf, daß die geistreiche Frau in den Streitschriften der Schweizer das Positive nicht herauszufinden gewußt habe — daß Lessing gegen Gottsched Recht hatte und daß seine Miss Sarah Sampson, daß seine Litteraturbriefe Erscheinungen waren, die alles was ihr Mann geleistet und hervorgerufen gänzlich in Schatten stellten, hat sich ihrem gesunden Sinne gewiß nimmer verbergen können. Und gegen solche Fortschritte mußte sie ohnmächtig ankämpfen sehen, ja wohl selbst dabei mithelfen. Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, daß diese Erfahrungen ihr das Herz gebrochen haben, daß sie ganz eigentlich an ihnen gestorben sei. Die bitterste von allen mag diejenige gewesen sein, die ihr von Göttingen aus zu Theil ward. Sie hatte die Geschichte der academie des Inscriptions übersetzt, einen Band davon schickt Gottsched an Gesner ein, mit der Bitte, eine beigelegte lobende Kritik in die Göttinger Anzeigen aufzunehmen. Aber Gesner, der bei diesem Gegenstande seinen eigenen Ruf als Alterthumskenner zu wahren hatte, schlägt dieß wegen der groben Fehler, welche die Uebersetzerin gemacht habe, rund ab und übersendet eine tadelnde Recension, welche in dem Göttinger Blatte erscheinen werde, in Abschrift. Der XVIII. Band der Gottsched'schen Briefsammlung bewahrt Blatt 532 ff. die Urkunden, aus welchen diese traurige Geschichte hervorgeht; sie hier in extenso mittheilen hieße litterarischer Scandalsucht fröhnen.

Digitized by Google

VII.

Die Schweizer.

1.

Gottscheds litterarisches Leben zerfällt, wie früher schon angedeutet worden, in zwei genau zu sondernde Hälften. In der ersten ist er auf das Entschiedenste der Chorführer der deutschen Litteratur, und zwar nicht nur in dem Sinne, daß er sie äußerlich beherrschte, sondern auch in dem tieferen, daß er was ihr Noth that am besten und vielleicht allein einsah. Dieß änderte sich plötzlich; so rasch er bis dahin gestiegen war, so schnell fällt er jetzt von seiner Höhe herab; er ist auf einmal zu dem Vertreter einer vergangenen Zeit, dem Bearbeiter einer bereits gelösten Aufgabe geworden. Es ist der Streit mit den Schweizern, welcher diesen Angelpunct in Gottscheds Leben bildet.

Aber dieser Streit ist nicht bloß für Gottscheds litterarische Stellung von Epoche machender Wichtigkeit. Man kann ihm für diese eine solche Bedeutung eben nur darum beilegen, weil er sie in der Geschichte der deutschen Litteratur überhaupt hat. Gottscheds Streit mit den Schweizern ist die Geburtsstätte, man möchte sagen der Zeugungsact der ganzen neueren deutschen Litteratur. Es ist oben darauf hingewiesen worden, daß wir von Gottscheds Thätigkeit unter anderem auch darum eine schiefe Vorstellung zu haben pflegen, weil gerade seine unmittelbaren Gegner, von denen eine unbefangene historische Würdigung des Mannes nicht zu erwarten ist, die ältesten Schriftsteller sind, die allenfalls noch in unsern heutigen Gesichtskreis fallen. Unter diesen Gegnern bilden die Schweizer das Vor- und Haupttreffen. Es kann sich keiner, welcher die Werke der Koryphäen unserer Litteratur auch nur um der Unterhaltung willen liest, dem entziehen, an den Schweizern und ihren Ansichten und Kämpfen einen gewissen Antheil zu nehmen. Denn die Frühern unter diesen Koryphäen wurzeln ganz unmittelbar in jenem Kreise. Wenn Bodmer und Breitinger von der Poesie verlangten, daß sie die Menschen zu ergreifen wisse, und daß sie durch die Materie wirke, wenn das Mittel, durch welches diese Wirkung am sichersten hervorgebracht werden könnte, das Neue und das Neue im strengsten Sinne das Wunderbare sein sollte, und endlich das Wunderbare dahin bestimmt wurde, daß es im Glauben des Menschen eine Stelle haben müsse, so mußte Klopstocks Messias für diese Männer eine ganz eigentlich messianische Erscheinung sein — wie sie ihn denn auch als solche begrüßt und Bodmer sich im Grunde meist durch ihn zur poetischen Production hat anregen lassen. Und wenn Klopstock an Wieland später einen vollkommenen Gegenfüßler gefunden hat, so daß diese beiden Männer wirklich den Kreis des damals Möglichen vollkommen umschrieben, so ist ja gerade der letztgenannte noch viel unmittelbarer von Bodmer ausgegangen, so daß er sogar im Auf-

Digitized by Google

trage desselben die auf jenen Streit bezüglichen Schriften der Schweizer in Eine Sammlung vereinigt hat.

Bei so naher Beziehung des Kampfes zwischen Gottsched und den Schweizern auf die Blüthezeit unserer Litteratur sollte man meinen, es müßte nichts gemeiner sein, als eine Einsicht in die Puncte, um die es sich hier gehandelt, und in die Geschichte des Verhältnisses der streitenden Parteien. Aber gerade das Gegentheil: weil uns die Sache persönlich noch einigermaßen angeht, begnügen wir uns mit dem Ergebniß, das für die Litteratur aus dem Ereigniß hervorgegangen ist, lassen den objectiven Sachverhalt desselben auf sich beruhen und bekümmern uns nur insofern etwa um seine Geschichte, als diese Beschäftigung geeignet ist, uns in jenem Ergebniß zu bestärken.

Ich weiß durchaus kein Buch zu nennen, in welchem mit kurzgefaßten, klaren Worten angegeben würde, worüber denn am Ende jene Parteien gestritten. Gottsched ist der Apostel der Geistlosigkeit, und die Schweizer sind feiner organisirt, Gottsched hat Unrecht, und die Schweizer haben Recht — ein Mehreres kann ich mir aus den weitläufigen und gelehrten Darstellungen, auch aus der Gervinusschen, nicht entnehmen. Und doch ist die Sache so einfach, daß sie sich mit zwei Worten abthun läßt, wenn man nur die rechten Worte findet.

Wenn der Leser sich hier sogleich eine historische Entwickelung des Verhältnisses zwischen diesen Männern gefallen lassen will, so wird die gesuchte Aufklärung des Räthsels, wenn sie ausgesprochen wird, auch sogleich bewiesen sein.

Die Schweizer waren späterhin, als der Kampf auf Leben und Tod ausgebrochen war, darauf bedacht Gottscheds Thätigkeit als eine bloße in den Gang ihrer eigenen Wirksamkeit eingeschobene ziemlich unwesentliche Episode darzustellen. Es giebt unter den obengenannten Streitschriften Eine, die in dieser Beziehung äußerst charakteristisch ist. Sie heißt: „Nachrichten von dem Ursprunge und Wachsthume der Kritik bei den Deutschen". Was man hier unter Kritik versteht, ließe sich wohl bezeichnen als ein Bewußtsein von den Gründen des Verfahrens beim Dichten. So wird hier denn nun gesagt, Opitz, dessen Werke die ersten seien, auf die man sich ohne Schamröthe berufen könne, habe doch wohl gewisse Grundsätze befolgen müssen, aber er habe sie lieber in der Ausführung anwenden, als in einem Kunstbuche zusammenschreiben wollen. Nun habe man sich begnügt, ihm nachzuahmen, und ihn zu loben — erst Hofmannswaldau habe darauf gemerkt, worin sein Vorzug bestehe — oder die innerliche Art seiner Gedichte mit charakteristischen Zügen bestimmt." Neukirch sei sich dann bewußt geworden, daß die Hofmannswaldauische Poesie eine ganz andre sei als die Opitzsche. Wernicke sei der erste gewesen, der nach festgesetzten und beständigen Grundsätzen geurtheilt, sich nicht bloß von der Empfindung habe leiten lassen. Wernickes Ansicht dem Hofmannswaldau und Lohenstein gegenüber, sei nun König zwanzig Jahr darauf in seinem Versuch vom Geschmacke beigetreten. Darauf seien 1720 u. 21 die Schweizer mit dem Zuschauer aufgetreten. Denen habe sich nun Gottsched angeschlossen, und wer sich sonst mit dergleichen Dingen abgegeben, habe sie anerkannt. Dies habe den Schweizern Muth gemacht und sie hät-

ten darauf den Patrioten und die Tadlerinnen angegriffen. 1727 machten sie den Anfang, die Beredsamkeit auf festgesetzte Grundsätze zurückzuführen in ihrer Erklärung von dem Gebrauche der Einbildungskraft die Wolffen dedicirt wird. Diese Schrift wird nun vom Biedermann angegriffen — was da gesagt werde, wisse man in Deutschland auch. Erst hinterher erscheint Gottscheds kritische Dichtkunst, der auf den Gedanken derselben schon in Königsberg gekommen sein will und dann besonders durch die Discurse der Maler angeregt zu sein bekennt. Dann kommt Liscow hinzu, der das allgemeine Recht des Menschen zu kritisiren aufstellte und geschlossen wird mit den Hauptwerken der Schweizer 1740.

Nun ist es zwar allerdings wahr, daß die Schweizer geschrieben haben, als an Gottsched noch gar nicht gedacht wurde; denn 1721 ist er noch in Königsberg. Auch mit Gottscheds Bekenntniß, den Discursen der Maler viel zu verdanken, hat es seine Richtigkeit. Allein dagegen bekommt mit dem Erscheinen von Gottscheds kritischer Dichtkunst 1730, die ganze deutsche Litteratur einen andern Schwerpunct, nach welchem hin zu gravitiren, auch die Schweizer nicht umhin können.

Es war nämlich das, wozu sich Gottsched durch die Discurse der Maler angeregt fühlte, nichts anderes, als für dergleichen einzelne kritische Bemerkungen, wie sie hier gegeben werden, ein allgemeines Princip zu finden, oder die ganze Dichtungslehre auf Einem Grundgedanken aufzubauen. Diese Wendung der Sache, und auch der bestimmte Grundgedanke selbst, auf welchen seine kritische Dichtkunst ruht und von dem sie ihren Namen trägt, so wie endlich der Gedanke einer allumfassenden Poetik überhaupt, ist Gottschedeen eigenthümlich, und nicht von den Schweizern entlehnt, ja es kehrte sich in Folge dessen das Verhältniß zwischen ihnen zunächst gänzlich um. Die Schweizer, welche seine Lehrer gewesen waren, wurden jetzt zunächst seine Anhänger und Mitarbeiter, denn sie fanden in dem von Gottsched Aufgestellten ihr eigenes Bedürfniß zunächst befriedigt, und wenn auch der Erfolg zeigt, daß Gottscheds Leistung sie nicht in Wahrheit überzeugt haben kann, so imponirte sie ihnen doch.

Noch 1737 wird der gelehrte Herr Bodmer in der Vorrede zum 17 Stücke von Gottscheds kritischen Beiträgen als Mitarbeiter an denselben angeführt, und bei Gelegenheit einer Kritik eines Briefwechsels von der Natur des poetischen Geschmackes (Crit. Beitr. IV. S. 444) rühmt Gottsched die Verdienste der Schweizer um die Reinigung des Geschmackes gar sehr, und glaubt sie ganz mit ihm selbst in Einstimmung. Wer das 3. Cap. der krit. Dichtkunst gelesen hat, sagt er, der wird finden, daß dieser Briefwechsel nur eine weitläuftige Ausführung dessen enthält, was der Urheber von jener gelehrt und behauptet hat.

Wenn nun schon dieses beweist, daß gewissen Plänkeleien mit den Gottschedschen Zeitschriften, welche allerdings vorgefallen waren, von beiden Seiten eine grundsätzliche Bedeutung gar nicht zugeschrieben wurde, sondern Gottsched und Bodmer in der Hauptsache auf Einem Wege zu wandeln glaubten, so geht dieß aus folgenden Privatbriefen noch deutlicher hervor.

Digitized by Google

Bodmer an Gottsched.

Zürich d. 5 Febr. 1732.

Monsieur
Monsieur Gottsched
professeur très digne et
très celebre &c.
Leipzig

nebst einem Exempl. verl. par.

Ueberbringer Dieses, Mr. Heidegger, ein junger mensch von gutem hause und artigen qualitäten vermeint desto leichter einen Zutritt bey Denselben zu erhalten, wenn er Ihnen einige Zeilen von mir überbrächte, nachdem er aus der verbindlichen manier, mit der Sie in der vorrede zu Ihrer kritischen Dichtkunst meiner gedenken, geschlossen, daß ich bey Denselben in einiger Hochachtung stühnde. Ich habe Ihm desto fertiger hierinnen willfahret, weil ich mich dieses Anlasses bedienen wollen, Ew. HochEdl. ein Exemplar von meiner übersetzung des verlohrnen paradieses zu übersenden. Ich bitte, daß Sie dieses werck gütig aufnehmen, und glauben, daß ich die unvollkommenheit desselben wohl erkenne. Dieselbige ware schon 1724 verfertiget, aber bliebe biß auf letztern Herbst liegen, da ich sie einigen hiesigen Freunden zu gefallen wieder übersehen und an das Licht gegeben.

Ich werde mit Vergnügen den ersten besten anlaß ergreiffen Ew. HochEdl. zu erkennen zu geben, daß ich mit vieler Hochachtung bin ꝛc.

Derselbe an Denselben.

Sub finem 1732.

Ich finde in Dero neulicher Zuschrift und beygeschlossenen Büchern neue Spuhren sowohl von Dero glücklichen Fleiße in der verbesserung des geschmackes, als auch von Ihrer Gefälligkeit gegen Ihre Freunde: Und ich werde mich befleißigen in diesen beyden Stücken mit Ihnen zu eifern; und Ihnen sowohl meine begierde den regierenden übeln Geschmack zu bestreiten, als auch meine aufrichtige Freundschaft zu bewähren.

Der Auszug aus der Miltonschen übersetzung ist sehr höfflich und günstig. Ich wünsche, daß er eben so unparteiisch sey. Ich hatte absonderliche Exempel von glücklich oder unglücklich übersetzten Stellen erwartet, und bekenne gern, daß ich im übersetzen viele Stellen angetroffen habe, in welchen ich hinter dem Englischen zurückgeblieben und die gehörige Redensart im teutschen nicht finden können, u. s. w. Ew. HochEdl. bezeugen ein Verlangen die Regeln zu sehen, nach welchen eine so regellose Einbildungskraft, wie Milton's war, entschuldiget werden kann. Nachdem mir die Zeit, so ich auf dergleichen Arbeit mit Vergnügen anwendete, von minder angenehmen Geschäften weggeraubet wird, daß ich sobald mit der Anfertigung derselben nicht zu stande kommen werde, habe ich nur die vornehmsten Grund-Sätze, nach welchen ich die Vertheidigung des verlohrnen Par. einzurichten gedenke obenhin zu papier gebracht und Hrn. Clauden (?) meinem wertheſten Freunde übersandt, der sie Ew HochEdl. gerne mittheilen wird. Ich bitte diesen großen Poeten so lange nicht zu verurtheilen, biß ich die Rettung desselben werde ausgearbeitet haben.

Ew. HochEdl. können die Opern nicht besser wiederlegen, als mit Trauer-Spielen von der vollkommenen Art. Was ich eine vollkommene Tragödie

Digitized by Google

heiße, können Sie aus dem Paragone della Poesia Tragica wahrgenommen haben, denn der Verfasser dieser Critik hat mich zu einem Proselyten von seiner Lehre gemacht, statt daß ich von dem Exempel des Corneille und anderer verführt, zuvor gantz andere Gedanken von dieser Art Gedichte gehabt hatte. Als ich ihm einst Addisons Cato als ein Muster der vollkommenen Tragödie angepriesen gab er mir Folgendes zur Antwort: Jo non saprei affermare che il Catone dell' Addison sortisca pienamente il suo effetto, o riguardisi il terrore o la pietà; il primo è inutile perchè patisce un innocente, e rispetto alla seconda quanto il merito della persona e la gravezza della calamità vagliono a muoverla tanto la reprime l'intrepidezza del suo animo: avvegna che non desti perfettamente l'altrui dolore, chi non lo mostra. Nondimeno s'io paragono il labore dell' Addison al labore di M. Deschamps trovo appresso l' Inglese maggiore artifizio nel render compassionevole la calamità di si grande uomo che appresso il Francese perciocche quegli nel dar maggior luogho all esercizio della sua costanza lascia apparir meglio il peso della calamità. Ein Grundsatz meines vornehmen Freundes ist, daß das Trauerspiel poema populare und vor die Bürgerschaft gewidmet sey zumahlen die Zuhörer aus allerley Leuten bestehen.

Hierin giebt sich nun allerdings eine Verschiedenheit der Ansichten kund, ja, da es kaum anzunehmen seyn dürfte, daß Bodmer sub finem 1732 den in diesem Jahre also spätestens in der Michaelismesse erschienenen Cato Gottscheds noch nicht gesehen haben sollte, der vielmehr unter den überschickten Büchern gewesen sein dürfte, so giebt er dem Verfasser desselben im Grunde deutlich zu verstehen, er habe eben nur ein nicht gutes Stück schlechter gemacht — aber das Verhältniß zwischen den beyden Männern ist noch ganz im Stande der Unschuld, sie werden des principellen Gegensatzes unter ihnen nicht gewahr, und meinen sich einigen zu können.

Ich muß mich im Voraus dagegen verwahren, daß man nicht dieser Auffassung gewisse Stellen bei Gervinus entgegenstelle, den man bei seiner großen Quellenkenntniß immerhin im Allgemeinen als Autorität betrachten mag. „Damals (1732) sagt dieser V. 54. billigte Gottsched noch diese Uebersetzung in seinen krit. Beiträgen, obwohl er schon über die reimlosen Verse, den Gegenstand (Fall des Menschengeschlechtes) und den Helden (Satan) im Milton spottet, und einen höhnischen Auszug aus den zwei ersten Büchern giebt" und S. 65. sagt er in einem andern Zusammenhange: „eine Vorstellung vom Milton rathe er dem Leser sich bei einem ältern verstiegenen Uebersetzer zu holen — was man so verstehen muß, als wolle Gervinus sagen, Gottsched habe diese Uebersetzung der Bodmerschen vorgezogen. Aber hier ist alles ungenau und Gervinus vermengt, was in seinem Excerpten nebeneinander stand. Zuerst kommen zwei Aufsätze in den krit. Beiträgen 1732 in Betracht. In dem einen im ersten Stücke wird der Leser mit der Bergeschen Uebersetzung bekannt gemacht; der Aufsatz schließt mit den Worten: Ehestens wollen wir unsere Leser auch von einer neuen Uebersetzung des Milton, die Herr Prof. Bodmer in Zürch in ungebundener Rede verfertiget, eine Nachricht geben." Diese folgt denn im 2. Stücke S. 290. Hier ist nun der Auszug der drei ersten Bücher nichts weniger als höhnisch, sondern wie Bodmer ihn nennt, günstig, über die reimlosen Verse des Originals kann um so weniger gespottet werden, da Gottsched die Wahl dieser Versart in der Berge-

schen Uebersetzung nicht getadelt, sondern selbst Proben gegeben hatte, wie sie sich besser hätte bearbeiten lassen — wie wenig man Ursache, hat Gottscheden von vorn herein den Widerwillen gegen ungereimte Versarten, der sich bei ihm erst im Gegensatz gegen die Klopstockschen Hexameter festsetzte*) beizulegen, habe ich oben bewiesen, — und endlich wird auch der Gegenstand nicht verspottet, sondern es wird nur bemerkt, es sei ein Uebelstand bei dem Sündenfalle der Menschen, daß Satan gegen Gott Recht behalten; es wäre in dieser Beziehung der Fall der Engel ein besserer Stoff gewesen. Erst 8 Jahre später, 1740, findet sich eine scharfe Recension von Bodmers Abhandlung vom Wunderbaren — welche gar nichts anders ist, als eben die in dem oben angeführten Briefe versprochene Vertheidigung des Milton — krit. Beitr. VI. S. 52. Hier geht es denn freilich tüchtig über Bodmer und Milton her, aber hier wird nun wieder v. Berge nicht erwähnt. — Wer die Wichtigkeit des ganzen Streites für die Geschichte der deutschen Litteratur kennt, wird es nicht für eine Aeußerung von Kleinigkeitsgeist halten, wenn man auf eine gründliche Erzählung seines Verlaufes dringt.

Noch mehr Uebereinstimmung als die angeführten Briefe, verräth ein von Bodmer am 28 Aug. 1735 geschriebener. Bodmer wünscht zu Gottscheds Vermählung Glück, und sagt unter anderem: „die Verbindung eines so gleich gesinnten Paares scheint mir lauter Glückliches vor die Verbesserung der Poesie und des Geschmackes zu prophezeihen. So oft denn etwas von Ew. HochEdl. geschickter Muse sowohl als Me. Gottsched an das Tageslicht kommen wird, bitte mich damit zu beehren. Ich habe eine ziemliche Zeit rechten Mangel an neuen Gedichten, so etwas erhebliches wären, leiden müssen." Dann übersendet er eine Ode von Haller und erzählt, es arbeite dieser an einem großen Werke, und schließt damit, ein Gedicht auf den Tod seines Sohnes zu überreichen: „Es haben sich orthographische Fehler in die Abschrift eingeschlichen, welche mir nicht beyzumessen bitte. Diejenigen Fehler, welche aus hiesiger provincial-Sprechart geblieben, gebe Ew. HochE. volle Macht, nach Dero Einsicht zu verbessern, sofern es Ihnen der Mühe wehrt zu sein dünkt." —

Es war also damals von einer Auflehnung gegen Gottscheds Autorität gar nicht die Rede. Noch einen andern von Gottscheds späteren Gegnern finden wir in dieser Zeit und sogar noch etwas später als seinen ergebenen Anhänger, Pyra in Halle legt ihm am 4. Aug. 1738 gewisse dichterische Arbeiten zur Beurtheilung vor, und will allen Tadel gern ertragen, wenn er ihm nur weiter helfe, ja er meint sogar, es wäre dienlich, wenn nicht Alles ohne dergleichen Censur in die gelehrte Welt so hineinlaufen dürfte.

Indessen Pyra, und noch ein anderer, der bald zu nennen sein wird, sind Norddeutsche, bei denen die Emancipation von Gottscheds Litteraturanschauung der Natur der Sache nach erst später eintreten konnte. Aber wie wenig auch im südlichen Deutschland an den Ausbruch von Feindseligkeiten gedacht

*) Gottsched empfiehlt vielmehr Verse zu Uebersetzungen, krit. Beitr. II. S. 154. Ferner ists bekannt, daß er mit Recht behauptete, die ersten Anakreontika habe er gemacht; die Jamben, welche nach Gervinus, die Nürnberger schon vor ihm gedichtet, sind gereimt, kommen also hier nicht in Betracht, bei Gelegenheit jener v. Bergeschen Uebersetzung giebt er Stellen aus Addisons Cato in reimfreien Alexandrinern, und v. Seckendorfs Lucan gegenüber, der in solchen geschrieben ist, schlägt er selbst die fünffüßigen Jamben vor.

Digitized by Google

wurde, beweist eine Stelle in einem Briefe von Drollinger. Dieser war ohne sein Ansuchen von der berühmten deutschen Gesellschaft — denn anders wird sie in Gottscheds Briefwechsel nicht leicht genannt — zum Mitgliede ernannt worden. In seinem Danksagungsschreiben*) vom 6. Nov. 1736 sagt er unter andern. „Ein gebohrner Schwabe zu seyn und seine meiste Lebenszeit in der Schweitz zugebracht zu haben, sind wol nicht Umstände, welche zu einer reinen Teutschen Poesie etwas beytragen können. Wiewol ich habe vielleicht eben diesen Umständen meine unverdiente Ehre hauptsächlich zu verdanken. Sie soll mir und andern vermuthlich zur Ermunterung dienen. Sie soll verursachen, daß wir in Bestrebung nach einer mehrerern Vollkommenheit nicht alle Hoffnung verliehren .... Und so wäre nicht alle Hoffnung verlohren, unsre liebe Muttersprache dermaleinst auch mitten in Schwaben in einem zierlichen Aufputz zu erblicken."

Und endlich wünscht Bodmer auch (1. März 1737), es möge ihm Gottsched dazu verhelfen, daß er mit der ruhmwürdigen deutschen Gesellschaft, deren Wohlwollen er nur ihm verdanken könne, auf nähere Art verbunden werde, wie er denn auch für die Aufnahme in dieselbe ganz ergebenst dankt und bei der Gelegenheit erzählt, es arbeite Breitinger an einer weitläuftigen Schrift über die Quellen des poetischen Ergetzens, und er selbst an einer Vertheidigung Miltons gegen Voltaire und Maguy, was denn Alles, wie er hoffe, Gottscheds und der deutschen Gesellschaft Beifall haben werde. Auch wird er, wenn er gerade ein Jahr später (1. März 1738) denselben um einige Nachrichten zu einer Historie der Kritik der deutschen Redner und Poeten ersucht, doch nicht eben die Absicht gehabt haben, sie so gegen ihn anzuwenden, wie später in der angeführten Streitschrift geschehen.

Die folgenden Briefe sind wieder zu charakteristisch, als daß sie nicht eine ausführlichere Mittheilung verdienten.

Bodmer an Gottsched.

d. 28 März 1738.

Ich hoffe die Menge von nützlichen Arbeiten womit Ew. HochEdl. zum Aufnehmen der Wohlredenheit und Poesie auf eine so ruhmwürdige Weise überhäufet sind, werde mich bei Ihnen so wohl entschuldigen, daß anstatt sich über mein langes Stillschweigen zu beklagen, sie mir vielmehr Dank davor wissen werden. Indessen muß ich gestehen, daß sie mit meiner Zuschrift öftere wohl beunruhigen würde, wenn die Entlegenheit des Ohrtes einen fleißigen und schleunigen Briefwechsel zwischen uns gestattete. Diesen Mangel müssen mir inzwischen die artigen und gründlichen Schrifften ersetzen, womit Sie das Publikum zu bereichern niemals müde werden. Ihnen haben wir etliche vollkommen-gute grammaticalische Untersuchungen und kritische Aufsätze in den Beyträgen ꝛc. zu danken; von Ihnen hat die deutsche Gesellschaft ihr Wesen und Leben; von Ihnen dürfen wir die Einführung der Teutschen Tragödie hoffen. Haben wir einmal diese, so wird die Oper von sich selbst fallen ... Bei dieser Gelegenheit kann ich mich nicht enthalten, Ihnen zu sagen, daß nach meinem Urtheile die Trauerspiele, welche nach den Grundsätzen des paragone della poesia tragica verfasset sind, einen weit schnelleren und gewissern Ein-

*) Es ist schon in der Sammlung von Drollingers Schriften abgedruckt, wo man auch noch einen andern Brief desselben an Gottsched findet.

druck auf die Zuseher thun werden, als solche, welche nach dem Muster des Corneille eingerichtet sind. Jedermann aus dem vornehmen und schlechten Pöbel (sie) ist fähig durch den Schrecken und das Mitleiden in heftige Bewegungen gesetzet zu werden; hingegen braucht es schon hohen Verstand und Großmuth dazu die erhabenen und oft mehr als menschlich tönenden (?) Entschlüsse und Gedanken von Nicomedes, Antiochus u. a. nur zu begreiffen. Jüngst ist mir Lazzarini Ulysses il giovane vor Augen gekommen. Man lasse dieses Trauerspiel nebenst Corneille Horatii aufführen; die Zuhörer von Ulysses werden von der Traurigkeit überwältiget sich gezwungen ergeben müssen: hingegen werden die meisten, so den Horatiis zusehen werden, nicht wissen, was sie gedenken, noch was sie fühlen sollen. Zudem ist es vor den Poeten ein leichteres Werk, die Bewegungen von Leid und Schrecken nach ihrem Umfang, Mittel und Ende in gehörigen Graden durch fünf Handlungen auseinander zu legen, als ein Werk von dieser Größe mit erhabenen Reden und Meynungen allezeit empor zu halten, also daß es von der Höhe niemals herunterfalle. Die Exempel von Traurigen und Nothleidenden sind auch weniger rar, als Exempel von Helden, die sich über die Sphäre der Menschen hinaufschwingen.

Ew. HochEdl. begehren mein Urtheil von der Ode auf den Doctor-Hut des Herrn Grafen von Oetingen. Diese Ode sowohl, als die Ode, der wahre Held August, gefallen mir so wohl, daß ich in mein Exemplar von dem Charakter der Deutschen Gedichte nach Heraus und Pietschen, diese Zeilen eingeschoben habe.

Mit ihnen in Begleit sah ich auch Gottsched gehen
Der mir nicht kleiner däucht und nicht darf schamroth sehen *)
Wann er bei ihnen sitzt, wiewohl er sie verehrt.
Sein wahrer Held August ist Opitz's Schreibart wehrt
Ist alles dessen wehrt, was Gottsched selbst gesungen
Soweit ists ihm durch Fleiß und Biegsamkeit gelungen.

Das Blättchen von Nachtheiligkeit des Geistes hat Herrn Dr. Haller zum Verfasser; ein gantzes Werk von dieser Art würde uns keine Ursache übrig lassen, den Engl. Spectator mit mißgünstigen Augen anzusehen.

NB. Neulich ist mir ein zerrissenes Blatt von Pergament in die Hände gefallen, auf welchem ich hier beigelegte Zeilen gelesen habe. Ich setze es über Friedrich II. Zeiten hinaus. Man siehet leicht, daß es ein Stück von einer Romanze ist, mit welchem Nahmen man die poemata Epica derselben Zeit belegete. Ich wünschte, daß ich ein gantzes Werk von dieser Art zu sehen bekäme, damit ich die Regeln eines solchen daraus erkennen könnte. Ist nichts der Art in Sachsen dem Untergange entronnen? Ich entsinne mich, daß in der königlichen Bibliothek zu Paris etliche Codices Mspti von dergleichen poetischen Ritterbüchern noch vorhanden sind, und zweifle nicht, daß die Erlaubniß leicht zu erhalten wäre, eine Abschrift davon am Ohrte selbst zu nehmen. Vielleicht könnten Ew. HochEdl. einen gesitteten jungen Menschen, der seiner Lust halben nach Paris ginge, schon dazu bereden, daß er sich Mühe gäbe, einen von diesen Codicibus abzuschreiben; damit würde gewiß dem studio Etymologico, Grammatico und insgemein der Teutschen Sprache und Poesie ein vielfältiger Nutzen zuwachsen. Mit diesem verbleibe ꝛc.

*) Sic. stehen ist ausgestrichen

Digitized by Google

Wie oft hat man einen Vorzug der Schweizer vor Gottsched darauf begründen wollen, daß jene die Werke der mittelhochdeutschen Sprache ans Licht gezogen, und hier sehen wir, wie Bodmer mit den ersten Versuchen in dieser Art — er hat noch nichts Größeres der Art gesehen — Gottscheden, in dessen kritischen Beiträgen von mittelhochdeutscher Poesie viel die Rede ist, hülfreiche Hand leistet, ja ihm die später herausgegebenen Werke, gegen deren Veröffentlichung auch Gervinus das, was Gottsched in dieser Beziehung geleistet, sehr niedrig anschlägt, zu beliebiger Benutzung nachweist!

Bodmer an Gottsched.

den 30. Juli 1738.

Da ich meine Aufnahme in die deutsche Gesellschaft als eine Würkung Dero persönlicher Wohlgewogenheit gegen mir ansehen muß,*) so habe ich um so mehr Ursache mir angelegen sein zu lassen, daß ich mich dieser Wahl würdig mache. Ich erwarte von der Kraft, welche das Exempel geschickter Vorgänger auf die Gemüther hat, da ein Geist den andern mit seinem Feuer anstecket, daß die Ansicht und Nachfolge der muntern Köpfe in besagter Gesellschaft dasjenige bei mir ersetzen werde, was mir an Gaben des Geistes und an Fleiß abgehet..... Meine Vertheidigung des Miltonschen Paradieses ist zwar seit geraumer Zeit vollendet, weil sie aber so eingerichtet ist, daß sie gewisse Capitel in der kritischen Dichtkunst ausmachet, die hiesiger professor Breitinger in Arbeit hat, so muß sie liegen bleiben, bis dieses Werk ausgearbeitet ist: Nun gehet es damit desto langsamer zu, weil dieser geschickte mann noch neulich den Plan von demselben in so weit geändert hat, daß ers in drey Theile eintheilen wird. Der erste soll eigentlich eine kritische Dichtkunst sein, und von dem Wahrscheinlichen, der Fabel, dem Verwunderſamen ꝛc. handeln, der andere wird von allen Arten der Beschreibungen, der dritte von den Gleichnissen auf das ausführlichste und aus dem Grund Unterricht geben.... Weil Ew. Hochedeln melden, daß sie gesonnen sind, den Characteren der deutschen Gedichte ꝛc. einen Platz in dem folgenden Bande der eigenen Schriften der Gesellschaft einzuräumen, so habe ich diese Stücke überlesen, und einige Sachen darin geändert**). Da ich aber wohl erkenne, daß sie einer weit mehreren Ausputzung vonnöthen haben, so werden dieselben mich verbinden, wenn Sie in dieser Absicht einige Mühe darauf verwenden wollen. Sie werden sehen, daß ich in vielen veränderten Stellen für die Befriedigung des Ohres gesorget habe. Ich hätte dieses noch an mehreren Orten gethan, wenn meine hartgewöhnten Ohren mich daran erinnert hätten. (Betrachtungen darüber, daß jede Nation ihre Sprache für die wohlklingendste halte). Wenn nun das Ohr fähig ist, unendlich verschiedene Faltungen an sich zu nehmen, wie ungleich und wie dunkel muß sein Urtheil von dem harten und sanften sein! Also ist man nicht sicher, daß das musikalische Ohr lange in der jetzigen Conformation bleiben werde, folglich auch nicht, daß es noch lange bei seinem dießmaligen urtheil von dem Wohlklingenden verharren werde. Dieses ist fürwahr für einen

*) Daß Gottsched vor Kurzem aus der Gesellschaft ausgetreten war, konnte Bodmer noch nicht wissen.

**) Da Gottsched mit der Gesellschaft nicht mehr in Verbindung stand, nahm er das Gedicht in seine kritischen Beiträge auf. Die Stelle über ihn selbst ist hier nicht vergessen.

Digitized by Google

Scribenten, der für das gegenwärtige Ohr wohlklingend schreibet, verdrüßlich zu gedenken.... Ich überlasse Ew. HochEdl. in den Charakteren, die sechs Zeilen, darin ich Ihrer Musen Meldung thue.... nach der Zeile auf dem neunzehnten Blatte

Mit bleiern Armen auf. Nun stockt sich mein Gesang

beyzusetzen.... Weil dieselben es erlauben dürfte wohl mit nächster Gelegenheit einige prosaische Aufsätze zu ihrer Beurtheilung übersenden — u. s. w.

Breitinger an Gottsched.

den 1. Juni 1739.

Ueberbringer dieses hat mich veranlasset, an Ew. HochEdl. ein paar Zeilen Eigenhändig zu wagen, da ich sonst unter stiller Verehrung Dero Verdienste, wie um die ganze Gelehrsamkeit, so vornehmlich um die deutsche Beredsamkeit und Dicht-Kunst, die geschickte Feder und den Nahmen meines wehrten Freundes Herrn Prof. Bodmers gebraucht habe, einen beständigen Briefwechsel mit Ihnen zu unterhalten. Und da ich Ihnen letzthin von der Geburth meines Crit. Werkes von den Gleichnissen durch eben diesen verborgenen Canal die gewisse Zeitung einzusenden die Ehre gehabt habe; So habe ich mich nicht entbrechen können, den Anlaß zu ergreifen, und Ew. Hochedl. das Werk selbst, welches bis auf 5 Bogen (die seiner Zeit nachfolgen werden) fertig ist, durch diesen Freund einhändigen zu lassen und solches Dero freymüthiger Beurtheilung vorzulegen. Ich habe erachtet, daß mich dieses zugleich berechtigen werde, Ew. HochwolEdl. diesen Freund Herrn Johannes Schad... der sich einige Zeit in Leipzig niederlassen wird, zu empfehlen. *)

2.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, daß diese persönliche Verbindung unter denen, welche ganz kurze Zeit darauf einander als die bittersten

*) Wie wenig böse es Breitinger mit seiner Poetik ursprünglich meinte, zeigt folgende Stelle S. 324. „Lasset uns diesen Schwung der Einbildungs-Kraft, der von der höchsten Stärke derselben Anzeige giebt, mit etlichen Exempeln aus unseren einheimischen Poeten erläutern. Wenn der Herr Ceremonien-Rath J. U. König u. s. w. Und wenn Hr. Professor Gottsched der Sehnsucht nach freundlichen Zeiten in dem Gedichte, das er bei demselbigen Anlaß — am Tage der Dreßdnischen Erbhuldigung — verfertigt hat, ausdrücken will, so singet er:

Wann wird das menschliche Geschlecht
Doch endlich seiner Wuth vergessen
Und sich nach Billigkeit und Recht
Nicht nach der Blinden Macht gezählter Fäuste messen!
Zurück ihr Furien, zurück!
Verbergt nur euren finstern Blick
In des Avernus Pfuhl und räumt den Kreis der Erden:
Irenens Gottheit zeigt sich schon
Sie pflanzt sich unter uns den Thron
Und ganz Europa soll ein Friedenstempel werden.

Insbesondere muß ich in dieser Absicht die heroischen Oden loben," u. s. w.

Digitized by Google

Feinde gegenüberſtanden, meine Leſer überraſchen wird. Und aus dieſer Ueberraſchung wird ſich ſehr bald das Bewußtſein eines hiſtoriſchen und ſelbſt eines ſittlichen Problems entwickeln, das ſich aus dieſem Umſtande ergiebt. Wir alle können, ſo ſehr wir es uns auch angelegen ſein laſſen, die hiſtoriſche Unbefangenheit zu bewahren, nicht umhin, bei dem ſpäter ausbrechenden Streite die Partei der Schweizer zu ergreifen, deren Anſichten und Geſichtspuncte mit denen der Gegenwart in einem continuirlichen Zuſammenhange ſtehen, wie ich dieß weiterhin noch tiefer begründen werde — und damit verbindet ſich das Bedürfniß, dieſen Männern auch eine ſittliche Hochachtung widmen zu können — denn wir Deutſche haben es nun einmal noch nicht zu der Höhe gebracht, eine geiſtige Kraft verehren zu können, wo die ſittliche fehlt, ja wir meinen wohl gar die erſtere ruhe im Grunde auf der letztern. Dieſe Hochachtung für Bodmer und Breitinger als Menſchen kann ſich durch die Veröffentlichung dieſer Beweiſe beeinträchtigt glauben. Wie konnten die Schweizer, ſo wird man fragen, aufrichtigen Herzens ſolche Briefe an Gottſched ſchreiben, wenn ſie in einer ſolchen Stellung zu ihm ſtanden, wie wir alle wiſſen? Ja noch mehr — wie war es nur möglich, daß ſie in dieſem Tone an ihn ſchrieben, wie hat er nur einen einzigen dieſer Briefe beantworten können, da er doch ſelbſt dieſe Stellung kannte und die Schriften las, die ihren brieflichen Aeußerungen widerſprachen?

Da die Authenticität dieſer Briefe keinem Zweifel unterliegt — ſie werden nach wie vor auf der Leipziger Univerſitätsbibliothek verwahrt — ſo wird man die Sache jedenfalls umkehren, von dem Sinne, in welchem dieſe geſchrieben ſind, ausgehen und ſchließen müſſen, daß man das Verhältniß der Schweizer zu Gottſched vor dem Jahre 1740 bis jetzt unrichtig aufgefaßt habe.

In der That läßt ſich dieß leichter nachweiſen als man denken ſollte. Die allgemein verbreitete Anſicht von dieſen Verhältniſſen beruht auf Manſo's „Ueberſicht der Geſchichte der deutſchen Poeſie ſeit Bodmers und Breitingers kritiſchen Bemühungen" im achten Bande der Nachträge zu Sulzer. Die Vortrefflichkeit dieſes Aufſatzes in Bezug auf die Kenntniß des Materials und der Vollſtändigkeit der Notizen über daſſelbe iſt allgemein anerkannt. Um ſo mehr hat man geglaubt, ſich auf ihn verlaſſen zu können, zumal da die Quellen theils ſchwer herbeizuſchaffen ſind, theils nicht die angenehmſte Lectüre bilden: auch fehlte eine ſo beſtimmte Veranlaſſung zur Reviſion der hier zu Grunde liegenden Unterſuchungen, wie uns die angeführten Briefe geben. Aber die Geſichtspuncte, von denen Manſo bei dieſer Arbeit ausgeht, ſind irrig. Schon der Titel deutet den Grundfehler an — Geſchichte der deutſchen Poeſie ſeit Bodmers und Breitingers kritiſchen Bemühungen — darin liegt, daß die Thätigkeit eben dieſer Männer den Hauptgeſichtspunct bilden wird. Und ſo iſt es wirklich. Die Darſtellung beginnt mit dem Jahre 1721 — den „Diskurſen der Mahlern" — und von da an bildet die Thätigkeit der Schweizer, die mit dieſer Zeitſchrift beginnt, ununterbrochen den Hintergrund, auf welchen alles Uebrige nur wie etwas Abgeleitetes aufgetragen wird. Namentlich erſcheint Gottſcheds Wirkſamkeit, die allerdings von den Schweizern angeregt war, nur als eine Epiſode, und er ſelbſt nur als ein Schüler Bodmers und Breitingers, er wird S. 14. mit den Worten eingeführt: „Indeß fehlte es den Schweizern auch nicht an Vertheidigern — gegen Weichmann und Hanke — und ſie fanden dieſe Zwecke an dem Orte, an

welchem sich wenige Jahre nachher die stärkste Partei gegen sie bildete, und an dem Manne, der an die Spitze derselben trat. Der Mann, den ich meine, war kein anderer, als Joh. Christoph Gottsched" — u. s. w. „Aber diesem — so geht die Darstellung S. 17. weiter — merkten die Schweizer bald an, wie es mit ihm stehe, sie ließen sich durch sein Lob nicht bestechen, sondern griffen ihn gelegentlich an, bis sie denn endlich 1740 durch seine Anmerkung gereizt, mit der er (S. 19.) „während sie für die Begründung des bessern Geschmackes unter den Deutschen langsam und bedächtig arbeiteten, auf mehr als Eine Weise für die Verherrlichung seines Namens, und wie er meinte, für die Aufnahme der deutschen Sprache und Poesie thätig war," gereizt, ihm endlich (S. 31.) mit den 1740 erscheinenden Schriften den Fehdehandschuh hinwarfen.

Es ist nicht schwer zu erklären, wie Manso zu dieser Auffassungsweise hat kommen mögen. Er hatte sich noch nicht zu einer reinen geschichtlichen Auffassung dieser Angelegenheit erhoben — er war noch selbst Partei. Manso schrieb Nachträge zu Sulzer, dazu hätte sich so leicht Niemand entschlossen, der nicht wenigstens einigermaßen mit diesem einverstanden gewesen wäre — und Sulzers Theorie der schönen Künste ist bekanntlich der Hauptsache nach nichts Anderes, als eine Zusammenstellung der schweizerischen Ansichten, so wie er selbst, insofern er Aesthetiker war, nichts Anders, als ein Missionär, den sie in das zum Gottschedianismus hinneigende Norddeutschland gesandt hatten. Es ist auch im Uebrigen wohl bekannt, daß Manso der alten Zeit angehörte; war er doch eng mit Garve verbunden, der in ästhetischen Dingen der Kritiker der Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste war — und wenn ihm in den Xenien nach allgemeinem Urtheil im Allgemeinen Unrecht geschehen ist, denn sein späteres Verdienst, als Historiker mag freilich seine Bedeutung als Dichter und Kunstrichter weit übertreffen, so wird doch Schiller, als er es sich überhaupt zur Aufgabe stellte, in der Rumpelkammer der deutschen Litteratur einmal aufzuräumen, gerade in dieser Beziehung der richtige Blick nicht abgegangen sein.

Mansos eigene Darstellung widerspricht der Grundansicht, die er freilich nicht geradezu ausspricht, die sich aber in der angeführten Gruppirung seines Stoffes kundgiebt, daß die Schweizer von vorn herein der Hauptsache nach das Richtige gefunden, an mehreren Orten. Er kann sich (S. 29.) bei der Besprechung eines von Bodmer 1735 bekannt gemachten Gedichtes der Betrachtung nicht enthalten, daß das Gefühl für das Schöne sich nur langsam bilde und unsicher hin und her schwanke — so lange nicht gute Muster vorlägen. Aber die lagen 1740 als Bodmer und Breitinger ganz anders urtheilten, auch noch nicht vor — und da war es eben Gottscheds Thätigkeit, die zwar nicht ihre einzelnen Urtheile bestimmte, aber überhaupt bildend auf sie eingewirkt hatte. Und wenn es S. 33. heißt: daß später ihr Ausdruck durchaus nicht mehr der alte unbehülfliche, sondern um vieles richtiger und geschmeidiger gewesen ohne deshalb entnervt und kraftlos zu sein, — ein Verdienst, das ihnen Niemand angerechnet, und das zu erwerben ihnen sicher eben so sauer geworden, wie dem gebornen Wiener ein reines Deutsch — so habe ich oben die eignen Geständnisse Bodmers, wie viel er in dieser Beziehung Gottscheden verdanke, angeführt, auch war es ja nur dieser, welcher die Forderung eines solchen reineren Deutsch aufstellte.

Digitized by Google

Manso verfährt in seiner unbefangenen Hingabe an die Bewunderung der Wirksamkeit der Schweizer Kritiker wirklich ein Bischen gar zu naiv. Worauf gründen sich seine Angaben über die Streitigkeiten zwischen Gottsched und den Schweizern, die vor dem Jahre 1740 stattgefunden? Auf die eigene Angabe dieser letzteren in den Anmerkungen zu ihren gesammelten späteren Streitschriften. Man schlage nur nach — diese Sammlung wird überall angeführt. Was war natürlicher, als daß die Schweizer, als sie sich von Gottsched losgesagt hatten, weil dieser sich von ihnen lossagte, die Sache in das Licht stellen wollten, als hätten sie im Grunde niemals mit ihm etwas zu thun haben wollen? Diese Auslegung mußte sich ihnen ganz unwillkührlich unterschieben, ohne daß man ein unehrliches Stratagem darin erblicken könnte, denn ein vollkommenes Einverständniß hatten sie freilich nie mit ihm gehabt. Ihr eigentliches Princip, welches erst im Gegensatze zu ihm in einer gewissen Klarheit hervortrat, war, wie weiterhin zu erörtern sein wird, allerdings immer die Grundlage ihrer Thätigkeit gewesen. Ja noch mehr — die ganze Grundanschauung Mansos ist aus einer dieser Streitschriften, nämlich den bereits angeführten „Nachrichten vom Ursprunge und Wachsthume der Kritik bei den Deutschen", entnommen, welche im Grunde nur darauf berechnet ist — wie sich dieß jeder lebenskräftigen Richtung allgemeinerer Art unterschiebt — die 1740 erschienenen Schriften Bodmers und Breitingers als den Gipfel der deutschen Kritik, als das, worauf alles hinweise, zu construiren und (Streitschriften II. S. 163.) die kritische Dichtkunst lediglich aus der von Gottsched eingestandenen Anregung durch die Diskurse der Maler abgeleitet wird und also Gottscheds Thätigkeit insofern sie allerdings in der Ausführung der Intentionen der Schweizer den Werken der letzteren nachsteht, von vorn herein als etwas Secundäres erscheint.

In der That sieht es mit den einzelnen Angaben, welche Manso selbst in der Beziehung anführt, ziemlich zweideutig aus. Die Schweizer haben (S. 7.) den Hamburger Patrioten angegriffen und ihr Angriff hat in Leipzig 1725 nicht die Censur passirt. Man sollte zufolge der Wendung, mit der die Sache in den Streitschriften, deren ganzer Titel „Streitschriften gegen die Gottschedsche Schule", wenn diese Dinge in ihnen behandelt werden sollten, eine Prolepsis war, zur Sprache gebracht wird, meinen, daran müsse Gottsched Schuld gewesen sein. Aber beherrschte etwa Gottsched schon 1725 die Leipziger Universität, hat er es jemals gethan? Am Ende wird er noch der gewisse vornehme Professor gewesen sein sollen, dem die Schrift vorgelegt worden, er der 1725 noch nicht einmal Extraordinarius war. Ferner sind in dem Werke vom Gebrauche der Einbildungskraft neben dem Patrioten auch die „Tadlerinnen" angegriffen, und zwar ziemlich heftig, wie denn auch Gottsched in dem Biedermann sehr heftig erwidert. Aber sonderbar! Gottsched wird hier nicht mit Namen genannt, ja die Anführung der Stelle in seinem Biedermann wird mit den Worten eingeleitet: „Die Scribenten, die in ihrem langen Besitze eines niemahls untersuchten Ruhmes gestöret worden, mußten nothwendig ein Mißfallen an diesen Critiken haben, und warum sollten sie den gefaßten Unwillen nicht öffentlich zu erkennen gegeben haben?" Sollten die Schweizer noch in den vierziger Jahren nicht mit Bestimmtheit davon unterrichtet gewesen sein, ob diese Aufsätze wirklich von Gottsched herrührten, dem man doch 1728 noch nicht einen langen Ruhm zuschreiben konnte? Jedenfalls beweist die Thatsache, daß die beiden

Digitized by Google

Parteien später brieflich in gutem Einvernehmen stehen, und daß Bodmer als Mitarbeiter an einer spätern Zeitschrift Gottscheds genannt wird, daß diese Zänkereien einstweilen vergeben und vergessen worden — welches wiederum darauf hinzuweisen scheint, daß sie doch etwa wenigstens in der Meinung der Schweizer gar nicht zwischen ihnen und Gottsched stattgefunden — und doch ist es gerade dieser Vorfall, auf welchen sich die allgemein verbreitete Ansicht von einer früh entstandenen und beständig fortgesetzten Feindschaft der Schweizer gegen diesen, welche 1740 nur endlich zum Ausbruche gekommen, gründet.

Ich hoffe durch diese Erörterungen die Schweizer vor dem Verdachte einer unsinnigen Zweizüngigkeit befreit und die Auffassung ihres früheren Verhältnisses zu Gottsched, die ich schon im vorangehenden Abschnitte zu Grunde legen mußte, vollkommen gerechtfertigt zu haben. Aber ich glaube noch weiter gehen zu können; ich glaube im Stande zu sein, auch zu beweisen, daß die Schweizer keineswegs sogleich nach dem Aufhören der Correspondenz, deren von ihnen herrührende Stücke ich im Auszuge mitgetheilt habe, etwa auf Veranlassung einer abweisenden Antwort auf Breitingers letzten Brief, in eine feindselige Stimmung gegen Gottsched verfallen, daß sie also keineswegs die ihm vorher freundschaftlich zur Beurtheilung vorgelegten Schriften in diesem Sinne umgeschrieben, daß sie überhaupt mit der Herausgabe derselben ihm keineswegs den Fehdehandschuh hinzuwerfen die Absicht gehabt.

Manso findet in den Vorreden Bodmers zu der kritischen Dichtkunst feindselige Anspielungen und Beziehungen auf Gottsched. Ich kann dieses nur seiner Voreingenommenheit zuschreiben. Die Stellen sind diese: „Ein schlimmer Criticus und ein schlimmer Poet verdienen eine gleiche Beurtheilung: ich weiß keinen Unterschied zwischen der Ungeschicklichkeit zu machen, die sich in einer elenden Schrift hervorthut. Ein gewisser Verfasser hat zwar den schlimmen Kunstrichter darum für den größten Sünder halten wollen, weil er uns nicht allein Verdruß verursachte, wie der schlimme Scribent, sondern uns überdieß auf Irrthümer verleitete, und ich will ihm gerne einräumen, daß der Criticus der schlimmere Mann ist, wenn er uns aus Bosheit auf Abwege führt; allein wenn er nur aus Ungeschicklichkeit fehlt, so hat der schlimme Scribent in solchem Falle nichts voraus, weil im Uebrigen auch er neben dem, daß er uns Verdruß verursachet, uns eben so wohl verführt, als der schlimme Criticus, indem er uns für was schönes, für was vortreffliches giebt, was häßlich oder nur mittelmäßig ist.“ Natürlich, wo von einem schlimmen Criticus die Rede ist, muß an Gottsched gedacht worden sein! Aber wenn auf ihn angespielt werden sollte, war es angemessen, die Schuld des schlimmen Criticus zu vermindern? Allerdings ist eine Beziehung auf Gottsched vorhanden und zwar obendrein auf eine Stelle in einer Vorrede zu seiner Dichtkunst — aber es spricht sich hier nur gelegentlich eine Abweichung der Ansicht aus, die aus dem entgegengesetzten Principe der Schweizer hervorgeht: — wenn es nämlich die Regel nicht ist, die die Dichtung macht, sondern diese erst durch die Dichtung selbst gegeben wird, so schadet es offenbar hier weniger wenn einer theoretisch falsche Regeln giebt, das heißt, ein schlechter Criticus ist, als wenn er praktisch nach solchen verfährt — ein schlechter Scribent ist. Sollte also die Stelle durchaus auf Gottsched persönlich gehen, so würde sie vielmehr den Sinn haben — „nach unsern Ansichten ist gar kein besonderer Grund vorhanden, dir den Fehdehandschuh hinzuwerfen“ — was doch nach Manso mit der Her-

Digitized by Google

ausgabe der Breitingerschen kritischen Dichtkunst geschehen sollte. Die andere Stelle, die Manso anführt, ist eben so harmlos. „So viel mir bekannt ist, hat Meißen das beste Recht, von allen Provinzen Deutschlands zu fordern, daß sie ihre eigene Mundart und Aussprache für die seinige verlassen: allermaßen es darinnen wahre Vorzüge vor allen andern aufweisen kann, die in der Natur und der Absicht der Sprache gegründet sind. Ich glaube auch nicht, daß irgend eine Provinz des deutschen Reichs mit Gedanken umgehe, mit ihm um dieses Recht zu streiten, oder wenn es einer oder der andern in den Sinn kommen sollte, daß solche zu ihrem Behuf bündige Titel anziehen könnte. Dennoch wird man den Kunstlehrern anderer Provinzen vergönnen, die Vortheile zu untersuchen, welche solche Provinzen, über die Meißen keine angeborne Herrschaft hat, vermögen sollen, ihre Aussprache und Mundart der Meißnischen unterwürfig zu machen. Die eigne Ehre und die Liebe zu ihrer Sprache erfordern, daß die Sachsen diese Untersuchung den Sprachlehrern anderer deutschen Provinzen vielmehr erleichtern als versperren. Es zeigte bey ihnen ein Mißtrauen in dieselbe, wenn sie solche Prüfung verbiethen wollten, als ob sie fürchteten, daß sie die Probe nicht aushalten möchte." Wenn man diese Stelle als einen Stich auf Gottsched betrachtet, verwechselt man die Zeiten. Auch Gottsched gab aus Gründen der meißnischen Mundart den Vorzug, denn er war ein geborner Preuße — er wollte ferner ursprünglich keineswegs das Meißnische allein für das reine Hochdeutsch erklärt haben — denn er sagt in der Nachricht von der deutschen Gesellschaft ausdrücklich — man hätte sie etwa bescheidenerer weise wohl auch die Obersächsische, Meißnische oder Leipziger Gesellschaft nennen können, wenn sie entweder ihre Absichten bloß auf die besondere Mundart dieser Landschaften gerichtet hätte, oder auch Vorhabens gewesen wäre andere Landeskinder aus der Zahl ihrer Mitglieder auszuschließen. Sie sollte aber allen Liebhabern der deutschen Sprache offen stehen und nicht sowohl die Obersächsische oder Meißnische Provinzial- als die allgemeine Hochdeutsche Sprache zu ihrem Entzweck haben. — Ja es heißt sogar der 17. §. der Gesetze der Gesellschaft „der Stimme wegen soll es Schlesiern freistehen, wie Gryphius, Lauststern, wie Weise, Meißnern, wie Becker und Philander, Thüringern wie Wentzel, Schwaben wie König, Niedersachsen wie Amthor, Brandenburgern wie Canitz, Preußen wie Pietsch gereimet hat, zu reimen." Erst in späterer Zeit und gerade in Folge des scharfen Gegensatzes, der sich zwischen Schweizern und Sachsen zu bilden anfing, ist Gottsched hier in eine pedantische Einförmigkeit verfallen — bis jetzt hatten sich die Schweizer über ihn nicht zu beklagen, denn er hatte ja ihre Schriften gelobt.

Die kritische Dichtkunst Breitingers und die Schriften, die von ihm und seinen Freunden gleichzeitig erschienen, enthalten so wenig eine Kriegserklärung gegen Gottsched, daß vielmehr gerade die angeführte Vorrede ihnen ein Ziel, ja Einen Ausgangspunct mit demselben zuschreibt. Der gute Geschmack, sagt Bodmer, sei von dem allgemeinen Durchbruch der Leibnitzischen 224
Philosophie zu erwarten, allermaßen die Gemüther der Deutschen dadurch zu der Verbesserung desselben trefflich vorbereitet worden. „Daß ich meine Hoffnung nicht schon erfüllt sehe, hat theils eine eitle Ruhm-Begierde, die sich auch mit dem Lobe der Unverständigen sättiget, theils ein blöder und schamhafter Stolz, der sich nicht schuldig geben kann, verhindert, indem diese beyde noch stets be-

Digitized by Google

stissen gewesen sind, die Freyheit der critischen Prüfung durch List und Gewalt zu hemmen, und wo es möglich gewesen wäre, zu unterdrücken: Also daß ein wohlbekannter deutscher Kunstrichter erst vor acht Jahren noch nöthig gefunden hat, die Freyheit, seine Wegweisung critisch zu benennen, in der Vorrede gegen der Deutschen Welt auf das höflichste abzubitten und zu entschuldigen, denn er wollte es mit derselben nicht gänzlich verderben, und es schien ihm nicht genug, daß er die furchtsame Behutsamkeit gebraucht habe, durch seine Critik lieber die Verstorbenen als die Lebenden zu beleidigen, wenn doch jemand dadurch beleidigt werden sollte." Wer in den Schriften jener Zeit und besonders der Schweizer belesen ist, weiß, daß diese Ausdrücke in ihnen keinen Spott enthalten. Und wenn endlich Manso auf mehrere Stellen in der Breitingerschen Dichtkunst selbst hinweist, wo Gottsched tadelnd genannt werde, so unterläßt der im Materiellen, wie ich hier wiederholen muß, sehr gewissenhafte Mann nicht, selbst auch die oben angeführte Stelle anzuführen, in der er mit Auszeichnung erwähnt wird — was man sich doch in einer Schrift, die den „Fehdehandschuh" hinwerfen sollte, füglich hätte ersparen können.

Der Fehdehandschuh ist in der That ganz entschieden von Gottschedscher Seite hingeworfen worden, ja die Schweizer haben ihn gar nicht sogleich auf directe Weise aufgenommen. Zwar daß Gottsched selbst den Kampf eröffnet, das glaubt Manso wieder seinen Zürcher Streitschriften. Wenigstens in einem Briefe von Brucker vom 29. Juni 1743 erwähnt dieser, daß Gottsched ihm geschrieben, er habe wenig oder gar keinen Antheil an den Streitschriften — worin er doch Brucker, der mit der Breitkopfischen Druckerei in Verbindung stand, nicht wohl belügen konnte. Auch kann zum Mindesten die Kritik der Breitingerschen Dichtkunst in der deutschen Gesellschaft Nachrichten und Anmerkungen, die Manso anführt, nicht von Gottsched herrühren, denn diese Zeitschrift ist gerade diejenige, welche die deutsche Gesellschaft, als er aus ihr ausgetreten war, seinen kritischen Beyträgen entgegenzusetzen suchte, um zu zeigen, daß sie seiner nicht bedürfe. Es gehört zu den grundfalschen Vorstellungen, von Gottscheds Charakter, daß man ihn als einen kritischen Klopffechter κατ' ἐξοχήν betrachtet. Erst später, als ihm die Gegner zu übermächtig wurden, vergaß er sich in dieser Beziehung, obgleich ich nicht leugnen will, daß er einzelne polemische Aufsätze schon früher verfaßte und viele ihren Verfassern gänzlich eingegeben hat, aber ursprünglich war gerade das ein Hauptkunstgriff von seiner Seite in olympischer Höhe über den Parteien stehen und auf diese Weise so Gott will, die Dichtkunst und die deutsche Sprache selbst vertreten zu wollen — wie er denn, was gewiß keine geringe Entsagung war, in seiner kritischen Dichtkunst wirklich keine lebende Dichter sei es lobend oder tadelnd anführte, und gerade wegen dieser hochmüthigen Vornehmheit von den Schweizern bitter gehaßt wurde. Es sind also seine Schüler gewesen, die hier zunächst die Feder ergriffen — und unter ihnen besonders in den Belustigungen vor allen Pietschel, den Gottsched am Rande eines von ihm herrührenden handschriftlichen Gedichtes, das die Briefsammlung aufbewahrt, deßhalb zur Benachrichtigung der neugierigen Nachwelt eigenhändig belobt. Und die erste Streitschrift, welche die Schweizer in Druck geben und welche daher auch in der Sammlung derselben nach einigen einleitenden Reden den Anfang macht, ist die Ergänzung der Trillerschen Vorrede — wovon Näheres im

Digitized by Google

Anhange, dem ich hier nur mit der Bemerkung vorgreifen will, daß Triller /. 393.
gar nicht einmal ohne Weiteres als Gottschedianer betrachtet werden darf.

Wenn hiermit das sittliche Problem, welches sich aus der Vergleichung von Bodmers und Breitingers brieflichen Aeußerungen mit ihren Druckschriften ergiebt, völlig gelöst ist, so glaube um so weniger verpflichtet zu sein, auf den äußerlichen Fortgang des Streites einzugehen, da diese Partie bei Manso, Jördens u. A. genügend behandelt worden ist.

Allein die Schwierigkeiten, welche sich aus jener Vergleichung, wenn man bei ihr auf den Grund geht, ergeben müssen, sind gleichwohl noch nicht erschöpft.

Bodmer und Breitinger handelten bona fide, als sie jene freundschaftlichen Briefe an Gottsched schrieben, und im Einklang mit ihrer damaligen litterarischen Stellung zu ihm, denn diese war selbst wenigstens eine feindselige nicht. Gut. Aber wie war es denn bei den so verschiedenen Principien der beiden Parteien, wie sie, als diese Stellung eine feindselige wurde, einander gegenübertraten, überhaupt nur möglich, daß sie es bis dahin nicht gewesen, und wenn sie es bis dahin nicht gewesen war, wie konnte sie es so auf einmal werden?

Die Antwort auf diese Frage setzt die der anderen voraus — worüber ist überhaupt unter Schweizern und Gottschedianern gekämpft worden? — und in dieser Beziehung dürften die Untersuchungen über den berühmten Dichterkrieg noch nicht so vollständig abgeschlossen sein, wie in Bezug auf den äußeren Verlauf desselben.

Auf diese Frage nun ist zuvörderst in den gewechselten Streitschriften selbst die durchgreifende Antwort nicht zu suchen. Sie beziehen sich meistens auf Einzelheiten, und wenn das, was sie über diese bemerken, freilich unter das allgemeine Princip fallen mag, ja wenn auch, namentlich auf Seiten der Schweizer, recht charakteristische Aeußerungen vorkommen mögen, so wird doch das Princip selbst nicht ausgesprochen. Auch haben in der That die Zeitgenossen, wovon ich mehrere Proben anführen werde, nichts weniger als einen Principienkampf in dem Streite erblickt, sondern ihn für eine bloße, gar wohl zu unterlassende Zänkerei gehalten. Auch wäre es ja im Grunde nichts neues, daß die Theilnehmer und Zeugen eines weltgeschichtlichen Kampfes sich seiner Bedeutung selbst nicht bewußt gewesen; auch in den Sagen über die Entstehung des deutschen Dichterkampfes finden wir die drei Huren wieder, auf deren Raub Aristophanes spottend den peloponnesischen Krieg zurückführt.

Wir würden uns also für diese Frage auf die neueren Schriftsteller angewiesen finden, welche die Geschichte der deutschen Litteratur des 18. Jahrhunderts behandeln. Man wird es gerechtfertigt finden, wenn ich unter diesen nur auf Gervinus eingehe, von dem die andern doch alle mehr oder weniger abhängig sind. Wie giebt nun Gervinus den Streitpunct an? Es geht ihm hier, wie überall — er betäubt uns mit einer unendlichen Menge von Reflexionen nach allen erfinnlichen Kategorieen und Kategoremen — und wenn man letztlich fragt, was ist also der Kern dieser oder jener Litteraturrichtung, was hat dieser oder jener Mann, z. B. Lessing im Grunde gewollt — so fehlt die Antwort. Nehmen wir im vorliegenden Falle, um es doch mit etwas einigermaßen Concisem zu thun zu haben, das „Handbuch der deutschen Litteraturgeschichte" zur Hand. Hier heißt es S. 164. vom Streite der Schweizer und Sachsen: „diese litterarische Fehde war durchaus in dem Gegensatze be-

Digitized by Google

gründet, den die Niedersachsen und Schweizer gleichmäßig gegen die alten Provinzen unserer bisherigen Dichtung bildeten, und der Eifersucht, die diese letzteren auf ihren alten Ruhm behaupteten." Nach dieser Aeußerung zu urtheilen, hätte man nach Gervinus Ansicht im Grunde wohl über gar nichts gestritten, sondern es wäre das Streiten selbst nur aus dem Zusammenstoß der verschiedenen Stammeseigenthümlichkeiten hervorgegangen; es hätte eben im Blute gelegen, und Schweizer und Sachsen wären einander fremd gewesen, wie Hunde und Katzen, die auch keinen objectiven Streitpunct haben, die Natur wollte es einmal so. Dann scheint aber die Sache doch nicht durchaus darauf zurückgeführt werden zu sollen, denn Seite 166. heißt es: „In den beiden Werken der Gegner über die Dichtkunst liegen die Gegenstände des Kampfes und die feindliche Natur der Kämpfer klar zur Anschauung vor: theilweise ist es dasselbe, was schon früher die Nürnberger gegen Opitz hatte auftreten lassen. Die Zürcher gingen wie die Nürnberger von der Vergleichung der Dichtung mit der Malerei aus, sie verlangen wie jene, daß der Dichtung Kraft und Wirkung von der Einbildungskraft aus und nach ihr hingehe: diesen lange verlorenen Begriff erhält die Poesie hier wieder. Gottsched, wie Opitz, verband mit dem Worte Einbildungskraft den Begriff der Ausschweifung des Geistes, des Wahnwitzes, der Lüge; Vernunft und Verstand schaffen in seiner Ansicht die Werke der Dichtung, die er daher in seiner Dichtkunst machen lehren wollte, eine Kunst, auf welche die Griechen weislich verzichteten. Seine Ansicht war, daß die Griechen ihre Regeln vor der Dichtkunst gefunden hätten, und so wagte er z. B. wie die Franzosen Schauspiele nach diesen Regeln, oder wie die Schweizer sagten, mit „Kleister und Scheere" zu machen. Er hatte keinen Begriff von einem freien Wachsthum der Poesie, er glaubte, das goldene Zeitalter mit Pietsch und Gottsched gekommen, den Kreis der Dichtung abgeschlossen und die Stufe der Vollkommenheit erreicht, während die Schweizer auf ein Neues und Werdendes Acht hatten und dem die Hand reichten, was sich im Leben regte, wenn es auch nicht in den Theorieen stand." Und endlich lesen wir noch Seite 167, „ihr größter Gegensatz sei der des Epos und Drama gewesen, wenn sie diesen auch freilich selbst nicht geahnt." Ehre dem Verdienst des Gervinus: man hat es seiner Anregung zu verdanken, wenn wir Jüngern jetzt versuchen, es im Einzelnen hier und da besser zu machen — aber in diesen Zeilen ist so ziemlich Alles falsch oder schief aufgefaßt. Ich beginne mit der letzten Behauptung — es fehlt jeder Beleg für sie, für die besondere Pflege, die Gottsched der dramatischen Dichtung angedeihen ließ, habe ich in dem Abschnitt über das Theater einen ganz andern Grund aufgestellt; für das höchste Werk der Poesie hielt er dasselbe nicht, vielmehr galt ihm, so wie der ganzen Zeit, und auch Lessingen in seiner Jugend, das Epos dafür. „Nunmehro, so beginnt das 9. Hauptstück im zweiten Theile seiner Dichtkunst, kommen wir an das rechte Hauptwerk und Meisterstück der ganzen Poesie, ich meyne an die Epopee oder das Heldengedicht." Wie viele Mühe gab er sich später um die Heldengedichte v. Schönaichs! Auch verwirrt sich Gervinus, wo er seine Behauptung ein wenig beweisen will, gar wunderlich — er sagt: „jener Gegensatz entschied aber in ihrer Fehde, denn der zunächst die Sache des Drama's weiter verfocht, Lessing, verwarf Gottsched, und der das Epos producirend zurückführte, Klopstock, baute sich auf Bodmer und dessen Milton auf" — wo man einerseits nicht sieht, wie dieß in der Fehde

Digitized by Google

zwischen Gottsched und den Schweizern entschieden haben soll, in der nie etwas entschieden ist, noch hat entschieden werden können, sondern die allmählich eingeschlafen ist — und andrerseits nicht zu begreifen ist, wie doch der Umstand, daß Lessing, der das Drama später vertreten, Gottsched verworfen habe, damit in Verbindung stehen könne, daß die Schweizer eben dieß früher gethan, denn Lessing hätte doch wenigstens insofern er wie Gottsched auf der Seite des Drama's gestanden hätte, mit ihm gegen die Schweizer als den Vertheidigern des Epos gemeinschaftliche Sache machen müssen. Aber Gervinus construirt hier die Thatsache dem Grundgedanken seines Handbuches zufolge, nach welchem der herkömmlichen Anordnung der Dichtungsarten in den Poetiken — Epos, Lyrik, Drama, auch der Gang der deutschen Litteratur entsprechen soll — gewiß ein so hölzernes Kreuz, wie man es nur ersinnen kann; auch muß Gervinus, um nur einigermaßen zum Ziel zu kommen, seinem Stoff, wie dem armen Sünder alle Knochen zerschlagen, wie wir uns denn in der That mit der ganzen Erörterung von Epos und Drama im Abschnitt „Lyrik" befinden. Doch jetzt zu Gervinus Hauptbetrachtung. Lassen wir die Nürnberger — sie werden nicht eben das gewollt haben, was die Schweizer wollten, aber das will Gervinus auch nicht sagen. Aber daß Gottsched von der Einbildungskraft einen solchen Begriff gehabt, und ihr ein solches Verhältniß zur Vernunft und Verstand angewiesen, ist nicht wahr — denn er antwortet auf die Frage, worin das poetische Denken bestehe, in dem XI Hauptstücke von der poetischen Schreibart — verständig müsse ein Dichter freilich denken, wie jeder andere Mensch, und als ein ausgezeichneter Mensch in besonderem Grade, aber das unterscheide ihn noch nicht — das Unterscheidende sei eine besondere Gemüthskraft, Witz und Einbildungskraft — und in dem II. Hauptstück vom Charakter eines Poeten heißt es wörtlich: ein Poet muß sowohl als ein Mahler, Bildschnitzer u. s. w. eine starke Einbildungskraft, viel Scharfsinnigkeit und einen großen Witz schon von Natur besitzen, wenn er den Namen eines Dichters mit Recht führen will." Daher hat auch Gottsched die Werke der Dichtung nur in sofern machen lehren wollen, als er zu lehren gedachte, wie man jene vorausgesetzte Naturkraft zu zügeln und zu lenken habe. Ferner ist es nicht wahr, daß Opitz die hölzerne Vorstellung von der Poesie gehabt habe, zu deren Mitschuldigen er hier gemacht wird. Er sagt in der deutschen Poeterei: „Wiewohl ich mir von der deutschen Poeterei auf Ersuchung vornehmer Leute und dann zu besserer Fortpflanzung unserer Sprache, etwas aufzusetzen vorgenommen, bin ich doch solcher Gedanken keineswegs, daß ich vermeine, man könne Jemanden durch gewisse Regeln und Gesetze zu einem Poeten machen. Es ist auch die Poeterei eher getrieben worden, als man je von derselben Art Ampte und Zubehör geschrieben und haben die Gelehrten, was sie in den Poeten (welcher Schriften aus einem göttlichen Antriebe von Natur herkommen, wie Plato hin und wieder hervorredet) aufgemerket, nachmals durch richtige Verfassungen zusammengeschlossen und aus vielen Tugenden eine Kunst gemacht." „Daß ferner die Poeten mit der Wahrheit nicht allezeit übereinstimmen," in Bezug darauf soll man wissen, daß die ganze Poeterei im Nachäffen der Natur bestehe und „die Dinge nicht so sehr beschreibe, wie sie sind, als wie sie sein sollen oder können." Wenn hier das Wort Einbildungskraft nicht gebraucht wird, so geht wenigstens eine Abneigung gegen die Sache aus diesen Stellen nicht her-

1. Gesch. 1, 414.

Digitized by Google

vor. Erinnerte sich denn Gervinus nicht, daß die Schweizer sich eben so wohl für Opitzens ächte Nachfolger erklärten, wie Gottsched und seine Anhänger? An der ersten Stelle in ihren Schriften, wo überhaupt von der Imagination die Rede ist, im 19. St. des ersten Bandes der „Diskurse der Mahlern" wird der Vorzug, den Opitz vor dem Menantes habe, gerade in seine Imagination gesetzt — „daß Opitz natürlicher dichtet als der andere, ist diese die Ursache, weil er die Imagination mehr poliert und bereichert hat, als dieser." Auch ist es ganz schief, zu sagen, Gottsched sei der Ansicht gewesen, die Griechen hätten die Regeln vor den Werken gehabt — die Schweizer machten nur geltend, daß das nicht der Fall könne gewesen sein, und Gottsched hatte nie über das ganze Verhältniß gründlich nachgedacht — wie könnte ein Mensch, der nicht wahnsinnig ist, jene Ansicht hegen — wie denn auch ferner die Franzosen, wenn man unter diesem Ausdrucke die französischen Dichter insgesammt verstehen darf, ihre Trauerspiele keineswegs nach den bekannten Regeln gemacht, sondern Corneille wenigstens, wie Lessing in der Dramaturgie zeigt, die Regeln nach seinen Werken ausgelegt — und die Schweizer mit ihrem „mit Kleister und Scheere" nicht auf die Manipulation bei dem Cato hinweisen, sondern darauf, daß er aus einem französischen und einem englischen Stücke zusammengeleimt worden. Und endlich ist der Standpunkt der Schweizer ein so genialer noch nicht, daß sie von der Theorie abgesehen hätten — sie geben nur zu, daß diese allenfalls eine Erweiterung zuließe; sonst aber heißt es irgendwo in den Streitschriften, „wenn die Schönheit und die Regeln einander widersprächen, so müsse es entweder mit der einen oder der andern seine Richtigkeit nicht haben" — auch haben die Schweizer Klopstocks Messias wahrlich nicht deshalb so freudig begrüßt, weil er der gewöhnlichen Theorie von Epos nicht gemäß war, sondern weil er ihrer Theorie von der Dichtung entsprach.

Sollte der Leser, nachdem er von dieser Prüfung von Gervinus Aussagen über den Streit der Schweizer mit den Gottschedianern Kenntniß genommen, das Urtheil bei sich ausbilden, wenn ein Mann wie Gervinus in solche Mißgriffe verfallen, so könne das doch nicht allein einer gewöhnlichen Nachlässigkeit und Vergeßlichkeit zugeschrieben werden, sondern es müsse etwas Tieferes zu Grunde liegen, das ihn zu jenen Mißgriffen gleichsam gezwungen, so würde meine Absicht mit derselben gerade erreicht sein. Zwar ein Bischen weniger in die Augen fallend hätten Gervinus' Fehler an dieser Stelle immerhin ausfallen mögen, daß er dergleichen aber überhaupt bei dieser Sache begeht, kommt nur daher, daß er sie ernster nimmt als die Anderen und gründlicher auf sie eingeht. Alle, welche bis jetzt den Streit zwischen den Schweizern und Sachsen behandelt, haben sich in Bezug auf ihn ein unmögliches Problem gestellt, und die schiefe Auffassung des Gegenstandes, die daraus hervorgehen mußte, ist es, was bei Gervinus die Verwirrung herbeiführt.

Nämlich wenn zwei Parteien in Streit begriffen sind, so wird der einfachste Fall und den man also bis auf Weiteres allerdings vorauszusetzen berechtigt sein wird, dieser sein, daß sie in einem directen Gegensatze zu einander stehen, d. h. in einem solchen, bei welchem die eine Partei das was die andere bejaht, in demselben Umfange und demselben Sinne verneint, bei welchem also beide Parteien auf einem gemeinsamen und von beiden anerkannten Boden der Grundbegriffe und der Thatsächlichkeit stehen. Von der Annahme eines solchen

Digitized by Google

Gegensatzes sind auch im vorliegenden Falle die bisherigen Geschichtschreiber und unter ihnen Gervinus ausgegangen. Aber dieß ist falsch — ein derartiger Gegensatz zwischen Schweizern und Gottschedianern ist nicht vorhanden — und es erklärt sich also sehr leicht, daß, wenn man gleichwohl von ihm ausging, die Sache bei der Darstellung ganz und gar verstellt, daß namentlich im Einzelnen falsche Gegensätze, wie wir sie bei Gervinus gefunden haben, eingeführt werden mußten.

Allerdings handelte es sich bei dem Dichterkriege zunächst um die Regeln. Gottsched drang lediglich auf diese, und die Schweizer traten ihm darin entgegen, zwar nicht, wie schon angedeutet, auf die Weise, daß sie die Nothwendigkeit und Gültigkeit der Regel geläugnet hätten, aber doch insofern, daß sie neben ihr und über ihr etwas Anderes geltend machten.

Und hier kommt freilich vor allen Dingen die Einbildungskraft in Betracht — unter welcher die Schweizer aber nicht die bloße Hervorbringung von Vorstellungen überhaupt oder gar nur von Vorstellungen die dem Gebiete des Auges angehörten, verstanden, sondern ein Hervorbringen, welches den Geist erfüllt, und welches die Dinge so hinstellt, daß sie uns als wirkliche ansprechen — wie ich dieß weiterhin noch näher belegen werde. Hieran schließt sich unmittelbar, daß sie auch die Empfindung in das Gebiet der Dichtkunst hineinziehen — die Poesie, sagt Breitinger in der Dichtkunst (Abschnitt I. am Ende) beabsichtige und mache immer eine gewisse Wirkung auf das Gemüth — es liegt darin nach seiner Ansicht ein Vorzug der Poesie vor der Malerei: „der poetische Mahler hat auch die Wirkung seiner Gemählde in seiner Gewalt, und regiert dieselbe nach seinem Belieben, so daß sich der Leser solcher nicht erwehren kann. Darum kann man mit Grund sagen, daß er durch seine geschickte Nachahmung die Schönheit und Kraft seines Urbildes nicht nur erreichen, sondern auch übertreffen könne; denn die Nothwendigkeit einer guten poetischen Schilderung ist nothwendig und gewiß auch der Absicht des Poeten gemäß; da hingegen die Schönheit und Kunst eines Gemählde oder auch eines Originales in der Natur, den gröberen Sinnen öfters verborgen bleibet und sich nur den Verständigen und Kennern zeiget." Und wenn hierbei allerdings auch von einem lehrhaften Unterrichte die Rede ist, so darf dieß nicht im groben Sinne mancher Zeitgenossen verstanden werden, sondern Bodmer sagt in den critischen Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter ausdrücklich, der Zweck der Tragödie sei nicht eine bestimmte Lehre zu geben, sondern ein gewisses Gefühl, z. B. Vaterlandsliebe zu erregen, ja im 6. Abschnitte desselben Buches heißt es sogar: „der Zweck der Poesie sei kein anderer als das sinnliche Ergötzen, und nur insofern als sie dieses als Erholung befördere, sei sie nützlich." Natürlich wird nun auch von dem Dichter gefordert, daß er etwas fühle; Bodmer sagt im ersten Abschnitte des so eben angeführten Buches, die Poesie sei nicht nützlich ohne Neigung, ja Begeisterung für den Gegenstand, und wenn die deutschen Dichter es bisher dahin nicht gebracht hätten, so sei es, weil sie die Poesie für eine brodlose Kunst gehalten, auch finden wir in einem späteren Kapitel die Vorschrift, man solle niemals schreiben, als wenn man einen Affect empfinde, und wenn man ihn nicht mehr empfinde die Feder niederlegen — wobei jedoch bemerkt wird, es brauche dieß kein wirklicher Affect zu sein — es sei genug, wenn man ihn nur annehme und sein Gemüth in eine solche Verfassung stelle, als der Affect erfordere.

Digitized by Google

Es ist von jeher anerkannt worden, daß die Schweizer Kritiker zuerst in Deutschland eine Anschauung von dem lebendigen Quell des Schönen besessen haben. Der Gang der Geschichte selbst hat es anerkannt; denn erst ihre Anregung hat, dem Gesetze der Geschichte der modernen Poesie zufolge, die sich nicht naturwüchsig sondern immer nur in Folge eines mehr oder weniger klar erkannten Bedürfnisses entwickelt hat, denselben im neueren Deutschland wirklich eröffnet. Aber wie wird nun das, was sie in diesem Sinne Gottscheden gegenüber geltend machten von diesem Gesichtspuncte aus mit Einem Worte zu bezeichnen sein, da doch die von ihnen selbst gebrauchten Ausdrücke es offenbar nur mittels der damals gebräuchlichen Kategorieen umschreiben.

Ich habe im ersten Hauptabschnitte für Gottsched hartnäckiges und einseitiges Drängen auf die Regel eine in dem Wesen der Dinge selbst beruhende Bedeutung und Berichtigung in Anspruch nehmen müssen — ich habe es zurückführen müssen auf das Bewußtsein der Nothwendigkeit eines Rationalen, d. h. zu Berechnenden, verstandesmäßig Anzugebenden, zu Lernenden, das bei aller geistiger Production als ein festes Gerippe zu Grunde liegen müsse. Eine neuere Kunstphilosophie, die freilich von noch umfassenderen Gesichtspuncten aus, und daher in einem Sinne, dem ich vielleicht nicht ganz beitreten würde, dieses Element, dessen Unerläßlichkeit jedermann fühlt, zuerst mit Bestimmtheit und in seiner Allgemeinheit erkannt hat, bezeichnet dasselbe, weil es immer nur als eine Beschränkung, als ein Ordnendes und Zügelndes auftritt, auch als
204 das Negative. Und ihm gegenüber giebt sie dem lebendigen Quell der Dichtung selbst den Namen des Positiven, indem sie die Thätigkeit, welche hierbei in Betracht kommt, und das Resultat derselben wie billig in Eine Anschauung zusammenfaßt. Und zwar tritt dieses Positive dem genannten Negativen nicht wie etwa bei mathematischem Gebrauche dieser Ausdrücke ein solches Verhältniß angedeutet wird, als ein Gleichberechtigtes zur Seite — sondern es ist das Höhere, welches das andere Element umkleidet, überwuchert, wie das Fleisch den Knochenbau, wodurch erst ein lebendiger Leib zu Stande kommt, ja indem es sich selbst ganz mit ihm durchdringt, so daß es ihm überall gemäß ist — aber freilich nur gemäß, nicht durch dasselbe bestimmt, — nimmt es dasselbe in seinen Dienst, und verwendet es zu seinen Zwecken. Und gerade dieses Verhältniß ist es, was in Deutschland — ja vielleicht in Europa überhaupt — zuerst von den Schweizern geltend gemacht worden ist.

Die Schweizer sind in Deutschland die ersten, welche die Poesie als Kunst betrachten: während Gottsched im Grunde nur auf eine poetische Schreibart ausgeht und die Poesie ihm also neben die Redekunst, die Poetik neben die Rhetorik tritt, gehen die Schweizer von einer Vergleichung mit der Malerei aus. Bodmer war eine Zeit lang in Italien gewesen und blieb dort innerlich immer heimisch, und in Italien hat bekanntlich im 16. und 17. Jahrhundert die Malerei ganz dieselbe Stelle in dem Leben angenommen, welche bei andern Nationen die poetische Litteratur einnimmt. Bodmer hatte das Kunstleben in der Malerei begriffen — und dieses brachte ihn auf den Gedanken, es müsse ein solches auch der wahren Dichtung zu Grunde liegen. Daher der Titel der ersten Zeitschrift der Schweizer — Diskurse der Mahlern. Es war hier freilich zunächst nur auf Sittenmalerei abgesehen, und eine kritisch ästhetische Wirkung lag gar nicht im Plane — die Schweizer sagen selbst

Digitized by Google

in der Nachricht von dem Ursprunge der Kritik bei den Deutschen wörtlich: es habe ein günstiger Stern dem falschen Geschmacke in einem Orte, wo man es nicht vermuthet hätte, Widersacher erwecket: „Sie machten zwar den Anfang dazu ohne einen absonderlichen Vorsatz und gleichsam nur beyläufig und im Vorbeygehen: Aber die Umstände führten sie nach und nach auf solche Untersuchungen, die der schlimmen Schreibart den Untergang drohten" u. s. w. — Die Zeitschrift war bloß eine Nachahmung des Spectator, wie so viele andere in ganz Europa, aber darin, daß sie ihre Betrachtungen Malern in den Mund legten — die einzelnen Diskurse sind mit Holbein, Raphael, Rubens, u. s. w. unterschrieben — lag doch das Apercu, das solches Schildern mit Worten eben nicht ein bloßes Moralisiren, daß es etwas dem Schildern mit Farben Analoges, daß es auch Darstellung, auch Kunst sei. Und nur dieß ist überhaupt der Sinn der ganzen Zurückführung der Dichtkunst auf die Malerei, mit welchem man den ästhetischen Standpunct der Schweizer charakterisirt; wieviel hat man über Lessings Laokoon geschrieben — und doch ist man über dieses Verhältniß ganz im Unklaren, wenn man meint, dieser sei gegen die Breitingersche Dichtkunst gerichtet, da er doch eine viel allgemeinere Beziehung hat. Breitinger verwahrte sich ausdrücklich dagegen, daß man ihn so verstehen könnte, als handelte es sich nur von sogenannter beschreibender Dichtung: ich nehme, sagt er im ersten Abschnitt der Dichtkunst bei diesem gegenwärtigen größern Vorhaben diese Benennung (der poetischen Malerei) — nicht wie in dem ersten Versuche geschehen ist, in dem engen Verstande, nach welchem die Gemählde der Poesie die sonderbarsten Schönheiten in dieser Kunst ausmachen wenn sie dem Auge der Seelen die Gegenstände in solch einer Klarheit vorstellen, als ob sie gegenwärtig sichtbar vor uns stähnden, so daß das Gemüth dadurch ganz entzücket wird, sondern ich verstehe sie allhier nach ihrem vollkommensten Inbegriffe, soferne sie neben der Ausdrückung, die ganze Arbeit der poetischen Nachahmung und Erdichtung mit allen ihren Geheimnissen und Kunstgriffen in sich schließet, dergestalt, daß die ganze Poesie eine beständige und weitläuftige Mahlerei genennet werden kann." Und wenn wir nun fragen, worin diese poetische Malerei bestehe, so ists eben nichts anderes, als ein lebhaftes Schildern — „ich nenne die Poesie eine poetische Mahler-Kunst, weil dieses lebhafte und herzbewegende Schildern das eigenthümliche Werk der Dichtkunst ist" (S. 31.) — worauf denn allerdings Schilderungen sinnlicher Gegenstände nicht ausgeschlossen werden, aber das Verhältniß dahin bestimmt wird, daß die Poesie einen viel weiteren Kreis habe, so wie denn auch, wie die schon angeführte Stelle zeigt, anerkannt wird, daß die Poesie eine höhere Wirkung ausübe, so daß sie also um so weniger als etwas Secundäres wird aufgefaßt werden dürfen. Dieselbe Ansicht spricht auch schon die Grundstelle im dritten Bande der Diskurse der Maler (S. 163.) aus, die, indem sie in ihrer ganzen Länge fettgedruckt ist, sich schon dem sinnlichen Auge des Lesers als eine solche darstellt. „Ein Schreiber," erklärt sich Rubens, „bearbeitet sich, daß er die Imagination seiner Lesern mit Gedanken anfülle, das will sagen, wenn wir uns in dem Cartesianischen Stilo ausdrücken wollen, daß er in ihre Imagination Bilder der Sachen mahle. Die Imagination der Leser ist der Plan oder das Feld, auf welchem er seine Gemählde entwirft. Sie ist in der Geburt des Menschen leer wie ein Stück weißes Zeug oder ein gehobeltes Brett, aber fähig, alles dasjenige zu fassen, was ihr darauf vorstellen

Digitized by Google

wollet: sie ist so geraum, daß sie fassen mag, was immer die Natur hervorbringt, ja auch daneben eine Menge Chimären, poetische Figuren und Caprizzi. Die Feder des Schreibers ist der Pinsel, mit dem er in dieses große Feld der Imagination mahlet, und die Worte sind die Farben, die er sowohl zu verwischen, zu erhöhen, zu verdunkeln und auszutheilen weiß, daß ein jeder Gegenstand in derselben seine lebhafte und natürliche Gestalt gewinnt. Ein Object, daß auf diese Weise mit der Feder und den Worten in der Imagination abgebildet worden, heißt man Idee, deutsch, ein Bildniß, ein Gemählde. Der Schreiber ist denn ein curieuser Mahler, der durch bloße Worte ein Gemählde verfertiget! Diese Mahlerey der Schrift genießt auch diesen Vortheil, daß ein solcher mahlender Schreiber zu gleicher Zeit eine Menge von dergleichen Gemählden verfassen kann, er mahlet nämlich zu einer Zeit und mit einem Zug seiner Feder in der Imagination aller seiner Leser. Unter den Mahlern ist der beste Meister, der so lebhafte Bildnisse machet, daß wir wie in einen Zweifel gerathen, ob wir nicht das Original selbst vor den Augen sehen. Das Gemählde des Zeuris war ein vornehmes Meisterstück, auf welchem er etliche Trauben so natürlich gemahlet, daß die Vögel selbst dadurch sind verführt und betrogen worden: Unter den Schreibern verdienet ebenfalls derjenige den ersten Rang, der seinen Lesern so lebhafte Bildnisse in die Imagination mahlen kan, daß sie die Originale darinnen wie auf einer Tafel oder einem Spiegel sehen. So ungeförmt auch ein Gemählde sein würde, dessen Lineamente und Figuren ohne Cirkel und Maße blindhin durcheinander geworfen wären, ohne daß der Mahler sich ein gewisses Original zum Objecte seiner Nachahmung vorsetzte, das er auch wollte repräsentiren; Eben so unförmlich und unnatürlich sind auch die Schriften solcher Personen, die Wörter, Perioden und Sentenzen auf das Papier schmieren, ohne daß sie sie zuvor bey sich selbst abgemessen und beschlossen haben, was sie sagen wollen. Ein guter Mahler thut keinen Zug, welcher nicht ein Lineament von seinem Object bezeichnet. Alle seine Figuren haben ihr Original, das er schon in seiner Imagination gemahlet hat, bevor er es noch auf die Tafel gerissen: Aber ein schlimmer Scribent häuffet Worte zusammen, ohne daß er zuvor Gedanken und Ideen in dem Kopf mache, er beschreibe die Sachen mit Beiwörtern, die er nicht aus ihrer Qualität nimmt, sondern aus dem Gedächtniß holet." Ich habe diese ganze Stelle hergesetzt, weil sie fast noch beweisender ist, als Breitingers ausdrückliche Erklärung, und damit die Hinweisung des letztern auf die frühere Schrift über die Einbildungskraft nicht so verstanden werden könne, als ob die Schweizer etwa in früherer Zeit wirklich nur an beschreibende Dichtkunst gedacht hätten. In demjenigen, was hier dem Rubens in den Mund gelegt wird, wird das der Malerei, insofern sie in den Bereich des Gesichts fällt, Angehörige immer nur als Vergleichungsglied, nur als tertium comparationis, behandelt — ein Gemälde in der Dichtkunst ist nichts als eine Idee — nur lebhaft wie ein Gemälde, gründlich concipirt, wie ein Gemälde soll die Schilderung der Dichtkunst sein, aber daß sie denselben Inhalt habe, ist nicht gesagt — und endlich zeigt der Schluß unwidersprechlich, daß mit der ganzen Vergleichung nur auf Energie der Auffassung und wirkliche Präsenz des Gegenstandes, mit Einem Worte darauf gedrungen werde, daß man nicht bloß von ihm rede, sondern daß man ihn darstelle.

Dieser lebendige Kunstsinn, welchen die Schweizer auf die Auffassung der Poesie übertrugen, hat sie fähig gemacht die ersten zu sein, welche über die

Digitized by Google

Natur des künstlerischen Schaffens das richtige Bewußtsein auszusprechen. Gerade weil in Deutschland das negative Element von Gottsched mit so unerhörter Strenge geltend gemacht wurde, mußte hier die Erkenntniß des wahren Verhältnisses aufblitzen, die andern Völkern erst weit später durch die deutschen Schriftsteller mitgetheilt sein mag; es ist ein ganz ähnlicher Fall, wie eben bei dem Gesetzesvolk der Juden die Anschauung der Gesetz überwindenden Liebe aufleuchtete. Was Bodmer in der Vorrede zur Breitingerschen Poetik sagt, ist in der That bewundernswürdig erschöpfend. Es ist bekannt, daß die Schweizer lehren, die Kunst sei vor den Regeln gewesen, und unsere Regeln seien nur aus den vorhandenen Werken abstrahirt. Wer den Anfang jener Vorrede liest, kann hieran irre werden. Ein gewisser Schriftsteller, sagt Bodmer, — wir werden bald sehen wer; denn in der That sind die Schweizer nicht die ersten gewesen, welche die so eben ausgesprochene Ansicht geltend gemacht — rede so, das müsse er aber im Allgemeinen bestreiten. Warum? Weil, die Regeln, wären sie in der That nur das Abgeleitete gar keine Autorität haben, und die Schriften selbst, aus denen sie abstrahirt werden, vielmehr regellos sein müßten — etwa wie Jean Paul sagt, daß, was Einer die Ordnung in seinem Zimmer nenne, doch im Grunde nur eine zur Gewohnheit gewordene Unordnung sei. Es wird also angenommen werden müssen, daß die Regeln wirklich schon als solche, als etwas Festes, Bindendes, in den Werken vorhanden seien, das ihnen also der Sache nach vorangehe, nur daß freilich wir Nichtdichter sie nur aus den Gedichten selbst abzuleiten vermöchten — oder daß es ein wesentliches Element der dichterischen Schöpfung sei, daß sie sich Regeln gebe, welche aber — was denn eben Gottsched und die andern Zeitgenossen nicht anerkannten — nur sie selbst sich geben könne, wenn wir sie auch nicht bloß zu sammeln, sondern auch nachzuconstruiren vermögen. Bodmer drückt dieß aus wie folgt: „Es ist zwar gewiß, daß die Natur vor der Kunst gewesen ist, angesehen die Kunst nichts ist, als eine nachgeahmte Natur; ich gestehe auch zu, daß Homers, Sophokles und Demosthenes Schriften ohne die Hülfe der Kunstbücher geschrieben worden, in welchen die Kunst in Regeln vorgetragen ist; alleine dieses will nicht sagen, daß besagte Schriften darum ohne Regeln verfasset worden; sonst müßte keine Kunst und folglich keine Natur darinnen vorhanden sein, weil die Regeln nichts anderes sind, als Auszüge und Anmerkungen der Kunst und der Natur; sie müßten auch ohne Annehmlichkeit und Schönheit seyn, weil die Regeln und das, was gefällt, nicht zwey streitende Dinge seyn können; allermaßen die Regeln keinen andern Zweck haben, als den Weg zu zeigen, in den man einschlagen muß, wenn man gefallen will. Diese trefflichen Poeten und Redner sind vielmehr die einzigen gewesen, welche die Kunst in der Natur gefunden, und uns die Regeln ihrer gefundenen Kunst in den Werken und der Ausführung geliefert haben. Und man hat die Kunst und die Regeln eben darum in ihren Schriften gefunden, weil sie von ihnen in selbige hineingebracht worden."

Nach diesen Erörterungen läßt es sich mit zwei Worten angeben, warum die Thätigkeit Gottscheds und der Schweizer einen directen Gegensatz nicht bildet. Gottsched dringt auf Befolgung der Regeln. Die Schweizer läugnen zwar nicht, daß die Regel gut und nothwendig sei — womit sogleich erklärt ist, warum sie eine lange Zeit haben mit Gottsched befreundet sein können,

sie finden bei ihm die Regel, sie bilden sich an ihm. Aber sie dringen nun wohl auf etwas Weiteres? — Nichts weniger als das — sie dringen eben auf gar nichts — das, was sie geltend machen, ist etwas, worauf man gar nicht dringen kann, denn es ist gerade ein Höheres, als das worauf zu dringen ist, d. h. die Regel. Die ganzen Gesichtspuncte sind verschieden — Gottsched hat einen rein praktischen, die deutsche Dichtkunst und Litteratur hervorzurufen und zu bilden — die Schweizer einen theoretischen — sie fragen: Was ist die Dichtung überhaupt ihrer Natur nach — weßhalb sie denn auch selbst dichterisch wenig thätig sind, und in Bezug auf die Litteratur, statt etwas machen zu wollen, ruhig abwarten. Diese beiden ganz incommensurablen Richtungen haben einander niemals verstanden, und daher der fruchtlose Streit. Als die Schweizer sich mit ihren größeren Werken aufthaten, meinte Gottsched, sie wollten in seinem Reviere jagen, verstand das Positive, das sie geltend machten, in praktischem Sinne, als sollte damit irgend etwas gepredigt werden und zwar — weil es doch etwas anderes hätte sein müssen, als die Regel — die Regellosigkeit — und die Schweizer wiederum verstanden Gottsched nun, da er ihnen entgegentrat in ihrem theoretischen Sinne, glaubten inne zu werden, er wolle daß die Dichtung in der Regel bestehe — und machten ihn zu den dummen Kerl, für den er auf ihre Autorität hin bis jetzt gegolten hat.

Wir haben es hier in der That nicht mit Gottsched und den Zürchern, sondern mit einem viel allgemeinern Gegensatze zu thun: es sind zwei verschiedene Zeitalter, die hier in Conflict gerathen; es tritt hier in die deutsche Entwickelung ein neues Element ein, das in andern europäischen Ländern bereits aufgetreten war, ja dem Gange der Geschichte nach nur hier auftreten konnte, aber dagegen in Deutschland eine Ausbildung und Bedeutung zu erlangen bestimmt war, zu welcher sich die Bedingungen wiederum nur hier vorfanden.

Dem Grundgesetze der Geschichte des Geistes in den christlichen Jahrhunderten — ich darf es als allgemein anerkannt voraussetzen, denn Männer von so verschiedener Anschauungsweise wie Hegel und v. Savigny stellen es auf — sich nicht naturwüchsig aus sich selbst zu entwickeln, sondern von der Unterwerfung unter ein Fremdes, von einem Bedürfniß nach strenger Zucht und dem Gehorsam des Lernens auszugehen, war gerade um die Zeit, als manche andre Gebiete diese Stufe bereits zurückgelegt zu haben schienen, und z. B. im religiösen eine eigenthümliche Entwickelung begann, auch das Aesthetische unterwürfig geworden. Am Ende des Mittelalters begann der Geschmack der Alten maßgebend zu werden — sei es, weil die eigenthümliche Kunst abgeblüht war, sei es, weil die Einwirkung, welche die antike Kunst bereits im Anfange des Mittelalters geübt und die jedenfalls in der Poesie am unerheblichsten gewesen war, dem Weltgeiste nicht gründlich genug schien, so daß er hier noch ein „Nachholen" wie Hegel sagt, anordnete. Natürlich war nun die ästhetische Bildung, die sich hieraus ergab, eine durchaus künstliche; man konnte keinen Schritt thun, ohne directe Nachahmung der Alten, und die Reflexion beherrschte die Kunst. Hier liegt der Ursprung der ästhetischen Theorie und Kritik — im Mittelalter hatte man gesungen, wie der Vogel singt, der auf den Zweigen wohnt, wie Göthe sagt — jetzt war man beständig unsicher, man mußte unaufhörlich fragen — ist das, was ich zu sagen im Begriff bin,

Digitized by Google

auch wirklich schön? — und so entstanden wissenschaftliche Werke, in denen überhaupt gelehrt wurde, was schön sei — Poetiken und Rhetoriken — wo denn die Antwort „schön ist, was die Alten dafür gehalten", sich um so mehr von selbst verstand, da man ja von vorn herein gar nicht suchte, was schön war, sondern nur darauf ausging, den Alten, von denen man sich nun einmal hatte imponiren lassen, ähnlich zu werden. v. Lotze G. d. Ästh. 18.

Mit Einem Worte, der ursprüngliche Gesichtspunct der wissenschaftlichen Fixirung des Schönen und der Kunst war ein rein praktischer — und da Gottsched als directer Nachfolger Opitzens zu betrachten ist, der die ganze Sinnesweise, aus der eine solche Fixirung hervorging, nach Deutschland verpflanzte, so werde ich darüber, daß das rein praktische Bestreben, welches wir bei Gottsched finden, ganz und gar in diesen Zusammenhang gehöre, weiter kein Wort hinzuzusetzen brauchen.

Allein das Uebermaß rief auch hier eine Reaction hervor. In Frankreich, wo man am strengsten auf die Nachahmung der Alten gedrungen hatte, entstanden kühne Zweifel, ob denn diese in der That die einzige Norm bildeten, es entspann sich der berühmte Streit über den Vorzug der Alten und Neuen.

Der Ausgang desselben in Frankreich ist bekannt. Es war nicht wohl in Abrede zu stellen, daß uns manches schön dünken muß, was bei den Alten nicht vorkommt, und zweitens doch auch die Alten schön sind, und drittens vom Standpuncte der Alten aus manches bei uns mit Recht getadelt werden kann, und viertens wir wiederum manches an den Alten zu tadeln haben. Was war nun zu thun? — Die Franzosen machten kurzen Proceß — schön sagten sie, ist zwar im Allgemeinen was die Alten so gefunden — weil wir aber auch an ihnen noch Fehler entdecken und also offenbar weiter sind, als sie im Grunde, was wir so finden — und danach hat man sich zu richten.

Und damit hatte denn also der praktische Gesichtspunct der wissenschaftlichen Besprechung des Schönen nur zum Theil einen andern Inhalt bekommen, er selbst war seinem Wesen nach derselbe geblieben, weßhalb er sich denn auch in dieser neuen Form ganz geräuschlos über ganz Europa und unter andern auch nach Deutschland verbreitete.

Aber in tieferen Geistern hatte der Streit andere Bedenken rege gemacht. Sie sahen ein, daß man sich auf die bisherige Weise in einem Cirkel herumdrehe, indem man das Gefallen davon abhängig machen wollte, was man der Forderung der Kunst gemäß fand, und diese Forderung wiederum darnach bestimmte, was gefiel. Es wurde ihnen klar, daß man dazu durchdringen müsse, sagen zu können, warum etwas schön sei — warum auch das Schöne bei den Alten für ein solches gelten müsse? Und dieß brachte sie ganz von selbst darauf, der Natur des Schönen selbst nachzuforschen.

Hiermit war ein ganz neuer Standpunct gewonnen, nämlich ein theoretischer — es ward — und zwar an und für sich ohne praktische Beziehung — nicht mehr gefragt, was schön sei, sondern was das Schöne sei — und es war also der Anstoß zu der Wissenschaft der Aesthetik gegeben, welche ganz und gar der modernen Welt angehört; denn wenn gleich auch die Alten gefragt haben, was das Schöne sei, und die Antwort darauf nicht schuldig geblieben sind, so haben sie doch das ästhetische Gebiet niemals rein abgesondert; in dem Schönen, nach welchem sie fragen, und also auch in ihrer Antwort, liegt immer eine gewisse

Digitized by Google

sittliche Beimischung: Das Schöne umfaßt immer zugleich das Schickliche oder das καλοκἀγαθόν und dergl.

Nun fragt sich's, woher kamen die nächsten Antworten auf jene Frage nach der Natur des Schönen? Es mußte dieß von dem allgemeinen wissenschaftlichen Zeitgeiste abhängen, denn dieser bestimmte den Sinn, in welchem die Frage selbst gethan wurde. Die Wissenschaft aber war damals auf die Erforschung der Natur des Geistes gerichtet — welches weiter herzuleiten hier nicht am Orte sein würde — in Frankreich hatte die Cartesische Philosophie diesen als selbstständige Substanz gefaßt, in England stellte Locke den Standpunct der empirischen Psychologie fest, daher faßte man die Natur des Schönen von der Seite auf, daß mit ihm ein eigenthümlicher Vorgang in uns, eine Empfindung verbunden ist — das Vergnügen, welches das Schöne uns gewährt, ward das Hauptproblem, und um zu wissen, was im einzelnen schön sei, ward man auf die Natur des menschlichen Geistes hingewiesen.

Diesen Standpunct haben die Schweizer nach Deutschland übertragen, und sie stützen sich dabei sowohl auf einen Engländer, Addison, als auf einen Franzosen, Dubos.

Auf Addison beruft sich Bodmer in der Vorrede zu Breitingers Abhandlung von den Gleichnissen; es wird hier gesagt: derselbe habe den Wunsch ausgesprochen, daß ein geschickter Kopf entstehen möchte, der die verschiedenen Arten Schönheiten in einem wohlgeschriebenen Werke des Geistes bis in die kleinsten Stücke untersuchte — eine Aufgabe, deren Lösung sich die schottischen Philosophen und was ihnen nahe steht, sehr haben angelegen sein lassen.

Was den Dubos anbetrifft, so ist er und kein anderer der „gewisse Kunstrichter", von dessen Ansicht, die Natur sei der Kunst vorhergegangen, Bodmer in der angeführten Stelle der Vorrede zu Breitingers Dichtkunst ausgeht. Wenn man, ohne in Abrede zu stellen, daß ein bedeutender Mann das bedeutendste immer aus sich selbst schöpfen wird, doch wie billig fragt, woran sich Bodmer wie Breitinger gebildet, was ihnen den Weg zu ihren spätern umfangreichen kritischen Werken gezeigt, so muß man antworten: die réflexions critiques sur la poésie et sur la peinture von Dubos (zuerst 1719). Es ist dieses ein Werk von außerordentlicher Bedeutsamkeit, von welchem sich, was hier nicht weiter ausgeführt werden kann, ganz leicht nachweisen läßt, daß es Diderot, Lessing und Winkelmann, also die bedeutendsten Vertreter der Lehre vom Schönen und von der Kunst, die das Jahrhundert bis auf Göthe zählte, direct angeregt hat. Wir haben es hier nur mit seinem Einflusse auf die Schweizer zu thun. Sulzer, dessen Urtheil, in sofern er den letzteren nachspricht, hier eine Autorität ist, sagt von ihm in seinem Wörterbuche: „Unter den Neueren hat Du Bos, soviel ich weiß, zuerst versucht, die Kunst auf einen allgemeinen Grundsatz zu bauen und aus demselben die Richtigkeit der Regeln zu zeigen". Gleich in den Anfangsworten seiner Schrift stellt er die Frage, um die es sich handelt, mit der größten Präcision auf: **On éprouve tous les jours que les vers et les tableaux causent un plaisir sensible, mais il n'est pas moins difficile d'expliquer en quoi consiste ce plaisir qui ressemble souvent à l'affliction, et dont les simptomes sont quelquefois les mêmes que ceux de la plus vive douleur. L'art de la Poésie et l'art de la Peinture ne sont jamais plus applaudis que lorsqu'ils ont**

Digitized by Google

réussi à nous affliger.... J'ose entreprendre d'éclaircir ce Paradoxe et d'expliquer l'origine du plaisir que nous font les vers et les tableaux. Dazu geht er nun in der Section I. aus von der nécessité d'être occupé pour fuir l'ennui, et de l'attrait que les passions ont pour les hommes. Nämlich als lebhaftes Gefühl des Daseins. Section II. De l'attrait des spectacles propres à exciter en nous une grande émotion. Des Gladiateurs, „Cette émotion naturelle qui s'excite en nous machinalement, quand nous voyons les dangers et malheurs des autres hommes, n'a d'autre attrait que celui d'être une passion dont les mouvemens remuent l'ame et la tiennent occupée.“ Hinrichtungen, Stiergefechte, Glückspiele u. s. w. Sect. III. Que le merite principal des Poèmes et des Tableaux consiste à imiter les objets qui auroient excité en nous des passions réelles. Les passions que ces imitations font naitre en nous ne sont que superficielles. „Quand les passions réelles et véritables qui procurent à l'ame ces sensations les plus vives ont des retours si fâcheux, puisque les momens heureux dont elles font jouir sont suivis de journées si tristes, l'art ne pourroit-il pas trouver le moyen de séparer les mauvaises suites de la plûpart des passions d'avec ce qu'elles ont d'agréable?.... La Poèsie et la Peinture en sont venues à bout“. — Der Unterschied wird also darin gesucht, daß es plaisir pur sei, daher ohne schlimme Folgen, und daß es nur oberflächlich sei — schwächer, die émotion sei's aber, worauf es ankomme: daher stellt die V. Sect. dar: Que Platon ne bannit les Poètes de sa République qu'à cause de l'impression trop grande que leurs imitations peuvent faire. „Si Platon exclut les poètes de sa Republique, on voit bien qu'il ne les en exile, que par la même raison qui engage les Prédicateurs à prêcher contre les spectacles.“ — Wie nun hierbei der Naturalismus herauskommt, zeigt sich gleich in Section VI. De la nature des sujets, que les Peintres et les Poètes traitent. Qu'ils ne sauroient les choisir trop intéressans par eux-mêmes insofern doch wie Quintilian sage: Quicquid alteri simile est, necesse est, minus sit eo quod imitatur. Es ist unverkennbar, daß auf diesen Stellen die Lehre der Schweizer vom Affect und der Empfindung beruht; es ist merkwürdig, wie Du Bos auf diesem Wege der richtigen Erklärung der Aristotelischen Katharsis — S. Müller Gesch. der Theorie der Kunst bei d. Alten, II. S. 53. — nahe kommt: er versteht die Reinigung der Leidenschaften so, daß die Darstellung derselben davon abschrecke, sich ihnen hinzugeben, eben so wie die Spartaner ihre Jünglinge dadurch hätten den Trunkfucht frei zu halten gesucht, daß sie ihnen trunkene Sclaven vorgeführt. Ferner faßt auch Du Bos schon Malerei und Dichtkunst unter den Begriff der Kunst zusammen und setzt sie so der Redekunst entgegen. Le sublime heißt es im ersten Abschnitte des zweiten Theiles de la Poèsie et de la Peinture est de toucher et de plaire, comme celui de l'éloquence de persuader — er ahnet das Verhältniß des rationalen Elementes in der Kunst, wenn er sich auch noch nicht über dasselbe zu erklären weiß — ja selbst die Besonderheit der Schweizer, die schon in den Discursen der Maler an den Tag kommt, den Reim verwerfen zu wollen, findet bei ihm, dem ganz auf den Reim angewiesenen Franzosen, ihr Vorbild! On n'examine pas longtems, sagt er, les Ouvrages des grands hommes sans apercevoir qu'ils n'ont pas regardé la regularité et les

Digitized by Google

beautés de l'imitation comme le dernier but de leur art, mais bien comme les moyens de mettre en oeuvre des beautés d'un ordre supérieur. Besonnenheit und Reichthum der Einbildungskraft vereint machen das Genie aus: erklärt durch das Beispiel eines Generals: Un homme né avec le génie du commandement à la guerre, et capable de devenir un grand Capitaine à l'aide de l'expérience, c'est un homme dont la conformation organique est telle que sa valeur n'ôte rien à sa présence d'esprit et que sa présence d'esprit n'ôte rien à sa valeur.

Durch diese Forderungen und Leistungen angeregt, versuchten Bodmer und Breitinger der neu erkannten Aufgabe auf eigenthümliche Weise Genüge zu thun. Nach den oben angeführten Worten Bodmers über das Verhältniß der Regeln zu den Werken spricht er wie folgt: „Weil denn Kunst und Regeln in ihren Schriften vorhanden sind, so lasset uns doch noch näher untersuchen, woher sie dieselben geholet haben. Doch nicht aus Eigensinn oder Zufall, sondern was war natürlicher, als daß sie erstlich auf dasjenige Achtung gaben, was eine gewisse beständige Wirkung auf das Gemüth gethan hatte, und daß sie hernach ferner nachdachten, warum die Stücke, so belustigten, diese Wirkung nothwendigerweise thun mußten." Diesem nachzudenken ist also die Aufgabe des Critikers — und damit wird denn auch für die Regeln eine tiefere Grundlage gefunden sein, denn wenn die Erfahrung ohne solche Untersuchung trügerisch ist, so ist hingegen „die allgemeine Ursache dessen, was in der Vorstellung gefällig ist," nämlich: „diejenige, welche von ihrer Uebereinstimmung mit unserm Gemüthe hergenommen ist, ein so unveränderlicher Grundsatz, als die Natur unseres Geistes selber." Und in diesem Sinne erörtert denn Breitinger in der Poetik bekanntlich die Frage, was die meiste Wirkung auf uns hervorbringe, denn darauf kommt es an — gegen die gewöhnlichen Dinge seien wir abgestumpft, es bedürfe also eines Neuen, nun sei aber das Neue ein relativer Begriff, daher wie Breitinger sagt, mehr in den Begriffen als in den Sachen, es komme also auf etwas an, das immer und für sich neu sei — und das sei das Wunderbare u. s. w.

3.

Im Laufe der vierziger Jahre, als der Streit zwischen den Schweizern und Gottschedianern am heftigsten entbrannte, machte sich in Deutschland auf schönwissenschaftlichem Gebiete eine neue Erscheinung geltend, die zu dem gänzlichen Sturz von Gottscheds Ansehn viel beigetragen hat. Es war die Hallesche Aesthetik, das Werk A. G. Baumgartens, die aber vorzüglich durch seinen Schüler Meier ausgebreitet wurde, welcher, ehe noch von dem lateinischen sehr kurz und abstrus gehaltenen Buche Baumgartens, der erste Theil (Aesthetica, Frankfurt 1750. 8.) erschienen war — der zweite (Aestheticorum pars posterior) trat erst 1758 ans Licht, und wird daher in den Litteraturbriefen als Novität besprochen — mit Bewilligung desselben nach seinen Collegienheften 1748 — B. trug die Aesthetik seit 1742 vor — seine „Anfangsgründe der schönen Wissenschaften" bearbeitete. Beide Bücher sind

Digitized by Google

sogleich der Gegenstand heftigster Bekämpfung von Seiten der Gottschedianer geworden. Der Name Meier wird fast eben so ein Schreckbild für sie, wie der Name Bodmer, und die berüchtigste Streitschrift jener Zeit, das neologische Wörterbuch von Schönaichs, entnimmt von der Aesthetik seinen zweiten Titel.

Baumgarten sowohl als Meier hatten als Wolffianer ursprünglich mit Gottsched in guten Verhältnissen gestanden. In Betreff des ersteren beweist dieß ein Schreiben eines gewissen Ust oder Uhl an Gottsched aus Frankfurt a. d. Oder am 22. Sept. 1747, das zugleich von der Aufhebung dieser Verbindung Kunde giebt.

Uhl (?) an Gottsched.

Frankfurt, 22. Sept. 1747.

Es wundert mich, daß Ew.H. an den hiesigen Baumgarten noch schreiben und ihm Sachen überschicken mögen, da er doch Dieselben bei aller Gelegenheit durchhechelt, hingegen die Schweizer, welche eben so obscur, wie er, schreiben, preiset, auch sein Affe, der Professor Mayer in Halle, auf sein und der Schweizer Anstiften die kritische Dichtkunst durchhecheln soll. Baumgarten wundert sich selber. Ein anderer Discipel des Baumgartens hat in der Vorrede zu Rachels Gedichten, welche 1743 zu Berlin neugedruckt worden, Ew.H. auch angepacket: es ist dieses der Pro-Rector Wippel zu Berlin.

Von Meier findet sich unterm 2. Nov. 1743 ein Brief aus Halle, in welchem er Gottscheden für die gute Meinung dankt, die dieser nach dem Bericht des Buchhändlers Hemmerde von ihm hege eine Schrift überreicht, und denen beigerechnet zu werden bittet, die er mit seinem Wohlwollen beehre, indem er zugleich hinzusetzt, an den Hallischen Bemühungen habe er gar keinen Antheil, auch seien ihm ihre Verfasser völlig unbekannt.

Aber nachdem Theod. Joh. Quistorp 1745 in einer Abhandlung im ersten Bande des Neuen Büchersaals (St. 5.), die den Titel führt: „Erweis, daß die Poesie schon für sich selbst ihre Liebhaber leichtlich unglücklich machen könne" — Baumgartens Definition eines Gedichtes angegriffen hatte, wogegen Meier in den krit. Versuchen der deutschen Gesellschaft zu Greifswalde — einer Zeitschrift, die sich überhaupt mit ihrem Motto „keines ohne das andere" auf gefährliche Weise von Gottsched einmengt — im 15. Stück 1746 eine Vertheidigung jener Definition hatte einrücken lassen, war der Friede gestört, und da endlich Meier in der Schrift: Von einigen Ursachen des verdorbenen Geschmackes anuyirte deren Titel schon gar sehr an Pyra's „Erweis, daß die Gottsched'sche Secte den Geschmack verderbe", erinnerte, offenbar auf Gottsched zielte, und ausdrücklich erklärte, die Breitingersche Dichtkunst lasse die Behandlung der besondern Arten der Gedichte absichtlich weg, um sich ganz auf die Ermittelung des Wesens des Gedichtes zu concentriren, die bei Gottsched ganz fehle, und er würde daher einem Anfänger anrathen, das Breitingersche Buch vor dem Gottschedschen zu lesen — war der Krieg erklärt. Auch findet sich schon in dieser Schrift, die vor dem Erscheinen des Messias geschrieben war, der Keim zu der begeisterten Begrüßung desselben, mit welcher Meier alsbald auftrat, denn die vierte Ursache des verdorbenen Geschmacks war mit folgenden Worten angegeben: 4) „die Religion, sie mag entweder wahr oder falsch sein, erfüllet die

Gemüther derjenigen, die sie für wahr annehmen, mit gewissen erhabenen ehrwürdigen und wunderbaren Begriffen, welche sonst nirgends anders woher entstehen können. Selbst die Andacht führt etwas reitzendes und entzückendes mit sich, welches das Gemüth über die Sphäre der Endlichkeit erhebt." So hätten die jüdischen Dichter ihre Mythologie gehabt. „Wir Deutschen rauben unsern Gedichten mehrentheils diese hohe Schönheit. Wir entfernen unsere Gedichte mehrentheils von der christlichen Religion."

Ueber die inneren Gründe dieses Zerwürfnisses finden wir in den Litraturgeschichten nur sehr ungenügende Angaben. Wie wir nun schon oft bemerkt haben, begnügt man sich auf Gottsched's Seite die Sache aus seinen gehässigen persönlichen Charakter abzuleiten. Er nehme es der Aesthetik eben übel, heißt es, das erstlich, daß sie ihm überhaupt widerspreche, zweitens, daß sie vollends auf die Seite der Schweizer trete — und endlich sei er verdrießlich darüber, daß die Aesthetik für die Behandlung der schönen Wissenschaften gelten wolle, welche im Sinne der Wolffischen Philosophie abgefaßt sei, da eine solche doch schon in seiner kritischen Dichtkunst vorliege. Wie sichs aber auf Seiten der Hallenser mit der Sache verhalte, und woher namentlich jene Bundesgenossenschaft mit den Schweizern — ob diese nur auf einer individuellen Liebhaberei Meiers oder auf dem Princip der neuen Wissenschaft selbst beruhe, darüber schweigen die Geschichtsschreiber ganz.

Zum Glück schweigt darüber die Geschichte nicht; diese lehrt uns vielmehr, daß es sich auch hier wieder um höchst bedeutende Gegensätze handle.

Die Baumgarten'sche Aesthetik ist in neuerer Zeit ein Gegenstand des Spottes und Hohnes geworden, weil sie das Schöne und die Kunst auf die untern Erkenntnißvermögen zurückführt*) und das Genie für eine besondere Stärke dieser letzteren erklärte. Sie hat aus diesem Grunde alle die Anfeindungen miterdulden müssen, mit welchen der Nicolaitismus überhäuft worden ist, dessen Theorie man in ihr erblicken kann. Wie bei diesem, so hat man auch bei ihr Alles auf den puren nackten Mangel an Sinn für die Kunst schieben wollen; sie wird allgemein als das Werk eines Gelehrten von altem Schlage angesehen, der ohne vom Schönen jemals anders als durch Hörensagen etwas erfahren zu haben, mit superciliöser Kathederweisheit dasselbe, weil es nun doch einmal da ist, auch in mathematischer Methode abzuthun sucht.

In dieser Anschauungsweise ist nun zunächst die Vorstellung, die man sich von Baumgarten als Individuum macht — von Meier nicht zu reden, dessen Betheiligung an den litterarischen Bewegungen der Zeit, so wie sein persönlicher Verkehr mit den Dichtern des Halliſchen Kreises, Lange, Gleim u. s. w. bekannt ist — gänzlich irrthümlich. Baumgarten war von Haus aus durchaus nicht ein starrer Paragraphenmensch; er hat der Kunstübung so wenig fern gestanden, daß er vielmehr von derselben ausgegangen ist. Er hatte, als er auf dem Gymnasium zu Berlin war, fast jeden Tag ein Gedicht verfertigt, dieß erzählt er in der Vorrede zu seiner Dissertation: Meditationes philosophicae de nonnullis ad poema pertinentibus 1735, und daß er dieß selbst und an diesem Orte erzählt, beweist, daß er es in Bezug auf die theoretische

*) § 14. Aesthetices finis est perfecta cognitionis sensitivae qua talis, haec autem est pulcritudo .... cognitio sensitiva est a potiori desumta denominatione complexus repraesentationum infra distinctionem subsistentium.

Beschäftigung mit der Sache für einen wesentlichen Umstand hält. Er setzt auch hinzu, daß er selbst auf der Akademie, da ihn ernstere Studien in Anspruch genommen, der Poesie ganz zu entsagen nicht vermocht habe — bis ihm endlich an einem Gymnasium zugleich die poetischen und philosophischen Lectionen aufgetragen worden, wo denn doch nichts natürlicher gewesen sei, als daß er die Philosophie auf die Poesie anzuwenden gesucht habe. Auch in der Aesthetik selbst beruft er sich bei einem sehr wichtigen Puncte auf seine eigene Erfahrung — nämlich, wo er (§ 136) von einer der logischen analogen ästhetischen Topik redet; Equidem, sagt er, ex quo puerilibus exercitiis egressus sum, si quid ad elegantiae potius rationes, quam logicorum exactitudinem demonstrationisque rigorem meditando sum usus componere, nunquam memini topica .... ad nunc demum aliquam mihi comparandam exsequendorum copiam et ubertatem, vel desiderare, vel adhibere, vel experiri adeo singulariter utilia. Si tamen, setzt er hinzu, und dieß muß uns von seinen poetischen Versuchen im Gegensatze zu dem formellen Verfahren der damaligen Zeit eine gute Meinung geben — de iisdem iudicium interponere liceat, distinguendum mihi et hic videtur inter palaria, copiose cogitandi usus exercitii potissimum caussa susceptos, et ipsam pugnam, edenda, vel exhibenda saltem pluribus, ceu perfectum nonnihil et absolutum opus ingenii iam in aliis mediocriter exercitati. Und so ist es denn wohl klar genug, zumal wenn wir in Betracht ziehen, daß jene Meditationes seine erste Schrift gewesen — prima, quam edidi dissertatio, sagt er in der Vorrede zur zweiten Auflage seiner Metaphysik, — daß die Aufwerfung der Frage nach dem Wesen des Schönen bei ihm in der That aus einem lebendigen Sinn für dasselbe als solches hervorgegangen sind — daß es mit seiner Aesthetik also nicht bloß auf eine äußerliche Vervollständigung der Wolffischen Lehre abgesehen gewesen sei, sondern daß sich in ihr ein ihm angebornes Problem durch die Mittel der Leibnitz-Wolffischen Philosophie — denn andere waren nun einmal jetzt nicht vorhanden — der Lösung entgegenzuführen gesucht habe.

Und dieser subjectiven Bedeutung der Baumgarten'schen Aesthetik in dem Geistesleben ihres Verfassers entspricht denn auch die objective Bedeutung derselben, wenn man sie mit historischem Blicke würdigt.

Ich habe in der vorhergehenden Unterabtheilung dieses Abschnittes erörtert, wie in dem Anfange des vorigen Jahrhundert eine wahrhaft theoretische Betrachtung des Schönen aufgekommen sei, und wie man dasselbe aus der Natur des menschlichen Geistes zu erklären versucht habe. In dem Entwickelungsgange der Wissenschaft, der hiermit begonnen hatte, bezeichnet Baumgartens Aesthetik einen der wichtigsten Fortschritte. Die Sache läßt sich mit zwei Worten angeben. Man hatte bis jetzt das Schöne aus dem menschlichen Geiste überhaupt abzuleiten gesucht, und es daher nur den allgemeinen psychologischen und logischen Gesetzen unterworfen. Es dürfte hierin der tiefere Grund der Vermengung des Zweckes der Dichtung mit demjenigen der Moral und Religion liegen, welcher wir in jenen Zeiten begegnen. Auch Breitinger ist sich einer andern Anschauungsweise nicht bewußt — die Ableitung des Neuen, des Wunderbaren u. s. w. ist ebensowohl auf andere Gebiete, wie auf das rein ästhetische, anwendbar. Dagegen ist es nun dem Baumgarten, weil sich bei ihm eine lebendige Erfahrung vom Schönen mit dem philosophischen Scharfblicke verband, aufgegangen, daß das Schöne ein besonderes Gebiet

Digitized by Google

im menschlichen Geiste bilde, welches seine eigenen nur aus seiner besondern Natur abzuleitenden Gesetze hat. Dieß ist der Punct, auf welchen man bei der Auffassung seiner Lehre das Hauptgewicht legen muß, der gesunde Kern derselben, hierin liegt das Grundapercu derselben, und wenn dann freilich Baumgarten diese Sphäre als die der untern Erkenntnißvermögen auffaßt, so hat er sich eben nur in der Auslegung jenes Apercus vergriffen, es in eine falsche Formel gefaßt.

Baumgarten bezeichnet die Schönheit als Vollkommenheit der sinnlichen Erkenntniß als solcher. Hieraus darf man ihm um so weniger einen Vorwurf machen, als er damit gar nicht einmal so ohne Weiteres die Anschauungsweise der Leibnitzischen Philosophie auf das Schöne übertrug; vielmehr war ihm dadurch, daß er das Schöne in diese Sphäre verlegte, über diese letztere selbst eine neue Erkenntniß aufgegangen.

Die Leibnitzische Philosophie erkannte nun einmal die Anschauung nicht wie es später die Kantische that, als etwas der Art nach vom Gedanken verschiedenes und neben demselben stehendes an — sondern dieselbe sollte ihr zufolge nur ein geringerer Grad dessen sein, was das Wesen des Gedankens ausmacht, das bloße Noch-nicht des Gedankens — die verworrene Vorstellung. Es ist also diese ganze Sphäre etwas bloß Niedrigeres, bloß Schlechteres — etwas, was möglichst beschränkt werden muß — was eben nur leider nicht ganz beseitigt werden kann — was aber der Bestimmung des Menschen nach im Grunde gar nicht sein sollte: wir sind darauf angewiesen, die verworrenen Vorstellungen so viel als möglich zu klären, zu erheben; so wie der „Geist" des Anaxagoras die Homöomerien sondert. Dieser Gesichtspunct, welcher der dem Sinnlichen abgewendeten Gesinnung der ältern theologischen Zeit sehr angemessen war, wurde natürlich bei Wolff, dem es ganz und gar auf deutliche Erkenntniß ankam, noch mehr in den Vordergrund gebracht, und die sinnliche, d. h. verworrene Erkenntniß, ward als eine partie honteuse des Menschen ganz in den Winkel gestellt. Hier kam nun Baumgarten auf einen neuen Gedanken, in welchem der erste Keim der Kantischen Ansicht die Anschauung für ein Ding sui generis zu erklären, erblickt werden kann. Indem
217 er nämlich in seiner Metaphysik S. 519 den Schluß macht: anima mea cognoscit quaedam, ergo habet facultatem cognoscitivam — und dann fortfährt: Anima mea quaedam cognoscit obscure, quaedam confuse cognoscit: iam caeteris paribus percipiens rem eamque diversam ab aliis, plus percipit, quam percipiens rem, sed non distinguens. Ergo, caeteris paribus, cognitio clarior maior est, quam obscura. Haec obscuritas minor, claritas maior cognitionis gradus est et eandem ob rationem confusio minor, s. inferior, distinctio maior s. superior. Unde facultas obscure confuseque seu indistincte aliquid cognoscendi cognoscitiva inferior est — muß er nothwendig hinzusetzen: Ergo anima mea habet facultatem cognoscitivam inferiorem. Und so ist denn also jenes niedere Vermögen, mag es einen so geringen Werth haben, als es will, jedenfalls einmal da, und eine für sich bestehende Partie unserer Seele, die folglich ihre eigene Natur — mithin ihre eignen Gesetze — und ihre eigene Vollkommenheit hat. Dieß ist es, was Baumgarten damit aufgegangen ist, daß er das Schöne in dieses Gebiet verlegt hat.

Digitized by Google

Schon Bülffinger weist in seinen dilucidationes 1725 § 225 ff. auf eine gewisse „Logik der Einbildungskraft" hin, die unter andern den Dichtern sehr nützlich werden könne; das wird Baumgarten aufgefaßt haben, wenn er in der genannten Dissertation § 115 seine Aesthetik mit den Worten ankündigt: Philosophia poetica est (v. § 9)*) scientia ad perfectionem dirigens orationem sensitivam. Quum vero in loquendo repraesentationes eas habeamus, quas communicamus, supponit philosophia poetica facultatem in poeta sensitivam inferiorem. Haec in sensitive cognoscendis rebus dirigenda quidem esset per Logicam sensu generaliore, sed qui nostram scit logicam, quam incultus hic ager sit, non nesciet. Quid? si ergo, quos arctiores in fines reapse includitur Logica — etiam per ipsam definitionem in eosdem redigeretur, habita pro scientia vel philosophice aliquid cognoscendi, vel facultatem cognoscitivam superiorem dirigente in cognoscenda veritate? Tunc enim daretur occasio philosophis non sine ingenti lucro inquirendi in ea etiam artificia, quibus inferiores cognoscendi facultates expoliri possent et a cui, et ad emolumentum orbis felicius adhiberi. Quum psychologia det firma principia, nulli dubitamus scientiam dari posse, facultatem cognoscitivam inferiorem quae dirigat, aut scientiam sensitive quid cognoscendi.

So unscheinbar sind die Anfänge solcher Dinge. Die Aesthetik wird im ersten § so definirt: Aesthetica (theoria liberalium artium, gnoseologia inferior, ars pulcre cogitandi, ars analogi rationis) est scientia cognitionis sensitivae — die Schönheit ist, wie schon angeführt worden — perfectio cognitionis sensitivae qua talis — in der Metaphysik wird sie als: perfectio phaenomenon s. gustui latius dicto observabilis bezeichnet — und während die Einleitung zur Aesthetik sich fast ganz damit beschäftigt das Geltenlassen des analogi rationis zu rechtfertigen**) das doch etwas für sich bestehendes sei, legt die Aesthetik immer und immer wieder auf jenes qua talis den entschiedensten Nachdruck; es sind durchaus die eigenen Regeln der sensitiva cognitio, auf die es hier abgesehen ist, und was die obern Erkenntnißvermögen dabei zu thun haben, wird in § 74 genau definirt. Quum intellectus et ratio moraliter necessario directores omnium pulcre cogi-

*) Wo die Definition des Gedichtes — 'oratio' perfecte sensitiva — selbst steht.

**) Z. B. Obiici posset nostrae scientiae 4) indigna philosophis et infra horizontem eorum esse posita sensitiva etc. Resp. a) philosophus homo est inter homines, neque bene tantam humanae cognitionis partem alienam a se putat b) confunditur theoria pulcre cogitatorum generalis et praxis et exsequutio singularis — Obi. 6) Cognitio distincta praestat Rsp. a) Apud finitum spiritum tantum in gravioribus, b) unius positio non est alterius exclusio c) ideo secundum regulas distincte cognitas directum imus pulcre cognoscenda primum, ex quibus eo perfectior aliquando surgat destinctio — Obi. 7) Per cultum analogi rationis verendum est, ne quid detrimenti capiat rationis et soliditatis territorium. Rsp. hoc argumentum est in plus probantibus, quia idem periculum est quotiescunque perfectio composita quaeritur, ad cautionem incitans, non neglectum verae perfectionis suadens. — Obi. 10) Facultates inferiores, caro, debellandae potius sunt, quam concitandae et confirmandae Rsp. a) Imperium in facultates inferiores poscitur, non tyrannis b) ad hoc, quatenus naturaliter impetrari potest, manu quasi ducet aesthetica u. s. w.

Digitized by Google

tatorum esse debeant*) (§ 39), illud autem regulis pulcre cogitandi distincte non perceptis fieri nequeat; non sufficit has perspicue proponi ac multis illustrari**) praesertim quum talis earum confusa cognitio iam sine disciplina per aestheticam naturalem acquisitam impetrari possit. Ne ergo tota disciplina aesthetices artis in meram aliquam coordinationem ac dispositionem regularum ab analogo rationis analogon rationis unice directuro formatarum abeat, distincte regulas etiam et intellectuali cum perspicuitate concipere laborat utiliter in formam scientiae simul elevata.

M. Dieses ist nun der Punct, an welchem die Baumgartensche Aesthetik Gottsched's Anschauungsweise gerade entgegensteht.

Ich habe schon mehreremale darauf hingewiesen, daß es durchaus falsch sei, wenn man Gottscheden nachsagt, er habe mittels des Verstandes, der Regel ein Gedicht machen wollen. Er erkannte die Nothwendigkeit eines Elementes der Einbildungskraft, der Anschauung, an; dieses war ihm Voraussetzung für das Zustandekommen eines poetischen Werkes. Allein dieses Element war ihm allerdings nur ein Gebiet des rohen Stoffes, eine Form konnte demselben nach seiner Ansicht schlechterdings nur durch die Bearbeitung von Seiten des Verstandes mitgetheilt werden — von eigenen Gesetzen jenes den untern Erkenntnißvermögen angehörigen Gebietes, ist bei ihm schlechterdings nicht die Rede — aus der Vernunft selbst — das ist der Punct, an welchem er mit seiner Dichtungslehre auf der Wolffischen Philosophie ruht — sollten sich die Regeln der Dichtkunst ergeben. Oder mit Einem Worte, Gottsched steht, obgleich er es mit der Dichtung zu thun hat, noch ganz und gar auf jenem älteren Leibnitzio-Wolffischen Standpuncte. Es findet sich in dem Briefwechsel ein merkwürdiges Beispiel davon, wie seine Schüler vollkommen unfähig waren, sich das Bestehen des Gebietes der niedern Erkenntnißvermögen als einer eigenen Sphäre vorzustellen, und wenn von einer Wissenschaft der verworrenen Vorstellungen die Rede war, über den Gedanken einer Wissenschaft, die sich in solchen bewegte, nicht herauskommen konnten. A. G. Rosenberg, Prediger in Mertschütz, schreibt am 20. Apr. 1749.

„Was soll ich mir denn von der neuen Wissenschaft des Herrn Pr. Meiers voraus vorstellen, die er Aesthetik nennt? Sollte nicht, wo seine Erklärung von der Schönheit gilt, sein ganzes vorhaben umsonst seyn? Ist die Schönheit eine Vollkommenheit, sofern sie undeutlich erkannt wird, wie er sagt, so wird er sich mit seiner neuen Wissenschaft entweder schlechten Dank bey den Liebhabern der Schönheit verdienen, oder es wird wenig Wissenschaft in seinem Werke herrschen müssen. Undeutliche Erkenntniß und Wissenschaft ist mir ein wenig widersinnisch. Seine Schönheit wird nicht mehr Schönheit bleiben, weil er sie in eine Wissenschaft bringen wird. Oder seine Wissenschaft wird

*) Und warum? § 38: Ad ingenium venustum (pertinent) B) facultates cognoscitivae superiores, quatenus a) intellectus et ratio per imperium animae in semet ipsam multum non raro conferunt ad excitandas facultates inferiores. b) consensus harum et apta pulcritudini proportio saepe nonnisi per intellectus et rationis usum obtinetur c) magnae vividitatis in analogo rationis, consectarium spiritui naturale est pulcritudo intellectus et rationis, perspicientiae nexus extensive distinctae. Die höhern Erkenntnißvermögen geben also nichts von ihrem eigenen Stoffe, sondern regen nur die untern etwa an, und ordnen das diesen Angehörige.

**) Wie es in den gewöhnlichen Poetiken geschah.

Digitized by Google

diesen Nahmen verliehren, weil er um die Schönheit zu bewahren, bloß bey undeutlicher Erkenntniß bleiben müssen wird. Dieß macht mich begierig, diese neue Erfindung einer Aesthetik bald näher zu sehen".

Ganz auf dasselbe läuft es mit dem Angriffe Quistorps auf Baumgartens Definition eines Gedichtes hinaus, nur daß hier auch die Bereitwilligkeit fehlt, sich eines Besseren belehren zu lassen. Warum soll die Poesie ihre Liebhaber leichtlich unglücklich machen können? Weil sie etwas mit dem Sinnlichen zu thun habe —, und dieses müsse im höchsten Grade der Fall sein, sagt Quistorp, wenn man bei ihr den Begriff des Prof. Baumgarten befolge, denn nach diesem sei die Poesie eine vollkommene sinnliche Rede — das heißt, es verliere bei ihr die Vernunft den Zügel gänzlich, es werde der Mensch in sittliche Sclaverei gestürzt. Man sieht, der Mann vermag sich die Sphäre des Sinnlichen nur als die des Gesetzlosen im Gegensatze zu der Gesetzmäßigkeit der Vernunft vorzustellen. Daher ist es denn auch ganz consequent, daß er S. 439 versichert, eine gewisse Abhandlung vom Werthe der Dichter in demselben Stücke der crit. Versuche der deutschen Gesellschaft zu Greifswalde, in welchem Baumgartens Dissertation angezeigt worden — jene Abhandlung bekennt sich bereits zu den Grundsätzen der letztern und ist vermuthlich auch von Meier — werde ihm so lange als eine Satire vorkommen, bis er sich werde überreden können, daß jemals ein wirklicher Dichter — der doch immer ein Mensch sein müsse, der mit Vernunft zu Werke gehe — Baumgartens Begriff werde annehmen können. Der Punct, auf welchen es bei der Vertheidigung von Baumgartens Ansicht ankommt, und den Meier in seinen in den Greifswalder Versuchen wieder abgedruckten Aufsatze der diesen Titel trägt, nicht ganz so wie er sollte, in den Vordergrund gestellt hatte, spricht Baumgarten selbst in der Vorrede zur zweiten Auflage seiner Metaphysik 1748 aus. Er habe, sagt er hier, mit unverständigen Gegnern zu kämpfen. Unum notemus exemplum. Dixeram in prima quam edidi dissertatione poema sensitivam orationem perfectam. Vere dictum adhuc puto. Fuit autem qui scriberet me dixisse poema orationem perfecte sensitivam et deinde significatum perfecti iam inter philosophorum ipsos pueros notissimum detorqueret in vulgarem illam quo perfecte pro omnino vagis sermocinationibus aliquando substituitur. Significatum sensitivi ipse expresse fixeram. Longe tamen alium affingit huic vocabulo bonus vir, quo germani nonnunquam crassa vel pingui minerva turpiuscule vel etiam obscenius dicta per iocum aiunt oppido sensitiva. Und darauf baue denn der Gegner alberne Spöttereien nicht gegen ihn, sondern gegen ein selbstgemachtes Schattenbild. Dergleichen Angriffe verachte er gänzlich und hoffe zu Gott, daß er niemals Zeit haben werde, ihnen zu antworten — worauf er denn mit anerkennender Anspielung auf Meiers Abhandlung schließt — sollten solche Gegner es etwa zu arg machen — non deerunt, sicuti non defuerunt hucusque publica cum gratiarum actione commemorandi, me non rogante, non mandante, consentiente tamen, quod decet bonum virum, pro me, pro vero potius, quod scripsi scribentes, et officium simul praestantes amico vel hinc utilius aliquas horas refutando talia transigentes, ac ego rei tantum causa scribere visus transigerem.

Dieß wird, hoffe ich, hinreichen, zu zeigen, daß man auch hier nicht bloß aus persönlicher Eifersüchtelei gezankt, sondern wirklich entgegengesetzte und in

Digitized by Google

dem Gedankenkreise jener Zeit höchst bedeutungsvolle Richtungen gegen einander vertreten habe.

Allein Gottsched hat noch einen ferneren guten Grund gehabt, und mehr vielleicht, als er selbst dessen inne geworden ist, der Baumgartenschen Aesthetik entgegen zu treten. Es war nämlich dieses nicht nur eine neue, über seine Auffassung hinausliegende Phase der leibnitz-wolffischen Philosophie, sondern sie war auch als solche von seinen Todfeinden, den Schweizern, angeregt worden, ja, die Intentionen dieser letzteren waren in ihr nach Einer Seite hin sogar vollständiger, als es ihnen selbst hatte gelingen wollen, erfüllt worden.

Das tiefe geistige Bedürfniß, aus welchen die Leistungen der Schweizer hervorgegangen sind, hatte sie bald auf die leibnitzische Philosophie hingeführt. Zwar 1721 reden sie in der oben angeführten Stelle der Discurse der Maler noch im „Cartesianischen Stylo" von der Seele als einer Tabula rasa, in welche die Erfahrung eben allerlei hineinmale — aber die erste „dogmatische Arbeit, in welcher die Beredsamkeit auf festgesetzte philosophische Grundsätze gebauet werden sollte", ist dem Chr. Wolff zugeeignet. Es heißt in der Zueignungsschrift: „die Bemühungen der vornehmsten kritischen Verfasser ist, bis dahin, meist oder bloß dahin gegangen, wie sie den schlimmen Geschmack Einhalt thun, und ungereimte Schriften zum Gelächter machen mögten. Sie haben darüber versäumet, den guten Geschmack zu lehren und anzupflanzen. Der Vorschlag des Engländischen Zuschauers ist auch unausgeführt geblieben, daß ein rechtschaffener Criticus ein ganzes Werk, das in dem guten Geschmacke geschrieben ist, vor die Hand nehmen, und die Quellen und Ursachen aus welchen die unterschiedliche Schönheit desselben und das daher entspringende Ergetzen herfließt, genau und ausführlich anzeigen mögte." Man sieht, es ist das gerade der Gegensatz, auf den ich das Verhältniß der Schweizer zu Gottsched in der vorigen Nummer dieses Abschnittes zurückzuführen gesucht habe — und das rein theoretische Interesse lehnt sich hier sogleich an Wolff an. Leider hat mir die Schrift von 1727 trotz aller Bemühungen nicht zugänglich werden wollen; die Bibliotheken zu Leipzig, Halle, Dresden, Berlin und Hamburg besitzen sie nicht, und zu andern hatte ich keinen Zutritt, so daß ich mich für sie auf den Bericht in den Nachrichten vom Ursprunge der Kritik, S. 148 ff. angewiesen sehe. Indessen treten in diesen gerade die Puncte, auf welche es hier ankommt, deutlich ins Licht. „Diese Gemüthsart," fährt die oben angeführte Zueignungsschrift fort, „habe ich zu meinem lange überlegten und späth beschlossenen Vornehmen gebracht, alle Theile der Beredsamkeit in mathematischer Gewißheit auszuführen, und den wahren Quell sowohl des Ergetzens, das uns gute Schriften mittheilen, als der Kaltsinnigkeit, in welcher uns schlimme Werke stehen lassen, nachzuspühren. Was ich dießmal an das Licht stelle, ist allein der erste Theil von dem ganzen Werke, welchem noch vier andere Theile folgen sollen. Diese Eintheilung gründet sich auf die verschiedenen Kräfte der Seele, von welchen die unterschiedene Stücke der Wohlredenheit und Poesie hervorgebracht werden," u. s. w. Dieses Buch mußte Baumgarten nicht bloß wegen seines schönwissenschaftlichen Interesses, sondern vollends, da es Wolffen dedicirt war, ihm, dem in Halle lebenden einzigen Wolffianer, der ein solches Interesse hegte, ganz unfehlbar in die Hände kommen, und die bedeutendste Anregung auf ihn ausüben. Und so bedarf es in der That nur einer Nebeneinanderstellung dieser Dinge, um es einem Jeden

Digitized by Google

einleuchtend zu machen, daß Baumgarten mit seiner Dissertation 1735 nichts anderes leistet, als daß er mit jenem Plan der Schweizer vermöge seiner gründlichen philosophischen Durchbildung wirklich Ernst macht — er geht jenen Seelenvermögen, auf denen die einzelnen Theile der Dichtung beruhen, nach, sucht die allgemeine Classe auf, welcher sie angehören, findet eben hierin „die Quellen und Ursachen aus denen die unterschiedliche Schönheit eines ganzen Werkes und das daher entspringende Ergetzen herfließt" und führt die Sache wirklich in der damals für streng wissenschaftlich geltenden Methode durch.

Die Anlehnung der Meditationes philosophicae de nonnullis ad poema pertinentibus an die Abhandlung von dem Einfluß und dem Gebrauche der Einbildungskraft scheint noch aus dem besondern Umstande zu erhellen, daß einerseits über die Beschreibungen und die Einbildungskraft fast unverhältnißmäßig Vieles und ins Besondere Eingehendes beigebracht wird, was zum Theil an die spätern Aeußerungen der Schweizer, z. B. an die Vertheidigung des Milton, erinnert, andererseits sogar §. 44 auf den den Schweizern eigenthümlichen Begriff des Wunderbaren, als dessen, ad quod attendere solemus ein besonderes Gewicht gelegt wird, der — da ihn die Schweizer nicht etwa in der Breitingerschen Poetik von Baumgarten entlehnt haben können, denn sie lernten nach einer Aeußerung in der „Vertheidigung der Schweizerischen Muse des Herrn Haller" Baumgartens Abhandlung, um die sie sich ihres Inhalts wegen lange bemüht hatten, erst aus der Anzeige in den Greifswalder Versuchen 1742 kennen — schon in jener mir nicht zugänglichen Schrift vorgekommen sein dürfte.

Aber wie es sich damit auch verhalten mag, so viel ist außer allem Zweifel, daß die späteren Schriften der Schweizer — welche also, nach der so eben angeführten Notiz, eine Rückwirkung von Seiten Baumgartens noch nicht erfahren hatten — auf die Ausführung des in den Meditationes nur erst ausgesprochenen Gedankens, also auf die Aesthetik Baumgartens selbst, einen bedeutenden Einfluß ausgeübt haben. Zuförderst dürfte sie überhaupt auf Veranlassung des Streites der Schweizer und Gottschedianer entstanden sein. Sie war nämlich im Jahre 1742 entstanden. Quum a., 1744 rogarer, sagt Baumgarten in der Vorrede, quaedam consilia dirigendarum facultatum inferiorum in cognoscendo vero novam per acroasin exponere, more consueto definitiones demonstrationesque praecipuas dictabam in calamos audientium — was denn Meier in die Hände gefallen, mit seiner Bewilligung von diesem bearbeitet worden — und jetzt im Druck erscheinen möge. Der an der Litteratur, wie wir oben gesehen haben, mehr als ein anderer Professor der Metaphysik gethan haben würde, Antheil nehmende Mann, hatte sich offenbar angeregt gefühlt in der allgemeinen Verwirrung, die jener Streit hervorrief, den festen Anhaltspunct, den er seit lange gewonnen hatte, näher zu bestimmen und wenigstens seinem nächsten Kreise in ausführlicher Darstellung zugänglich zu machen. Wie sehr er aber dabei die Schriften der Schweizer zu Rathe zog, braucht man nicht aus Meiers Bericht abzunehmen, welcher als diejenigen, die vor Baumgarten in der Wissenschaft vom Schönen etwas geleistet, besonders Bodmer und Breitinger nennt, noch auch aus der ausdrücklichen Anführung des Buches von den Gleichnissen in §. 11 der Aesthetik; das ganze Buch beweist es. Zwar wenn es in eben dieser Abhandlung von den

Digitized by Google

Gleichnissen heißt, „Wenn die Phantasie mit Bildern wohl versehen ist, und der Scribent es in Ausdrückung derselben mittels fleißiger Uebung zu einer gewissen Fertigkeit gebracht hat, so muß seine nachfolgende Bemühung darauf gerichtet sein, daß er diese Sinnenbilder, als welche unter sich an Art überaus verschieden sind, gegen einander halte, vergleiche und was übereinstimmendes zwischen dem einen und den andern sich befindet, genau herauslese. Wenn die zusammenstimmenden mit einander verbunden werden, so entstehen aus der Logik der Phantasie die Gleichnißbilder, wie in der Vernunftlehre aus der Verknüpfung der Begriffe, die sich gedenken lassen, die Sätze hervorwachsen" — so hat darin eben weder der eine noch der andere der beiden Männer von dem andern geborgt, sondern beide ruhen auf Bülffinger, und die Uebereinstimmung ist nur ein interessanter Beleg dafür, wie sie, ohne jetzt von einander zu wissen, auf Einem Wege fortwandelten. Dagegen findet sich bei Baumgarten eine Anschauung, die zu sehr diejenige ist, auf deren Ausbreitung die Schweizer hinarbeiteten, als daß man nicht glauben sollte, auch ihm sei sie aus ihren Schriften aufgegangen. Es ist die von dem Vorhandensein einer aesthetica naturalis. Ad characterem felicis aesthetici — d. h. Künstlers, Dichters u. s. w. — generalem heißt es § 28 supponendo generaliora requiritur I. Aesthetica naturalis connata (φυσις, natura, εὐφυια, ἀρχετυπα, στοιχεια γενεσεως) dispositio naturalis animae totius ad pulcre cogitandum, quacum nascitur, welches denn so wenig die bloße dives vena einer reichen Einbildungskraft ist, dies auch Gottsched anerkennt, daß, nach einer S. 220 bereits angeführten Stelle, sich alle Regeln, wenn auch nicht mit wissenschaftlicher Deutlichkeit doch als solche fixirt, durch diese aesthetica naturalis selbst ergeben — was denn doch offenbar nichts anderes ist, als die Lehre der Schweizer, daß die Kunst sich ihre Regeln selbst gebe, und die Wissenschaft dieselben nur einregistriren, allenfalls nachconstruiren könne. Auch bezieht sich die einzige Stelle Breitingers, welche Baumgarten ausdrücklich anführt, gerade darauf, daß die Dichter geboren werden — nur daß er bemerkt — womit er übrigens keineswegs Breitinger zu widersprechen behauptet — daß sie darum doch der Bildung fähig und bedürftig seien.

Ja wenn auch alle diese äußere Anknüpfungen nicht wären, ließe es sich doch auf das schlagendste nachweisen, daß die Hallische Aesthetik geradezu als die Wahrheit der Schweizerischen Bestrebungen, wenn ich mich dieses philosophischen Ausdrucks bedienen darf, zu betrachten ist. Nämlich erstlich — wem verdanken die Schweizer die Anschauung einer solchen Autonomie, wie sie sie dem poetischen Genie beilegen, überhaupt? Antwort: der Leibnitzischen Philosophie. Der Briefwechsel von der Natur des poetischen Geschmacks (1736) giebt genügende Auskunft darüber, was es mit jenem Uebertritt der Schweizer von der Cartesianischen Philosophie zur Leibnitzischen auf sich habe. Das Buch fängt an: „Curisus hatte sich seit geraumer Zeit in der Meynung bestärket, daß die Regeln der Wohlredenheit biß auf ihre kleinsten Theile unter allgemeine in der Natur des Menschen und der Dinge gegründete Haupt- und Grundsätze müßten gebracht werden, wenn man den Streitigkeiten in der Beurtheilung desjenigen, was in den Schriften vollkommen sey oder nicht, ein Ende machen wolle. Nach seinem Bedünken mußte man es hierin so weit bringen, daß selbst ein gewisses Maaß und eine Richtschnur mußte erfunden werden, die Grade und Schranken einer Metaphora oder Metaphorischen Rede

Digitized by Google

zu bestimmen. Er hatte unlängst einen Versuch gemacht, diejenigen Theile der Beredsamkeit, welche mit der Einbildungskraft zu thun haben, einigermaßen in mathematischer Ordnung abzuhandeln und war jetzo beschäftiget, mit andern Theilen der Wohlredenheit, welche ihren Grund in dem Witz und der Kraft zu erdichten haben, ebendergleichen vorzunehmen. Von diesem Vorhaben gab er im Christmonat 1728 einem gelehrten Freunde jenseit der Alpen Nachricht und verwarf anbey die Meynung derjenigen, welche einen natürlichen angeborenen Geschmack zum Richter in der Beredsamkeit aufwerfen und weiter keine Regeln vonnöthen zu haben glauben, was ein mechanisches System sei. Dagegen ist nun Hypsäus Anhänger des Geschmacks, Curisus erwidert aber, man urtheile doch nicht anders als nach Gründen, es gebe zwar Leute, man könnte sie kritische Enthusiasten nennen, die Alles auf einen gewissen Instinct bauen wollten, dann gäbe es aber keine Entscheidungsgründe. Und dabei fällt denn die Aeußerung: — es wird in der Vorrede gewünscht, der Leser möge dem Curisus beipflichten. „Damit ich nun wieder auf einen Enthusiasten in der Redekunst komme, heißt es S. 48 — der Name ist hergenommen von der theologischen Secte, welche die ganze Theologie in den einzigen Grundsatz des innerlichen Worts und des Triebes eingeschlossen, womit alle theologische Wissenschaft aufgehoben sei — so ist außer Zweifel, daß das mechanische Systema der Wohlredenheit von der Metaphora wo man das Urtheil über die Werke der Beredsamkeit mit dem Nahmen des Geschmackes beleget hat erstlich aufgebracht und hernach durch das mechanische Systema der Cartesianischen Philosophie unterstützet und befestiget worden, allein der große Philosophus von Deutschland, Herr Leibnitz, hat dadurch, daß er sein systema harmoniae praestabilitae erfunden, der Empfindung einen tödtlichen Streich angebracht, er hat sie ihres so lange Zeit wider Recht gebrauchten Richter-Amtes entsetzt, und allein zu einer causa ministrante und occasionali des Urtheils der Seele gemachet."

Und zweitens ist es nichts als die reine Consequenz der Schweizerischen Lehre, daß jenes innere Gesetz das Gesetz eines besonderen Gebietes sei. Ich fahre in dem Auszuge aus dem Briefwechsel über die Natur des guten Geschmacks fort.

Hypsäus macht gegen die Forderung von Gründen geltend, es käme bei Oratoren zweierlei in Betracht — der Verstand und ein sinnliches Element. Auf die Erfahrung gründet sich, daß die Kunst beyder des Redners und des Poeten eigentlich darauf beruhet, daß sie die Einbildungskraft auf eine ergetzende Weise beschäftiget halten und durch eine geschickte Behandlung der Begierden die Gemüther zum Beyfall bewegen; anders als der Philosophus, der ohne dieses Hülfs-Mittel der Empfindung alleine mit der Vernunft an den Verstand dringt." Das Amt, das der Vernunft obliget, nemlich stets das Beste zu wählen, besteht hier in dem, daß sie nach der Natur, die dem Menschen eigen ist, sich derjenigen sinnlichen Bilder bedient, welche bequem sind, den Willen auf das Wahre zu determiniren." Worauf Curisus erwiedert — das Ergötzen laufe doch auf Wahrnehmung der Verhältnisse hinaus, und die gehöre der Vernunft an und nicht der Einbildung. Daß das im sinnlichen stattfinde, läugne er nicht, aber nicht von der Empfindung, sondern von der Betrachtung entspringe das Ergötzen. Hypsäus bleibt bei seiner Ansicht. Ein letzter Brief des Curisus sucht noch zu zeigen, daß nur aus der Betrachtung sich das Vergnügen an der Tra-

Digitized by Google

gödie erklären lasse, der Empfindung nach könnte diese nur betrüben, wogegen denn Hypsäus noch wieder meint eben in dem Gefühle der Ausübung des Mitleids beruhe das Ergetzen. Curisus sagt am Ende: er überlasse nunmehr die Entscheidung competenten Richtern. Welches ist nun die Entscheidung? Offenbar keine andere, als daß allerdings Gründe anzugeben seien, aber nicht aus der Vernunft als solcher, sondern aus der Natur der besondern Sphäre der Dichtkunst genommen. Dieß hat aber durchaus erst Baumgarten ausgesprochen — die Schweizer sagen immer nur, es müsse sich alles aus dem Dichten ergeben, ohne festzustellen, daß dieses eine besondere Sphäre bilde Wie nahe sie aber daran gewesen, erhellt aus einer merkwürdigen Stelle der Streitschriften, in der vielfältig angeführten Geschichte der Kritik. Gottsched entschied sich in seiner Kritik des „Briefwechsels" ganz unbefangen und damals noch ohne feindliche Absicht gegen die Schweizer, die er mit sich und die sich mit ihm einig glaubten, in seinem Sinne, die Vernunft als solche gebe eben die Regel — wobei es denn in einer Anmerkung heißt, Leibnitz selbst sei Gottscheds Ansicht. Hier wird dann die Stelle angeführt, auf deren verschiedener Auslegung die Geltung oder Nichtgeltung der Baumgarten'schen Aesthetik, der oben ausgeführte Gegensatz der älteren und neueren Wolffianer selbst beruht; Leibnitz sagt nämlich über Shaftesbury im Recueil de diverses pièces S. 285: Le discours sur le Gout Misc. 3. c. 2. me paroit considérable. Le Gout distingué de l'Entendement consiste dans les perceptions confuses, dont on ne sauroit assez rendre raison. C'est quelque chose d'approchant de l'instinct. Le gout est formé par le naturel et par l'usage. Et pour l'avoir bon, il faut s'exercer à gouter les bonnes choses que la raison et l'expérience ont déjà autorisées: en quoi les jeunes gens ont besoin de guides. Und eben dieser Stelle geben die Schweizer gerade die Auslegung, auf welcher die Aesthetik selbst beruht — sie erwidern nämlich in den Nachrichten vom Ursprunge der Kritik S. 172 (Z. Streitschr. Bd. I.) das sei gerade das Gegentheil von dem, was Gottsched lehre: man gebe nur Achtung auf die Worte distingué de l'Entendement dont on ne sauroit assez rendre raison, ferner quelque chose d'approchant; il faut l'exercer à gouter les bonnes choses que la raison et l'expérience ont déjà autorisées.

Nur freilich mit der Aesthetik selbst waren die Schweizer trotz dieser historischen Consequenz, wie es so zu gehen pflegt, keineswegs einverstanden Sie sind zwar nicht öffentlich gegen dieselbe aufgetreten, denn sie mochten sich scheuen, solche Bundesgenossen zu verlieren, aber wenn Meier in der Vertheidigung der Baumgarten'schen Definition sagt, Breitinger bestimme das Wesen des Gedichtes eben so wie Baumgarten, wenn fernerhin noch ähnliche Aeußerungen vorkommen und andererseits die Gottschedianer auch immer beide Theile mit Einem Schlage zu treffen suchen, so beruht dieß Alles wohl meistens auf der Anerkennung, welche Bodmer dem Baumgarten, wie angeführt, in der Vertheidigung Hallers hatte zu Theil werden lassen — denn im Grunde hatten er und Breitinger gegen die Aesthetik schon gerade das auf dem Herzen, was ich oben erst an seinen Ort gestellt sein lassen mußte, damit ich nur überhaupt Hoffnung hatte, mit einer Erörterung über das Buch angehört zu werden

Digitized by Google

Bodmer schreibt an Hagedorn — Hagedorn's Briefwechsel von Eschenburg S. 202 — „Es scheint daß die Meinung überhand nehmen wolle, der Geschmack sei eine untere Beurtheilungskraft, wodurch wir nur verworren und dunkel erkennen. Nach dieser Bedeutung wird es kein so großes Lob sein, einen solchen Geschmack, der so unsicher ist, zu haben, und es ist kaum der Mühe werth darnach zu streben." Sehr natürlich — wenn der Messias die poetische Erfüllung der Schweizerlehren war, wenn Bodmer selbst sich in eine gewisse Verstiegenheit hinaufschraubte, wie sollte jene Auslegung des ästhetischen Apercu ihren Beifall haben können?

Daher erklärt es sich denn auch, daß Meier — was meines Wissens neu ist — sich später von den Schweizern ab und wieder mehr zu Gottsched hingewendet hat. Pauli schreibt an Gottsched aus Halle, den 8. Oct. 1751. „Wer ist der Verfasser vom Wurmsaamen? Ists Hr. Triller? Hr. Meyer hier ist es nicht, ob man ihn gleich davor ausgegeben. Er hat zwar in den Frankfurther Zeitungen Bodmer gräulich gefaßt, aber vom Wurmsaamen will er nichts wissen. Hr. Pr. Meyer ist mit denen Schweizern ziemlich zerfallen; so günstig er auch vom Messia urtheilt, so sehr mißfällt ihm Noah und Joseph und die Sündfluth u. s. w. Er hat mir ausdrücklich aufgegeben, seine und seines Bruders Hochachtung Ew. W. zu bezeugen." Meiern schloß sich die hallische Dichterschule, Lange, Gleim, Uz u. s. w. an, die allerdings die Saiten niedriger spannte, und auf theoretischer Seite jener B. S. Nicolai, ein schwacher Mann, wie auch aus Lessings Streit mit Lange erhellt; Nicolai schreibt 1748 bald nach dem Antritte seines Lehramts Gottscheden, er lese über die Redekunst, bittet um Rath, legt dabei aber zugleich eine Glückwunschrede auf Baumgarten bei u. s. w; in Frankfurt, wohin er 1753 abging, bildete er seinen Neffen, den Buchhändler Fr. Nicolai. Auch war es Meiern aufbehalten, das Erstlingswerk eines Dichters zum Druck zu befördern, der später noch einmal zu den Schweizern und der schweizerischen Poesie schwören sollte, um endlich zur hallischen Schule überzugehen und die unteren Seelenvermögen und zwar nicht bloß die theoretischen ganz besonders zu Ehren zu bringen, worüber man zum Schluß die sententia dia Catonis des alten Brucker vernehme.

Brucker an Gottsched.

Ende Dec. 1751.

Daß bei uns heraußen im Reiche der Geschmack an den anmuthigen Wissenschaften auch auflebe, werden Ew. HochEdelgebohren aus den verschiedenen Sammlungen schwäbischer und sonderlich würtembergischer Dichter, welche Denselben ohne Zweifel zu Gesichte gekommen, ersehen können. Wie sie gerathen, will ich erst das Urtheil unserer Kunstrichter erwarten. Ich bemerke nur an, daß die erstlich erschienenen Oden einen würtembergischen Obervogt zum Verfasser haben, der erstlich die Theologie studiret, dann aber aus gewissen Ursachen umgesattelt, da er mit Tübingen nicht gar wohl zufrieden gewesen u. s. w. Das in Halle durch Beförderung des Hrn. Prof. Meyers ohne Namen herausgekommene Lehrgedicht von der Natur der Dinge hat auch einen und zwar Oberländischen Schwaben, der aber in einer berühmten Niedersächsischen Schule erzogen worden, zum Verfasser. Ich wünsche von Ew. HochEdelgebohren Dero unpartheyisches Urtheil zu hören. Sein Lehrgebäude

Digitized by Google

ist meistens aus der Pythagorischen Schule genommen, wie er denn in der phil. Geschichte sehr stark ist. Wo ich Dero Gedanken vernommen, will ich seiner Zeit seinen Namen entdecken. Seine Umstände machen, daß ihm diese Poesie Ehre bringt, so wenig mir auch sein Lehrgebäude gefällt. Er hat auch einen Gesang auf die Liebe drucken lassen, den ich beyzulegen die Ehre habe, worinnen er gezeiget, daß er die lateinischen Dichter fleißig gelesen. Allein die so eifrig nachgeahmte Wort- und Versefügung der spondäischen und dactylischen Verse will mir durchaus nicht ein" — u. s. w.

4.

In dem Streite der Gottschedianer und der Schweizer hat das damalige Deutschland, so wenig es sich auch über die Grundfrage um die es sich hier handelte, klar zu werden wußte*), und so sehr es daher in persönlichen Sympathieen und vereinzelten Gesichtspuncten herumschwankte, eine Hauptangelegenheit der Zeit sehr wohl erkannt. Hatte nun der Vorgang schon an sich verschiedene Verzweigungen, so haben sich vermöge dieser Stellung inmitten der allgemeinen Interessen noch so mancherlei Verhältnisse hinzugefunden, daß es ihm, wenn man es nur nicht verschmäht, sich auf ihn einzulassen, an Reichthum und weiterer Ausbreitung gar nicht fehlt, und die Forschungslust zur Ermittelung der näheren Beziehungen vielfältig angeregt wird. Und sollte dann auch, was sich auf diese Weise ergiebt, materiell nicht von großer Wichtigkeit sein, so ist es doch, wenn es darauf ankommt, daß man das lebendige Bild einer Zeit in sich hervorrufe, erforderlich, daß man sich auch in dergleichen Einzelnheiten herumtreibe, wobei es fast gleichgültig ist, wie wichtig oder unwichtig dieselben an sich sind, wenn nur dem Strebenden dabei wirklich heimisch zu Muthe wird und er sich bewußt wird, sich allmählig völlig in sie einzuleben.

Von dieser Seite aus betrachtet, bietet der Gottsched'sche Briefwechsel gar mancherlei auf die Schweizer Wirren bezüglichen Stoff dar.

Eine der ersten Fragen, zu welchen man sich besonders wo es sich um eine mündliche oder schriftliche Darstellung des Vorganges handelt, veranlaßt finden muß, ist diese, wie sich Haller bei demselben verhalten habe. Bekanntlich war er das Ziel unablässiger Angriffe von Seiten der Gottschedianer; das Schweizerische Princip sollte zur Dunkelheit und zu abstrusem Wesen führen; diesem Vorwurf gab späterhin Klopstock reiche Nahrung, aber so lange der nicht da war, mußte Haller herhalten; unter andern traf ihn eine herbe Verunglimpfung von Seiten des Lessing'schen Mylius. Hat nun Haller dieß Alles ruhig über sich ergehen lassen und sich nicht wenigstens dadurch veranlaßt gesehen die Partei seiner Landsleute zu ergreifen? Wie es scheint, wäre er dabei ganz ruhig geblieben, sei es, daß er als Berner den Zürchern nicht Vorschub thun wollen, sei es, daß er die poetischen Interessen überhaupt nur nebenbei genährt und was an wissenschaftlichem und theoretischem Streben in ihm war, gänzlich hat von den Naturwissenschaften absorbiren lassen. Es scheint so, sage ich, aber der Briefwechsel zeigt, daß dem nicht so ist.

*) In der Vorrede der „Hallischen Bemühungen" (von Cramer und Mylius) heißt es: „Wir sind nicht im Stande, denen gründlich zu antworten, die uns um die eigentlichen Ursachen dieses critischen Zwiespaltes befragen".

Digitized by Google

Man wird sich aus Lessings Werken eines Dankschreibens von demselben an Michaelis entsinnen, welcher in den Göttingischen gelehrten Anzeigen die Ausgabe von Lessing's Schriften von 1753 mit warmer Anerkennung begrüßt hatte. Noch im Antigoeze giebt sich die Dankbarkeit Lessings für dieses erste verständige Lob kund. Es war nur möglich in einer Zeitschrift, die sich seit lange zum Organ einer besonnenen Würdigung litterarischer Erzeugnisse gemacht hatte. Die Göttingischen gelehrten Anzeigen haben sich immer gänzlich von Gottscheds Einfluß frei gehalten, und daß sie dieß gethan, das ist Hallers Verdienst und darin besteht sein stiller aber desto wirkungsreicherer Widerstand gegen Gottsched.

Gottsched hatte in Göttingen einen Anhänger Namens Wedekind, Director des Gymnasii, der von vorn herein der neuen Universität feindlich gesinnt war, wie denn wo eine Universität gegründet werden soll, die Gymnasiallehrer ihr immer am wenigsten geneigt sein werden, weil sie freilich aufhören müßten, sich als die höchsten Träger der Intelligenz zu betrachten. Man wird mirs auf mein Wort glauben, daß in Gottscheds Briefwechsel viel geklatscht wird; aber so weit wie dieser Wedekind, triebs damit keiner; wie denn auch nur er seine Briefe von andern Orten herdatirt und unter fremden Namen schreibt, so daß nur die Handschrift und der Umstand, daß immer nur von Göttingen die Rede ist, die Identität der Person erweist. Wedekind schreibt den 15. Octbr. 1748, nachdem er Gottsched's kürzlich erschienene Grammatik sehr gelobt — „der Herr Präsident hat mir befolen, die recension in hiesige Zeitung davon zu machen. Ich würde das ohnedem gethan haben, etiam si non iussisset. Ich übersende solche in originali hierbei, und beteuere Ihnen auf meine Sele, daß eine getreue Copey von allem, was auf diesem Blatte stehet, in Hrn. Hallers Hände gekommen. Sehen sie nun zu, wie weit er vom Texte abweichen wird. Er pfleget meine Aufsätze, die ich für gute Freunde öfters mache, gewaltig zu verhunzen, wenn die Auctores nicht nach seinem Sinne sind. Ich hätte diese recension gern noch würdiger gemacht, wie es auctor et opus in der Taht verdienen, aber ich weiß mathematisch vorher, daß er hier noch gewaltig" — u. s. w. (Es fehlt ein Blatt.) Die Recension selbst lautet folgendermaßen:

Leipzig.

Breitkopf hat diese Messe geliefert:

Grundlegung einer deutschen Sprachkunst, nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und jetzigen Jahrhunderts abgefasset von Joh. Christo. Gottscheden. 8. 1¼ Alphab.

Dieses nützliche und bis hierher noch vermißete Buch, welches den Göttingischen und Königsbergischen deutschen Gesellschaften zugeschrieben worden, haben wir dem unermüdeten und glücklichen Fleisse des Herrn Prof. Gottsched zu danken. Wie dasselbe wegen seines berühmten Verfassers schon ein großes Vorurteil für sich hat, so kan von unpartheiischen Kennern auch nicht geleugnet werden, daß es die große Anzahl aller Grammatiken, die unser Deutschland von jeher bis auf diese Zeit in seiner eigenen Sprache hervorgebracht, am Wehrte übertrifft.

Digitized by Google

Eine Sprache, deren Gebiete sich in Europa auf die 300 deutsche Meilen in die Länge und fast eben so weit in die Breite erstrecket, und die fast in unendlichen Mundarten geredet wird, als woraus nothwendig die grösten Verwirrungen, Anstösse, und Schwierigkeiten entstehen müssen, in algemeine, richtige, leichte, und fassliche Regeln zu bringen, ist gewis eine so wichtige und gelehrte als mühsame und beschwerliche Arbeit.

Hr. Gottsched hat sich diese Mühe seit 24 Jaren her, die er darauf verwendet, nicht verdriessen lassen; und sein Fleis ist ihm dergestalt geglüket, daß man diese Grammatik allen Verächtern und Feinden der deutschen Sprache als eine Vormauer entgegen stellen kan, die da behaupten, die deutsche Sprache sey ihrer Natur nach zu rauh und unordentlich, als daß sie sich in ein übereinstimmiges Kleid bringen und in gewisse Regeln fassen lasse.

Hr. Gottsched hat die Gedanken aller seiner Vorgänger, an denen schon das ältere Deutschland von Karl des Grossen Zeit an fruchtbar gewesen, gesamlet, sorgfältig geprüfet und gegen einander gehalten, das beste davon behalten, die Lücken selbst ergänzet, und überall dasjenige in der schönsten und natürlichsten Ordnung angewendet, was mit der Natur der Sprache und dem besten Gebrauche am meisten übereinkommt.

Kein Teil von allem demienigen ist leer geblieben, was man in einer guten Grammatik zu suchen hat: und wir müssen unpartheiisch bekennen, daß Hr. Gottsched in der Ausführung mehr geleistet, als er auf dem Titel versprochen hat; und daß dieses die erste gründliche und volständige deutsche Sprachkunst sey, so weit solche in einem Handbuche geliefert werden kan. Es ist kein Zweifel, daß sie sich klassisch machen werde.

Wir wünschen, daß der berühmte Hr. Verfasser versprochener Massen fortfaren möge, sich um die deutsche Sprachkunst verdienet zu machen; und daß andre Patrioten seiner Bitte Raum geben mögen, ihre Zweifel und Anmerkungen ihm mitzutheilen, um künftig allen Schwierigkeiten desto mehr abzuhelfen, und das Ungewisse, Mangel- und Zweifelhafte je mehr und mehr auf gewissen Fus zu setzen.

Am 8. Jan. 1749 schreibt Wedekind:

Mit Hr. Haller ists so gekommen, wie ich vorher sagete. Meinen Aufsaz von Dero Grammatik hat er wieder zurückgeschicket, und sich Sontages darauf gegen Hr. Gesner in der Kirche verlauten lassen: Ew. Mgfz. hätten von den Participiannern zu viel geredet. Ich versuchete es darauf mit unserm Stadtsecretar Willig (welcher nebst Hr. Haller und Hr. M. Strohmeier die hiesigen Zeitungen schreibet). Allein auch dem schickte er seinen Aufsatz wieder zurück mit einen Billet, wovon folgendes, so weit ich mich besinne, der Hauptinhalt war:

Die Gottschedianische Grammatik verdiene nicht recensirt zu werden; die in der Recension enthaltenen Lobsprüche wären ihm unerträglich; die Grammatik würde bey ihm nach so viel Parodieen und dergl. Dingen, die Hr. Gottsched und seine Anhänger auf ihn gemacht, sehr übel angekommen seyn, wenn er nicht so viele Kaltsinnigkeit und Großmuht von Natur hätte.

Ew. Mgfz. als einem redlichen Manne, und redl. Freunde darf ich dieses alles so offenherzig schreiben. Es ist indessen dieser Casus seines Ortes gemerket worden, und es ist wahrscheinlich, daß diese Sache das noch fehlende pondus geben wird, diesem bösem und imperatorischen und von lauter Leidenschaften

Digitized by Google

componirten Manne zu zeigen, daß er die Direction über die Zeitung nicht deswegen bekommen, um zu monarchiſiren, und zu tyranniſiren. Haec inter nos.

Haller rückt, wie Gesner in einem Briefe an Gottſched am 20. Febr. deſſelben Jahres bemerkt, zuletzt noch eine in ſeinem Sinne geſchriebene Recenſion ein, die ich um des charakteriſtiſchen Gegenſatzes willen und weil außerdem von directen Aeußerungen Hallers gegen Gottſched nicht leicht etwas Weiteres bekannt ſein möchte, hier nicht übergehen kann. Es heißt 13. Jan. 1749 in den Göttinger gelehrten Zeitungen, die bekanntlich den Anzeigen vorangingen, von denen ſie ſich im Aeußeren dadurch unterſcheiden, daß ſie mit dem königlichen Wappen prangen: „Der berühmte Verfaſſer hat dieſes nützliche Werk der Göttinger und der Königsberger deutſchen Geſellſchaft zugeſchrieben. Er hat ſich mit demſelben ſchon 24 Jahre beſchäftigt, und ſeine große Beleſenheit in alten und neuen Schriftſtellern verſpricht uns zum Voraus eine ſehr ausgearbeitete Abhandlung. Wir haben derſelben auch mit einer um ſo größeren Erwartung entgegengeſehen, je mehr die deutſche Sprache einer Richtſchnur benöthigt iſt, nach welcher die ihrer Mundart nicht trauenden Deutſchen, oder die unſere Sprache erlernenden Fremden ſich mit Zuverſicht richten können. Wir haben auch vieles mit Vergnügen geleſen, und die Regeln der Beugung der Wörter und verſchiedene Anmerkungen des Herrn Verfaſſers recht nützlich gefunden. Ein Freund von uns hat indeſſen einige Gedanken über des Hrn. G. Arbeit gehabt, die wir nicht unbillig befunden und nicht geglaubt haben, daß ſie dem berühmten Verfaſſer entgegen ſein würden, als der ſich ſelber die Meinungen der Deutſchen ausbittet.“ Es wird alſo getadelt, daß Gottſched den Vocativ und Ablativ annehme, da dieſer ſich im Deutſchen nicht durch die Beugung unterſcheide. Dann habe ſich Herr Gottſched einer beſondern Mundart zu gefällig erzeigt, wann er von Halm, Fleck, Hälmer, Flecker macht, da unſer Freund Halme, Flecken für gewöhnlicher hält. Ferner findet der Freund einige Zweifel in dem Verzeichniß der Wörter, die nach Herrn Gottſched aus dem franzöſiſchen entlehnt ſein ſollten. In der Poeſie iſt wie unſer Freund meint, vieles auch provinzialiſch oder nach Hrn. Gottſched's beſonderem Geſchmacke eingerichtet. Weg und keck reimt ſich nicht beſſer als Gott und Todt. Der Gebrauch der Mittelwörter*) iſt durch Opizen und durch die Uebereinſtimmung faſt aller heutigen Dichter geſichert, und wenn Herr Gottſched ſie von dem Anfange der Perioden ausſchließen will, ſo iſt dieß eine ganz andre Frage und muß aus der Dichtkunſt und aus dem Unterſchiede der Ordnung der Worte in der gebundenen und ungebundenen Rede entſchieden werden. Dieſe leidet und fordert ſogar Verſetzungen, die jene nicht verträgt. Die Furcht, daß die gedrungenen Dichter die Sprache zu Grunde richten werden, iſt dem Herrn Gottſched ganz eigen, und er betrübt ſich über etwas, was die mehreren Deutſchen mit Vergnügen zu ſehen ſcheinen. Alle die Choriamben, die Pyrrhichier, Hippobachier (sic) und dergleichen ſeltene Namen hätte Herr Gottſched auslaſſen können, indem die deutſche Poeſie dergleichen nicht kennt, und von nichts anderem als Jamben, Trochäen, Dac-

*) Participien. Eben hierauf bezieht ſich der Ausdruck Participianer bei Wedekind. Gottſched handelt im V. Hauptſtück des Syntax von den Mittelwörtern; er verurtheilt hier Sätze, wie „Vergnügt über deinen Antrag, ergreife ich ihn“ als franzöſirend; ſelbſt „zu ſchwach aufzuſtehen, blieb er liegen“, weil hier ſeiend zu ergänzen ſei.

Digitized by Google

tylen und Anapästen weiß. Die Schweizer haben niemals Gutt, Mutt, Prister geschrieben. Sie sprechen u und i nur viel zu lang und fast wie in der alten deutschen Mundart Guet, Muet aus. Herr Gottsched, da er für ganz Deutschland schreiben wollen, hätte seine besondern Angelegenheiten vergessen und der Gesetzgeber des Dichters und Parodirers Kriege nicht fortführen sollen. So weit unser Freund."

Gottsched unterließ nicht, in der noch in demselbem Jahre erscheinenden zweiten Auflage diese Bemerkungen zu bestreiten, ja ihnen gegenüber den Großmüthigen zu spielen, indem er sich erbietet, was man sonst etwa noch einzuwenden hätte, in seinen „Büchersaal" aufzunehmen — worauf denn Haller in einer kurzen Anzeige dieser zweiten Auflage (den 17. Novbr. 1749) ebenfalls auf seinem Sinn beharrt. Hier bleibt der „Freund" weg.

Ein anderer Mann, welcher hier als Vorkämpfer der Schweizer und Gegner Gottscheds in Betracht kommt, ist Chr. L. Liscow. Gervinus hat ihn hervorgezogen und ungemein in den Vordergrund gestellt, was denn Helbig und Lisch zu Monographieen veranlaßt hat, die als solche — denn an dergleichen ist in diesem Gebiete noch ein großer Mangel — und um der Aufdeckung neuer Quellen willen anerkennenswerth ist. Aber Gervinus will in dem Manne einen Vorläufer Lessings sehen. Lieber Gott; wenn Lessing nichts gewesen wäre, als ein Nachfolger Liscows! Und wie kann man den als den Vorgänger eines Schriftstellers betrachten, welchen dieser in allen seinen Werken auch nicht mit Einer Sylbe erwähnt und also, wenn auch gekannt, doch jedenfalls wenig geachtet hat? Wenn aber vollends Lisch seine Schrift mit den Worten beginnt: „Liscow gehört ohne Zweifel zu den größeren Geistern des deutschen Volkes. Nicht allein, daß er unter den Satirikern noch immer in der ersten Reihe steht, der Reichthum seines Geistes, seine Klarheit und Gewandheit sind so ausgezeichnet, daß er bis auf die neuern Zeiten wohl von niemand übertroffen ist, lebhaft erinnert er in der objectiven Vollendung der Ausdrucksweise an Göthe," — so sollte man wahrlich eher ein Gerücht zu hören glauben, das im Fortgange wie ein Schneeball anwächst, als ein litterarhistorisches Urtheil. Ich weiß nicht, ob es andern auch so gegangen ist — aber ich habe mich, als ich mich in den Besitz der Schriften gesetzt hatte, denn ich hatte nichts eiliger zu thun, gar sehr getäuscht gefunden. Zuvörderst sind es doch gar zu elende Kerle, mit denen er sich zu thun macht — von dem Magister Sievers nicht zu reden, der da er predigen soll vor Angst auf die Kanzel pißt — die Fehde mit ihm hat doch etwas gar zu kleinstädtisches — so ist der Prof. Philippi, den Liscow so unerbittlich verfolgt, eine Zeitlang zwar Professor in Halle, übrigens aber — der Gottsched'sche Briefwechsel gäbe Stoff zu einer ganzen Lebensbeschreibung — ein anerkannt schlechtes Subject gewesen, an dessen Erbärmlichkeit Niemand zweifelte, und das überall ausgewiesen wurde; wie es denn in Leipzig namentlich Kopfbrechen verursachte, wie man ihn loswerden solle, da er sich hier gerade ganz unerwünscht vernünftig aufführte. Und nun die Schrift über die Vortrefflichkeit und Nutzbarkeit der elenden Scribenten selbst! Der Styl ist zwar ein wenig gedrängter als der Gottschedsche aber dafür auch desto einförmiger — und die ästhetische Form? Es begegnet Liscow das schlimmste, was einem Ironiker begegnen kann — er wird dann und wann ernsthaft, er hat die freie Idealität der Heiterkeit nicht — und was den Witz anbetrifft, so ist doch wahrlich der

Digitized by Google

Einfall, den Gervinus anführt, die schlechten Scribenten glichen den Eseln, die zwar sehr ungeschickt zu Musik seien, aus deren Knochen man aber die besten Flöten mache, der einzige gute. Man wird mir vielleicht vorwerfen, ich messe die Schrift am Maaßstab unserer Tage, die Komik jener Zeit sei überhaupt ein wenig grob gesponnen und man müsse sich erst in sie hineindenken. Ich weiß nicht; wenn Joh. Aug. Ernesti nach der Erzählung Schwabes an Gottsched in einem Briefe, den er während der Reise des letztern von Leipzig aus schreibt, da er ein Mädchen heirathen wollte, dem man nachsagte, sie sei eine Wolffianerin, auf die Frage, ob er auch dem zureichenden Grunde gehörig Widerstand zu leisten wissen werde, die Antwort giebt: er hoffe ihm mit einer zureichenden Stange zu begegnen — so muß ich zu meiner Schande gestehen, daß ich über diesen Witz, so ungeheuer drastisch er auch ist, eben so herzlich lachen kann, wie die alten Herren beim Rectorschmaus oder beim Ausgange einer Sitzung des Collegii beatae Mariae Virginis nur immer gethan haben mögen — aber dergleichen drastisch wirkendes findet sich bei Liscow eben nicht. Indessen glaube ich angeben zu können, woher diese Vorliebe für Liscow bei Gervinus zu erklären ist. Freilich muß ich dabei einen kleinen Verrath begehen. Gervinus verdankt den ungemeinen Beifall, den er gefunden, dem Umstande, daß er für die neuere Litteraturgeschichte eigentlich nur den Stoff unter die Gesichtspuncte redigirt, welche uns schon bekannt waren. Für die neusten Perioden, auf die er sich überhaupt einläßt, sind ihm die Aeußerungen Schillers in der Abhandlung über naiv und sentimentale Dichtung, Schillers und Göthes im Briefwechsel, ferner die Ansichten Wilh. v. Humboldts der Maaßstab, vor Allem aber bildet das, was Göthe in seiner Selbstbiographie über die Entwickelung der Litteratur sagt, die Grundlage seiner Darstellung. Insofern Gervinus der Ansicht ist, daß mit Schiller und Göthe die deutsche Litteratur abgeschlossen, mithin ein neuer Standpunct in litterarischen Dingen nach ihnen nicht möglich sei, verfährt er darin ganz consequent. Aber er betrachtet auch in früheren Perioden die Schriftsteller mit den Augen ihrer eigenen Zeitgenossen — und das ist ein unhistorisches Versehen, denn gerade die Ansichten, von denen diese ausgingen, sind ja selbst der Gegenstand der historischen Entwickelung. So ist für die Auffassung des vor Lessing zunächst vorhergehenden, das was dieser gesagt, das Maaßgebende; es wird häufig ausdrücklich auf ihn zurückgegangen und überall liegt er zu Grunde. Nun möchte man zwar vielleicht Lessing auch noch zur gegenwärtigen Litteraturstufe rechnen. Allein die Sache geht noch weiter. Für den Schluß des 17. und den Anfang des 18. Jahrhunderts müssen dann wieder die Geschichte der Kritik in den Streitschriften der Zürcher und der Schwanengesang Bodmers, der eine Art Charakteristik der Litteratur enthält, die Gesichtspuncte hergeben. Ich brauche dieß nicht weiter zu beweisen, da ich oben einen Auszug der Geschichte der Kritik vorgelegt habe; auf das genannte Gedicht weist Gervinus selbst mehrfältig hin. Und Bodmer — das war das Ziel des langen Umweges, stellt Liscow in beiden genannten Schriften sehr hoch; in der zuletztgenannten zieht er ihn als Satiriker dem Rabener vor, worin er Recht hat, was aber blutwenig sagen will; und drittens sagt er gar in der Vorrede zu Breitingers Poetik von ihm, er habe in dem philosophischen Werkchen: Untersuchung der Frage, ob die bekannte Satire Brionies der Jüngere eine strafbare Schrift sei, das allgemeine

Digitized by Google

Recht der Menschen zu critisiren so vollkommen bewiesen, daß die Deutschen ohne Zweifel zu diesem — dem Schweizerischen Geschmacke — nunmehr genugsam vorbereitet seien. Den allgemeinen Menschenrechten aber widerstehe ein Geschichtschreiber einer Litteratur des 18. Jahrhunderts, welcher ein Schüler Schlossers ist, der mit oder nach Villemain von diesem Jahrhundert sagt, es sei mit dem Tage angebrochen, da man die erste Protestation ausgesprochen habe.

Liscow stellt sich von vorn herein so wenig als eine epochemachende Erscheinung dar, daß er anfangs eben so wie alle andern mit Gottsched, den er nach Lisch (S. 27) im Jahre 1729 in Lübeck persönlich kennen gelernt hatte, auf gutem Fuße steht und seine Autorität anerkennt. Der Satiriker Chr. L. Liscow hatte einen Bruder J. F. Liscow, der eine Zeitlang den Hamburger Correspondenten redigirte und wie aus Eschenburg's Ausgabe der Schriften Hagedorn's hervorgeht, zu den vertrauten Freunden des letzteren gehörte. Man sehe darüber, so wie über die merkwürdigen Schicksale dieses Bruders Lisch S. 15 ff. Dieser schreibt unter andern an Gottsched.

J. F. Liscow an Gottsched.

Hamburg, den 29. Januar 1734.

Ew. Hochedlen Geehrtes vom 15. dieses habe durch Hr. Richters Einschluß wohlerhalten. Es ist mir gar empfindlich gewesen, daraus zu ersehen, daß ich etwas unwahres von der Mad. v. Ziegler der Welt bekannt gemacht. Weil ich aber durch fremde Schuld gesündigt und nicht davor kan, daß demjenigen, der mir die Nachricht gegeben, die Beschaffenheit der Sache nicht beßer beckand gewesen; so hoffe ich auch Ew. Hochedlen werden aus diesem Grunde diesen Fehler, welchen ich sofort nach erhaltener Erinnerung gebeßert, bey Ihro Hochwohlgebohren der Fr. von Ziegler zu entschuldigen, und Derselben unter Versicherung aller Ehrerbietung zu vermelden, die Güte haben, daß so wenig ich die Unart ihrer Feinde jemahlen gebilliget, so wenig ich selbst auch das geringste zu thun die Absicht gehabt, welches derselben mißfallen, oder sie gar beleidigen könte.

Der Brief von Ew. Hochedl. in Hr. Kistners Couvert an meinen Bruder ist richtig eingelauffen, und ich habe nicht gewußt, daß er Ew. Hochedl. die Antwort noch darauf schuldig, ehe ich nach Erhaltung des Letzteren solches erfahren. Er wird selbst sein überlanges Stillschweigen entschuldigen, woran wohl nichts schuld, als daß er sich im Mecklenburgischen lange aufgehalten. Was mich betrifft, so habe für die letztens mir gütigst geschenkte Schrifften Ew. Hochedl. so gleich meine Erkenntlichkeit bezeuget, in meinem Briefe den ich an einen Studiosen, Nahmens Block, addressiret. Ich empfehle mich schließlich Ew. Hochedlen beständigem hohen Wohlwohlen und beharre ꝛc.

Am 10. April desselben Jahres finden wir sogar folgenden Passus: „Dafern sonst Ew. Hochedlen ein gewisser Aufsatz, den man mir zugesandt, um selbigen einen Platz in den neufränkischen Zeitungen zu erbitten, sollte eingereicht worden sein, so will gehorsamst ersucht haben, denselben nach aller nöthigen und beliebigen Aenderung, wenn es seyn kann, einrücken zu lassen. Er hat den Zufall, da M. Sievers in Lübeck unter der Predigt die Cantzel in der Sct. Jacobskirche daselbst mit einer natürlichen Flüßigkeit zu beflecken das Unglück gehabt zum Grunde. Man hat sich darüber in Lübeck lustig genug macht" u. s. w. Schon früher hatte man vermuthet (S. Lisch S. 53)

Digitized by Google

ein Aufsatz unter dem Titel: Auszug eines Schreibens von der Glückseligkeit der Wortforscher, der im 4. Stücke der kritischen Beiträge steht, rühre von Ch. L. Liscow her.

Den nachfolgenden Brief glaube ich, obgleich allerdings in der Unterschrift keine Vornamen genannt sind, dem Satiriker Liscow beilegen zu dürfen, die Handschrift und die Rechtschreibung weichen von denen des J. F. Liscow wesentlich ab, und die Fassung des Briefes scheint darauf hinzuweisen, daß er nicht Einer in einer längern Reihe, sondern ein erster Brief des Absenders an Gottsched sei. Wir dürften hier die Antwort vor uns haben, von welcher J. F. Liscow schon so lange vorher spricht.

Chr. L. Liscow an Gottsched.

Hamburg, den 28. Januar 1735.

Ich habe Ursache, Ew. Hochedl. tausendmahl um Vergebung zu bitten, daß ich Dero geehrtes Schreiben so lange unbeantwortet gelaßen. Ich habe dadurch eine Unhöflichkeit begangen, die Ew. Hochedl. Recht giebt, sich von mir den schlechtesten Begrif von der Welt zu machen, und die ich mit nichts entschuldigen kann.

Nach einem so aufrichtigen Bekänntniß hoffe ich, Ew. Hochedl. werden die Güte haben, mir meinen Fehler zu verzeihen. Ich verspreche mir dieses um so viel gewißer, je deutlicher die Proben sind, die Ew. Hochedl. in Dero geehrten Schreiben mir von Dero ganz besondrer Gewogenheit zu geben beliebet. Ew. Hochedl. können glauben, daß ich Ihnen davor sehr verbunden bin, und den Beyfall eines so vortreflichen Mannes vor eine Ehre schätze, die ich nicht verdiene. Urtheilen Ew. Hochedl. daraus wie sehr ich durch das gar zu große Lob, so Dieselben mir und meinen Schriften beygeleget, beschämet worden. Zwar kan ich nicht leugnen, es thut mir und meines gleichen ungemein sanfte, von Männern ihrer Art gelobet zu werden: Aber ich weiß auch, daß es uns nicht gesund ist. Wir laufen Gefahr, dadurch stolz zu werden, und Ew. Hochedl. thun also ein Werk der Liebe, wenn Sie inskünftige mäßiger von mir halten, und aus denen Kleinigkeiten, die ich um meiner Sünde willen, herausgegeben, nicht mehr Werths machen, als sie verdienen.

Der Antrag, einen deutschen Spectator abzugeben, welchen Ew. Hochedl. mir zu thun beliebet, halte ich vor eine Versuchung, der ich mit allen Kräften wiederstehen würde, wenn mich gleich meine Umstände nicht verhinderten, demselben Gehör zu geben. Ist es möglich daß Ew. Hochedl. glauben können, ich sey fähig etwas zu Verbeßerung des Geschmackes beyzutragen, da Ew. Hochedl. durch ihre Lehren und durch ihr Exempel nicht verhindern können, daß ein Professor der Wohlredenheit wieder den Cicero schreibt?

Indessen bin ich Ew. Hochedl. vor die gute Meinung, so Dieselben von meiner Fähigkeit haben, sehr verbunden. Ew. Hochedl. werden mich aber Ihnen noch höher verpflichten, wenn Sie mir die Ehre thun, zu glauben, daß ich Dero Verdienste aufrichtig verehre, Dero Freundschaft und Gewogenheit besonders hoch schätze, und nichts mehr wünsche, als Gelegenheit zu haben, Ew. Hochedl. in der That zu zeigen, mit wie vieler Hochachtung und Ergebenheit ich sey ꝛc.

Es ist übrigens bemerkenswerth, daß ehe noch Liscow sich auf die be-

kannte Weise von Gottsched lossagte, dieser gegen jenen verstimmt wurde, weil es den Anschein hatte, als schlüge er sich auf die Seite der Gegner der Wolff'schen Philosophie. Gottsched schreibt am 19. October 1739 an Manteuffel: „Der bekannte Liskov, der den Dr. Philippi so gestriegelt hat" — welcher nämlich ein Gegner der Wolffischen Philosophie war, was bei seiner Verrufserklärung doch auch in Betracht zu ziehen sein dürfte — „hat eine vollständige Sammlung aller seiner Schriften herausgegeben und eine leichtfertige Vorrede von 5 Bogen dazu gemacht. Vor dem letzten Tractate, von Prof. Manzels Rechte der Natur, hat er eine lange Widerlegung des Hr. Pr. Reinbeck, was den Stand der Unschuld betrifft, gemacht, ob man nämlich aus der Vernunft etwas davon erkennen könne? Mich dünkt so hat noch kein Gegner wider diesen wackeren Mann geschrieben, und die Welt wird sehr begierig seyn, zu wissen, was man darauf sagen kann? Vielleicht kann er in der Vorrede des neuen Theiles abgefertigt werden." Manteuffel erwiedert, darauf zu antworten, würde sich für Reinbeck nicht schicken — ob nicht X. Y. Z. der Jüngere — S. oben — seinen älterem Bruder etwas auf die Finger klopfen könne?

Merkwürdig ist, daß die Schweizer schon 1743 versucht haben, sich mit den Berlinern in Verbindung zu setzen, als käme es darauf an den Leipziger Feind geographisch in die Mitte zu nehmen. Straube schreibt an Gottsched am 6. Juli dieses Jahres: „Ich habe einen Brief der Herren Bodmer und Breitinger an den Herrn Conrector Pyra gesehen, welchen er in die Zeitungen rücken lassen wollte; so ich aber durch meine Vorstellungen hintertrieben. Diese Herren können Ew. Magnificenz niemals in guten gedenken. Sie suchen ihn zu einer Vertheidigung und Fortsetzung der von ihm unternommenen Aeneis zu bereden; Sie bewundern den in Berlin herrschenden guten Geschmack, den sie aus der Tänzerin, dem Vorspiele, dem sterbenden Sokrates und dem Cäsar kennen gelernt; Sie verlangen die Verfasser davon besonders zu kennen und sich mit ihnen einzulassen: Sie fragen um eine Meynung von den deutschen theatralischen Originalstücken, die sie noch nicht gesehen hätten, und geben endlich den Herrn Liscov für den Verfasser des Vorspiels aus. Der Brief würde gewiß Aufsehen gemacht haben, und ich schätze es für eine glückliche Begebenheit, daß er mir zu Gesicht gekommen." — Bald darauf ist Sulzer als ein förmlicher Emissär der Schweiz aufgetreten; „er ward", sagt Hirzel in Sulzers Leben (I. 79.) „der Unterhändler zwischen den Verbesserern des Geschmackes seines Vaterlandes, das er verlassen, und des neuen Vaterlandes, das ihm die Vorsehung bestimmt hatte."

Haben wir auf solche Weise über die Freunde Bodmers und Breitingers, die es von Haus aus oder durch späteren Hinzutritt waren, einige Aufschlüsse gewonnen, so sind wir auch im Stande auf die Gegner derselben ein unerwartetes Streiflicht fallen zu lassen.

Es ist bekannt, daß nicht alle Schriftsteller in der Schweiz Gottscheden feindlich gegenübertraten; die deutschen Gesellschaften in Basel und Bern namentlich blieben ihm treu. Nimmt er doch selbst von diesem Umstande eine Waffe gegen die Zürcher her; es heißt irgendwo in einer seiner Zeitschriften, die Schweizer überhaupt verdienten noch immer das Lob, daß er ihnen früher gespendet; man müsse einige Auswürflinge in Zürch nicht mit dem ganzen Volksstamme verwechseln. Wie hätte auch in dem ganzen Lande auf einmal

Digitized by Google

eine Feindschaft gegen Gottsched entstehen sollen, da die Angelegenheit, um die es sich handelte, auf rein litterarischem Gebiete lag, und das Land und Volk als solches nicht anging. Man findet auch wirklich bei den Schweizern kaum einmal gelegentlich ein ärgerliches Wort darüber, daß Gottsched sie nicht nur als Provinciale im Gegensatze zu seinen Meißnern betrachtete, sondern den Umstand, daß sie nicht zum deutschen Reiche gehörten, sogar dazu benutzte, sie als Nichtdeutsche zu betrachten; ihr Bestreben war nicht sowohl auf deutsche Litteratur als solche, als auf die Aufstellung eines probehaltigen Principes der Litteratur überhaupt gerichtet, wie denn Bodmer nahe daran gewesen sein soll, in italienischer statt in deutscher Sprache aufzutreten. Bei der Opposition gegen Gottsched kommt also ein nationales Element nicht in Betracht. Hier aber lernen wir, daß ein solches bei dem Festhalten einiger Städte an ihm allerdings in Betracht kömmt; wenigstens wenn die Berner den Zürchern gegenübertreten, so geschieht dieß nicht in einem litterarischen Interesse, sondern es mischt sich hier der Municipalpatriotismus und die Municipaleifersucht ein, welche die Schweizer Städte mit dem italienischen gemein haben. Es kitzelt die Berner, daß die Zürcher, wie es scheint, werden gedemüthigt werden, und sie ergreifen die Gelegenheit, durch Anschluß an Gottsched in litterarischen Dingen, wo es ihnen jene zu ihrem Aerger bisher zuvorthaten, auch einmal etwas zu gelten.

Altmann an Gottsched.

Bern, d. 31. Merz 1741.

Ich hatte vor etwas Zeits in Geselschafft etwelcher Freünden zu unser erlustigung ein wochenblatt zu schreiben angefangen, so unter dem nahmen deß Brachmans zum vorschein kommen, mit welchem wir aber auß allerhand ursachen nur ein Jahr außgehalten. Ich nahme bey dem beschluß deßelben den vorsatz solches Euch Hoch Edelgebohrner Herr zu widmen, deßwegen ich nur ein exemplar durch die hand deß verlegers die ehre habe zu übersenden, mit gehorsamer bitte es wolle M-Hochedelgeb. Herr diese von mir genommene freyheit zu gut halten, und mir auch gleiche gnade von Ihrer Frau Eheliebste die wir Ihnen in dieser Zuschrifft beygefüget, für mich außzubitten auff sich nemmen, Ich lebe samt meinen Herren Freünden der gewißen Hoffnung, es werde Mhochgeehrtster Herr und Frau versichert seyn, daß alles so man in der Zuschrifft gesagt, auß einer recht helvetischen auffrichtigkeit hergefloßen seye. Ist das Schlecht und gering so verhoffen wir dennoch von Ihrer Leutseligkeit, Sie werden ein geringes opffer nicht verachten, weilen wir solches als eine Frucht der vollkommesten Hochachtung Ihrer verdiensten in unsrem so weit von Ihnen entfernten Schweitzerland übergaben. Ihre Schrifften sind bey uns so bekant als beliebt, und Hr. Spürri (?) wird Ihnen bedeuten, mit welcher Lust ihre Bücher ohne außnahm bey uns gekaufft und gelesen werden. Ich habe eben diesem auch befohlen Ihnen ein exemplar von meinen predigten zu überreichen, welche ich bitte nicht als ein Kunstrichter, sondern als ein gelehrter, der mit den Schwachheiten gedult zu tragen weiß, Und der sich an dem guten Willen begnüget, einzusehen. Wir werden uns alhier immer erfreuen Ihr beharliches wohlseyn zu vernemmen. Ich habe die ehre mich lebenslang mit aller schuldigsten ergebenheit zu heißen ꝛc.

Digitized by Google

Altmann an Frau Gottsched.

Bern, den 1. Novbr. 1741.

Unter der großen anzahl Briefen, die ich mein lebtag von verschiedenen personen ihres liebens-würdigen geschlechts empfangen, habe ich noch keinen mit so vieler Freud und wahrhaffter vergnügung erbrochen, wie den so sie mir die gnade gethan und an mich abgehen laßen, eine ehre die ich nicht verdienet, und welche ich auch deßwegen nicht erwarten solte. Ich stelle mir annoch die vergnügung gantz lebhaft vor, in deren ich mich befunden, da ich verschiedene Schreiben von Frauenzimmer erhalten, mit welchem ich nach meiner damahligen leidenschafft hertz und leben theilen wolte, aber bey diesem allem empffande ich etwas, so mich gleichwohl in etwelche Unruh setzte, und ich zweiflete offt, ob es wohl möglich were in der Welt von einem liebenswürdigem Frauenzimmer einen Brief zu empfangen, ohne daß man dabey in etwelche unruh gesetzet würde. In diesem Zweiffel befand ich mich biß auf die Stunde, da ich die ehre hatte ein schreiben von ihrer hand zu eröffnen. Ich werde auß demselben in dem Begriff, welchen ich mir von Frau Gottsched gemacht, vollkommen befestiget, und ich werde denselben auch als etwas Kostbahres aufheben. Die exempel sind sehr rar, daß man ein schreiben von einem so liebenswürdigem Frauenzimmer aufweisen kann, von der man zugleich so viele Treffliche und geistreiche geteutschte Schrifften in Seiner Bibliothec zustehen hatt. Ich bin von natur nicht unempfindl. und bitte einem wittwer zu erlauben, daß ich das vergnügen habe Ihr Bildniß, wie solches Hr. Haid gestochen, also in meinem Zimmer aufzusetzen, daß es allen denen die mich besuchen in die augen falle, darbey mir alle Zeit der angenehme anlaß gegeben wird Ihre verdienste zu preisen. Ich bitte mir es zu gut zu halten wenn ich frey rede, die entlegenheit, welche mich nicht hoffen läßt, Sie jemahls persöhnlich zu sehen, wird etwelcher maßen mich entschuldigen können.

Ich soll mich aber auch höchstens bedanken für die gnade, mit deren Sie unsere zuschrifft des Brachmans aufgenommen, wir waren aber gleichsam schon vorher versichert, Sie würden unsere helvetische Redlichkeit zu gut halten, und ein opffer unsrer wahren hochachtung mit gütigem gemühte ansehen; ich bitte nun auch diß geringe päklein von Blum und Kreuter Thée, so auf den gipfel der Alpen gesamlet werden, gütigst zu empfangen, ich hoffe der Gebrauch desselben, werde in etwas die geringheit deß so schlechten geschenkes ersetzen, ich durffte diesen Freund nicht mit mehreren beschweren, ich werde mir aber laßen angelegen seyn durch Hr. Heydegger auf künfftige ostermeß etwas besseres überreichen zu laßen. Ich habe die ehre mit vieler Hochachtung lebenslang zu verharen ꝛc.

Altmann an Gottsched.

Bern, den 1. Novbr. 1741.

Gottsch. Br. XXII.

Wir haben hier mit freuden und vergnügen gesehen, daß Bodmer und Breitinger hin und her in Deutschland nach verdienen hergenommen werden. Der hochmuth und die einbildung dieser Leute ist unerträglich. Es ist sich aber nicht zu verwundern, die Herren von Zürich haben große einbildung, weilen sie in dem ersten Canton der Schweitz gebohren sind. Es ist unglaublich wie groß die einbildung der Herren von Zürich wegen diesem Vorsitz

Digitized by Google

ist; der doch nichts zu bedeuten hatt. Ich versichere sie aber, daß Zürich von allen vernünftigen Schweitzern als das Helvetische Sibirien, in welchem große Wörter- und Sprachmänner entstanden, da aber Witz und Verstand wenig platz finden, angesehen wird. Die Sitten, die Sprache, die lebensart, die Kleidung der Züricher ist von der unsern so unterscheiden, daß man glauben solte, die weren mehr denn hundert meile von uns entfernet. Das ist gewiß, daß Sie arbeitsame Leute, aber in Geist und vernünftigen Sitten, werden sie noch lange Zeit grobe Schweitzer bleiben. Ich habe Ihnen im nahmen meiner Freunden, welche samtliche Glieder der hiesigen deutschen Gesellschafft sind viele Gehorsamme empfehlungen abzulegen, Hr. Lienhart wird Ihnen selbige bekand machen, ich aber habe die ehre mich gehorsamst in Ihre fernere wohlgewogenheit gehorsamst anzubefehlen, als der ich lebenslang verharre ꝛc.

Hürner an Gottsched.

Bern, den 17. April 1742.

Eure Hochedle haben der deutschen Gesellschaft durch meine Hand das angenehmste Geschenke übersendet, das sie nur je hätte wünschen können. Die verbindlichen Ausdrücke, womit Ew. Hochedle die Zuschrift angefüllet, gaben ihr die Versicherung, daß diejenige Person, die sie biß dahin so hoch geschätzt, auch ihr Freund wäre. Und ich, der ich die Ehre habe Ew. Hochedle zu kennen, konnte ihr sagen, daß sie gegen diejenigen, denen Sie so höflich zuschrieben, nicht übel gesinnet seyen. Sie hat mir befohlen Ew. Hochedl. zu bezeugen, daß Sie dieses Pfand ihrer hochschätzbaren Freundschaft, und dero hochzuehrende Person in beständiger Hochachtung halten, und suchen werden daß Sie Dero Ehrbezeugung nicht ohne thätliche Proben, wie empfindlich sie darüber ist, lassen werden.

Unsere Gesellschaft erhält sich mehr durch ihre Einigkeit als durch ihre Arbeit. Die meisten stehen in Bedienungen und die Zeit die ihnen ihre Geschäfte übrig lassen, wird fast durch unsere unaufhörlichen Besuche, die die hiesige Lebensart erfordert, verzehret. Ich kann Ew. Hochedl. nicht versichern, daß unsere Gesellschaft so geschwinde etwas herausgebe. Es sind abgebrochene Stücke vorhanden. Wir gaben etwas der Meynung der hiesigen Welt nach; diese meynet, es solle etwas außerordentliches heraußkommen: und das können wir nicht geben. Ich sage Ew. Hochedl. noch insbesonders Dank, daß Sie uns zur Liebe der deutschen Sprache angemahnt haben. Die Urtheile anderer haben einige fast müde gemacht: Doch ist die Gesellschaft endlich durch das Ansehen der meisten ihrer Glieder über die Critik hinaufgesetzet worden. Damit aber hätten wir wenig gewonnen. Eine Gesellschaft von zwantzig die die deutsche Sprache lieben, sind noch keine Meister: Und wenn sie es wären; was für einen langsamen Einfluß hätte dieß in die Kirchen und in das gemeine Wesen? Die jungen Leute müssen eine Liebe zu ihrer Muttersprache, und eine Fertigkeit darinnen erlangen: dieß aber muß durch Unterweisung geschehen; die wir aber weder ihnen geben wollen, und die sie von uns nicht verlangen. Ew. Hochedl. haben uns dazu ein fürtreffliches Mittel an dem Herrn Magister Steinauer angeboten. Ich zweifle nicht, daß er ein artiger Mensch sey. So bald er kömmt, und es meinem Sinne nachgeht, so soll er Collegia privatissima in der deutschen Sprache geben. Es werden sich schon Leute finden. Es wäre

Digitized by Google

schade, wenn er in einem Hauße Bedienung erhielte: So wäre er für die übrigen verloren. Weisen ihn nur Ew. Hochedl. nach Bern. Er soll aufs wenigste sehen, daß er von ihnen recommandirt ist. Ich sehe wohl daß die Herren von Zürich mit ihrem streiten nichts gewinnen werden. Nimmt man ihnen in diesen Streit ihre Ehre und ihr Einkommen nicht: So kostet es den guten Nahmen ihrer gantzen Provintz. Ich habe es versucht, wie eine Critik über ihre Schriften heraufkäme; und gefunden, daß man ihre besten Stücke eben so lächerlich machen, eben so scharf nach erdichteten Regeln richten könnte, als sie gewisse deutsche Stücke richten. Ich will weder den einen noch den andren von ihrem Werthe etwas nehmen: Aber wenn man erbittert ist, so kann man alles tadeln, und blosse Scheingründe für lauter Regeln angeben. Ich glaube es wohl Ew. Hochedlen würde es nicht schwer fallen, sie zu wiederlegen. Allein es wird nichts schaden, wenn es schon nicht geschieht. Die Welt wird, so lange Sie leben, von ihren Schriften haben, und allezeit etwas neues bekommen. Mir gilt es fast gleich, was von ihnen heraufkömmt; kömts nur von ihnen. Ew. Hochedl. haben nicht einzelne Menschen sondern gantze Gesellschaften aufgemuntert, und ein Denkmal der Reinigkeit und des guten Geschmackes unter den Deutschen aufgerichtet, das man jetzt darum nicht erkennt, weil es neu ist. Ich verbleibe mit aller Hochachtung und einer beständigen Ergebenheit ꝛc.

Altmann an Gottsched.

Bern, den 24. Febr. 1744.

Ich hätte es gewißlich mit Beantwortung ihres Geehrtesten nicht so lange anstehen laßen, wenn ich nicht seit der Zeit alle Tage deß Hr. magister Steinauer were gewertig gewesen, allein denselben haben wir niemahl gesehen, wenn er dieser enden gekommen, so würde ihm in wohnung und guten aufenthalt nichts abgegangen seyn.

Ich muß alsobald auf die Züricher kommen, welche, wie sie gar wohl wissen noch allezeit rasen; Sie haben alles angewendet uns auf ihre parthey zu ziehen, welches aber in ewigkeit nicht geschehen wird. Nur hatt uns verdroßen, daß diese leute auf ihre Schrifften, die zum nachtheil ehrlicher leute geschrieben, Bern setzen; da doch solche allezeit in Zürich getrucket sind. Mit diesem wolten sie gern die leute glaubend machen, Sie stehen in guter Freundschaft mit uns, und man denke in Bern wie in Zürich. Zu erst als sie daß vorspihl aufgegeben, setzen sie Bern darauff, nun da sie solches mit andern Stücken und mit anmerkungen wieder aufgelegt, thun sie ein gleiches. Sie verdienen über diese lüge gezüchtiget zu werden. Bodmer und Breitinger schreiben nun eine art von gelehrten Zeitungen, unter den titel freymüthige gedanken, der Zweck ist nur Ew. HochEdel durchzuziehen, und jedermann anzutasten. Sie machen ein großes darauß, daß der Bodmer ein mitglied der deutschen Geselschafft in Leipzig seye, von uns aber in Bern niemand; were es dann nicht möglich daß ex. gr. Herr Hürner oder ich in diese Geselschafft könten aufgenommen werden. So dieses geschehe, würde uns nicht nur eine große ehre wiederfahren, sondern auch diesen leuten alle gelegenheit abgeschnitten werden über uns zu spotten. Die Herren von Basel sind auch unserm exempel nachgegangen, und haben gleichfalls eine deutsche Geselschafft aufgerichtet, und

Digitized by Google

es scheint man werde eine allgemeine Helvetische deutsche Gesellschafft aufrichten, weil sich der gute geschmak nach und nach aller orthen ausbreitet, allein die von Zürich werden keinen theil daran haben. Herr Hürner vermeldet seinen respect und ich bitte die Frau Gottsched meines gehorsams zu versichern. Ich verbleibe mit aller Hochachtung ꝛc.

Als die erste Hitze des Kampfes vorbei war, ließ auch Gottsched diese ungeschlachten Bundesgenossen wieder fallen, hatten sie ihm doch nur durch ihren Namen einen zweideutigen Nutzen gewährt. Hürner schreibt den 2. Nov. 1747 — nachdem die Correspondenz einige Jahre geruht: Er sei seit 2 Jahren Prediger an der Hauptkirche: „Wir genießen in unser Stadt diese Annehmlichkeit, daß die Welt eine treue Arbeit nicht so sehr nach ihrem Werth, als nach den gutten Absichten mißt und die Schwachheiten derer zu vertragen weiß, die nach ihren Kräften arbeiten" und von Altmann meldet er, er schreibe d. h. schriftstellere seit geraumer Zeit nicht mehr.

Einen Beleg, mit welcher Leidenschaftlichkeit von beiden Seiten der Streit ein Jahrzehend hindurch geführt worden, mag noch folgendes Schreiben vom 28. Dec. 1750 mit der Unterschrift Sanonomotuski und dem Postzeichen Schafhausen geben.

den 28. Decbr. 1750.

Der freudige Zuruff an das Schweitzerland ist endlich in Zürich angelanget und hat die Vermuthete Würkung gehabt. Breitinger ist seinen Mitbürgern zum gespött worden. Vile, die zuvor über seine grobheit gegen gelehrte und verdiente leuthe erbittert gewesen, sind nun gäntzlich wieder ihn mitgebracht und sagen, er seye mit gleicher müntz bezahlt worden. Andere, die ihn für etwas grosses und für einen Mann gehalten, der seiner Vaterstadt ehre gebracht, sagen itzt, sie hätten nicht gemeinet daß Breitinger ein solcher Pedant und Plagiarius wäre. Inzwischen ist er sehr ergrimmt. Der grosse Philosoph hat keinen Trost von seiner Philosophie. Er schnaubet nach Rach. Morgenz um 8 uhr wurde der Zuruff ausgepacket. bis zu mittag gab der Buchhändler ein Dutzent hinweg. Um 1 Uhr kam befehl an ihn von dem censuramt, daß er kein Exemplar mehr verkauffen sollte, sintemahl der Hr. Breitinger, der selber censor ist, diese schrift vor eine Pasquill wollte gehalten haben. gleich darnach wurde der Buchhändler vorgefordert und ihm bey seinem Eid aufgelegt, diejenigen anzuzeigen, an welche die Exemplare Vormittags verkaufft worden, und die übrigen auszuhändigen. obwohl derselbe am gleichen tage noch wol hätte verkaufen können, war er doch gehorsam in allem. Dessen ungeachtet hat ihn die censur noch scharff geängstiget und ängstiget ihn itzt noch, denn er soll die verkauffte alle wieder zu henden bringen und übergeben. Einige leuthe haben ihm gewillfahret, andere nicht. Es ist auch alles umsonst, denn es sind viele Exemplare ohne des Buchhändlers verschuld debitirt worden und ist fast kein Bürger, der diese Schrift nicht gelesen hette. was sie in andern Städten des Schweitzerlandes ausrichten werde, stehet noch zu vernehmen. Breitinger hat anfänglich gemeint, Herr Schwartz sey der Verfasser. Nun hat er seinen Sinn geändert, und meynt den Sanonomotuski errathen zu haben. Es kan auch ihn, aber er kan es nicht erweisen. wenn er es erweißen könnte, so würde es ihm an grausamer Rach nicht manglen, weil er bey der Inquisition alles

vermag. Ich zweifle nicht, er werde alles anwenden, durch seine Freunde in Leipzig, damit er hinlängliche beweistümer zu henden bringe, denn der Buchhändler hat sagen müssen, wer ihm die Exemplare zugeschickt. Ich bitte demnach Ew. Hochedelg. das nothwendige vorzukehren, damit er auf keinen grund komme, besonders sehen Sie doch zu, daß Sie die Handschrift in ihrer eigenen Verwahrung behalten. Ich werde indessen nächstens etwas überschicken, das dem Breitingerschen credit gar den Boden ausstossen wird, denn es wird seine Einsicht in die Theologie, Philosophie und Historie gar blos stellen. Ich vertraue indessen zu Ew. Hochedelgeb. großmüthigkeit, daß Sie vor meine Sicherheit wachen werden und gebe mir die Ehre dieselbigen zu versichern, daß ich immerhin seyn werde ꝛc.

Es ist unglaublich, wie Gottsched alles zusammenraffte, wie er jede Verbindung benutzte, die ihm Waffen gegen die Schweizer in die Hand geben konnte. Man wird sich aus Bodmers Vertheidigung des Milton eines französischen Advocaten Constantin Magny erinnern, welcher denselben gemeinschaftlich mit Voltaire angegriffen hatte. Dieser Mann ist später ich weis nicht durch was für Fügungen Privatbibliothekar des Königs von Polen geworden, wo er sich denn Chevalier Constantin Seigneur de Magny nennt und correspondirt von Dresden aus mehrere Jahre lang mit Gottsched, dem er sehr den Hof macht, und den er in einem eigenen Gedichte für den Besitzer der lime erklärt, mit der er die ganze deutsche Litteratur zurecht gefeilt. Die Stelle, welche die Identität der Person erhärtet, beweist aber doch, daß er seit jenem Angriff auf Milton weitergekommen; er will am 8. Aug. 1755 über den Kleist'schen „Frühling" nicht nach der italienischen Uebersetzung des Tagliazucchi urtheilen; il me souvient du ridicule que je me donnai, lorsque je critiquai Milton avant de savoir l'Anglais.

Je weniger, wie ich oben gezeigt habe, bei der ganzen Fehde der Schweizer und Gottschedianer das eigentliche Wort des Räthsels ausgesprochen wurde, und je leidenschaftlicher sich gerade in Folge dieser Unklarheit der jüngere Theil der Zeitgenossen dazu drängte, an derselben Theil zu nehmen, desto unerwünschter und beklagenswerther mußte sie den älteren erscheinen. Besonders denjenigen, welche mit den Anführern beider Parteien in persönlichen Verhältnissen standen, ward bei der Sache ganz unbehaglich zu Muthe. Ich will nur den Verfasser der historia critica philosophiae J. J. Brucker reden lassen, der, wenn er einerseits ein vieljähriger Correspondent Gottscheds und demselben vielfältig verpflichtet war, in seinem süddeutschen Kaufbeuern oder Augsburg doch auch mit mancherlei Banden an die Schweiz geknüpft sein mochte.

Brucker an Gottsched.

29. Jan. 1743.

Die Zürchischen Angriffe nehmen mich nicht Wunder, der ich diese Herren nur gar zu wohl kenne, und weiß, daß sie es in ihrem eigenen Vaterlande nicht besser machen. Ich habe zwar die Ehre, daß sie meine Freunde sind, ob ich gleich mit ihnen selbst in keinem Briefwechsel stehe: aber deßhalb kann ich ihre schweizerische Aufführung eben so wenig als Milton's schwülstiges Wesen billigen, welchen Dichter ich je und allezeit für einen Febricitanten unter den Poeten gehalten habe. Ich meines wenigen Theils wollte Ew. HochEdelge-

Digitized by Google

bohren rathen, sich mit diesen nach Landesart sehr starken Leuten nicht weiter zu vermengen; ingloria pugna est; es ist ihnen selbst gesagt, und ihre eignen Landsleute kennen sie so wohl, daß sie ihnen eine eindringende Critik selbst gegönnet: das ist zur Rache für den guten Geschmack genug. Ueberhaupt taugt Hr. Breitinger besser von den LXX Dolmetschern als von den schönen Wissenschaften zu urtheilen, da ich übrigens vor seine Gelehrsamkeit alle Hochachtung habe. Mehrere besondere Umstände anzuregen, ist hier der Ort nicht. Wüßte ich durch Vermittelung einen der gelehrten Welt nicht vortheilhaften Streit beizulegen, so würde ich es mir für ein Glück achten.

Derselbe an Denselben.

27. Mai.

So lange man mir Virgilium mit Lucano nicht entleiden wird, so lange werde ich meinen Pietsch tausend Miltons vorziehen und wenn man dieses seine Hölle auch so schön als das Paradies malete. Zu solchen Urtheilen gehöret eine Miltonsche Einbildungskraft, die keine Gränzen des Urtheils hat. Ich weiß aber nicht, was für ein Unglück unserer Zeit den gereinigten Geschmack wieder verderbet. Ich sehe es an meinen augsburgischen Künstlern, deren Verzierungen alle grotesque, lappländisch, ungereimt und übel aneinanderhängend sein müssen. . . Die Herren Schweizer anlangend, so ist meine Meinung nicht, sie anzugehen, um Friede zu machen. Ich kenne dieser Herren Bauernstolz, zumal sind mir Specialumstände von Hrn. Bodmer bekannt, als welcher erst Hrn. Breitinger hinaufgebracht. Meine Meinung gehet nur dahin, eine angesehene dritte Person, die mit mir und ihnen in vertrauter Bekanntschaft stehet, zu erwecken, sie dahin zu bewegen, daß sie der unanständigen Zenkerey ein Ende machen, wobei die Versicherung, daß ich es sodann in Leipzig dahin zu dirigiren mich bemühen werde, daß da der ganzen Sache nicht mehr gedacht werde. Ich will aber auch das nicht thun, wenn Ew. HochEdelgebohren meinen, daß es Denselbigen nachtheilig seye, wiewohl ich auch diesen Versuch nur für mich thun wollte.

Derselbe an Denselben.

12. Juni.

Ich habe nun auch, da ich mehr Muße erlangt, die geistvollen Schweizerischen Schriften gelesen. Mein Gott! wie habe ich meinen eigenen Augen nicht getraut, daß ich Hrn. Breitinger so verstellt sehen sollte! und wie ist es möglich, daß zu einer ernstlichen Sittenlehre gewöhnte Männer sich so vergehen können? Es leidet dieses Blatt nicht meine Gedanken davon zu eröffnen, ich merke aber nur dies wenige an, daß diesem den schönen Wissenschaften unanständigen Streit so lange nicht wird abgeholfen werden, so lange das Vorurtheil unbesiegt bleibt: Eine aus Hoffarth und Rachgier entstandene Spötterei für ein philosophisches, ich will nicht sagen christliches Mittel (zu halten) den menschlichen Verstand von Fehlern zu reinigen. Was hilft mich eine Arzeney die den Verstand bessern und das Herz verderben muß? Ich habe daher, die Wahrheit zu gestehen, nicht gerne gesehen, daß Hr. Schwabe sich in dieses Feld eingelassen. Was die von Natur starren (?) Zürcher nun noch thun werden, weiß ich nicht. Ich schrieb unlängst an den Canon. Zimmermann, meinen vertrauten Freund. Tuum est, quod pro amicitiae jure addere cupio: Valde ab aliquo tempore ingemui humanitatis disciplinas adeo dis-

Digitized by Google

sociasse vestrates et Lipsienses, ut in libellis elegantiam ingenii prae se ferentibus satis inhumaniter se traducant. Doleo interitum scientiarum, quae hac ratione in contemtum adducuntur, et morum doctorum, quorum res ita illiberaliter aguntur. Annon medium Tibi constat, quo possit controversia ista salvis honestatis legibus finiri? Haec inter nos arbitrio meo ego nolo agere. Ich hoffe damit nichts geschrieben zu haben, womit sie sich etwa breit machen könnten, und bin begierig, was mir wird geantwortet werden.

Derselbe an Denselben.

21. Sept.

Hr. Canonicus Zimmermann hat mir auf meinen Antrag wegen der Schweizer Streitigkeiten geantwortet, „es wolle sich für ihn und seine Person „nicht schicken, daß er sich in dieselben lege. Doch habe er mit seinen Freunden „gesprochen. Es scheine aber, sie würden nicht ehender nachgeben, bis die „Herren Leipziger, die zuerst angefangen hätten, auch zuerst aufhörten. Sie „wären aber der Meinung, man hätte zu Leipzig gar zu nachtheilig und verächtlich von den Schweizern und ihrem Genie gesprochen. Doch glaubte er, „Hr. Breitinger werde sich nicht noch mehr der Sache annehmen, weil es „andem seie, daß er gar ansehnlich befördert werden solle." Ich habe in diesen Tagen darauf geantwortet, „daß nicht die Rede seye, ob ein Theil des andern „Meinung annehmen und daher der Miltonsche Geschmack triumphiren oder unterliegen solle. Man könnte den Hrn. Schweitzern gar wohl die Ehre gönnen, ihn der „Welt mit Aufbietung aller ihrer Gelehrsamkeit anzupreisen und die wichtigen „Einwürfe zu beantworten. Das aber seye unerträglich in der gelehrten und „politischen Welt, daß man es auf solche Weise thue, wie es nicht unter wohlgezogenen und gesitteten Personen, sondern unter Stalljungen üblich sei, wo„von der verkappte Erlenbach ein Exempel gegeben. Das sähe ich, daß es zur „Verachtung der Wissenschaften ausschlage, weil viele glauben, Leute, die mit „den schönen Wissenschaften umgehen, seyen Schulfüchse und wissen nicht zu „leben. Ich hätte das Vertrauen zu den Leipziger Gelehrten, sie würden mit „aller Bescheidenheit schreiben, wenn sie gleich wider den Miltonschen Geschmack „der mir eben so wenig eingehen wolle, als ein italienischer Maquaronen-Kuchen, „ferner Erinnerung thun würden." Was er mir antworten wird, das werde ich seiner Zeit zu berichten die Ehre haben.

Derselbe an Denselben.

1. Jan. 1744.

Daß die Schweizer mit ihren Grobheiten fortfahren, betrübt mich ungemein. Können denn die schönen Wissenschaften nicht schön sein, wenn sie nicht mit schmutzigen Federn mißhandelt werden? Und muß die Nachwelt unser Alter einmal zum Gespött und Sprichworte haben. Nach diesen meinen Gedanken habe ich nochmals an meinen vertrauten Freund Hrn. Prof. Zimmermann geschrieben. Der giebt nun unter dem 19. Oct. zur Antwort: Serram disputationis inter Lipsienses et amicos meos acriter reciprocari doleo: vix ego talia lego longe melioribus intentus curis. Cum Breitingero non semel de hoc negotio locutus sum; a se non stare ait, quominus pax intercedat; forte si alii Spartae, cuius consequendae optimam spem

Digitized by Google

habet, admovebitur, per se cadet res nullos habitura triumphos. Ego prima tamen occasione cum amicis denuo conferam. Jetzt da nun in den C. B. eine neue Salve abgefeuert worden, wird es aufs neue angehen. Ich habe beide Anmerkungen aufmerksam gelesen. Die erste ist so beschaffen, daß ihr Verfasser Ehre davon hat und kein vernünftiger Mensch wird es mißbilligen, den Schweizerischen Kunstrichtern so geantwortet zu haben, und so wünschete ich, daß es jederzeit geschähe*). Die andere hat viel Witz, Gelehrsamkeit und Einsicht, ist aber sehr beißend und freylich vermögend den Zürchern wehe zu thun. Allein ich besorge es werden unsere Oberländer, denen nicht undeutlich eben das beygemessen wird, was der ungeschliffene Verfasser der lettres germaniques allen Deutschen aufbürdet, in der Meinung bleiben, man suche diese Provinzen an sich zu beschimpfen, welcher Argwohn eben die Schweizer so aufgebracht hat: wiewohl ich mich gern überreden lasse, daß der Verfasser dieses Artikels diese Meinung gar nicht habe, daß die Bayern zur Poesie ungeschickt seien u. s. w. ... Ich wünschte also überhaupt, daß die Satyre verbannt wäre, von der ich keine andere Wirkung weiß, als daß sie der Wahrheit Feinde machet. Da sich auch die Schweizer so verlieren, daß sie auf Schmähschriften verfallen, so halte ich für besser gethan zu seyn, entweder nicht, oder doch nur im Ernste und mit großmüthiger Verachtung zu antworten u. s. w.

So ward die Hoffnung unseres schwäbischen Theologus, wie Frau Gottsched ihn irgendwo in einem Briefe an Manteuffel nennt, zwischen seinen nord- und südländischen Freunden Frieden zu stiften, vereitelt, wie eine solche immer vereitelt werden wird, wo es sich von geistigen Gegensätzen handelt, über die man sich nicht vertragen kann, wie über eine Summe Geldes. Bruckers Briefwechsel mit Gottsched währt bis dahin fort, wo die ganze Sammlung abbricht, aber von Vermittelung zwischen Schweizern und Leipzigern ist nicht weiter die Rede.

Ein anderer Versuch die beiden Parteien auszusöhnen, fällt in eine viel spätere Zeit. v. Scheyb, der Verfasser der Theresiade — es wird in einem anderen Abschnitte ausführlich über ihn Bericht erstattet werden — schreibt an Gottsched am 28. Novbr. 1750.

Das aber muß ich erwähnen daß ich mit dem Professor Schöpflin zu parlamentiren angefangen: ob es nicht möglich wäre, zwischen Meissen und Zürich einen Frieden zu stiften. so gab er mir zur Antwort:

à l'Egard de la Paix à faire entre les vieux Teutons de Saxe et de Suisse, je Concourrai volontiers à Raleantir l'animosité des partis; il faut convenir d'avance d'une Suspension d'armes, il me Semble même, qu'elle est comme faite, car l'ardeur des athletes est considérablement diminuée. (18 Août 1750.)

Nun so haben E. H. mein patriotisches Project auf einmal eingeworfen. ich kann nicht zusehn, daß die deutschredenden sich zum Gelächter und der Sprachen, so unnütz herumzerren. Die Schweizer haben Unrecht. so lang die

*) Brucker spricht hier von dem 31. Stück der Crit. Beiträge 1743. Die Stücke die er meint sind eine Abhandlung von Chr. Mylius über den Gebrauch der Gleichnisse im Trauerspiele und die Anzeige eines geschmacklosen bayerischen Gedichtes zur Vermählung Karls VI.

Digitized by Google

Welt steht. und sie bleiben Barbaren. ja sie müssen sagen, was Scaliger vom Plauto sagt: Gottschedianae Dictionis genus nostrum non est examinare, qui ipsi barbari sumus; et si germani, germani ipsius beneficio. Daher möchte ich sie dahin bringen, daß sie mit dem Zank aufhörten, und amicabiliter die Zweifel anbrächten und sich beantwort. ließen. so lernten wir alle. was ist nun zu thun, daß ich diese negotiation zum Ende bringe. Hr. Professer Schöpflin sagt selbst in einem Schreiben an mich: Votre Theresiade vous a fait d'autant plus d'honneur, que vous êtes le premier poete des Vindobons, qui ait pris l'Essort que vous avéz pris, et je ne doute pas, que dans l'Etude que vous faites, vous ne fassiés dans votre Ouvrage par ci par là quelque changement. Ms. Gottsched pourra vous être d'un grand secours. l'Allemagne lui a certainement beaucoup d'obligations. Faites lui bien des compl. de ma part. etc. de dato 22. Aout 1749. Erkennt nun der Schweizer Appollo E. H. für das, was sie sind. warum soll nicht ein Zürcher auch zum Kreuze kriechen.

Die letzte Wendung könnte zweifelhaft machen, ob es überhaupt mit der Sache Ernst gewesen, wenigstens wird sie nicht weiter verfolgt. Schöpflin stand freilich in näherer Verbindung mit den Zürchern als mit Gottsched — die ersteren verdanken ihm, wenn ich nicht irre, die Mittheilung der Pariser altdeutschen Handschriften — aber an die Frau Gottsched vermittelte er die spätern Bände der Schriften der Acad. des inscriptions et belles lettres, welche diese derselben zur Anerkennung für ihre Uebersetzung der ersten Bände übersandte, und bei der in Strasburg erscheinenden grimmschen Uebersetzung von Gottscheds Grammatik stand er dem Verleger König mit gutem Rathe bei.

Zum Schluß dieser Darstellungen über Gottscheds Verhältniß zu den Schweizern, muß ich noch dem ersteren die historische Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich ein Verdienst, das die Schweizer allerdings vor ihm voraushaben, in ein anderes Licht rücke, als in welchem es gewöhnlich erblickt wird.

Es ist dies die Herausgabe bedeutender Werke der altdeutschen Poesie, der Manessischen Liedersammlung, des Nibelungenliedes. Was Gottsched für den Reinicke Fuchs und gelegentlich für den Renner gethan, sagt Gervinus IV. S. 69 kommt daneben gar nicht in Betracht. Allerdings in soferne nicht, als die Schweizer glücklichere Funde gethan haben — obgleich sie auch den Renner für einen solchen erklärt haben. „Hr. Breitinger in der Schweitz", schreibt ein Erlanger Freund am 28. Juli 1748 an Gottsched, „will einen ganzen Band von alten deutschen Dichtern zusammendrucken lassen. Darunter soll auch der Renner sein. Herr Breitinger meinet der Renner sei niemalen gedruckt worden, wie er dieß einem hiesigen Professor zu vernehmen gegeben. Der Hr. Professor war auch der Meinung, und als ich ihm das Gegentheil sagte, wollte er es nicht ehender glauben, bis ich ihm das gedruckte Exemplar vom Renner zuschickte." *) Aber daß man nur nicht etwa glaube, daß dieselben entweder die altdeutsche Litteratur zuerst wieder entdeckt oder auch nur das Studium derselben auf eine tiefere Weise betrieben hätten als Gottsched. Von einer Wiederentdeckung jener Litteratur kann in jener Zeit im allgemeinen überhaupt nicht die Rede sein, nur die einzelnen Werke wurden wieder aufgefunden; die Kunde von ihr und das Interesse für sie war niemals ganz ver-

*) Wahrscheinlich die Ausgabe von 1549, eine Bearbeitung Seb. Brant's.

Digitized by Google

schwunden; schon das Studium der Rechtsquellen und der Reichshistorie mußte auf sie führen, wie ja auch Göthe durch dasselbe auf das deutsche Mittelalter geführt ist, und Gottsched hätte nicht so sehr in Opitz Fußstapfen zu treten beflissen sein müssen, wie er es doch war, wenn er nicht auch das Interesse zu verfolgen gesucht hätte, welches dieser durch die Herausgabe des Lobgedichtes auf den heiligen Anno angeregt hatte. Gottsched ist in diesem Sinne schon so lange Zeit vor jener Herausgabe durch die Schweizer thätig, daß man ohne Paradoxie annehmen kann, daß sie sich in diesem Puncte ebensowohl wie in andern zuerst geradezu an ihn angelehnt und an ihm auferbaut haben; die oben angeführten Briefe zeigen, wie sie sich angelegen sein ließen, ihm altdeutsche Schriften nachzuweisen*). Gleich im ersten Bande der kritischen Beiträge 1732 werden zwei Schriften über die Sprache des Codex argenteus besprochen, und es wird kaum ein Heft gefunden werden, im welchem nicht im Besondern oder Allgemeinen auf das Altdeutsche zurückgegangen würde. Dasselbe Verfahren zieht sich durch den neuen Büchersaal und das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit hin. Besonders im neuen Büchersaal (1745—1754) findet sich manches ganz achtungswerthe. Gottsched will hier (IV. 387) in einem Dresdner Manuscripte — ob mit Recht, werden die Kenner des Altdeutschen zu sagen wissen — das von Stricker neu umgearbeitete Rolandslied entdeckt haben, auch kennt er (II. 80) die Eneit des Heinrich von Veldekin, die er freilich eine Uebersetzung nennt, und berichtet (X. 198) von dem Gedichte vom Herzog Ernst, dessen Zeit er zu bestimmen sucht. Und zwar lag dem Allen gerade zu der Zeit des Büchersaales nicht ein bloßes dilettantisches und sporadisches Interesse zu Grunde, sondern ein dieses ganze Feld umfassender Plan. Gottsched hatte den Plan gefaßt, eine Geschichte der deutschen Sprache in ihrer Gesammtheit zu schreiben, und hatte diese auch in der Vorrede zu seiner Grammatik bereits versprochen.

Was man auch an Gottsched zu tadeln finden mag, eine unermüdliche Geschäftigkeit, eine große Beharrlichkeit und Thatkraft wo es galt, seine Anschläge durzusetzen, läßt sich ihm nicht absprechen. Nirgends treten diese Eigenschaften glänzender hervor, als bei der Verfolgung des so eben genannten Vorhabens. Auf dieselbe Art, wie er früher, als es darum galt, den Stoff zu dem „nöthigen Vorrath" herbeizuschaffen, alle seine Correspondenten in Bewegung setzt, ältere deutsche dramatische Werke zusammenzukaufen oder nachzuweisen, wurden auch jetzt alle aufgefordert, sich davon zu unterrichten, ob auf den Bibliotheken ihrer Wohnorte Handschriften von altdeutschen Gedichten vorhanden seien — und findet sich etwas erhebliches, so scheut Gottsched keine Mühe und Kosten, um es sich senden zu lassen. Er steht auf diese Weise mit den Bibliotheken in Dresden, München, Erlangen, Kassel, Göttingen, Hannover, Wien in Verbindung, wobei man in Anschlag bringen muß, daß dieß vor 100 Jahren in jeder Weise unendlich viel schwieriger sein mußte als es jetzt sein würde; was die zuletztgenannte Stadt betrifft, so war

*) Wenigstens von Schwaben aus konnte weder er noch sie auf ein solches Interesse gebracht werden; wenigstens schreibt Pfaff aus Tübingen am 3. Novbr. 1748: „Ich bedauere, daß von alten teutschen bes. poet. Mspt. bey uns kein Vorrath der einige attention meritirt. Denn mit schlechten Dingen und alten Schwäbischen Knittelversen möchte nicht aufgezogen kommen; die Schwaben sind immer unglückliche Poeten paucissimis exceptis gewesen."

Digitized by Google

die Benutzung der dortigen Bücherschätze und derjenigen zu Kloster Neuburg wenigstens der ostensible Zweck der Reise nach Wien.

Ja noch mehr. Es hatte ihn dieses Studium mehr als ein anderes mit dem katholischen Theil von Deutschland in Verbindung gesetzt, der doch, als das abwärtsgewendete Janusgesicht, immer noch am meisten auf das Mittelalter zurückblicken mußte. So hat sich z. B. ein Briefwechsel mit einem P. Placidus Amon, Benedictinus Mellicensis angeknüpft, dieser schreibt am 30. Juli 1750. Doleo equidem vehementer, elapso autumno Vindobonae cum degeres, vir Celeberrime, simulque cum Augustissima nostra Maria Theresia loquendi copiam haberes, tum te videndi, cum etiam tecum de rebus litterariis communicandi occasionem mihi fuisse praecisam. Biduum enim duntaxat inter meum illic adventum, tuumque illinc abitum intercesserat. Itaque quod unum solatii mihi superest, iam mutui inter nos sermonis vices suppleat haec mea epistola, quam tu quidem optimis studiis occupatissimus veluti certam existimationis erga te meae tesseram velim recipias bonique consulas. Et ut scribam, quod res est, collectanea mea Germanica, quae apud praestantissimum Weiskernium conspexeras, si tibi arriserint, ea omnia Lipsiam avocandi facultatem nunc tribuo. Sint haec eadem, quasi tua ac ita quidem sint, ut quaecunque illorum ad Linguae Germanicae splendorem incrementumque aliquid conferre iudicaveris, commentationibus tuis illustrata tamquam continuationem thesauri Schilteriani in apricum proferas: cetera vero luce publica minus digna remittas, bibliothecae nostrae inserenda. Septennibus hisce meis laboribus ipsemet quae mea fuisset confidentia manum addidissem supremam nisi aliis ex voluntate superiorum, quibus omnino parendum erat, officiis fuissem distractus. Et modo cum iuris mei nondum sim, oculique prope abacti ad tractanda huiusmodi studia minus valeant, cui alteri, praeterquam tibi, Vir Clarissime, opera illa manuum mearum dilucidanda committam, sane in terris nostris invenio neminem. Igitur iisdem ad palatum tuum utere, muta, immuta, deme, auge, ordina, prout visum fuerit: praecipue si Wolframi ab Eschenbach Poema illud de raptu Helenae spectes, id quod arbitratu meo, improbante quidem Scheybio in rebus Germanicis apprime versato, in libros et capita dividendum putavi, minime etiam habita ratione orthographiae, quae non semper eadem apparet in vocabulis bene multis ex M. S. fideliter (ut opinor) descriptis. Exstat hoc ipsum M. S. chartaceum in bibliotheca Monasterii Gottwicensis, unde ad me olim benigne transmissum a Godefrido Peselio loci illius p. m. Praesule famosissimo. Fragmentum de bello Trojano ex Cod. pergam. bibliothecae Magistratus Vindobon. a me erutum D. Philippo Lambacher eiusdem biblioth. praesidi acceptum refero; alterum vero, quod descriptionem Africae, Asiae et Europae continet, partim praedictus Cod. partim etiam alius ex libraria Monast. Cremifanensis exhibet u. s. w. Mögen die Deutschgelehrten urtheilen, daß aus diesem Briefe hervorleuchte, wie diese Studien damals noch ganz in ihrer Kindheit gewesen, so erhellt doch zugleich, daß Gottsched in Wien den Eindruck zurückgelassen haben müsse, daß er dieselben mit aller Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit, deren man damals fähig war, betreibe. Und auf ähnlichen Verbindungen fußend hatte Gottsched schon früher sogar nach den Heidelberger Handschriften in Rom die Hand

Digitized by Google

ausgestreckt. Er erwarb sich bei dieser Gelegenheit einen Correspondenten, welchen man kaum bei ihm erwarten wird, der aber freilich in einem gelehrten commercium epistolicum nicht fehlen durfte, einen Cardinal — Quirini. Dieser schreibt am 5. Dec. aus Bologna: Le vacanze Autumnali che si godono da Scrittori Vaticani hanno ritardato a me fin al giorno di oggi il contento di far avere al Sr. Gottschedio l'Indice de' Poeti Teutonici. Subito riaperta dopo dette vacanze quella Bibliotheca non è mancato chi si accinga al Lavoro secondo la commissione da me data e che vedo eseguita con diligenza. In ogn' altr' incontro faccia V. S. capitale di me mentre sarò sempre etc. Indessen wenn auch diese Verbindung Gottscheden die Ernennung zum Mitgliede der Akademie in Bologna eintrug, so scheint ihm doch von den handschriftlichen Schätzen in Rom nichts zugeflossen zu sein, wofür man die Erklärung zum Theil in dem finden kann, was Scheyb von Wien aus am 15. April 1750 schreibt: „Der Cardinal Quirini hat zu Rom den Credit nicht, den man ihm vielleicht zu Göttingen und anderwärts zutraut: egli è una cucuzza Ciarlatana oder ein miles gloriosus von Plauto, der in der ganzen Welt, insonderheit apud haereticos sein lob sucht, weil er es bei den seinigen nicht erreichen kann. Verliert er es nun auch dort, so ist es mit ihm auß, oder er muß seine Correspondenz mit dem Cham-hi(?) in China anfangen, so reden die Romaner von ihm. ich kenne ihn nicht. zu meiner Zeit war er niemahls in Rom; doch hörte ich ihn wenig nennen, außer d'un coté ridicule; NB. von den gelehrtesten". Ein Urtheil das mit dem von Reiske, in seiner Lebensbeschreibung über diesen Mann, mit dem er ebenfalls in Verbindung steht, gefälltem, übereinstimmt. Indessen ist das Verzeichniß des Inhaltes jener Handschriften an Gottsched abgesandt worden; der Cardinal schreibt am 2. Juni 1749: Voglio sperare che possa a lei esser giunta la lettere la quale conteneva l'Indice de' Poeti Teutonici che si trovano ne' Msti Vaticani, del quale mi piacerà di sentire che sia Ella restata contenta. Und so dürfte denn endlich auch der Umstand, daß Bodmer und nicht Gottsched die Manessische Liedersammlung zuerst in die Hände bekommen, lediglich dem zufälligen Umstande zuzuschreiben sein, daß Bodmer Paris so viel näher wohnte, oder bessere Empfehlungen hatte; denn nachdem allerdings Bodmer den letzteren zuerst auf diese Handschrift aufmerksam gemacht (siehe oben VII. 1.), hat sich dieser in Paris um dieselbe bemüht, wie aus folgender Stelle eines Briefes des Grafen von Wackerbarth an Gottsched vom 19. May 1747 erhellt: „Hingegen ist das in Dero Schreiben angezogene Promemoria, das bewußte Manuscript betreffend, vermuthlich auf Dero Schreib-Tische zurückgeblieben; so ich aber jedennoch je eher je besser zu überkommen hoffe, um sodann daſſelbe Sr. Excellenz dem Herrn Grafen von Loß nacher Paris senden und mit meiner recommandation dahin begleiten zu können" — was nur auf ein altdeutsches Manuscript gehen kann, da gerade um diese Zeit Gottsched sich mit dergleichen aufs eifrigste beschäftigt und fast in jedem Briefe von solchen die Rede ist.

Digitized by Google

VIII.

Die jüngere Generation, besonders die Bremer Beiträger.

Die Zürcher Emancipation von Gottsched war weder an sich die einzige, noch hat auf ihr ausschließlich der Fortschritt der deutschen Litteratur gefußt. Wo ein bedeutender Gegensatz sichtbar wird, ist man immer geneigt, die ganze Zeit von ihm erfüllt und ihren gesammten Inhalt durch seine Angabe erschöpft zu denken; man ist besonders in unsren Tagen dazu geneigt, in denen auch diejenigen, welche mit gewissen philosophischen Schulen nichts zu thun haben wollen, das Streben, die geschichtliche Thatsache in bestimmte Kategorien einzusperren, nicht verläugnen können. Und doch ist eine solche Auffassung auch denjenigen Elementen gegenüber, welche am tiefsten eingreifen, unzulässig; es giebt immer noch Vieles, was bei aller Ausdehnung ihres Einflusses nur nebenher geht. Nun kann man freilich erwidern, das letztere zähle eben nicht, die Zeit, das sei das Bedeutende, denn dieses enthalte das Wesentliche der Zeitrichtungen. Aber abgesehen davon, daß es denn doch wenigstens für den Charakter der Zeit sehr bedeutungsvoll sein wird, in wiefern und in welchem Grade jenen Kometenkern des Bedeutenden ein Nebel des Unbedeutenden umhüllt, ist die Anwendung jenes Satzes im Einzelnen mit so großen Schwierigkeiten verknüpft, daß man ihn nur ganz im Allgemeinen wird als Leitstern im Auge behalten können. Die reine Indifferenz steht freilich überall außerhalb der Zeit, aber das Solonische Gesetz, daß jeder Bürger bei einer Spaltung in der Republik eine Partei ergreifen solle, gilt in der geistigen Welt nicht, denn es bildet sich zwar ein Charakter, wie der Dichter sagt, nur in dem Strom der Welt, aber ein Talent nur in der Stille, und man wird niemals mit Sicherheit voraussagen können, ob nicht die Indifferenz gegen die obwaltenden Gegensätze gerade ein tieferes Interesse an der Sache verbirgt, das eben über diese Gegensätze hinaus ist, oder wenigstens die Aufgabe, welche sie beschäftigt, auf einem anderen Wege zu lösen im Begriffe steht. Es wird sich niemals vermeiden lassen, daß die Gegenwart in dieser Beziehung gegen den Mitlebenden mannichfaltiges Unrecht ausübt, ja es müßte die Frische der Ueberzeugung und die Thatkraft des Handelns darunter leiden, wollte man darauf ausgehen, es zu vermeiden, denn „der Lebende hat Recht", und daß ich mich der Verfolgung des Gesichtspunctes, den ich für den richtigen halte, ungetheilt widme, ist ein identischer Satz. Aber desto sorgfältiger wird der Geschichtschreiber den stillen Anfängen desjenigen, was späterhin einflußreich werden sollte, nachspüren müssen, und wäre es auch nur um mit gründlicher Empirie das angebliche Gesetz des historischen Fortschrittes widerlegen zu können, daß das Spätere immer aus der

Digitized by Google

Durchringung und Vermittelung der Gegensätze in dem frühern beruhe. Wir haben hier einen Fall der Art. Was nach dem höchst wichtigen, aber praktisch unfruchtbaren Streit der Schweizer und Gottschedianer, oder vielmehr schon während desselben, den productiven Fortschritt der deutschen Litteratur einleitete, war nicht ein mittlerer Standpunkt, wie man ihn nur allenfalls in der Theorie einiger spätern Schriftsteller, Nicolais, Mendelssohns, und wer sonst Lessingen nahe zu stehen glaubte, finden kann, sondern eine neben der Zürchischen hergehende, unscheinbare, dafür aber desto gründlichere und folgenreichere Loslösung von Gottsched. Es ist schon oben eine Stelle Adolph Schlegels angeführt worden, in welcher er den entschiedensten Einspruch dagegen einlegt, daß alles nur durch die Schweizer bewirkt sein sollte, was denn wohl schon auch deshalb nicht anzunehmen wäre, weil man die rechte Bedeutung ihres Widerspruches gar nicht verstand und daher die durchgreifende Wichtigkeit desselben nicht zu schätzen wußte; die Gegenwart wird aber immer von der Erscheinung beherrscht, und selbst Lessing faßt in seinen Jugendschriften bei den Schweizern gelegentlich nur das Schimpfen ins Auge.

Es ist uns vielleicht noch aufbehalten — etwa in einer Monographie über die Bremer Beiträger, — die Waage ganz nach der entgegengesetzten Seite hinüberschwanken, und jene anderweitige Lossagung von Gottsched auf entschiedene Weise in den Vordergrund stellen zu sehen, so daß nicht nur der Streit der Schweizer mit den Gottschedianern, sondern auch die ernste theoretische Thätigkeit der ersteren gegen sie ganz in den Schatten tritt. Vielleicht wird gerade die Darstellung, welche ich von der letztern gegeben habe, und die Bedeutung die ich ihr habe beilegen müssen, eine solche Anschauungsweise veranlassen. Die Schweizer wollten das Positive in der Dichtung geltend machen — nun wohl — werden meine Leser vielleicht sagen — aber wozu denn alle der Lärm? Wäre es nicht hinreichend gewesen, wenn man ohne weitere Auflehnung gegen das Unrichtige, stillschweigend den richtigen Standpunct angenommen, sich auf seine eigenen Füße gestellt hätte, die nörgelnde Kritik hätte bei Seite liegen lassen und in unbefangener dichterischer Production seinen eigenen Weg gegangen wäre? Ja wäre dieß nicht das natürlichere — das einzig natürliche gewesen? Liegt nicht geradezu ein Widerspruch darin, wenn man, wie die Schweizer gethan haben, das Recht des dichterischen Schaffens im Gegensatze gegen die Reflexion und Theorie selbst nur in der Reflexion und Theorie geltend macht — den, welcher die Bewegung leugnet, mit Gründen zu widerlegen sucht, statt vor ihm herumzugehen — und sind nicht also die Schweizer in der That noch in der wunderlichen Confusion befangen, das Neue auf die alte Weise aufzufassen, etwa, so wie man zu sagen pflegt, daß der Protestantismus einstweilen nur die Form eines neuen Papstthums angenommen?

Wenn man bei den Schweizern lediglich ihre praktische Beziehung für die Ausbildung der deutschen Litteratur ins Auge faßt, so sind diese Betrachtungen nicht ohne Grund, und ganz geeignet auf die Erkenntniß der innern Nothwendigkeit des Spätern hinzuleiten. Aber wer um ihrer willen die Leistungen der Schweizer geringschätzen, ja vielleicht ihr Auftreten sogar als eine bloße unwesentliche Episode betrachten wollte, würde eine gänzliche Verkennung der Gesetze der modernen Entwickelung überhaupt, und derjenigen der neuern deutschen Litteratur insbesondere verrathen.

Digitized by Google

Der Gegensatz des modernen Geistes zu dem des Alterthums — wobei man nur freilich nicht allein an das griechische Alterthum wird denken müssen, und das römische vollends gar sehr auf die andere Seite hinüberneigt — ist nachgerade eine Trivialität; wir wissen Alle, daß wir seine Erkenntniß Schillern verdanken. Das Jugendalter der Menschheit hat sich eines gewissen naturwüchsigen Bildungsganges erfreut, d. h. eines solchen, bei welchem ein Einzelnes still aus dem anderen hervorwächst, bis sich mit ähnlicher unmerklicher Unterbrechung der Continuität, wie diese in der Natur überall stattfindet, auf ungezwungene Weise ein neues Allgemeines gestaltet hat. Hier ist der Keim des Künftigen da, ehe er selbst seiner gewahr wird, und der Menschengeist ist selbst in süßer Freude von seinen neuen Phasen überrascht, so wie ein reines junges Herz das erste Erwachen der Liebessehnsucht mit holdem Staunen beobachtet. Besonders aber macht sich diese Unmittelbarkeit in der Kunst geltend: der Dichter singt, wie Göthe sagt, wie der Vogel singt, der auf den Zweigen wohnet; man schreitet zu höheren Kunstformen fort, wie eben ein Kind an seinem Spielzeug mit Verwunderung entdeckt, daß es auch sonst zu einem Gebrauche tauglich sei, daß z. B. sein Schiffchen wirklich auf dem Wasser schwimme. So ist es im Ganzen und Großen in den modernen Jahrhunderten nicht. In diesen scheint der Quell der unmittelbaren Schöpfungskraft versiegt, der Mensch hat nichts umsonst; der Repräsentant des modernen Geistes empfindet es als bittern Hohn, wenn er die Worte hört: „Und wer nicht denkt, dem wird es geschenkt, er hat es ohne Sorgen" — denn wir müssen Alles mit bitterer Sorge erringen — überall geht in der modernen Zeit eine mehr oder weniger bewußte Forderung der geistigen Production, dem Auftreten eines neuen Standpunctes voran, und kann auch dieser in seiner Unmittelbarkeit durch das Ringen nicht herbeigeführt werden, ist er auch bei seinem Auftreten immer noch ein anderer und reicherer, als wir ihn in Aussicht genommen hatten, so erwächst er doch niemals, wenn nicht der Boden des Geistes vorher durch die mannichfaltigste Vermittelung bearbeitet worden. Und diese ganze Sachlage ist herbeigeführt, oder bedingt, oder wenigstens am deutlichsten dargestellt durch die Herrschaft einer Religion, die, wenn sie einerseits eine ganz unmittelbare, und durch uns selbst nicht vollständig herbeiführbare sittliche Wiedergeburt in Aussicht stellt, dieselbe an die unerläßliche Bedingung eines klar erkannten Bedürfnisses nach derselben, und einer, in ihrer ihr als solcher anklebenden Fruchtlosigkeit doch unermüdlicher Bemühung um dieselbe knüpft — wie dieß Alles heutiges Tages beinahe schon den Knaben in der Schule bekannt ist.

Es giebt vielleicht, um dieses Gesetz der modernen Entwickelung zu belegen, kein schlagenderes Beispiel, als die Geschichte der deutschen Litteratur des vorigen Jahrhunderts.

Die deutsche Poesie des 18. Jahrhunderts ist, Göthe, Schiller und die Romantiker mit eingeschlossen, durch und durch eine Tendenzpoesie. Freilich darf man hierbei nicht an solche ganz außerhalb des Gebietes der Kunst liegende Tendenzen denken, wie sie vor dem Beginne dieser Periode im Schwange gingen — moralische oder theologisch-politische; von diesen sagt sich die Dichtung im Laufe des Jahrhunderts allerdings los, und die Männer, welche dieselbe abschließen, weisen sie durch Aufstellung des reinen Kunstbegriffs für immer zurück. Nichtsdestoweniger können wir uns bei der ganzen Dichtung der Zeit des Gefühls nicht erwehren, daß sie doch etwas bestimmtes ausdrücklich

Digitized by Google

sein oder besagen wolle — es ist nicht wahr, wenn Göthe von sich sagt, ich singe, wie der Vogel singt, der auf den Zweigen wohnt — in seinen größeren Werken wenigstens ist die Dichtung „der freie Vogel nicht mehr — er hat schon Jemand angehört." Nun — und was will die Dichtung denn bedeuten? Allerdings das, was sie sein und bedeuten soll — nur sollte sie's ohne Weiteres sein und bedeuten und es nicht bedeuten wollen — die wahre Dichtung. Das ganze Jahrhundert sucht die wahre Dichtung, das heißt diejenige, welche es den Zeit- und Raumbedingungen nach für eine solche zu halten fähig wäre, also die wahrhaft nationale und im wahren Sinne natürliche — in ganz ähnlicher Weise, wie wir noch heutiges Tages das wahre Drama suchen. Stellt doch zuletzt Schiller die wahre Dichtung, welche weder bloß naiv noch bloß sentimental wäre, sondern zugleich keins und beides, in die Zukunft — wo dann aber, wie es mit solchen Hinweisungen in die Folgezeit die im Grunde immer nur eine Schematisirung der individuellen Lebensaufgabe sind, gewöhnlich geht seine späteren Dramen die Lösung dieser Aufgabe sein sollten und immerhin auch gewesen sein mögen. Auf diese Weise ist im vorigen Jahrhundert die Dichtung niemals ganz unbefangen, wenn auch nicht immer das Werk, wie ich von Klopstocks Messias in einem spätern Abschnitte zeigen werde, geradezu das Gedicht κατ' ἐξοχήν sein sollte; der Dichter wollte, wenn nicht mit dem besondern Gedichte, doch mit seiner Dichtungsweise überhaupt, ein Exempel geben — sein Dichten war mehr oder weniger ein Experimentiren, wie man denn das zuletzt genannte Werk in seiner Erhabenheit ganz und gar mit einer Montgolfière vergleichen kann, die hoch oben in der Luft in Brand geräth und jämmerlich zerscheitert. Und bei dieser Auffassung der Geschichte der Poesie jener Zeit erklärt sich eine Erscheinung, die übrigens ganz einzig in ihrer Art ist, ganz von selbst: nämlich die unglaubliche Wichtigkeit, welche die Kritik für die Entwickelung der Production hat. Nichts ist natürlicher als dieß; in den kritischen Schriften sprachen sich die Tendenzen, welche in der so eben bemerkten Weise den Werken selbst zu Grunde lagen, ausdrücklich aus — wodurch sie denn häufig erst fixirt und lebens- und productionsfähig gemacht wurden. Man denke nur an Lessing — im Grunde ists doch er, der die spätere Blüthenperiode hervorgerufen — und wer zweifelt daran, daß in ihm der Kritiker den Dichter überwogen habe. Oder man denke an Herder — seine früheren kritischen Schriften sind ein ewiges Weissagen dessen, was da kommen solle und müsse, das uns jetzt mit Recht widerlich ist, weil es selbst keine That ist, aber was kommen sollte ist doch wirklich eingetreten. Wenn die Kritik sonst nur hinterher kommt, um entweder zu zeigen, was nicht so sein sollte, oder im besten Falle zu entwickeln, wie die Dinge entstanden, so kann sie hier nicht etwa nur wie Sokrates, von sich rühmen, daß sie zwar selbst unfruchtbar sei, aber doch Hebammendienste bei der Poesie geleistet, sondern wir dürfen behaupten, daß hier das productive Element selbst in der Kritik liege — wir dürfen von einer productiven Kritik sprechen — wie sie Friedrich Schlegel bereits in seinen Lehren und Meinungen Lessings nennt — die nämlich nichts andres sei, als die ausgesprochene Productionskraft selbst. Und so ist es denn das Eigenthümliche dieser Periode, daß die Productionskraft von einem solchen Aussprechen überall begleitet ist, ja in ihren Aeußerungen durch dasselbe vermittelt — wo man denn umgekehrt auch wieder sagen kann, daß auch die Werke selbst durch ihr bloßes Hervortreten unmittelbar eine Kritik ausüben.

Digitized by Google

Ich darf behaupten, diesen Grundgedanken, welcher eine Menge auffallender Erscheinungen in der Litteraturgeschichte des vorigen Jahrhunderts auf die ungezwungenste Weise erklärt, selbst vielleicht nachentdeckt zu haben — man verzeihe mir diese Bemerkung, aber, wer wenig zu verlieren hat, hält dieses Wenige desto ängstlicher fest — allein ausgesprochen ist er, und zwar schon vor langer Zeit, zuerst von einem Franzosen. Villemain sagt irgendwo in seinem Tableau du dixhuitième siècle, nachdem er den Unterschied einer critique dogmatique, historique und conjecturale auseinandergesetzt hat: A la même époque, au contraire, chez une nation savante, spéculative, ingenieuse, en Allemagne, un grand travail d'esprit se faisait dans le champ de la critique conjecturale. Un homme de talent n'inventait pas, mais il inventait comment il fallait inventer. Il ne faisait pas une Tragédie, un poëme épique, mais, dans l'ardeur de ses illusions poétiques, dans la vogue de ses espérances, regardant à droite, à gauche, les Grecs, les Français, Shakespeare, il s'ingéniait pour concevoir quelquechose que l'on n'eût pas pensé, pour trouver quelque route où l'on n'eût pas marché, et la proposait à l'émulation de ceux qui voudraient s'y élancer avec lui ou sans lui. De là Messieurs, dans la littérature du dix-huitième siècle, en Allemagne, des gloires qui se succédaient comme des systèmes, tandisque le caractère de la gloire est d'avoir quelquechose de permanent et d'universel, ce sont les paroles de Cicéron qui s'y connaissait. Et ce génie semblait naître de la critique au lieu de l'inspirer. En France dans la seconde moitié du dix-huitième siècle, Diderot donna l'exemple de cette critique conjecturale. Il avait, comme les Allemands, quelquechose de désordonné, le goût de l'extrême naturel et la facilité de tomber dans l'affectation. Diderot commençat une réforme dramatique par un traité, et fut novateur en théorie avant de l'être en fait.

In diesem Zusammenhange nehmen nun die Schweizer gerade mit der Mangelhaftigkeit und dem inneren Widerspruche ihres Auftretens eine äußerst wichtige, ja in gewissem Betracht, die wichtigste Stelle ein. Die späteren Standpuncte suchten die Poesie wie sie sein sollte, sie ließen die Production in einem gewissen Sinne walten, aber sie stehen doch Alle schon auf einem gewissen praktischen Boden, es ist schon eine Production vorhanden, die in ihrer Unmittelbarkeit einen solchen Sinn in sich schließen kann. Allein ein solcher Boden hatte erst erobert werden müssen. Die Nachahmung der Alten, welche in den romanischen Ländern eigenthümliche Kunstformen hervorgerufen hat, gegen die wir doch endlich nicht mehr deshalb ungerecht sein sollten, weil man sie uns hat einmal aufdringen wollen, hatte in Deutschland, wo sie der nationalen Substanz widersprach, ohne daß diese für den Augenblick kräftig genug gewesen wäre, sie in die angemessenen Schranken zurückzuweisen, nichts als einen vollständigen Verlust aller poetischen Unschuld zu Wege gebracht. Die Reflexion, welche die poetische Production nun bilden wollte, hatte dieselbe so vollkommen zerstört, daß sogar der Begriff derselben — oder richtiger zu sprechen — denn in begrifflicher, wissenschaftlicher Fassung lag diese Vorstellung noch nicht vor — die innere Erfahrung eines freien Schaffens und die Ahnung, daß die Bildung dieselbe lebendig durchdringen, nicht sie mechanisch beschränken müsse, aus dem Gedächtniß der Menschen vertilgt war — wo denn bei solcher Entfremdung von aller gesunden Naturgrundlage eine heillose Verwirrung unvermeidlich

Digitized by Google

sein mußte. Und da ist denn freilich der Wiedereintritt der Unmittelbarkeit die geistige Wiedergeburt, die hierauf folgen sollte, wie überall nur durch eine in den Tiefen des Geistes arbeitende unerforschliche Kraft bewirkt worden. Aber diejenigen, welche dem oben angegebenen Gesetze der geschichtlichen Periode zu Folge, auf diese Wiedergeburt drangen, sie weissagten und dadurch ihr den Weg bahnten — die mit Einem Worte dem alten Maulwurf da unten wie Hamlet das Schwört, Schwört — entgegenriefen, sind die Schweizer gewesen, und sonst Niemand.

Und in diesem Zusammenhange betrachtet erscheint es denn auch als völlig in dem Wesen der Sache begründet, wenn der Beginn des wahren productiven Fortschrittes von einer Faction ausgeht, die nicht in unmittelbarer Verbindung mit den Schweizern steht. Denn wie hätten nicht diejenigen, welche auf diese ausschließend hingeblickt hätten, da doch einmal durch die Forderung auf diesem Felde die Leistung nicht herbeigeführt werden kann, sich auch in jene festrennen und diese darüber vergessen müssen?

Diese Faction, welche zuerst den positiven Weg der Production wirklich einschlägt, sind die Bremer Beiträger — denen man einige Männer an die Seite stellen muß, die nicht gerade zu der geschlossenen Gesellschaft derselben gehört haben — und damit wäre der litterargeschichtliche Ort dieser letzteren zugleich angegeben.

Was die Bremer Beiträger, welche bekanntlich ursprünglich größtentheils Mitarbeiter an den Belustigungen waren, diesen entfremdete, war nach den einstimmenden Aussagen Kästners und A. Schlegels das polemische Element in denselben. Nicht, als ob sie eben deshalb daran Anstoß genommen hätten, weil sie etwa insgeheim auf Seiten der Schweizer gestanden hätten — dem widerspricht der Protest A. Schlegels, von dem unsere ganze Erörterung ausging, sondern weil es ihnen nur auf wirkliche positive Leistung, auf harmlose Production ankam, für deren Veröffentlichung ihnen jene Zeitschrift Gelegenheit darbot. Dies trat in vollkommener Klarheit hervor, als sie ihre eigne Zeitschrift gegründet hatten. „Unsre Absicht ist", sagen sie in der Vorrede, „die Liebe zu den Werken der Dichtkunst und Beredsamkeit allgemeiner zu machen, und unsere Leser dabei zu vergnügen. Eine Absicht, die freilich nicht neu, aber deßwegen doch verantwortlich ist. Sollte man uns auch beweisen können, daß es uns nicht zuwider wäre, bei dieser Gelegenheit Schriftsteller zu werden, so kann uns doch die Welt diese Eitelkeit ohne eine überflüssige Großmuth vergeben, wenn wir nur unseren ersten Endzweck dabei erreichen. Wir wissen nicht, ob uns die Zeit und unser Vermögen erlauben werden, unsere Leser von allen oder auch nur von den meisten Arten der Ausarbeitungen, welche in die schönen Wissenschaften gehören, einige Versuche vorzulegen. Wir schmeicheln uns auch nicht, daß uns Jemand deshalb in Anspruch nehmen wird, wenn wir es wirklich nicht thun sollten. Ob wir alle Arten von witzigen Aufsätzen, oder die allerwenigsten davon liefern, daran wird nicht viel liegen, wenn wir bei unsern Stücken nur so glücklich sind, uns aus dem Mittelmäßigen zu erheben". Und weiterhin: „Wir wollen uns die guten Critiken zu Nutze machen und die schlechten auch. Vor Streitschriften dürfen sich unsere Leser nicht fürchten. Sie sollen keine Seite in unseren Blättern einnehmen, ob wir uns gleich die Freiheit vorbehalten, nach Gelegenheit der Umstände, bescheidene Beurtheilungen über andere Schriften einzurücken. Diese Arten von Arbeiten ge-

Digitized by Google

hören sowohl in die schönen Wissenschaften und zum Vergnügen der Leser als andere Aufsätze. Man muß sie aber ohne Haß und Bitterkeit verfertigen. Es giebt genug kriegerische Gegenden. Man wird schon noch ausmachen, unter welchem Himmelsstriche der gute Geschmack seine meisten Anhänger hat. Wir wollen friedlich zusehen". Natürlich mußte bei solchen Ernst der Auffassung auch auf einen bedeutenden Inhalt gedrungen werden, und so dürfen wir es vielleicht dem Glaubensbekenntniß der ganzen Gesellschaft anreihen, wenn einer ihrer Dichter (III. 94.) sagt:

Der Gottheit Herold sein; der Tugend Ruhm erheben
Dem Schweren unsrer Pflicht ein reizend Ansehn geben:
Das unerforschte Herz und Triebe, die uns fliehn,
Mit glücklicher Gewalt aus ihren Klüften ziehn,
Das Volk das irre geht, vom falschen Wahn entfernen,
Nach sichern Zwecken gehn und edler denken lernen,
In weisen Lob und Schimpf ermuntern und erbau'n,
Geschmack und Kunst verstehn und auf die Nachwelt schau'n:
Dieß muß ein Dichter thun, den Recht und Einsicht adeln
Den die Vernunft erhöht und blinde Schüler tadeln.

Die Gedichte der Bremer Beiträger sind neben den Hallerschen und Hagedornschen, die ersten, in welchen sich eine rege, wenn auch noch mannichfach gehemmte Productionslust zeigt, und mit denen wirklich etwas geleistet war — wofür ich statt weitere Belege anzuführen, nur auf Lessings Urtheil über Gellerts Lustspiel in der Dramaturgie hinweisen will. Unter diesen Umständen konnte sich denn auch Klopstock der die positive dichterische Production, und zwar in dem besonderen Sinne der Schweizer, vertrat, zu ihnen gesellen; es ist bekannt, daß zu der nähern Bekanntschaft ein Gespräch Veranlassung gab, in welchem Cramer behauptete, an größeren Gedichten stehe die deutsche Litteratur der Englischen noch nach, worauf Schmid das Manuscript der Messiade hervorholte, um zu zeigen, daß dergleichen auch in Deutschland vorhanden seien — was denn die Gesellschaft freudig anerkannte und das bis zu jener Zeit Ausgearbeitete in ihrer Zeitschrift veröffentlichte.

Natürlich traten die Bremer Beiträger mit dieser Sinnesweise sogleich in einen Gegensatz zu Gottsched, welcher ein solches, auf dem Gefühl, daß die Poesie sich nicht commandiren lasse, beruhendes ruhiges Abwarten, welche Gattungen von poetischen Werken nun gerade entstehen würden, ein solches von dem Bewußtsein einer gewissen Schöpferkraft, die schon das Richtige treffen werde, eingegebenes parteiloses Zusehen bei dem Streite, welches der wahre gute Geschmack sei, gar nicht gelten lassen konnte, sondern dort alle Gattungen hervorgerufen, hier den Streit ein für allemal entschieden zu sehen wünschen mußte. Daher wird auch in Bezug auf ihn von der Regel, daß man nicht polemisch sein wolle, ein Ausnahme gemacht, wenigstens kommen allerlei Anzapfungen vor, z. B. wenn im dritten Bande S. 27 um die „Dichter von zu hellem Wesen" zu verspotten die Worte Hallers:

Mach deinen Rauvenstand, und einen Tropfen Zeit,
Den nicht zu Deinem Zweck, die nicht zur Ewigkeit

in einer langen Reihe von Alexandrinern nach Art geistloser Commentatoren erklärt wird. Fast den ganzen Kreis der Bremer Beiträger finden wir beisammen in folgenden Fragmenten eines Briefes, der Gottsched während seiner Reise nach Preußen in den Leipziger Angelegenheiten auf dem Laufenden zu erhalten bestimmt war:

Digitized by Google

J. J. Schwabe an Gottsched.

Leipzig, den 4. Juli 1744.

Ich habe den ausgesetzten Preis von Ew. Magnificenz unsern hiesigen Dichtern nach Dero Befehle unter den vorgeschriebenen Bedingungen ausgebothen. Ich weiß aber nicht, ob ich auch Geschicklichkeit genug gehabt habe, sie zugleich dazu aufzumuntern. Ein jeder schien dem andern einen Vorzug vor sich zuzugestehen, und dabei doch so viel Eigenliebe zu haben, daß er sich selbst wohl in dem Herzen für den geschicktesten hielt, aber es doch nicht auf einen zweifelhaften Wettstreit wollte ankommen lassen. Sie entschuldigen sich fast insgesammt mit ihrer Unfähigkeit und obenein mit der Kürze der Zeit, zumal da ein jeder seinem Vorgeben nach, auf diesen Monat noch etwas nothwendiges zu thun hätte. Herr Gärtner mußte mit seiner Uebersetzung eines Theils von Rollins alter Historie, Herr Schlegel*) und Herr Mylius mit dem Lucian vollends fertig werden; Herr Grimm hätte an einer Dissertatiuncula, die er eines Stipendii wegen einschicken müsse, zu arbeiten. Herr Zachariä und Herr Krüger hätten viele Collegia abzuwarten und Herr Cramer müßte sich in seine neue Condition, die er durch Vermittelung des Herrn C. Waller (?) bei dem Herrn D. Börner erhalten, ein wenig einrichten und mit seinen Untergebenen fleißig seyn. Bey dem allen glaube ich aber doch, daß ein und der andere schon noch eine Preisschrift ausarbeiten wird: wiewohl ich dazu keine große Hoffnung machen kann.

Außerdem wäre nur ein Brief Fuchsens des „Bauernsohnes", dessen sich später Hagedorn annahm, zu erwähnen, der aber nichts Merkwürdiges enthält; die Briefe eines Johan Andreas Cramer, der bereits im Jahre 1741 Prediger in Radmeritz ist, und nach und nach in den Orden der alten Junggesellen überzugehen bekennt, gehen uns hier natürlich nicht an.

Gleichwohl wird hiermit das Verhältniß der Männer, um die es sich hier handelt, zu Gottsched noch nicht vollkommen erklärt: vielmehr ergiebt sich in dieser Beziehung aus den Documenten und Andeutungen, welche der Briefwechsel des letzteren enthält, in ähnlicher Weise wie bei den Schweizern eine bis jetzt nicht geahnte Aufgabe für den Sitten- und Litteraturgeschichtschreiber.

Daß die Bremer Beiträger, und wer ihnen nahesteht, da sie mit Gottsched in persönlicher Verbindung standen und nicht nur an den Belustigungen mitarbeiteten, sondern auch anderweitige litterarische Arbeiten für ihn besorgten — wie denn namentlich Gellert und Gärtner bei der Uebersetzung des Bayle beschäftigt gewesen sind und ihr eine Zeitlang ihren Unterhalt verdankt haben mögen — in der Periode, welche der Herausgabe der Bremer Beiträge (1744) voranging, wenn sie gerade von Leipzig abwesend waren, auch Briefe mit ihm gewechselt haben werden, ist ganz in der Ordnung, und wenn sich deren hier nur wenige finden, so wie überhaupt die Briefsammlung nur geringe Spuren von dem Zusammenleben dieser Männer mit Gottsched enthält, so erklärt sich dieß daher, daß sie zu jener Zeit eben größtentheils in Leipzig anwesend waren.

Das interessanteste Document würde hier ein Brief Gellerts an Gottsched sein, doch kann ich mir dessen Mittheilung ersparen, da er schon in der neuen Gesammtausgabe der Werke des ersteren abgedruckt ist. Sonst ist aus dem Jahre 1744 ein von Dresden datirter Brief von Kopp, dem Uebersetzer

*) Adolph.

Digitized by Google

des befreiten Jerusalems, vorhanden, in welchem für das günstige Urtheil, das Gottsched über fünf Uebersetzungen ich weiß nicht was für einer Ode, welche Gärtner, Schlegel (vermuthlich Elias), Gellert, Rost und Kopp selbst im poetischen Wettstreite angefertigt, gedankt, der Druck aber bescheidener Weise abgelehnt wird. Dagegen finden wir ein anderes Mitglied der Gesellschaft, das freilich nicht eben das berühmteste ist, aber dessen innerer Lebensgang doch schon wegen seiner späteren Verbindung mit Lessing die Aufmerksamkeit auf sich ziehen muß, in einem Verhältniß zu Gottsched, wie wir es für diese Periode bei allen diesen Männern vorauszusetzen geneigt sind:

Conrad Arnold Schmid an Gottsched.

Hannover, den 16. Jan. 1740.

Hochedler Herr

Ich habe an Ew. Hochedlen einen Geist entdecket, der unzufrieden seyn würde, wenn er sich nicht mit der Beförderung der Glückseligkeit anderer Menschen beschäftigen könnte. Aus diesem Grunde ist die Freimüthigkeit geflossen, deren ich mich gegen Ew. Hochedlen bediene.

Die Natur hat mir einen unauslöschlichen Trieb zur Erforschung ihrer Werke und zur Prüfung der Wahrheit eingeflößet, allein sie hat mich nicht in die Umstände gesetzet, diese Vollkommenheit zu erreichen. Der allgemeine Mangel, der sich in Niedersachsen auszubreiten beginnt, drücket auch mich und meine Angehörige. Man hat mich der Nahrung wegen zum Schulmann oder zum Prediger bestimmet. Ich habe die Einwürfe, welche hierüber in meinem Gemüthe entstunden, mit zusammengesuchten Gründen betäubet und mich beynahe drey Jahre lang auf hohen Schulen zwingen müssen, die mathematischen Wissenschaften nebst der Weltweisheit nur als ein Nebenwerk zu treiben. Allein je länger es dauert, desto mehr machet mich die Neigung zu diesen Wissenschaften zum Prediger und zum Schulmann untüchtig. Meine gewöhnlichen Einwürffe wachen insgesammt wiederum auf, und ich kann mich nimmer beruhigen, wenn ich bedenke, daß der erste in diesem Lande ein Sklave von den Vorurtheilen des Pöbels ist, und die Freiheit alles nach den Regeln der Vernunftlehre zu prüfen, gänzlich verbannen muß, und daß der andere gezwungen ist, von vielen Dingen eine historische Erkänntniß zu haben, und nicht darauf denken darf, die Kräfte seines Geistes in eine tiefsinnige Untersuchung der philosophischen Wahrheiten zu schärffen. Ich würde ein unnützes Mitglied der Menschlichen Gesellschaft seyn, wenn ich mich mit Sachen beschäftigte die meiner Neigung durchaus zuwider sind. Kann auch etwas härteres seyn, als der Vorwurf, man habe die Absichten nicht erreichet, warum uns der Schöpfer auf diesen Planeten gesetzet? Es ist mir unmöglich, meine Neigung länger zu unterdrücken. Ich habe mich endlich entschlossen meine Bemühungen den hohen Schulen zu widmen und daselbst mit dem Vortrage der Wissenschaften den Rest meiner Tage hinzubringen, nur wünschte ich vorher Ew. Hochedlen und des Herrn Hausen's Unterricht eine Zeitlang genießen zu können. Ich bin in meinem dreyundzwanzigsten Jahre*), einem Alter, welches von der Hoffnung zur Gründlichkeit

*) Conrad Arnold Schmid, der spätere Rector der Schule in Lüneburg und Professor der Theologie in Braunschweig, war 1716 geboren. Es ist ein glücklicher Umstand, daß unser Briefsteller durch diese Erwähnung seines Alters die Identität der

noch nicht ausgeschlossen ist. Meine Begierde, diesen Endzweck zu erreichen, setzet mich außer Gefahr dasselbe zu verfehlen. Wüßten mir Ew. Hochedlen doch etwas vorzuschlagen, welches mich auf einige Zeit der Sorgen der Unterhaltung entzöge! Wie gern wollte ich um Ostern mein Vaterland mit dem blühenden Leipzig vertauschen. Ich bitte Sie, Hochedler Herr, würdigen Sie diese Sache Ihrer Aufmerksamkeit. Ich getraue mich, Eigenschaften zu besitzen, die mich Ew. Hochedlen bei näherer Kenntniß meiner Person liebenswürdig machen müssen. Ihr Geist ist viel zu edel, als daß Sie abgeneigt seyn könnten, meine Absichten durch Ihren Rath zu unterstützen. Vielleicht stehet es auch in Ihrer Gewalt, anitzt Ihren dankbarsten Schüler zu ziehen, und durch denselben Ihr glückliches Nachforschen in dem Wachsthum der Wahrheit und Tugend am würdigsten belohnt zu sehen. Kann ich Ew. Hochedlen noch auf eine andere Vergeltung verweisen, so weiß ich, daß die Vorstellung dieser Belohnung in Dero Gemüthe kräftiger seyn wird, als bey andern ein Capital. Ich bin u. s. w.

Gefällt es Ew. Hochedlen diesen Brief zu beantworten so ersuche ich die Antwort an den Herrn Leibmedicus von Hugo zu adreßiren.

Wenn Ew. HochEdlen Umstände verstatten, so ersuche ich mir die wichtigsten Fehler in beygelegten Gedanken zu entdecken:

(Beilage).

Ein hoher Sinn, den Witz und Warheit leitet
Verdient allein der Musen Lobgedicht
Ihr Lied, das ihn zur Ewigkeit begleitet
Beschämt der Ruf von kleinen Thaten nicht.
Wie manchen Held muß nicht der Dichter schnitzen
Des Pöbels Mund hat viele groß gemacht
Durch feilen Fleiß wird oft nach langem Sitzen
Der Sklav versteckt, der Held herausgebracht.
Im kühlen Thal, an den bemoosten Quellen
Woraus der Hirt mit seinen Lämmern trinkt
Wo Busch und Hain bey sanften Wasserfällen
Sich scherzhaft lockt (sic) und mit den Wipfeln winkt
Wo Zephirs Hauch der Floren Wangen streichelt
Wo sich die Luft auf weiche Rosen streckt
Wo Philomel, wo Lerch und Wachtel schmeichelt
Da da wird erst ein großer Mann entdeckt
Da reißt sein Geist sich aus des Kerkers Schranken,
Worin ihn sonst der Zwang der Städte schlißt.
u. s. w.

Ich habe nicht versäumen dürfen, doch ein Stück dieses Gedichtes aufzunehmen; weil es zur Identificirung der Person wird dienen können, falls es in einer Sammlung der Gedichte des C. A. Schmid aufgenommen sein sollte — was zu untersuchen mir die Gelegenheit fehlt. — Uebrigens ist C. A. Schmid, wenn ich nicht irre, von Gottsched bei der Uebersetzung des Bayle beschäftigt worden; wozu er sich denn auch vermöge der Geistesrichtung die sein Brief kund giebt, und der Sprachgewandheit, die sich in dem Gedichte nicht verkennen läßt, wohl wird geeignet haben, wenigstens besser als der fromme Gellert, der bei diesem Geschäft wirklich ernstlichen Schaden an seiner Seele gelitten haben dürfte, denn die spätern Lüsternheiten und die wunderbare

Person sicher stellt — man könnte bei dem einen ganz andern Lebenslauf in Aussicht stellenden Charakter des Briefes an derselben zweifeln wollen.

Digitized by Google

Erfahrenheit in allerlei Dingen, die dem hypochondrischen Mann auf seiner Studierstube doch nicht praktisch entgegengetreten sein werden, könnte er am Ende gar aus dem gelehrten Bayle geschöpft haben, der sich bekanntlich gegen die Vorwürfe der Theologen in dieser Beziehung schalkisch genug dadurch vertheidigt, daß er auf einer großen Folioseite in usum Delphini alle Stellen der Art zusammenträgt, die sich — in der heiligen Schrift finden.

An dem Bestehen dieser Verhältnisse zu Gottsched in jener Zeit ist also, wie gesagt, nichts zu verwundern. Aber was werden meine Leser sagen, wenn ich ihnen zeige, daß die Bremer Beiträger, nachdem sie sich auf eigene Füße gestellt, nicht nur die Verbindug mit Gottsched nicht abgebrochen, sondern sogar in gewissen freundschaftlichen Verhältnissen mit ihm verharrt — und daß dieß nicht etwa bloß von Gellert gilt, den nicht nur seine Stellung in Leipzig, in der er nach der Einen Seite hin als ein Nebenbuhler seines alten Lehrers auftrat, diesen zu schonen nöthigte, sondern in dessen Charakter es auch lag, mit den Leuten in Frieden leben zu wollen — wie denn Reichel, der Verfasser der Bodmerias, da er am Ende des Jahres 1753 Gottscheden gelegentlich von seiner frühern Bekanntschaft mit B. E. Krüger und den Bremer Beiträgern erzählt, bei Erwähnung des Umstandes, daß er einst zugegen gewesen, wie man in dem Kreise des letztern sehr über Gottsched hergezogen, höchst bezeichnend hinzufügt — nur Herr Gellert — „der überall das liebe Kind sein will" habe seine Partei genommen.

Zwar einen Brief von dem Stifter der Gesellschaft könnte man eher als einen Beweis von eintretender Entfremdung ansehen, denn er scheint eine Ablehnung einer von Gottsched dem Schreiber angebotenen Stelle zu enthalten, wenn nur nicht eben daraus hervorginge, daß Gottsched im Jahre 1745 noch erbötig gewesen, ihn mit seiner Empfehlung zu unterstützen.

K. Chr. Gärtner an Gottsched.

Leipzig, den 27. des Heumonats 1745.

Ew. Magnificenz muß ich hiermit, meiner Schuldigkeit nach, die Nachricht geben, daß es mir nunmehr unmöglich fällt, die Reise nach Cassel anzutreten. Als ich eben gestern im Begriffe war, die Hindernisse, welche mich davon abhielten, aus dem Wege zu räumen: So erhielt ich aus meiner Vaterstadt die erfreuliche Nachricht, daß ich mir nunmehr zu einer ganz guten Versorgung daselbst, um welche ich bereits einigemale angehalten habe, gewisse Hoffnung machen könnte. Ob ich nun gleich erst in einem Jahre zu dem wirklichen Besitze dieses Amtes gelangen kann: So habe ich es doch für meine Pflicht gehalten, dasselbe einer auswärtigen Versorgung, zu welcher ich vielleicht auch einst gelangen könnte, vorzuziehen, da es zumal ganz einträglich, ruhig und meiner Gemüthsart gemäß ist, und mir die erwünschte Gelegenheit giebt, meinen nächsten Anverwandten einige gefällige Dienste zu erweisen. Ich hoffe also, Ew. Magnificenz werden mir diesen Entschluß nicht übel nehmen, da ich gewiß versichert bin, daß mir dieselben ohne allen Eigennutzen, bloß aus Großmuth und aus Liebe zu meinem Besten die Vorschläge in Cassel gethan haben. Ew. Magnificenz können hieraus schließen, mit was für Vergnügen ich mich allezeit an die Verbindlichkeit erinnern werde, mit welcher ich beständig verharre u. s. w."

Digitized by Google

Auch noch später wird Gärtner, nachdem er schon im Jahre 1745 als Führer zweier jungen Grafen nach Braunschweig gegangen war — die Hoffnung auf eine Anstellung in Freiberg scheint sich also nicht verwirklicht zu haben — von Männern, die mit Gottscheds Verhältnissen gar wohl bekannt sein konnten, wie ein Freund desselben ja als ein Anhänger genannt, dessen Wohlverhalten und Beförderung ihm selbst angenehm und schmeichelhaft sein könne. Am 30. May 1748 nennt Wedekind, da er Gottscheden das Diplom der deutschen Gesellschaft in Göttingen überreicht, auch Gärtner als ein Mitglied derselben — und wie diese deutsche Gesellschaft ganz eigentlich dem Einflusse Hallers die Spitze zu bieten bestimmt war, ist schon oben angedeutet worden. Im ähnlichen Sinne schreibt der Vorsteher des Carolini in Braunschweig.

Jerusalem an Gottsched.

Braunschweig, den 25. Juni 1746.

Dem Herrn Gärtner ist bey unserem Collegio die deutsche Sprache zu lehren aufgetragen worden. Er war hier vorher Hoffmeister bey den beyden Grafen von Schönburg, weil er aber diese verlies, und ich ihn sowohl wegen seines feinen Geschmacks als auch wegen seiner überaus guten Lebens-Art nicht gern von hier wieder missen wollte, so sind der Hertzog so gnädig gewesen, und haben ihm dieses Geschäfte aufgetragen; und ich hoffe, daß er sich dem Collegio wegen obbemeldeter beyder Eigenschaften sehr nützlich machen und nach und nach den guten Geschmack mit Hülffe seines Schwagers etwas allgemeiner hier soll machen helffen. Die Redekunst hat er angefangen über Dero Anweisung mit vielem Beyfall zu lesen. Vorige Woche haben sich seine Umstände auch um 300 Thaler gebessert, indem er die Aufsicht über die Anführung der beyden Grafen von Dettmold zugleich übernommen hat."

Zwar zeigt es sich auch hier gelegentlich, daß Gärtner nicht eben in allen Dingen nach Gottscheds Pfeife tanzt, denn ein anderer Braunschweiger Correspondent schreibt am 29. Juli desselben Jahres, das Gedicht auf des Herzogs Geburtstag habe Gärtner verfertigt, und zwar in reimlosen Versen — was Gottsched in dieser späteren Zeit nicht gelten ließ — doch hat derselbe Friderici ein Paar Wochen später, da er das Gedicht selbst übersendet, einen höflichen Gruß Gärtners an Gottsched auszurichten.

Aehnliche Verhältnisse finden auch zu andern Mitgliedern der Gesellschaft statt. Nachfolgender Brief wird in dieser Beziehung vielleicht noch mehr Verwunderung erregen, als die Notiz über Gärtner.

Conrad Arnold Schmid an Frau Gottsched*).

Lüneburg, den 28. October 1748.

Hochedelgeborne Frau.

Ich habe vor einigen Tagen den Einwohnern meiner Vaterstadt durch meine Untergebenen ein theatralisches Stück bekannt gemacht, welches die Deutschen ihrem feinen Geiste zu danken haben. Sie haben also den stärksten

*) Von derselben nach von ihr beigeschriebener Notiz unterm 9. Februar 1749 beantwortet.

Digitized by Google

Anspruch auf die Blätter, die ich nach dem Gebrauche dieses Ortes bey dieser Gelegenheit in lateinischer Sprache entworffen habe. Ich will von denselben nichts sagen: Sie werden selbst urtheilen, daß man in einer Einladungsschrift genug gethan habe, wenn man den Lesern des Ortes, in welchem man schreibet, nur einige Wahrheiten bekand machet, an welche sie entweder nicht denken, oder die sie auch nicht einmal wissen.

Wundern Sie sich nicht, Hochedelgebohrne Frau, daß ich in meiner Einladungsschrift mit dem Nahmen des französischen Verfassers, auch den Ihrigen nicht gesetzet habe. Sie sind sicher genug, daß er durch Schriften dieser Art weder ins Vergessen gerathen, noch der Vergessenheit entrissen werden kann, doch, ich will keine Autorbescheidenheit annehmen. Dis ist die wahre Ursache. Diese Republik bestehet nicht aus lauter Männern, deren Geist zu der Empfindung des besten Geschmackes geschärft ist, ob sie gleich sonst Leute von den größten Verdiensten sind. Einige derselben stutzen noch, wenn sie etwas von dem gereinigten Witze der Deutschen hören, und können es nicht leiden, daß die Zeiten, in welchen sie Kenner des Witzes gewesen sind, von unsern Zeiten übertroffen werden. Der Nahme eines Franzosen dagegen setzet sie nicht in die Gefahr ihre Meinung zu ändern, und in ihren Augen kleiner zu werden, weil sie von ihrer Kindheit an eben das von den Franzosen geurtheilet haben, was sie noch itzo von ihnen urtheilen. Meine Zuhörer haben mit diesem Stücke*) ihre erste Probe gemacht, auf einer öffentlichen Schaubühne zu reden. Ich kannte sie auf allen Seiten besser, als auf dieser; und ob ich sie gleich fast alle Wochen reden lasse, so mußte ich mich doch nothwendig in die Verfassung setzen, in einer gedrückten Menge Volkes nicht nur eine unzählige Menge Fehler zu übersehen, sondern sogar nicht unruhig zu werden, wenn auch die ganze Sache mißlänge. Ich hielte es also für billiger die Fehler meiner Untergebenen, die fast allezeit auf die Rechnung des Verfassers gesetzet werden, lieber auf irgend einen anderen als auf Sie fallen zu lassen, und mit aller Sorgfalt den Ausruf zu verhüten: Hier stehet man wie die französischen Stücke unter uns Deutschen ausfallen, da sie doch eine so berühmte Dame übersetzet hat! Ich muste mich hiervor, wie ich glaubte, in Acht nehmen. Viele, dachte ich, haben die deutsche Schaubühne in ihren Händen; die andern müssen durch den ersten Versuch junger Redner nicht in ein schlimmeres Vorurtheil gesetzet werden. Sehen Sie, Madame, so habe ich gedacht, und so würden Sie selbst gedacht haben, wenn Sie in meiner Stelle gewesen wären, und eine solche Verehrerin von mir seyn wollen als ich von Ihnen bin. Ich habe aber falsch gedacht, und mehr besorget als nöthig gewesen wäre. Meine Untergebenen haben von diesem Versuche Ehre, und da ich vorher nur gedacht, es nach und nach dahin zu bringen, daß die falschen Vorurtheile in dieser Stadt von gesunderen überstimmt würden, so ist fast keines gewesen, das überstimmet werden durfte. Man fraget mit Begierde nach dem Uebersetzer und man höret gern, daß Sie es sind. Es wird mir also nunmehro sehr wahrscheinlich, daß dieser Versuch nicht der erste bleiben wird, ohnerachtet dergleichen theatralische Vorstellungen mit mehr Unruhe verknüpfet sind, als ich mir dabey vorgestellet habe. Sie sind

*) Was für ein Stück kann dieß gewesen sein? Von der Frau Gottsched rühren in der Schaubühne die Uebersetzungen des Misanthropen, der Widersprecherin des Dufresny, der Cornelia der Dem. Barbier, der Alzire, des poetischen Dorfjunkers her.

außer aller Gefahr, Madame„ in ihren Stücken etwas zu verlieren, wenn ich künftig von Ihnen oder Ihrem Herrn Gemahle etwas auf die Schaubühne bringe. Wollen Sie mir also die Erlaubniß nicht versagen, Ihren Nahmen künftig auf meine Einladungsschriften zu setzen? Ich bitte, mir dieselbe in ein Paar Zeilen zu geben. Ich unterstehe mich nicht ihren Ruhm zu vergrößern, aber ich wage es nun schon meinen Mitbürgern zu sagen, daß ich ihn wohl vergrößern möchte, wenn er noch zu klein wäre. Ich beharre u. s. w.

Auch Ebert ist wenigstens in den nächsten Jahren noch als ein Angehöriger von Gottscheds weiterem Kreise zu betrachten. Es erhellt dieß aus einem Briefe, der in vieler Beziehung zu charakteristisch ist, als daß ich ihn nicht mittheilen müßte.

Jerusalem an Gottsched.

Braunschweig, den 25. April 1749.

Endlich komme ich auch mit einem geringen Beytrage zu dem Monument unseres seligen Herrn Grafen*), und hoffe, daß es Ew. Wolgeboren nicht unwürdig halten werden, daß es ein wiewohl kleines Stück dieses ansehnlichen Denkmahls mit ausmache. Sie werden sich wundern, daß ich selbst mit einem so großen Zutrauen davon urtheile, aber ich habe es auch nicht gemacht. Denn in Leipzig habe ich ehedem nur schlechte Verse und seitdem auch solche nicht einmal mehr machen können. Der Urheber von diesen, nämlich der Herr Ebert, einer von unsern Hofmeistern, wird Denenselben aber nicht unbekannt, und wo ich nicht irre, auch noch ein Schüler von Ew. Wolgeboren seyn. Aber wie wird meine Gutherzigkeit bezahlet werden, daß ich Newton, noch mehr, einen Leibnitz, ja sogar einen Locke unter die seeligen Schüler der Engel gesetzet oder wenigstens darunter habe stehen lassen. Sie stunden aber zu schön da, und ich glaube, es wird der Religion nicht nachtheilig seyn, wenn wir auch solche Geister in den seeligen Wohnungen der Ewigkeit dermaleinst zu finden hoffen, die hier in der Welt der menschlichen Natur so viele Ehre gemacht, und wenn sie auch gefehlet, dennoch allezeit die aufrichtigste Liebe für die Wahrheit und für die Ehre des Schöpfers bewiesen haben. Ich überlasse es übrigens Ew. Wohlgeboren ob Sie überhaupt dieses kleine Stück wehrtachten u. s. w.

Hieran mögen sich einige Nachweisungen über Verhältnisse knüpfen, in welchen einige Männer zu Gottsched gestanden haben, die zwar der Gesellschaft der Bremer Beiträger nicht, oder nur vorübergehend angehört haben, in Betreff deren man aber aus dem Umstande, daß sie Lessings Bekanntenkreis in Leipzig gebildet, zu schließen geneigt sein könnte, daß sie ungefähr von dieser Zeit an die Verbindung mit „Sr. Magnificenz", wie Lessing ihn in der Dramaturgie noch nach seinem Tode nennt, abgebrochen haben dürften, und die auch zum Theil späterhin nicht viel mit ihm wollten zu thun gehabt haben.

Vor Allen andern wird man hier an Mylius denken. Aber dieser muß schon in seinem Freigeiste ein großes Verbrechen gegen Gottsched begangen haben, denn die Frau Gottsched stellt ihn in der Vorrede zur Uebersetzung des Guardian unter diesem Namen Rost und Liscow an die Seite —

*) v. Manteuffel.

Digitized by Google

worüber ich keine Auskunft zu geben weiß, da mir die Zeitschrift nicht zu Gesicht gekommen. Im Uebrigen wird in späterer Zeit außer einigen unglimpflichen Aeußerungen v. Schönaichs gegen ihn als wirklichen oder vermeinten Verfasser gewisser Kritiken in der Vossischen Zeitung, seiner nur in folgender Stelle Erwähnung gethan, die ich zwar auch nicht ganz verstehe, die ich aber für eine künftige Monographie, deren der Freund Lessings wohl werth wäre, hier niederlegen will.

Oelrichs an Gottsched.

Berlin, den 12. Febr. 1751.

Von denen neuen kritischen Nachrichten ist Hr. Mylius, so allerley für Erläuterung der Naturlehre und sonst auch die Rüdigersche Zeitung geschrieben, Verfasser. Ob sie werden besser werden als die vorigen (was ich in beykommendem Stücke der C. B. S. 806 gewünscht, quod TIBI in aurem dico) und so gutt als versprochen worden, wird die Zeit lehren; ich habe dem Hrn. Mylius wegen der ehemaligen scharfen Beurtheilung Dero Grammatik von der Jubelode*) nichts sagen mögen.

P. S. Was ich von Hrn. Mylius vermuthet ist geschehen, wie ich eben aus denen critischen Nachrichten ersehe, weshalb ich mich auf die Beylage (fehlt) beziehe.

Ueber einen andern bis dahin ganz unbekannten Universitätsfreund Lessings und Mylius', den Mag. Agricola, giebt der Gottschedsche Briefwechsel einigen Aufschluß. Man wußte bis dahin von ihm nur, oder glaubte zu wissen — ich werde an einem andern Orte Gelegenheit nehmen, diesen Punct zu untersuchen — daß er der Herausgeber jener Ermunterungen gewesen, in denen Lessing zuerst als Schriftsteller aufgetreten; Mohnike stellt in seinen Lessingianis einige Betrachtungen über sein wahrscheinliches Verhältniß zu Lessing und Mylius an. Es dürfte dieses jedenfalls von ziemlich oberflächlicher Natur gewesen sein; der wie es scheint von Armuth und niedriger Herkunft gedrückte Mann ist noch 1751 ein gehorsamer Client Gottscheds.

M. Christian Wilhelm Agricola an Gottsched.

Firnstadt(?), den 2. May 1751.

Nichts als die Hoffnung, daß ich so glücklich würde seyn können Ew. Magnificenz persönlich aufzuwarten, hat mich bishero abgehalten Ew. Magnificenz den allerverpflichtesten Dank für die geneigte Beurtheilung meiner Uebersetzung des Heliodors abzustatten. Ich thue dieses hiermit mit einem unverstellten und wahrhaft dankbarem Herzen; ich bekenne aber zugleich, daß ich mich des Lobes ganz und gar unwürdig schätze, welches mir die Gewogenheit Dero Magnificenz beyzulegen geruhet hat.

Ew. Magnificenz haben mir Hoffnung gemacht, daß Sie meiner eingedenk seyn wollten, wenn sich Herr Breitkopf die Fortsetzung des Bayle zu verlegen entschließen sollte. Ich nehme mir dahero die Erlaubniß, mich zu erkundigen, ob er sich dazu entschlossen, und bin zugleich so dreiste, Dieselben gehorsamst zu ersuchen, mir einige Nachricht zu ertheilen, was der Verleger

*) Gottscheds zur halbhundertjährigen Geburtstagsfeier des Königreichs Preußen.

Digitized by Google

der Madame, Dero berühmten Frau Gemalinn (welche ich meiner tiefsten und unverbrüchlichsten Ehrerbietung zu versichern gehorsamst bitte) auf meinen Vorschlag wegen des Bourdaloue geantwortet hat. Ich empfehle mich übrigens u. s. w.

Also einer der jungen Leute, die, wie Zachariä sagt — „für einen alten Rock" für Gottsched arbeiten mußten.

Nächst Mylius ist Lessing bekanntlich in Leipzig am engsten mit Weisse verbunden gewesen. Welches mag nun das Verhältniß gewesen sein, in welchem dieser Mann zu Gottsched gestanden? Was er selbst in seiner Selbstbiographie darüber erzählt, ist nicht nur ungenügend, sondern widerspricht sich in sich selbst. Er erzählt S. 19: „Auch wohnte er — Weisse spricht wie Julius Caesar in der dritten Person von sich — Gottscheds Redeübungen bey. Von diesem Manne war er übrigens kein großer Bewunderer; er brachte ihn auch bald, da er an seinen schriftstellerischen Unternehmungen keinen Antheil haben wollte, gegen sich auf. Ein einziges Mal trat Weisse als Mitglied seiner Gesellschaft als Redner auf, bey des Grafen von Manteuffel Tode; welche Rede auch gedruckt wurde." Ich sage dieß widerspricht sich in sich selbst. Denn erstlich war Mitglied von Gottscheds Rednergesellschaft zu sein, etwas ganz anderes, als etwa bloß ein Colleg bei ihm zu hören; die Mitglieder dieser Gesellschaft bildeten seinen engern Schülerkreis, wie er denn selbst in der Ankündigung seiner Winterworlesungen 1737 — dem Programm über den Spinozismus — über jene Uebungen sagt: ad haec, qui nomina sua professi fuerint, eos amicorum instar semper habere magisque mihi coniunctos existimare soleo. Und zweitens liegt einerseits darin, daß Weisse gerade eine Rede auf Manteuffels Tod gehalten habe, ein entschiedenes Eingehen auf Gottscheds Interesse, denn für diesen war dieß eine sehr wichtige Begebenheit, und andrerseits in der Gestattung der Veröffentlichung dieser Rede von Seiten Gottscheds eine Anerkennung, daß der Verfasser in seinem Sinne geredet habe. Man muß also gerade aus diesen Umständen, die Weisse im entgegengesetzten Sinne anführt, den Schluß ziehen, daß er Gottschedeu näher gestanden, als er — ganz unähnlich den Heutigen, welche einer Richtung, die sie für falsch erkennen, gerade recht nahe gestanden haben möchten, um durch sie hindurchgegangen zu sein — in späterer Zeit, als es mit diesem gar aus war, gelten lassen wollte. Und dafür giebt der Briefwechsel einen ferneren Beweis an die Hand. Weisse fährt in seiner Biographie fort: „Als Weisse im Jahr 1750 seine akademischen Studien geendigt hatte und wegen Mangel an nöthigen Unterhaltungsmitteln in großer Verlegenheit, auch schon im Begriff war, als Hauslehrer nach Altona zu einer Mennonitischen Familie van der Smissen zu gehen, ward er zu seiner großen Freude bey einem jungen Grafen von Geyersberg, als Hofmeister angestellt." In dieser Verlegenheit hat er sich nun auch offenbar an Gottsched gewendet — woraus folgt, daß er zu ihm, noch nachdem Lessing Leipzig bereits verlassen hatte, in einem Verhältniß stand, daß er dieß thun konnte — und hat er die endlich gefundene Anstellung nicht Gottschedeu verdankt — was wenigstens nicht unmöglich ist — so hat sich dieser wenigstens lebhaft für ihn verwendet, und es hat sehr wenig gefehlt, daß er ihm nicht ein ganz ähnliches oder gar noch besseres Glück verdankt hat.

Nämlich in Gera lebte ein gewisser Hofrath G. C. Wolf aus Freiberg gebürtig, einer der ältesten Freunde Gottscheds; denn er erscheint 1727

Digitized by Google

unter den Mitgliedern der deutschen Gesellschaft — ein fein gebildeter und geistreicher Mann, der Gottscheden gleich nach dem Erscheinen des Cato eine sehr humoristische Schilderung von der ersten Aufführung desselben in einer Privatgesellschaft in Straßburg macht, wo der elsaßische Dialekt aus der Tragödie eine vollständige Komödie gemacht habe und später einmal einen wirklich ergötzlichen Entwurf vorlegt, wie man den Froschmäusler um das damalige Kriegswesen zu persifliren mit Zeichnungen in Callotscher Manier illustriren könnte, den man beinahe noch jetzt einem Künstler zu lesen geben möchte. — Dieser Mann ist erböthig Weissen anzubringen.

G. C. Wolf an Gottsched.

Gera, den 23. Juni 1749.

Ew. HochEdelgeboren habe letztens in aller Eyl zu erkennen gegeben, wie ich gerne bald Antwort wegen eines vorzuschlagenden Informatoris zu erhalten wünschte. Es ist zwar nunmehro die verlangte Antwort eingelaufen, ich habe aber auch fast zu gleicher Zeit einen Brief von dem Herrn Grafen von Lobenstein erhalten, darinnen Er mir meldet, wie sich einer Nahmens Schmidt aus Hof welcher in Leipzig studirt und daselbst Magister worden, bey Ihm angegeben, den er auch kommen lassen, um einige Wochen die Unterweisung des jungen Grafen zu besorgen und die Proben seiner Geschicklichkeit abzulegen. Sollte man nun daran etwas auszusetzen finden, so könnte sich Hr. M. Weiß*) noch Hoffnung machen, und werde ich nicht unterlassen, alsdann Ew. HochEdelgeboren Nachricht zu geben, da ich inzwischen vor die übernommene Bemühung verbundensten Dank abstatte mit Anerbietung aller geflissentlichsten Dienstbezeigungen. Ich habe dem Herrn Grafen aber auch von der von Ihnen geschehenen Vorschlagung des Hrn. M. Weißens gehörigen Bericht erstattet, die Bedingung den Hrn. M. Weißen mit dem jungen Grafen auf hohe Schulen (wenn darunter Universitäten zu verstehen) zu senden, würde wohl schwer eingegangen worden seyn, weil man alsdann einen Juristen erfordern wird**). Ich verharre u. s. w.

Derselbe an Denselben.

Lobenstein, den 19. Juli 1749.

Ew. HochEdelgeboren habe in meinem letzteren gemeldet, daß der Herr Graf in Lobenstein eine andere Person, die sich in der Nähe gefunden, eine Probe machen lassen, um daraus zu sehen, ob solche die erforderte Geschicklichkeit besäße, den jungen Grafen zu unterweisen. Solche Probe ist aber nicht so abgelaufen, daß Sie damit zufrieden seyn können, dahero mir aufgetragen worden, wegen der von Ihnen vorgeschlagenen Person zu schreiben. Wollte sich

*) Man stoße sich nicht an die Verstümmelung des Namens; der folgende Brief schreibt Weisse; lesen wir doch bei Lessing, dem Freunde und Philologen obendrein, in der Dramaturgie beständig Weiß.

**) Bei der Stelle die Weisse nachher bekam, war es ihm S. 20 a. a. O. sehr erwünscht, daß er mit dem jungen Herrn in Leipzig bleiben konnte, auch war der Umstand, daß er mit demselben cameralistische und juristische Collegia besuchen müssen ein Grund, weshalb er später die Philologie aufgab und eine Anstellung im Staatsdienste suchte.

Digitized by Google

alſo Herr M. Weiſe annoch entſchließen, dergleichen Amt zu übernehmen, ſo könnte Ew. HochEdelgeb. denſelben veranlaſſen, die Reiſe nach Lobenſtein, wo ich mich dermahlen befinde, und die Brunnen Cur brauche, zu thun, und etwan 8 Tage lang hier zu bleiben, um gleichfalls eine Probe in der Unterweiſung des jungen Herrn abzulegen. Es kann Hr. Weiſe mit der Poſt bis Schleitz gehen, und von da ein Pferd nehmen nebſt einem Boten und herüber nach Lobenſtein reiten, welches noch 2 Meilen von Schleitz lieget. Die Reiſekoſten .... ſollen Ihm wiedererſetzet werden u. ſ. w. Ich zweifle nicht, nachdem ich Ew. HochEdelgeb. die Umſtände wegen dieſer Condition eröffnet, daß Hr. M. Weiſe diejenigen Eigenſchaften beſitzen werde, auf die man allhier ſehen möchte: nemlich auf zulängliche Wiſſenſchaft, guten Fleiß in ſeinem Amte und eine gute Lehrart. Der junge Herr iſt munter und lebhaft, von vieler Fähigkeit, und überaus geſchickt die Stärke und Schwäche derer, die ihm vorgeſetzt ſind, zu beurtheilen. Daher er einen ganzen Mann erfordert. Ich erwarte alſo die Ankunft des Hrn. M. Weiſen oder im Fall ſeines Außenbleibens bitte ich Ew. HochEdelgeb. nur um einige Zeilen Antwort u. ſ. w.

Endlich habe ich hier auch von Käſtner zu reden. Sollte wohl Jemand vermuthen, daß dieſer Mann 1756, ja noch von Göttingen aus, wohin er in dieſem Jahr überſiedelte, mit Gottſched wieder in Verbindung geſtanden — denn allerdings ſcheint hier eine Zeit der Entfremdung dazwiſchen zu liegen; Reichel, der Verfaſſer der Bodmerias, ſchreibt am 15. März 1755: „Ich freue mich beſonders darüber, daß Herr Prof. Käſtner ſich der alten Freundſchaft wieder nähert" — ja an ſeinem Neueſten aus der anmuthigen Gelehrſamkeit mitgearbeitet habe? Wenigſtens Niemand, der ihm mit Mohnicke in den Leſſingianis die beißenden Epigramme auf den Leipziger Kunſtrichter und ſeinen Baron v. Schönäich beilegt, die in der Voſſiſchen Zeitung ſtanden und als Leſſings Eigenthum in die Lachmannſche Aufgabe aufgenommen ſind. Aber man höre ihn ſelbſt.

A. G. Käſtner an Gottſched.

Leipzig, den 23. Horn. 1756.

Ew. HochEdelgeb. Magnificenz

habe die Ehre mit meiner Abhandlung vom römiſchen Kalender aufzuwarten. Die Richtigkeit des Kupferſtiches iſt von mir beſorgt worden. Mit der Abhandlung vom vorigen Jahre wiederfähret mir ein ſonderbares Unglück. Ich habe ſie den ganzen Sommer vermißt, und zwar dann und wann, doch nicht eifrig geſucht, weil ich mich darauf verlaſſen, ſie müßte ſich doch endlich beim Einpacken meiner Sachen finden. Dieſe Hoffnung iſt vergebens geweſen, ob ich gleich alle meine geſchriebenen Aufſätze ſorgfältig und mehr als einmahl mit Aufmerkſamkeit durchſucht habe. Ich ſehe alſo kein Mittel als den ganzen Aufſatz ex ingenio zu restituiren. Der Anfang iſt ſchon gemacht, und wie ich ſo viel Zeit als in meiner Macht ſtehet, darauf verwenden will, ſo hoffe ich vor Ablauf der Woche damit fertig zu ſeyn, da ich ſolche alsdann überſenden werde. Ich verharre u. ſ. w.

Digitized by Google

Derſelbe an Denſelben.

Göttingen, den 24. Dec. 1756.

Als ich das letztemahl die Ehre hatte, Ew. Magnificenz aufzuwarten, ward von der Fabel vom Müller und von dem Eſel geſprochen, von der ich mich erinnerte, daß ſie von Hans Sachſen wäre gereimet worden. Ich habe ſie hier in dem Theile von Hans Sachſens Werken gefunden, den ich beſitze. Er führt den Titel Das erſte Buch Sehr Herrliche, Schöne und warhaffte Gedichte, Nürnb. von Leonhard Haußler 1570 in Fol. gedruckt. Daſelbſt ſtehet dieſe Fabel auf der zweyten Seite des CCCCXXX Blattes unter der Aufſchrifft der Waldtbruder mit dem Eſel. Der argen Welt thut niemand recht. Dieſes Buch iſt in 5 Theile getheilet und die Fabel befindet ſich im vierten „Mancherley vnglicher art vnd materie".

Ich hoffe wenigſtens gegen Oſtern etwas Zeit zu demjenigen zu bekommen, was ich Ew. Magnif. aus dem deutſchen Vagetius zu überſenden verſprochen habe.

Ich wünſche von Herzen, daß in dem neuanzutretenden Jahre die Umſtände von Sachſen und Leipzig ſich auf eine glückliche Art ändern und Ew. Magnificenz ſolches nebſt vielen andern vergnügt zurückelegen mögen. —

Dieß iſt Alles, was der Gottſchedſche Briefwechſel in Bezug auf die ſpätern Verhältniſſe dieſer litterariſchen Kreiſe zu Gottſched an die Hand giebt. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich meine Leſer die Fragen wiederholen höre, die bei den Briefen der Schweizer aufgeworfen werden mußten — Wie iſt dieß Alles möglich? Wie konnten dieſe Männer eine ſolche Stellung zu Gottſched einnehmen — wie vermochten ſie, ohne ſich der äußerſten Zweizüngigkeit ſchuldig zu machen, bei der Losſagung von ihm es zugleich doch wieder mit ihm zu halten?

Oder, um die Sache rein litterarhiſtoriſch zu faſſen — ſind dieſe Leute, weil ſie für Gottſched gearbeitet, urſprünglich Gottſchedianer geweſen — und wenn ſie es nicht geweſen ſind oder ſich nur erſt durch den Zuſammentritt zu den bremiſchen Beiträgen von ihm losgeſagt haben, — warum haben ſie ſich nicht ganz von ihm losgeſagt und ein feindliches Auftreten gegen ihn beobachtet?

Die Antwort auf dieſe Fragen iſt — ſie haben von Anfang bis zu Ende der Sache nach im allerinnigſten Verhältniſſe zu ihm geſtanden — denn ſie haben ſeine Intentionen nicht nur anerkannt, ſondern auch erfüllt, und nur inſofern ſie ſie vollſtändiger erfüllt haben, als er ſelbſt es zu thun, oder auch nur zu begreifen vermochte, ſind ſie überhaupt aus ſeinem Kreiſe herausgetreten.

Was hat man überhaupt unter einem Gottſchedianer zu verſtehen? Nach den frühern Erörterungen über Gottſched ſelbſt einen ſolchen, der im Gegenſatz zu der Geſchmack- und Formloſigkeit der unmittelbar vorangehenden Zeit, die Regel, ſei es durch Lehre oder durch Production, die nur die Paradigmatiſirung der Regel zum Zweck hatte, geltend machte. Geſchah nun dieß — und wie eifrig Gottſched es betrieben, haben wir geſehen — ſo mußte dieß den Erfolg haben, daß die Regel wirklich geltend wurde, und daß alſo ſolche Gottſchedianer der ſtricten Obſervanz ausſtarben, denn ſie wurden überflüſſig; es mußte eine jüngere Generation entſtehen, bei welcher jene Lehre wirklich gefruchtet hatte, die alſo von jenem Gegenſatze und Kampfe nichts mehr wußte und die Regel unbefangen ausübte. Oder es mußte die Regel ihre geſonderte

Digitized by Google

und ausdrücklich hervorgehobene Geltung verlieren und zu demjenigen werden, wozu sie an und für sich bestimmt ist — zu einem Elemente der Bildung. Und zu diesem edlen Selbstmord, aus welchem ein höheres Leben hervorgehen mußte, hat sich wie mehrfach erörtert worden, Gottsched nie erheben können; er ist auf dem Standpuncte der bloßen Regel stehen geblieben. Aber diejenigen, in welchen sich das Princip, oder wenn man will, die Zeit zu demselben erhoben hat, sind gerade die Männer, von denen hier die Rede ist. Sie hatten sich an Gottsched geschult, und insofern gehörten sie zu Gottscheds Schule — mag Gärtners kritische Feinheit die Gottschedsche weit übertroffen haben, angeregt war sie doch gewiß durch dieselbe — aber sie machten nicht Schule für ihn — sondern die Geschultheit war ihnen, was sie sein soll, die Grundlage des positiven Wirkens. Und so mochten sie um so mehr ein gewisses Wohlwollen gegen den alten Lehrer bewahren, da sie sich bewußt sein konnten, im Grunde die allergrößte Verherrlichung seines Wirkens darzustellen, die er sich nur hätte wünschen mögen, nämlich einen durchgreifenden Erfolg desselben — und da es eben seine, d. h. die von ihm gewollte formelle Bildung war, die sie verwirklicht hatten, mochten sie auch im Einzelnen vielfältig nicht mit ihm übereinstimmen. Faßt man diesen Zusammenhang ins Auge, so wird man es auch nicht allzuparador finden, daß die litterarische Schule, welche zuerst wieder positive Leistungen hervorgebracht, gerade in Leipzig und unter Gottscheds Augen entstanden sei. Sie hätte auch an einem andern Orte entstehen können, aber abgesehen davon, daß Gottsched durch seine unablässigen Aufforderungen alle, auch die verschiedenartigsten Keime rege zu machen, geeignet war, ist es ganz in der Ordnung, daß man gerade da, wo auf die Regel am entschiedensten und meisten gedrungen wurde, dieselbe zuerst vollständig durchlebte und also als solche, überlebte.

Es würde ein eignes Buch erfordern, wollte man diese Bedeutung der Bremer Beiträger und ihrer Zeitgenossen nach allen Seiten hin erörtern und belegen. Ich mache daher nur auf Einen Punct aufmerksam: es ist Weisses dramatische Dichtung, denn in dieser stellt sich das Verhältniß, so zu sagen, im größten Maaßstabe dar — und überdieß spricht er auch selbst dasselbe so rein aus, wie es ein Zeitgenosse, ja ein Mitbetheiligter, nur immer thun konnte. Uns sind jetzt Weisses dramatische Werke um nichts weniger ungenießbar, als die Gottschedschen — es däucht uns der Professor und der Kreissteuereinnehmer müßten ganz gute Freunde gewesen sein, und wenn die komische Oper sie vereinigt hat, so hätten, nach unserem ästhetischen Gefühl, Weisses Tragödien wenigstens den alternden Geschmacksrichter gänzlich versöhnen müssen. Diese Ansicht wird gar sehr durch Lessings Dramaturgie befördert, die, wo sie das französische Drama abschlachtet, dessen Hauptstütze Gottsched gewesen war, auch Weisses Richard zum Nachtisch verspeist. Gleichwohl muß ihr ein Irrthum zu Grunde liegen — denn als man von Gottsched nichts mehr wissen wollte, galt Weisse für einen großen Dramatiker, hat ihn doch, wie er in seiner Selbstbiographie mit sauer-süßem Gesichte bemerkt, selbst Lessing nicht ganz verdrängen können, auch war es noch in unserm Jahrhundert wenigstens als gesellschaftliche Höflichkeit ausführbar, daß Iffland einen ihm zugedachten Lorbeerkranz Weissen aufsetzte. Sollte nun die Zeit zwischen Gottscheds Blüthe und Lessings theatralischer Herrschaft so ganz und gar nicht gewußt haben, was sie wollte, und was sie an Weissen verehrte?

Digitized by Google

Weisse selbst klärt diese Zweifel in der Vorrede zum ersten Theil des Beitrags zum deutschen Theater auf. Er erörtert hier, warum aus dem deutschen Theater noch nichts geworden sei, einige, sagt er, seien zu früh gestorben, andere — bekanntlich Lessing, der auch in den Litteraturbriefen die Antwort nicht schuldig blieb — ließen die besten Jahre ungenützt vergehen, noch andere kennten die dramatische Dichtkunst bloß aus Aristoteles und Hedelin, oder höchstens aus etlichen guten Stücken. „Es ist aber gewiß, fährt er dann fort, daß es eben so schwer ist, ein guter dramatischer Dichter bloß aus Regeln zu werden, ohne ein Theater gesehen zu haben, als man aus bloßen chorographischen Grundsätzen schwerlich ein großer Tänzer werden wird. Man kennt weder die große noch die kleine Welt, weder den Hof noch das gemeine Leben, weder die Sprache des Umgangs, noch die Sprache der Leidenschaften genug, man machet einen Versuch auf der Studierstube, er gelingt nicht, und der theatralische Dichter stirbt in seiner Geburt.“ Das paßte, mit Ausnahme der letzten Wendung, denn seine Zähllebigkeit ließ sich so leicht nicht todt machen, ganz und gar auf Gottsched, so viel dieser sich auch mit dem Theater zu thun gemacht hatte — denn immer war das nur von oben herab, von der Studierstube aus geschehen, er hat niemals, wie alle großen Dramatiker gethan, vom Theater lernen, auf ihm das Leben und die Kunst belauschen wollen — sondern dieses sollte von ihm lernen — ihm und seinen Regeln dienen — wie ich an seinem Orte gezeigt habe. Weisse erörtert den Gegenstand weiter: „An vortrefflichen Beispielen fehlt es uns nicht. Ohne die großen Muster des Alterthums zu erwähnen, haben wir die Exempel unserer Nachbarn, der Engländer und Franzosen vor uns, die uns in der dramatischen Dichtkunst weit hinter sich zurückgelassen haben. Bloße Nachahmer sollten wir freilich nicht seyn — ein Fehler, der uns nur allzusehr eigen ist! Würden wir nicht wohl thun, wenn wir zwischen ihnen die Mittelstraße nähmen, von beiden lernten, und einen eigenen Weg beträten? Von Engländern könnten wir die großen tragischen Situationen, die Bearbeitung und Abstechung der Charaktere, den edlen, kühnen und erhabenen Ausdruck und die Sprache der Empfindung und Leidenschaften; von Franzosen die Uebereinstimmung der einzelnen Theile mit dem Ganzen, die gezüchtigte und feine Sprache des Hofes, der Gefälligkeit und der Liebe, und endlich die Regelmäßigkeit und Ordnung lernen. Durch eine solche Vereinigung würden wir den Schwulst und das Uebertriebene der einen, und das Laue und Geistlose der andern, das Zügellose, Unregelmäßige und oft in eine Wildheit ausartende der Engländer und das Galante, Coquettenmäßige, Kalte und Seichte der Franzosen vermeiden. Noch besser aber thäten wir, wenn wir die Natur des menschlichen Herzens und der Leidenschaften kennen lernten, und bloß dem Pfade der Alten nachgingen.“

Wenn man darüber im Klaren ist, wie der positive Productionstrieb in der deutschen Litteratur des vorigen Jahrhunderts — und nicht bloß in der deutschen — sich überall an die Engländer anlehnte und in ihnen sein Vorbild erblickte, so wird man zugeben müssen, daß mit diesen Worten Weisses nur ungefähr das gesagt ist, was ich über den Standpunct der Bremer Beiträger ausgeführt habe.

Endlich hat es auch hier eine Ilias ante Homerum gegeben. Es finden sich mehrfältige Spuren einer ungeheuchelten Anerkennung und Anhänglichkeit,

Digitized by Google

welche die Männer der jüngeren Generation der Frau Gottsched zollten. Das prosaische Lustspiel der damaligen Zeit, wie es von Krüger und Mylius vertreten wird, ist im Grunde nur durch ihre Stücke in der deutschen Schaubühne hervorgerufen — nicht zu reden von Gellert, von welchem sich bei seiner eigenthümlichen Frauenzimmerlichkeit eine solche Vorliebe a priori behaupten ließe, wenn auch nicht seine Stücke ganz bestimmte Anlehnungen an die der Frau Gottsched enthielten. Selbst Lessing spricht die harten Urtheile über sie erst nach ihrem Tode in der Dramaturgie aus, als er auch seinen Freund Weisse nicht mehr schonte: in der Voßischen Zeitung findet sich ein Epigramm auf Gottsched — „Wer ist der große Duns" — das zwar ihr Zartgefühl auf das unerhörteste zu beleidigen geeignet war, in welchem sie aber gleichwohl mit Wohlwollen erwähnt wird. Ich glaube, daß dieses Benehmen der Jüngern gegen sie weder zufällig ist, noch allein auf ihre persönliche Liebenswürdigkeit und die Galanterie gegen die gelehrte Dame zurückgeführt werden darf. Es wird ihr immer nachgerühmt, daß sie geistreicher, feiner organisirt gewesen, als Gottsched; und es läßt sich nicht läugnen, daß ihre Werke und besonders ihre Briefe bei Weitem genießbarer sind als die seinigen. Aber wenn man sich darüber erhoben hat, Gottsched eben schlechthin als geistlos und grob organisirt zu betrachten, wird man sich auch mit dem entgegengesetzten Lobe seiner Frau nicht begnügen wollen. Frau Gottsched betreibt nicht etwa bloß dieselben Gegenstände, wie der Gemahl mit mehr Geist, sondern sie hat sich auch neben ihm immer eine eigne Sphäre der Thätigkeit und eine eigne Stellung bewahrt. Sie theoretisirt vor allen Dingen nicht. Sie tritt nicht polemisch auf, ausgenommen in einigen Epigrammen und gelegentlichen Aeußerungen — sie nimmt überhaupt an seinen propagandistischen Bestrebungen keinen Theil; ihr Urtheil über eine der auffallendsten dahin gehörigen Maaßregeln, die Dichterkrönung v. Schönaichs, ist allbekannt. Man kann sagen dieß habe ihr als Frau nahe gelegen, und es ist allerdings ihr schönster Ruhm, daß sie trotz der unablässigen litterarischen Betriebsamkeit die Weiblichkeit nicht eingebüßt hat, wie sie denn schon früh mit richtigem Tacte die blendende Ehre der Aufnahme in die deutsche Gesellschaft von sich weist. Aber wenn wir diesem Verhalten vom litterarischen Standpuncte aus seinen Ort anweisen wollen, werden wir es kaum anders bezeichnen können, als damit — daß sie von Anfang an von dem Geltendmachen der Regel als solcher abgesehen, und dieselbe sich im Sinne einer unbefangenen Bildung angeeignet habe. In der That wieß ihre Bildungsgeschichte sie darauf einzig hin. Wir finden nicht, daß sie eine Lohensteinsche oder Hoffmannswaldauische Periode an sich zu bekämpfen gehabt hätte: wie bis auf den heutigen Tag bei der Erziehung junger Mädchen in den Seestädten auf Kenntniß ausländischer Sprache und Litteratur eine in den Ortsverhältnissen wohlbegründete Wichtigkeit gelegt wird, hatte man auch sie von vorn herein auf die besten Muster der Franzosen und, was im Binnenlande ferner lag, der Engländer hingewiesen. Bei den letzteren war damals gerade der Spectator das Lesebuch für alle Welt, und obendrein ganz eigentlich für das Frauenzimmer bestimmt. Der Spectator — dieses merkwürdige Buch, dessen Inhalt uns jetzt so unsäglich unbedeutend vorkommt, das aber geschichtlich von der größten Wichtigkeit ist, denn es hat vielleicht gerade durch seinen Mangel an Tiefe und weil es den bloßen gesunden Menschenverstand in seine Rechte einsetzte, einen unermeßlichen Einfluß gewonnen und den

Digitized by Google

psychologisirenden und moralisirenden Geist des 18. Jahrhunderts größtentheils hervorgerufen — ist die Grundlage der Bildung der Frau Gottsched geworden — sie hat sowohl ihn als den Guardian ins Deutsche übersetzt, über seine Art von Komik, von breiter Liebenswürdigkeit hat sie es nie hinausgebracht, eben so wenig wie über die litterarischen Formen, die in ihm vorherrschen. Zu ihren ersten Versuchen gehören die Beiträge zu Gottscheds moralischer Wochenschrift, die vernünftigen Tadlerinnen, ihre Lustspiele stellen sich wie Ausführungen der Geschichten dar, die der Spectator erzählt, und wenn ihr Bestes ihre Privatbriefe sind, so ist jenes ganze Schönthun mit wirklichen und fingirten Briefen, welches in der Mitte des Jahrhunderts besonders wieder durch Gellerts Vermittelung einen so großen Raum einnimmt, durch den Spectator veranlaßt Auf diesem Wege fand nicht nur von vorn herein ein englisches Element in ihre Bildung Eingang, sondern sie war auch den Strömungen der neuern Zeit zugänglich, die in England durch den Spectator, von dem man in gewissem Sinne sagen kann, er habe dem englischen Nationalcharakter seine Form gegeben, so wie Homer den Griechen ihre Götter gemacht, großentheils bestimmt wurden, und in Frankreich wiederum vielfältig von englischen Anregungen hervorgerufen waren. Wirklich finden wir in den spätern Briefen der Frau Gottsched die Romane Richardsons in derselben Art angeführt, wie bei der jüngern Generation, welche dieselben als einen unerschöpflichen Schatz von psychologischer Beobachtung verehrte, was um so größere Bedeutung bekommt, wenn man erwägt, daß Gottsched je länger je mehr gegen die englische Litteratur verstimmt wurde; fand er es doch, als das 592. Stück des Spectator, wo das nationale englische Drama gelobt wird, in der Uebersetzung erschienen war, nothwendig, dagegen im VIII. Bande der crit. Beiträge S. 147 sogleich Einspruch einzulegen; es war ein gar zu böser Streich gewesen, daß gerade auf den Addison, dessen Cato doch Gottscheden zu seinem besten Ruhm verholfen, und dessen Zeitschrift das Muster seiner ersten litterarischen Unternehmungen gewesen war, die Schweizer sich bei ihrer Anpreisung des Milton hatten berufen können; ja um ihn nur auch in dem Puncte nicht mehr unfehlbar erscheinen zu lassen, wo er sich früher an ihn angelehnt, wird hier (S. 168) selbst der (ächte) Cato als unregelmäßig angegriffen. Auch in Bezug auf die französische Litteratur wandten sich die Sympathieen der Frau Gottsched nicht dem gravitätischen Siècle de Louis XIV., sondern der heiterern und auf Naturwahrheit gerichteten Neuzeit zu, sie übersetzte zuletzt sogar das bekannte weinerliche Lustspiel der Frau von Grafigny die Genie – womit sie denn namentlich Gellerts Bestrebungen ganz directen Vorschub leistete.

Uebrigens versteht es sich von selbst, daß bei Allem, was hier über die Bremer Beiträger und ihre litterarhistorische Bedeutung gesagt worden, Klopstock von vorn herein nicht mit verstanden worden ist; wie er denn ja auch unter ganz andern Verhältnissen erwachsen war, und der Hauptsache nach schon völlig ausgebildet auf zufällige Veranlassung hin zu ihrem Kreise hinzutrat. Ein späterer Abschnitt wird auch über sein litterarhistorisches Verhältniß zu Gottsched einige Bemerkungen enthalten.

Aber es muß, um allem Einspruch zu begegnen, noch von einem andern wenn auch zur Zeit der Bildung der Gesellschaft in Leipzig nicht mehr anwesenden und daher in einem andern Sinne nur von außenher hinzutretenden

Digitized by Google

Mitgliede derselben, welches den Standpunct der Mitstrebenden weit überschreitet, die Rede sein.

Es ist schon oben auf Elias Schlegel's dramatische Verdienste, oder, wenn man will, Einsichten und Intentionen, aus welchen, hätte er länger gelebt, wirkliche Verdienste hätten hervorgehen können, hingewiesen worden. Sie mußten für jene Periode vor 1749 unglaublich erscheinen, aber dennoch liegt ihnen, wie in dem dortigen Zusammenhange nur angedeutet werden konnte, noch etwas Tieferes zu Grunde.

Adolph Schlegel bemerkt in seiner Uebersetzung des Batteux, schon vor diesem, welcher 1746 erschienen, habe sein Bruder Elias 1742 in einer in Gottsched's critischen Beiträgen und dem neuen Büchersaal abgedruckten Abhandlung die schönen Künste auf das Princip der Nachahmung zurückgeführt. Diese Notiz ist patriotischer Weise in vielen älteren Büchern, so lange es für einen Ruhm galt dem Batteux den Rang abgelaufen zu haben, wiederholt worden, und jedermann scheint dabei vorauszusetzen, als habe Schlegel nun auch wirklich ungefähr dasselbe vorgebracht, wie der Franzose. Aber die Schlegelsche Abhandlung ist nicht nur um einer äußeren Priorität willen bemerkenswerth, sondern sie hat eine unendlich viel tiefere Bedeutung, als die des zu unverdienter Berühmtheit gelangten Nachfolgers, zu dessen Lehren, die er ja nicht erfunden, sondern nur redigirt hat, sie in ziemlich directen Gegensatze steht.

Wer sich für die Lehre vom Schönen und ihre Geschichte interessirt, und dabei nicht der bequemen Ansicht huldigt, daß wir Deutsche nun einmal seit Schiller und Göthe das Ding, wie man im gemeinen Leben sagt, mit Löffeln gegessen haben, kennt das Buch des Quatremère de Quincy: Essay sur la nature, le but et les moyens de l'imitation dans les beaux arts, 1823, welches gegen die rohe Naturnachahmerei, welche die Romantiker wenigstens dem Verfasser in Frankreich einführen zu wollen schienen, gerichtet ist, und dessen Grundgedanke in der Entgegensetzung einer répétition par image und einer répétition par identité besteht, von denen die erstere für den Zweck der schönen Kunst erklärt wird — imiter dans les beaux arts, c'est produire la ressemblance d'une chose, mais dans une autre chose, qui en devient l'image — wobei denn also mancherlei Gesetze eintreten, die nur der Nachahmung aber nicht dem Nachgeahmten angehören, — so daß also eine vollkommene Aehnlichkeit geradezu fehlerhaft wäre, wie sie denn in der That obendrein unerreichbar ist — das also mit Einem Worte der Begriff der Kunst, insofern sie einen Styl haben muß, geltend macht.

Denselben Grundgedanken hat E. Schlegel 1741 in einer Rede, die er am 2. December in der Gottschedschen Redegesellschaft gehalten, die aber wie Joh. Heinr. Schlegel bemerkt, weil sie den damals herrschenden Grundsätzen allzuoffenbar widerstritt, in die Sammlung der Uebungsreden der Gesellschaft nicht aufgenommen worden, ausgeführt. „Man soll nämlich — so giebt er hier Werke III. 168 sein Thema an — zuweilen die Nachahmung der Sache, die man nachahmet, unähnlich machen.

Und dieß ist es auch, was in der Abhandlung von der Nachahmung erörtert wird. Schlegel schlägt hier einen systematischen Weg ein. „Eine genauere Untersuchung des Begriffes von der Nachahmung — so fängt er an — habe ich seit langer Zeit für eine Sache gehalten, welche unentbehrlich ist,

Digitized by Google

wenn man in der Dichtkunst mehr mit Gründen behaupten als nach eigenem Gutdünken und nach einem geübten Gefühle entscheiden will. Man kann nicht eher überzeugend wissen, ob man etwas mit Recht natürlich oder unnatürlich nenne, ja mich dünket, man kann die Gränzen der Wahrscheinlichkeit nicht eher gewiß bestimmen, als bis man erst diesen Begriff auf das genaueste bestimmt hat." Zu diesem Zwecke geht er von dem Begriffe der Aehnlichkeit aus, den er so bestimmt, wie es in der Mathematik geschehe: „dasjenige nämlich ist einer Sache ähnlich, dessen Theile eben das Verhältniß unter sich haben, welches unter den Theilen der andern ist. Wo sich also — fährt er § 4 fort — zwischen zwey Dingen einerley Verhältniß ihrer Theile findet, da ist Aehnlichkeit vorhanden." Und hieran knüpft er denn sogleich eine Folgerung, welche ihn geradenwegs auf das Ziel zuführt, das er im Auge hat. „Hieraus folget von selbst", heißt es weiter, „daß diese Aehnlichkeit auch vorhanden ist, wenn gleich nicht alle Verhältnisse aller möglichen Theile bey zwey Dingen einerley sind. Denn man betrachtet sowohl die Theile der Sache selbst als die Verhältnisse, die dieselben unter einander haben, nur im Absehen auf eine einzige Beschaffenheit des Ganzen. Ein Körper hat z. E. andere Theile in Absehen auf seine äußerliche Figur; denn da werde ich nur auf seine Linien und auf seine Winkel sehen; andre in Absehen auf seinen eigenen innerlichen Bau; andere in Absehen auf die Materie, woraus er besteht; und andere in Ansehung der Farbe, die einem in die Augen fällt; da man also die Theile und Verhältnisse derselben nur in Absehen auf eine gewisse Beschaffenheit betrachtet, so ist es kein Wunder, wenn man sie auch nur in Absehen auf eine gewisse Beschaffenheit nachahmt. Und wann alles dasjenige dem andern ähnlich ist, wo sich einerley Verhältniß der Theile mit einander verbindet, so muß alles dasjenige eine Nachahmung sein, wo man nur in Einem Stücke und in Absehen auf Eine Beschaffenheit einerley Verhältniß der Theile wiederum hervorbringt und sich um alle andere Verhältnisse derselben unbekümmert läßt. Wenn man einen Kopf in Stein hauet, so ahmet man weder seine harten noch weichen Theile, noch seine Farbe nach, sondern bloß die Figur desselben." In Bezug auf die einmal gewählte besondere Beschaffenheit müssen aber natürlich die Verhältnisse richtig sein, sonst ist keine Aehnlichkeit mehr da. § 6: „Einerley Verhältniß unter seinen Theilen mit den Theilen des Vorbildes haben, ist etwas, was nicht für sich selbst bestehen kann, und welches ein Subject oder ein Hauptding", — wir würden sagen Substrat — „voraussetzet, das für sich besteht, und dem dieses als etwas Zufälliges und als eine Nebensache anhängt." — Soll nun dieses (§ 7) zur Nachahmung geeignet sein, so muß in ihm eben die Beschaffenheit sein, in Betracht deren man das Vorbild nachahmen will — die körperliche Gestalt kann z. B. in etwas den Raum ausfüllendem dargestellt werden, was für Beschaffenheiten dieser Gegenstand aber sonst hat, kommt nicht in Betracht — obgleich allerdings verschiedene Aehnlichkeiten zusammenkommen können, wie wenn z. B. in einem Gemälde nicht nur die Gestalt, sondern dazu auch noch Licht und Schatten und endlich gar die Farben wiedergegeben werden. Nur gehört das nicht zur Kunst, wenn der Stoff des Nachzuahmenden mit dem Stoffe des Vorbildes derselbe ist — z. B. wenn man ein goldenes Gefäß in Golde nachahmt — denn hier wäre nicht absichtlich hervorgebrachte Aehnlichkeit in etwas Anderem, sondern an und für sich vorhandene Gleichheit. Oder mit andern

Digitized by Google

Worten, der höchste Grad der Nachahmung darf (§. 12) nicht mit dem höchsten Grade der Aehnlichkeit verwechselt werden, das heißt, es kommt nur auf die vollkommenste Uebereinstimmung in der Sphäre derjenigen Beschaffenheit an, welche einmal als das Gebiet einer Kunstübung herausgegriffen ist, nicht aber auf Einheit der Substrate des Bildes und des Vorbildes nach ihren sonstigen Beschaffenheiten. Dieß Alles ergiebt sich von selbst, wenn wir auf den letzten Zweck der Kunst eingehen, dieses ist nicht die Nachahmung selbst — sondern diese ist nur ein Mittel zur Erreichung desselben — und er besteht auch nicht etwa in den Lehren, — denn man muß hier (§ 17) zwischen Zwecken der Kunst und Zwecken der Künstler, welche jener zufällig sind, unterscheiden — der Zweck der Kunst ist allein das Vergnügen. Dieses wird aber am meisten erreicht durch Ordnung — man muß hier an den Wolffschen Begriff der Vollkommenheit, Uebereinstimmung zu einem Zwecke denken — und die Ordnung κατ' ἐξοχήν ist in diesem Gebiete eben jene in der Gleichheit der Verhältnisse des Bildes und des Vorbildes bestehende — welche jedoch (S. 159) durch anderweitige und also willkürliche Ordnung und Vollkommenheit, die in dem Substrate der Nachahmung vorhanden ist, und an und für sich gleichgültig wäre, in manchen Fällen auch gehoben werden kann.

Das sind gewiß Gedanken, von denen ich behaupten darf, daß wenige meiner Leser sie aus einer Gottschedschen Zeitschrift angeführt zu sehen erwartet haben.

Und überdieß stehen dieselben keineswegs in abstracter Allgemeinheit und ohne practische Anwendung auf die Kunst da. Im Gegentheil waren sie in Schlegel geradezu auf Veranlassung einer ganz bestimmten Frage entstanden. Gottlob Benjamin Straube hatte 1740 in den kritischen Beiträgen einen „Versuch eines Beweises, daß eine gereimte Komödie nicht gut sein könne" abdrucken lassen, in welcher er von dem Begriffe der gemeinsten Naturnachäfferei ausgeht: man spricht ja im gemeinen Leben nicht in Versen. Dagegen hatte Schlegel ein Schreiben über die Komödie in Versen gerichtet, dessen Grundgedanken er in der Abhandlung von der Nachahmung ausspricht, indem er dem angeführten Beispiele, daß es kein (künstlerisches) Verdienst sei, Gold mit Gold nachzuahmen, als zweites folgendes hinzusetzt (S. 121): „Und ebenso wenig ist es, dünkt mich, ein Verdienst, wenn man ein Gespräch, das in ungebundener Rede gehalten wird, in ungebundener Rede nachahmet. Es folget auch daraus, daß man niemanden tadeln kann, als ob er unrecht nachgeahmet, wenn er etwas nicht weiter nachahmet, als das Wesen seines Subjects zuläßt; wenn er z. E. in Versen die Rede der Menschen nachahmet, welche doch nicht in Versen natürlicher Weise zu sprechen pflegen, denn Verse sind das Subject der Nachahmung bei einem Poeten." In dem Schreiben selbst erörtert er ganz vortrefflich mit einzelnen Beispielen, daß alle Kunst immer nur eine bestimmte Seite der Dinge herausgreife und sie von dieser her darstelle. Ob denn nicht in der Komödie auch sonst noch vieles unnatürlich wäre, z. E. daß eine einzige Handlung, ohne durch andre Handlungen, welche im gemeinen Leben so oft unsere Geschäfte unterbrechen, gestört zu werden, an einem einzigen Orte geschehe? „Und gesetzt, daß ein Poet die Natur darinnen aus den Augen setzet, daß er die Leute, die er aufführet, in Versen reden läßt, so ist er deswegen nicht mehr zu tadeln, als man einem Maler, der sich vor-

Digitized by Google

nimmt, die Abbildung einer Sache mit Tusche zu machen, verwerfen kann, daß er ihr nicht diejenigen Farben giebt, die die Sache natürlicher Weise hat; oder als man einem Bildhauer zumuthen kann, daß er sein Bild, welches er sich vorsetzet, in Stein zu hauen, und weiß zu lassen, mit Farben anstreichen, oder ein Thier, das er abgebildet hat, mit Fellen überziehen soll, damit es Haare bekomme." Wo eine Verwechslung stattfinden könne, sei kein Kunstgenuß da — Schlegel führt hier als Beispiel einen künstlichen Wald an, wie Quatremère de Quincy aus eben diesem Grunde der Gartenkunst den Namen einer Kunst abspricht — es sei eine beständige Regel in allen den Dingen, die man nachahme, daß man sie dem Muster nie so ähnlich machen solle, daß sie sich durch nichts merkliches unterscheiden — es müsse also überall, und in jedem Theile etwas da sein, was gegen die Verwechslung gleichsam Protest einlege — und dieß erfülle in der Komödie der Vers ganz vortrefflich, weil er in der That überall vorhanden sei und doch der Nachahmung übrigens gar nicht in den Weg trete (S. 78).

Ich glaube man wird mir zugeben, daß es nicht ohne Absicht geschehen ist, wenn Lessing Schlegels Schriften gleich auf den ersten Seiten der Dramaturgie anführt; er hat damit zugleich angedeutet, daß sie ihm nicht unbekannt seien, und daß er sich bewußt sei, wenn sein Bestes mit dem von Schlegel Erörterten vielfältig zusammenstimme, es nicht etwa lediglich aus ihnen entlehnt zu haben. Der Nathan, in welchem ein bestimmtes Kostüm beobachtet wird, ist in Versen geschrieben; Lessing rechtfertigt das selbst dadurch, daß er die Orientalen doch in orientalischen Bildern habe sprechen lassen müssen, was sich in Prosa nicht wohl ausnehmen würde.

Nun ist aber ja Schlegel selbst später der gereimten Komödie ungetreu geworden — denn sein geschäftiger Müssiggänger ist in Prosa geschrieben?

Die Erklärung für dieses litterarische Paradoron findet sich in einem Aufsatze, der ohne seinen Namen erschienen und in die Sammlung seiner Schriften nicht aufgenommen ist — nämlich in der Vorrede zu einer Uebersetzung des Ruhmredigen des Destouches, welche nach einer Angabe von Jördens in dem Lexicon deutscher Dichter und Prosaisten in dem Artikel Gärtner von diesem und Schlegel herrührt; die Vorrede erweist sich durch ihren Inhalt als Schlegels Eigenthum.

Nämlich das Schreiben über die gereimte Komödie (1740) hatte zwei Theile gehabt, die erstlich beweisen sollten, daß die gereimte Komödie an sich durchaus kunstgemäß sei und zweitens, daß sie sich auch mittels der in Deutschland gebräuchlichen Versart ohne Beeinträchtigung anderer wichtiger Gesichtspuncte sehr wohl herstellen lasse. Auf dem ersteren beharrt er auch jetzt noch, ja er bekräftigt es durch neue Beispiele aus andern Künsten; in Bezug auf den zweiten Punct hat er, eben durch die Erfahrung bei dieser Uebersetzung belehrt, seine Ansicht geändert — wozu er sich in sofern berechtigt finden konnte, als in der Abhandlung über die Nachahmung der Vers nicht ganz entschieden als das Gebiet der Poesie selbst, wie die körperliche Gestalt die der Sculptur ist, aufgefaßt, sondern an andern Stellen nur als Beispiel jener hinzukommenden Ordnung bezeichnet wird, weßhalb auch die Abhandlung mit den Worten schließt: „das Sylbenmaaß in der Dichtkunst ist ebenfalls eine solche Vollkommenheit, welche das Vergnügen zu befördern, mit der Nachahmung verbunden ist. Und die ersten Erfinder der Dichtkunst haben diese willkürliche

Digitized by Google

Sache so genau mit derselben verknüpfet, daß man von dem Wesen derselben abgeht, und eine neue Art der Nachahmung erfindet, wenn man der Dichtkunst das Sylbenmaaß benehmen will." — Also der Vorredner des Ruhmredigen sagt: Der Streit, den zwei gute Freunde über die Comödie in Versen in Leipzig geführt, habe ihm zuerst Lust gemacht, die Uebersetzung einer Comödie in Versen zu wagen", übrigens wolle er sich durch Herausgabe dieses Werkes auf keine Seite schlagen. Jedoch „wenn ein Grund die gereimte Comödie stürzen kann, so ist es nicht der, welcher mehr bewiese, als er soll, und alle Künste zugleich träfe, die die Natur nachahmen. Ich rede hier nämlich von dem, welchen man wider die Oper vielleicht nicht glücklicher, als wider die genannten Comödien gebraucht hat. Hat man bei der Oper gesagt, es wäre unnatürlich, daß Helden ihre Thaten, ihren Zorn und ihr Mitleid sängen, so hat man wider die Comödien in Versen eingewandt, es wäre unnatürlich, daß Bürger ihre Entschlüsse und Einfälle reimten. Wenn es aber in der Dichtkunst unnatürlich ist, die Handlungen des bürgerlichen Lebens in Versen, und die Gemüthsbewegungen der Helden in Versen und Musik zugleich nachzuahmen, so ist es auch in der Bildhauerkunst unnatürlich, belebten Körpern durch unbelebte Körper und z. B. schwarzen behaarten Pferden durch weiße Marmorsteine, die glatt und von keinen Haaren bedeckt sind, einer Pferdemähne, die aus einer unendlichen Anzahl kleiner Körperchen besteht, durch einen einzigen festen Körper, nämlich den Marmorstein nachzuahmen, welcher der äußerlichen Fläche einer Mähne gleich gehauen ist — so ist es auch in der Malerkunst unnatürlich Körpern durch Flächen nachzuahmen. Prosa und Verse sind noch nicht einmal so unterschieden als Körper und Flächen"..... „Diejenigen kennen also die Natur der Poesie besser, welche die Comödie in Versen aus dem Grunde angreifen, daß es allzuschwer, ja gar unmöglich sei, die dialogische Art zu reden, mit dem Zwange des Sylbenmaaßes zu verbinden, ohne sie undialogisch zu machen: daß also die kleine Anmuth, nämlich die, so das Sylbenmaaß den Worten ertheilt, der größern Anmuth, nämlich der, welche die dialogische Art zu reden, einem Lustspiele giebt, weichen müsse. Auf den Beweis und auf die Widerlegung dieses Grundes kommt entweder die Verdammung oder die Lossprechung der Comödie in Versen an. Daß die Comödie in Versen den Franzosen nicht unmöglich sei, daß die dialogische Art zu reden darunter nicht leide, haben Molière, Destouches, Regnard, der Verfasser des Modevorurtheils u. s. w. durch thätige Beweise gezeigt. Der Streit ist also bloß auf die deutsche Comödie in Versen einzuschränken. Man darf den Streit nunmehr doch noch nicht für geendigt halten, und schließen, wenn der Zwang des französischen Sylbenmaaßes die dialogische Art zu reden, nicht undialogisch macht, so wird es von dem Zwange des deutschen Sylbenmaaßes eben so wenig zu besorgen sein. Die deutsche Prosodie ist eine weit strengere Tyrannin, als die französische ist. Wir haben lange und kurze Sylben, unser Sylbenmaaß verlangt also ihre richtige Abwechselung, vornehmlich aber in den Comödien, deren Natur nothwendig die reinsten Verse erfordern wird. Die Franzosen haben keine lange und kurze Sylben, also kann auch ihr Sylbenmaaß keine Beobachtung derselben verlangen."

Wenn man bedenkt, daß unter dem dramatischen Vers in Deutschland damals nur der Alexandriner verstanden werden konnte, wird man auch hier wieder dem geistreichen Manne Recht geben müssen — und zugleich erklärt sich

Digitized by Google

die innere Nothwendigkeit des Ringens nach einer neuen Versart, die, ehe man mit dem fünffüßigen Jambus Ernst machte, gar mancherlei Phasen durchzumachen hatte, deren Geschichte noch nicht geschrieben worden ist.

Aus diesem Allen ergiebt sich zur Genüge, daß das fünfte Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts an Elias Schlegel einen Mann besessen, der seiner Zeit unglaublich vorausgeeilt war. Macht er doch Gesichtspuncte geltend, zu denen sich noch heutiges Tages gar mancher, der gern ein Wort mitspräche, nicht zu erheben weiß. Um so weniger kann es uns wundern, wenn er in seiner Zeit unverstanden und einsam dagestanden hat; wovon denn die Folge gewesen ist, daß auch die Nachwelt Niemand auf ihn aufmerksam gemacht hat. Doch ist mir Ein Beispiel bekannt geworden, daß seine Worte doch nicht ganz unter die Dornen gefallen. Im Hamb. Corresp. 1745 den 4. Aug. in einem Aufsatze, welcher gegen Voltaires Verurtheilung im neuen Büchersaale, weil er eine Oper geschrieben, gerichtet ist, heißt es: „Die Begriffe von der Nachahmung", die in einer Abhandlung, so in den letzten Stücken der critischen Beyträge steht, zu finden sind, haben mich auf einige Gedanken, zum Schutze der Oper überhaupt, gebracht. Das ewige Lied, das ihre Feinde immer wiederholen, ist, das Singen sei unnatürlich. Das kann nichts andres heißen, als, man singe bei dergleichen Handlungen nicht, die in der Oper vorgestellt werden. Aber redet man bei dergleichen Handlungen wie die Tragödie in Versen? Wer eins verwerfen will, muß das andere auch verwerfen, und ich getraue mir alles beides zu vertheidigen." Zingg wendet dann die Betrachtung, der Künstler wolle die Natur nicht völlig ausdrücken, sondern darin ihr so nahe kommen, als die Materie in der er arbeitet, zulasse — der Bildhauer wolle so viel Aehnlichkeit mit einer menschlichen Gestalt erhalten, als sich am Steine ausdrücken lasse, er streiche die Statuen nicht mit Fleischfarbe an — auch auf die Oper an — was denn wiederum Schlegel in der Vorrede zum Ruhmredigen benutzt hat, wenn man nicht lieber annehmen will, daß er auf diese Consequenz seines Principes selbst gekommen. Immer bleibt es höchst merkwürdig, wie hier dieses Princip des vermeintlichen Gottschedianers sogleich zur glücklichsten Bekämpfung, ja zur völligen Beseitigung einer der Hauptgrillen Gottscheds, der unbedingten Verwerfung der Oper, angewendet wird.

Digitized by Google

IX.

Gottscheds Verhältnisse zu den Höfen und die Reise nach Wien.

1.

Gottscheds Zeit war die der allertiefsten politischen Abgestorbenheit. Es ist unglaublich, aber es ist wahr, daß in diesem bändereichen Briefwechsel kaum Eine oder zwei Aeußerungen politischer Art vorkommen, obgleich Gottsched einmal die Universität auf dem Landtage vertrat, von dem darin aber natürlich nichts anderes verlautet, als daß er Geld bewilligt habe. Der ärgste Servilismus wird als etwas betrachtet, was sich ganz von selbst versteht; man kennt Gottscheds unerträgliche Gelegenheitsdichterei, „allen nach Standesgebühr höchst und hochzuverehrenden Liebhabern, so spottet Lessing in der Vossischen Zeitung, Gönnern und Beförderern einer ächten deutschen Poeterei kündigen und preisen wir folgendes Werk an. Herrn Christoph Gottscheds u. s. w. Gedichte u. s. w. .... Der erste Theil ist alt, und nur die Ordnung ist neu, welche der schärfsten Hof-Etiquette Ehre machen würde. ... Der andere Theil ist größtentheils neu, und mit eben der Rangordnung ausgeschmückt, welche bei dem ersten so vorzüglich angebracht ist, daß nemlich alle Gedichte auf hohe Häupter und fürstliche Personen in das erste Buch, die auf gräfliche, adlige, und solche, die ihnen gewissermaßen gleichkommen, ins zweite; alle freundschaftliche Lieder aber ins dritte Buch gekommen sind.“ Und die Gesinnungen, welche dem zu Grunde lagen, sprach Gottsched auch gelegentlich selbst in wissenschaftlicher Form aus. Ein mir unbekannter Dr. Priber in Zittau schreibt ihm den 23. Februarr 1734 über den zweiten Theil der Anfangsgründe der Weltweisheit wie folgt: „Da Sie aus vielleicht allerhand bewegenden Ursachen vor gut befunden, die Grund Sätze der Wolffischen mode Philosophie beyzubehalten, so haben Sie freylich deren Folgerungen auch in dem Rechte der Natur nicht entgehen können, dahin gehört auch p. 272 „da die Nothdurft des gantzen Staats Niemanden so bekannt seyn kann, als dem Regenten selbst, so muß man es auch ihm überlassen, wieviel jeder Bürger an

Digitized by Google

Auflagen geben soll ꝛc." Wiewohl nun hier überhaupt sonder Ausnahme von allen Regenten die Rede zu seyn scheinet, so mögen doch wohl per ellipsin nur weise, mühsame und tugendhafte darunter verstanden werden. Außerdem stünde nicht sonder Grund zu besorgen, als ob dergleichen Sätze der offenbaren Gewalt und Sklaverey Thür und Thore öffnen könnten, alles nach bloßer Willkühr zu thun. Eben so halte ich das VölkerRecht nicht vor überflüßig; denn nachdem in allen Wissenschaften der große Nutzen nicht sowohl in denen Grundsätzen, als denen daher abstammenden Folgerungen stecket, so enthält das VölkerRecht viele höchstwichtige Schlüsse, welche sich im Reiche der Natur einzelner Menschen nicht anbringen lassen. Denn ein andres ist ein bloßes Recht haben, ein andres solches Recht auch wider des andern Willen behaupten zu können. Eben so zweifle ich an der Richtigkeit des letzten Schlusses p. 288. „Was die Bewilligung aller Völker eingeführt hat, das muß wohl zur Wohlfahrt der Staaten zuträglich gewesen seyn." **Exempla sunt odiosa.** Ich weiß wohl, daß zu diesem allen sich die Englische Preßfreyheit besser als unsre elende Teutsche Censur schicket und bey uns ein Autor mehr cum vulgo reden müsse, wenn er sich zumal erinnert, was jene Frau ihrem geistlichen Eheherrn ins Ohr zurieff: Er sollte schreiben: daß er auch bey der Pfarre i. e. bey dem Amte bleiben könne."

Man darf indessen nicht glauben, daß Gottsched in diesem Puncte ein größerer Sünder gewesen sei, als andere. Wenn gerade auf den Universitäten ein unerträglicher Servilismus herrschte, so ist das zum Theil auf die Ansicht von der bischöflichen Gewalt des Landesherrn zurückzuführen. Um so weniger war man in Leipzig auf unbedingten Gehorsam angewiesen. Wirklich vertritt Gottsched die Rechte der Universität mit Entschiedenheit, und zwar in einem Falle wo er sogar dem Andringen seines Freundes und Gönners, des Grafen von Manteuffel Widerstand leisten muß. Es handelte sich darum den Prof. Winkler (siehe Schulze Gesch. d. L. Univers. S. 55) der sächsischen Nation aufzudringen und ihm eine Collegiatur zu verschaffen. Manteuffel schreibt am 1. October 1745: **Je ne puis finir sans vous demander une faveur que Mr. Sp. vous aura peut-être déjà demandée de ma part. C'est celle de ne pas refuser votre voix au Prof. Winckler lorsqu'il s'agira de la Collegiature qui viendra à vaquer, après le decès du pauvre Clausing*) qui ne pourroit en échapper à ce qu'on dit.** Einige Wochen darauf hat sich die Sache schon weiter entwickelt.

Manteuffel an Gottsched.

Dresde ce 24. Oct. 1745.

Ces lignes ne sont que pour vous avertir en vertu de notre ancienne amitié que S. E. le C. de Holtzendorf me dit hier au soir, qu'il partiroit un second rescrit dans l'affaire du Prof. Winkler, tout conforme au premier, et qu'il seroit bien aise, que vous et Mr. le Dr. Joecher, voulussiez bien vous desister de bonne grace de vos oppositions. Il y ajouta, que le

*) H. Klausing 1719—1746 Prof. der Theologie.

Digitized by Google

Conseil privè et le grand Consistoire souhaitant egalement le dit Professeur, non seulement reçu dans la Nation Saxonne, mais aussi pourvu d'une Collegiature actuellement vacante, il voudroit bien, que deux hommes aussi venerables, aussi dignes de toute son estime que vous et votre ami, ne se piquassent pas d'une obstination hors de saison. J'ai cru de mon devoir de vous faire parvenir confidemment cet avis d'ami, et vous priant, d'en faire pareillement part à Mr. Joecher, je suis etc.

Darauf antwortet Gottsched:

Gottsched an Manteuffel.

Leipzig, den 26. October 1745.

Eurer Hochreichsgräflichen Exellence gestern erhaltener gnädiger Befehl hat mich einer Sache erinnert, die ich bereits der vorhin erhaltenen Verordnung, und meinem darauf gegebenen Worte schuldig war. Es ist mir ganz lieb, daß Hr. Pr. Winkler aus meiner Nation in die sächsische übergeht; ich kann es auch ohne Verlust eines Hellers ansehen, daß er etliche Monate eher im großen Fürsten Collegio mein Collège wird; da er es doch bey der ersten Vacanz aus der Pohlnischen Nation, geworden seyn würde. Wider seine Person habe ich niemals die geringste Feindschaft gehabt, vielweniger ihm in diesem Falle hinderlich zu fallen gesucht; außer insoweit es die Pflicht eines jeden ehrlichen Mannes erfordert, sein Versprechen, und seinen Eid zu halten, den Landesherliche Verordnungen und Befehle mir abgefordert haben. Wir sind alle bey dem Eintritte in das Fürsten Collegium vereidet worden, die Rechte der Nationen, und die Freyheiten des Collegii, nebst der Aufnahme der Universität, nach Möglichkeit zu befördern. Wozu uns dieser Eid verbinde, sehen Eure Hochgräfl. Excellence, ohne mein Erinnern; es hat sich auch so lange die Universität steht, sowohl das große als Kleine Fürsten Collegium, noch allezeit, bey der freyen Wahl ihrer Collegiaten, auch gegen ausdrückliche Befehle, geschützet und erhalten: und die Universität hat dabey allezeit sich sehr wohl befunden, wie der Augenschein gewiesen hat. Allein wir bescheiden uns sehr wohl, daß derjenige Landes Herr, der uns jene Statuten bestätiget, und zu beschwören befohlen hat, uns auch andre und neue geben, und zu Beobachtung derselben verbinden kann; werden uns auch auf solchen Fall allezeit als getreue und gehorsame Unterthanen finden lassen.

Dieses ist es gewesen, was ich auch Sr. Hochgräfl. Exell. dem Hr. Grafen von Holzendorf mündlich zu versichern, die Ehre gehabt. Die ganze Frage war dießmal nur, ob Prof. Winkler bereits für einen Sachsen zu halten sey, da die sächsische Nation darüber noch nicht gehöret worden war?

Da wir nun Exempel genug haben, daß Leute Befehle gebracht in diese oder jene Nation aufgenommen zu werden; die aber auf dagegen erfolgte allerunterthänigste Vorstellung wieder in ihren natürlichen Nationen bleiben müssen: Wie davon der sel. Hausen, und der itzige Rector Pr. Hebenstreit ganz neue Beispiele geben können: so konnten wir der sächsischen Nation und der guten Sache, die sie zu haben schien, eine gleiche Hoffnung nicht absprechen; ohngeachtet die meisten unter uns wohl einsahen, daß dießmal alle ihre Mühe fruchtlos seyn würde. Wir ergriffen also das Mittel, welches Sr. Exc. der Hr. Graf

von Holzendorf, unter anderen auch mir an die Hand gaben, die Wahl eines Collegiaten so lange aufzuschieben, bis es ausgemacht seyn würde, ob Prof. Winkler ein Sachse wäre oder nicht. Diesen Aufschub habe ich meinem Versprechen gegen des Hr. Präsidenten Excell. zu Folge kräftig befördert; in keiner anderen Absicht, als, daß Hr. Prof. Winkler durch eine freye Wahl Collegiat werden könnte.

Ich muß mich also höchstens wundern, wie sowohl bey Eurer Hochreichsgräflichen Excell. als bey dem Hr. Grafen von Holzendorf, ich in die Meinung gerathen könne, als wäre ich Prof. Winklern zuwider. Was ich auf E. Excell. Befehl Denenselben, und dem Hr. Grafen von Holzendorf versprochen habe, das werde ich, als ein ehrlicher Mann halten, sobald es nur durch den anderweitigen Königl. Befehl ausgemacht seyn wird, daß geb. Pr. W. aller Vorstellungen der sächsischen Nation ungeachtet, dennoch für einen Sachsen gehalten werden solle. Bevor ich nun diesem meinem Worte nicht zuwider handle, werden sowohl Euer Hochgebohren Excell. als der Hr. Gr. von Holzendorf, keine Ursache haben, ungnädig gegen mich zu seyn: Wie denn auch Hr. Doct. Jöcher sich auf eben diese Art erkläret, auch in seinem letzten sich schriftlich ausgedrücket haben wird. Sobald mir der allergn. Befehl einläuft, und die sächsische Nation dieß neue Mitglied aufgenommen hat, wird er auch ein tüchtiger Candidat unsrer Wahl seyn, und wenigstens von mir keinen Wiederstand zu besorgen haben.

Die Aeußerung des Grafen Manteuffel darauf am 26. Oct. ist ein wenig spitzig und giebt zu verstehen, es möge wohl noch sonst ein Motiv hinter Gottscheds Widerstand stecken. Frau Gottsched hatte in Bezug auf diese Angelegenheit an Manteuffel geäußert: „Die ganze Akademie beneidet Prof. Winckler den mächtigen und fast unerhörten Beystand den er in dieser Sache bey den Großen erhalte. Ich beneide nicht ihn sondern seine Frau. Es muß unfehlbar ein großes Vergnügen seyn, einen Gatten zu haben, dessen Verdienste um das gemeine Wesen wider alle Anfälle so gewaltig beschützet werden und ich wüßte sehr wohl, wem ich ein gleiches Glück wünschen würde, wenn nicht schon seit langer Zeit die billigsten Wünsche auch die fruchtlosesten wären." Da antwortet nun Manteuffel: Je ne puis d'ailleurs le nier; j'ai rendu quelques bons offices au pauvre prof. Winckler. Et ce qui a achevè de m'y porter, c'est que j'ai trouvè le president du gr. Consistoire et le Conseil privè tout-prevenus en sa faveur et entièrement persuadez, que la cour pourrait le favoriser, sans faire le moindre prèjudice aux droits de l'Universitè. J'avoue cependant, que, si j'avois ètè informè à tems des prètensions de Mr. Schwabe, ou que je me fusse apperçu que ceux, qui sont en droit d'élire, seroient plus portez pour luy, que pour le fils de certain ortodoxe opulent et avare, je l'aurois recommandè prèferablement à tout autre. Mais enfin, comme cette occasion ne sera peut-être pas la derniere, où je pourrais être de quelque utilitè, pour ceux de mes amis, qui m'honorent de leur confiance etc.

Da unterdessen, wie Schulze ausdrücklich erwähnt, der Prof. Winkler auf churfürstlichen Befehl in die sächsische Nation aufgenommen worden, so konnte Gottsched weiter nichts thun. Er schreibt daher an Manteuffel am 2. November: „Es ist nunmehr geschehen, was Ew. Hochgeb. Excellence neulich begehrt haben; Prof. Winckler nämlich ist durch einmüthige Stimmen

Digitized by Google

zum Collegiaten am großen Fürsten Collegio erwählet worden, doch so, daß von denen bey uns befindlichen gebohrnen Sachsen keiner zugegen gewesen."

Man mag über die Nachgiebigkeit der damaligen Gelehrten denken, wie man will, so wird man zugeben müssen, daß bei solcher Nichtachtung der Rechte, und so lange Europa noch nicht in der französischen Revolution die Erfahrung der Möglichkeit eines materiellen Widerstandes gemacht hatte, auch der Kräftigste ermatten mußte.

Daß übrigens Gottsched nach wie vor bei der Universität im Rufe geblieben sein muß, ihr Bestes kräftig zu wahren, folgt daraus, daß er 1756 kurz nach dem Einfalle Friedrich II. zum Rector erwählt wurde und zwar, da er es auch 1746 gewesen war, gewiß nicht ohne Rücksicht darauf, daß er auch im damaligen Kriege das Interesse der Universität genügend wahrgenommen habe — was beiläufig gesagt, damals in einem solchen Falle schwieriger gewesen sein muß, als jetzt, da der Rector an der Verwaltung des Vermögens der Universität einen bedeutendern Antheil gehabt haben wird.

Jedenfalls muß man Gottscheden die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er nicht aus bloßer Kriecherei, aus bloßen eigennützigen Absichten, die Gunst der Fürsten und Höfe gesucht habe, sondern daß, was er erstrebte, selbst ihn seiner Natur nach dazu drängte, dieselbe zu suchen. Es war dieß eine Regeneration der deutschen Sprache und Litteratur; diese verfolgte er mit allem Ernst und betrachtete sie als seine Lebensaufgabe. Wir wissen heutiges Tages alle, daß diese späterhin unabhängig von den Höfen erfolgt ist; wir sind überzeugt, daß, hätten sich diese darein gemengt, sie auf solche Weise nicht hätte erfolgen können. Aber Gottsched sah die Sache nun einmal anders an. Die wirkliche Regeneration ist von der Seite des Volksthümlichen erfolgt — ist dadurch erfolgt, daß die nationale Substanz zum Durchbruch kam. Gottsched fing die Sache gerade in entgegengesetzter Richtung an: er suchte das Heil vielmehr in einer Beschränkung des Volksmäßigen, in einer Ausbreitung der Bildung, und zwar einer Bildung, die auf antiken und ausländischen Elementen beruhte. Daß diese ihrer Natur nach nur von oben ausgehen kann, versteht sich von selbst. Gottsched ging von dem Begriffe einer Litteratur à la Louis XIV. aus — diese mußte durchaus eine Hoflitteratur zu sein verlangen. Ja ich muß auf die Gefahr des Vorwurfes einer Paradorie oder von etwas noch Schlimmern hin sogar behaupten, daß der Wunsch, es möge ihm bei seinen Reformen eine äußere Autorität zu Hülfe kommen, nicht bloß in seinem Sinne gerechtfertigt war, sondern auch in dem historischen Gange der Entwickelung der deutschen Litteratur und ihrer Bedürfnisse eine Begründung hat. Ein Hinarbeiten auf Bildung, auf abstracte Bildung, war damals wirklich erforderlich und an der Zeit. Diese ist aber nur möglich durch eine strenge Zucht. Es würde nicht Freisinnigkeit, sondern moralische Schlaffheit sein, wenn man in Abrede stellen wollte, daß ein Volk, eine Litteratur, dergleichen in der That zu einer gewissen Zeit und als Vorbereitung für die wahre Freiheit bedürfen könne; in der Beschränkung, sagt Göthe, zeigt sich erst der Meister und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben. Und eine solche strenge Zucht ist immer etwas von oben, von außen an uns Herankommendes; wenn sie uns nicht aufgezwungen werden müßte, so bedürften wir ihrer in der That nicht. Und so wünschte ich denn also, daß von Seiten der Regierungen die Reformen mit Gewalt befördert worden wären? Nicht doch, der Zwang, welchen Gott-

Digitized by Google

ſched durch ſeine Autorität und die Autorität der Franzoſen, durch ſeinen akademiſchen und litterariſchen Einfluß, durch ſeine Protection ausgeübt, hat, wie der Gang der Geſchichte, welcher zuletzt immer Recht behält, beweiſt, zur Erreichung dieſes Zweckes hingereicht, ja iſt vielleicht der einzig anwendbare geweſen, aber hierüber konnte Gottſched keine Ueberſicht beſitzen, und alſo iſt ſeine Bemühung um eine ihm zu Hülfe kommende eingreifende Autorität nur ein Zeichen, daß er ſich ſeines hiſtoriſchen Berufes wohl bewußt war.

Am nächſten mußte ihm der Wunſch liegen in ſeinem Adoptivvaterlande, in Sachſen, von der Regierung begünſtigt zu werden. Wie gern hätte er es geſehen, wenn ihn der churfürſtliche Hof eben ſo unter ſeinen Schutz genommen hätte, wie einſt Luther. Es iſt ſchon in einem andern Abſchnitte darauf hingewieſen, daß ihm dieß in Folge der Feindſchaft Königs, die er ſich zugezogen, vollkommen mißlungen. Doch iſt dieſer darin wohl eben nicht alle Schuld beizumeſſen. Den ſeit Luthers Zeit eingetretenen Verhältniſſen und Begriffen zu Folge, wäre es unerhört geweſen, wenn ein bloßer Profeſſor an der Univerſität, alſo ein Beamter, ein Untergeordneter und dazu ein Proteſtant bei Hofe eine ſolche Rolle hätte ſpielen ſollen; betrachtet ſich doch wohl noch heutiges Tages jeder beliebige Einwohner der Hauptſtadt der Univerſität gegenüber im Grunde als eine obere Behörde.

Faſt noch weniger gelang es Gottſcheden in ſeinem Geburtslande den Großen nahe zu treten. Auf die Univerſität Königsberg übte er einen gewiſſen Einfluß aus, auch giebt er lange Zeit die Hoffnung nicht auf, in einer oder der andern Eigenſchaft noch einmal an dieſelbe berufen zu werden; allein der Berliner Hof war ihm unzugänglich. Unter Friedrich Wilhelm I. verſtand ſich dieß von ſelbſt; hatte er doch an dieſem einen Diebſtahl begangen, nämlich den ſeiner eigenen zum Soldaten beſtimmten wohlgewachſenen Perſon. Eine ſeiner Schriften, die unter deſſen Regierung eine amtliche Approbation erhielt, iſt, wie ſeines Ortes dargeſtellt worden, aus Furcht vor den ſächſiſchen Orthodoxen anonym herausgegeben worden. Zu Friedrich II. findet ſchon, da dieſer noch Kronprinz war, ein gewiſſes Verhältniß ſtatt. Manteuffel ſchreibt am 9. Dec. 1739 an Gottſched aus Berlin: Je suis bien aise d'une chose que j'aie trouvèe dans le dernier cahier homiletique. C'est que vous y avez citè feu Pietsch, en l'appelant un des meilleurs Poetes allemands. Et la raison, pourquoi cela me fait plaisir, c'est une dispute entre le P. R. d'icy et un de ses principaux favoris nommè Keyserling; fort honnete homme, plein d'esprit et de belles lettres. Le P. R. soutenoit, qu'il y a très peu ou point de bon Poëte Allemand. L'autre ayant soutenu le contraire, et ayant nommè entre autres feu Pietsch, S. A. R. (qui n'a pas lu d'autre Poete Allemand que quelques morceaux de Canitz) convint qu'il pouvoit bien y avoir deux ou trois de passables, parmi lesquels Elle vous nomma; mais Elle ne voulut jamais laisser passer Pietsch. Là dessus Keyserling provoqua à vôtre art-poëtique, où il pretendoit que vous en auriez parlè avec eloge. Le P. ayant soutenu par boutade, que cela ne se pouvoit pas, ils firent une gageure. On fit apporter votre livre: on y chercha le nom de Pietsch: mais ne l'y ayant pas trouvè K. perdit la gageure et fut tout honteux de s'être trompè. Il fut même si piquè, dit-on, de ce que vous aviez oubliè de faire mention de feu son ami, qu'il vous auroit razè vous même de la liste, s'il n'avoit

Digitized by Google

avouè un moment auparavant, que vous ètiez un juge competent. Enfin je suis bien aise que vous aiez reparè cela dans le nouveau traitè parceque cela servira à vous reconcilier avec K. lorsqu'un jour il sera permis de luy avouer que vous en ètes l'Auteur. Hieran knüpft ſich noch Weiteres.

Gottſched an Manteuffel.

19. Dec.

Wegen der pietſchiſchen Gedichte nimmt michs ſehr Wunder, daß der Herr v. Kayserling nur einen Augenblick an meiner Hochachtung gegen dieſen Poeten zweifeln können, da es ihm ja nicht unbekannt ſeyn können, daß eben ich die Sammlung ſeiner Gedichte ſchon vor 15 Jahren ans Licht geſtellet, und mit den größeſten Lobſprüchen begleitet habe. Es iſt eben itzo eine vermehrtere Auflage derſelben unter der Preſſe, und wenn ich wüßte, daß dem Kronprinzen damit ein Gefallen geſchehe, ich wollte ihm dieſelbe zueignen; damit er deſto mehr von meiner Hochachtung gegen denſelben überzeuget würde. Vielleicht könnte der Herr von Kayſerling ſeine Wette dadurch zurücke gewinnen. Daß ich aber in meiner Dichtkunſt Pietſchen nicht einmal genennet, das kömmt daher, weil ich mir die Regel gemacht, keinen lebendigen Poeten zu nennen."

Manteuffel an Gottſched.

ce 3 Dec.

Je suis bien aise de l'èclaircissement que vous me donnez, touchant feu Pietsch. Le P. R. n'estimoit presqu' aucun livre allemand, et n'ayant pas fort goutè, dit-on, le tour de la dèdicace d'un de vos ouvrages, que vous luy avez dediè, je ne vous conseille pas, de luy dèdier la nouvelle edition que vous faites imprimer des oeuvres de ce poete defunt. Mais dèdiez la, s'il vous pl. à Mr. de Keyserling et prenez pour prètexte, que son amitiè pour feu Pietsch et son mèrite personnel mais surtout son gout pour les sciences, pour les belles lettres nommement pour la bonne Poesie (car il fait d'assez jolis vers tant en françois qu'en Allemand) sont des choses si notoires, que vous auriez tort de dèdier cette èdition à d'autres qu'à luy. Vous pourriez meme y fourrer quelque trait anonyme à la louange du Pr. R. qui fait grand cas de Keyserling; en disant p. e. que c'est un prince, qui, non seulement a la reputation d'aimer les muses et tous ceux qui les cultivent, mais qui ne dèdaigne pas de faire luy meme l'ornement du Parnasse etc. etc. En un mot si vous faisiez cette dèdicace un peu eloquente et courte, je suis persuadè qu'elle seroit d'un très bon effet, surtout, par rapport à l'avenir, où Keyserling, à vue de pays, aura beaucoup de voix au chapitre.

Der Anſchlag gefällt Gottſchedeu, wie man denken kann, gar ſehr: nun weiß aber der Graf v. Manteuffel die Vornamen Keyſerlings, die doch bei der Widmung genannt werden müſſen, lange Zeit nicht in Erfahrung zu ziehen und ſo ſcheint ſich die Sache in Sand verlaufen zu haben.

Wenn wir dem Rath Freiesleben in Gotha, dem Fortſetzer von

Digitized by Google

Gottscheds nöthigem Vorrath, glauben wollen, so hat sich Friedrich II. mit diesem Mangel an Achtsamkeit auf Gottscheds Verdienste keiner geringen Gefahr ausgesetzt.

Freiesleben an Frau Gottsched.

à Gothe le 12. Decembre 1750.

Du reste, Madame, j'ai eu l'honneur de presenter à Monseigneur notre Prince Hereditaire l'excellent Ouvrage, dont Monsieur Votre Epoux vient d'enrichir l'Allemagne. Son Altesse Serenissime m'a ordonné, de L'assurer, qu'on ne sauroit etre plus sensible, qu' Elle l'est à cette marque d'attention. Mr. le Conseiller Klopfel joint ses très humbles remercimens aux miens pour un present, qui l'a charmé autant que moi. Le Public est dans la possession, de ne recevoir, que des chefs d'oeuvres de l'elegante plume de Monsieur Votre Epoux. Cependant l'on peut dire, que dans ce Poëme, consacré à la gloire de sa Patrie, il s'est surpassé Lui-meme, et que jamais evenement plus grand n'a eté plus dignement chanté.

Wenn Friedrich, Deutschlands Salomon,
Zu seiner und der Weisheit Ehre,
Gleichnicht auf Preussens neuen Thron
Aus eigner Macht gestiegen wäre:
Und hätte seines Zepters Kraft
Gleichnicht der Künste Reich erweitert,
Der Wahrheit freyen Lauf verschafft,
Des Irrthums Nebel aufgeheitert:
Ja, wenn die seltne Fähigkeit,
Die seinen großen Geist belebte,
Nicht auf dem Cäsar unsrer Zeit,
Dem zweyten Friedrich, dreyfach schwebte:
So würde seines Namens Schein
Doch bis zur Ewigkeit gedrungen,
Und nimmermehr verloschen seyn,
Weil Gottscheds Rohr von Ihm gesungen.

Das Gedicht kann wenigstens zeigen, daß man in der bloßen Form in Gottscheds Schule bedeutende Fortschritte gemacht.

Besseren Erfolg hatte Gottsched an einigen kleineren deutschen Höfen: in Hannover wurden die gesammelten Reden der deutschen Gesellschaft von Staatswegen anempfohlen, wie Gottsched zu Weissenfels, Gotha, Gera und Zerbst einen gewissen Einfluß ausübte, ist theils schon erwähnt, theils wird es noch erwähnt werden; der Maynzer Hof ward während des Wahltages in Frankfurt durch Grimm auf Gottsched aufmerksam und es wird daher seine Ernennung zum Mitgliede der Akademie der nützlichen Wissenschaften in Erfurt erklärt werden können. Eine Anfrage, welche Grimm an Gottsched wie es scheint im Auftrage des Kurfürsten von Mainz stellt, ist in ihrer Naivetät zu eigenthümlich, als daß ich sie nicht mittheilen müßte. Grimm schreibt am 24. Nov. 1748 von Regensburg: „Ich habe vor zween Tagen von einem vornehmen Gönner mit dem ich während seines hiesigen Aufenthaltes eine genaue Freundschaft errichtet, und der sich dermalen in öffentlichen Angelegenheiten seines Hofes in München befindet, Briefe erhalten, davon ich eine Stelle von Wort zu Wort hierherfetzen will. Il s'agit à present, mon cher

ami, d'une collection d'un nombre de toute sorte de mots françois ou latins etc. allemandisés, dont on se sert ordinairement ou très souvent dans le language allemand et meme dans les lettres allemandes. C'est un grand objet, entre nous dit, de nos entretiens avec l'Electeur qui aime ces sortes de discussions. Je vous prie donc de m'en envoier avec la premiere poste tant que vous pourrez avec la traduction allemande, c'est à dire selon la traduction nouvelle autorisée par la société allemande de Leipzig et de me dire surtout comment on a ou comment on pourrait bien avoir traduit les mots Orthographie, Embarras, ich bin embarassirt, Geographie etc. Ecrivez, je vous prie, à Leipzig pour cela et s'il est possible, à Mousieur Gottsched, votre grand Ami, faites moi avoir tous les mots de cette nature que la société a traduits eşt un dictionnaire allemand ou grammaire s'il y en a, de la société. En attendant envoiez moi votre traduction des mots allegués et d'autres dont vous vous souvenez et envoiez moi aussi des pièces imprimées qui regardent cette matiere si vous en avez. Mais il faut que tout ce que vous me mandez sur les mots en question soit en allemand etc. Das ist freilich so naiv immer noch nicht, wie wenn kurz vor dem siebenjährigen Kriege eine Anzahl Dresdner Officiere bei Gottsched anfragt, was reiner Deutsch sei, Keulen oder Lenden; es gelte eine bedeutende Wette. Indessen wie man auch über eine Zeit denken mag, in der einer, welcher deutsch verstand, in der Weise aus der Ferne befragt wurde, wie man jetzt etwa bei Bestimmung der Codices einer Bibliothek einen entfernten Kenner des Armenischen zu Rath zieht, die plötzliche Liebhaberei des Mainzer Hofes zeugte doch von gutem Willen.

Am meisten galt Gottsched bei der Regierung in Cassel. Er verdankte dieß einer Wohlthat, welche er ausgeübt hatte, oder wenn man will, seiner Lust am Protegiren.

Man wird sich aus den italienischen Reisen gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts eines gewissen Rath Reiffenstein erinnern, welcher in Rom distinguirte Fremde herumführte und Besorgungen, die in das Kunstgebiet fielen, z. B. für den russischen Hof, übernahm. Dieser Mann gehört zu Gottscheds eifrigsten Correspondenten. Er war ursprünglich Porträtmaler; seine Bekanntschaft mit Gottsched und die Gunst, in welcher er bei ihm stand, verdankte er nächst der Landsmannschaft — denn Gottsched hat seinen Preußen immer große Anhänglichkeit bewahrt, er richtet z. B. der Wittwe eines Buchdruckers in Königsberg ihr Geschäft von Leipzig aus neu ein, er war nicht nur als Hausgenosse Breitkopfs in diesem Fache wohl bewandert, sondern er hatte diesem die Verbesserungen, durch welche sich seine Druckerei auszeichnete, nach ausländischen Mustern größtentheils selbst angegeben — dem Umstande, daß er bei der Stiftung der deutschen Gesellschaft in Königsberg neben Flottwell als Vorstand oder Secretär derselben erscheint. Einige Zeit darauf scheint an Gottsched von Cassel aus eine Anfrage wegen Besetzung der Stelle eines Pagenhofmeisters ergangen zu sein; ein Bruder Gottscheds, welcher dort Secretär eines Prinzen war, dessen Bestimmung ich den Kennern der Casselschen Specialhistorie überlassen muß, mag ihm zu der Ehre verholfen haben. Gottsched stellte den Antrag an Reiffenstein — der sich übrigens immer Reiffstein unterschreibt — nach einigen bescheidenen Weigerungen, die sich besonders darauf beziehen, daß es mit seinem Latein nicht weit her sei,

Digitized by Google

nimmt der junge Mann, der eben jetzt mit einem adeligen Herrn in Berlin war, die Stelle an. Auf diese Weise ergiebt sich ein nahes Freundschaftsverhältniß; gleich bei seiner Durchreise durch Leipzig nimmt Reiffstein ein Bildniß Gottscheds, das die Frau gemacht um ihn damit zu überraschen, mit, um es künstgemäß zu verbessern. Uebrigens schreibt er unter andern:

Reiffstein an Gottsched.

Caßell, d. 30. Jan. 1746.

Ich danke anizo vor beydes (Gewogenheit u. s. w.) auf das zärtlichste, wiewohl ich meine Dankbarkeit am liebsten durch den Gehorsam bezeigen möchte auf welchen Dieselben wegen von mir versprochenen Beytrages zum Büchersaale schon ein altes Recht haben. Von Schriften die zur Mahler Bibliothec gehören habe hier noch nichts anders auftreiben können als Sandrarts Mahl Academie und des **Felibien Entretiens sur les Vies de Peintres et Architects.** Ich will beyde mit dem Endzweck lesen, um darinnen etwas anmerkungswürdiges aufzusuchen. Meine eigene Betrachtungen würden gar zu ungegründet und zu unvollkommen seyn, zumahl da ich selbst nicht zu bestimmen weiß welche Art von Betrachtungen Ew. Magnificenz die angenehmste seyn dürfte. Würden mich dieselben hiezu mit einigen Aufgaben beehren, so könnte ich desto sicherer und gegründeter arbeiten. Denn so wie ich gewis versichert bin daß eine kleine Erfahrenheit in dem praktischen Theile der Mahlerey entweder gar nichts oder doch nur sehr weniges beyträgt um von dieser Kunst etwas tüchtiges schreiben zu können: so glaube ich auch das Gelehrte die das algemein kennen, welches entweder den wesentlichen Vorzug oder den Zusammenhang der freyen Künste mit anderen Wissenschaften betrift, die besten Aufgaben vorlegen können was in dieser oder jener Kunst am meisten betrachtungswürdig ist: Unter dieser kleinen Bedingung nehme mir die Freyheit meine damahlige kühne Zusage zu wiederholen und dieselbe so bald als möglich zu erfüllen ꝛc.

Derselbe an Denselben.

Caßell, den 24. Merz 1746.

Der schlechte Aufsaz den ich mir neulich Ew. Magnificenz lieben Neffen zu überschicken, erkühnet, hätte ein Meisterstück in seiner Art seyn müssen, um den gütigen Dank einigermaaßen zu verdienen womit Dieselben ihn in Dero letzteren Schreiben zu beehren beliebet. Allein ich sehe wohl daß Ew. Magnificenz ein Gönner von derjenigen Art sind die den guten Willen vor die That annehmen und durch einen gütigen Beyfall blöde Gemüther zum Fleiße zu ermuntern wißen.

Vor die von Ew. Magnificenz mir zu geschickte Gedanken zur Einrichtung eines Aufsazes von der Malerey bin ich auf das ergebenste verbunden; hätte mich Dero letztere Zuschrift nicht eben über dem kalten Fieber welches mich nach einer 14tägigen Dauer anizo wieder verlaßen, angetroffen, so hätte ich mich derselben schon bedienen können um den Anfang zu einer kleinen Ausarbeitung, mehr aus Gehorsam als aus Einsicht in diese schöne Kunst zu machen. Ich habe mir einige französische und deutsche neue Kupferstiche angeschaffet worunter auch die izigen neumodische schiefe Zierrathen befindlich. Ich

Digitized by Google

will es also wagen und davon in einem critischen Versuche den Anfang machen ob ich gleich aufrichtig zu gestehen noch nicht weis ob ich dieselben werde tadeln oder vertheidigen müssen.

Wir haben hier bisher einige Schauspiehle zu sehen bekommen, welche, ob sie gleich mehrentheils aus lauter Possenspielen bestanden, dennoch die gute Würkung gehabt, daß man bey Gelegenheit manches guten Trauer- und Schäferspiels von einer unbekannten Schönheit der Deutschen Dichtkunst und Sprache ermuntert worden sich mit beyden mehr und mehr bekandt zu machen und das ziemlich dicke Vorurtheil gegen die fremden Vorzüge almählig abzulegen. Und es kan Ew. Magnificenz nicht unangenehm zu hören seyn, daß selbst unter einigen Vornehmen dieses Hofes sich einige Verehrer und Beschüzer der Deutschen Wißenschaften gleichsam in der Ferne zeigen die sich vielleicht dereinst mit Macht dem französischen Strom entgegen stellen und die Schönheit der Deutschen Quellen aus welchen sie geschöpfet, ihren und andern Höfen mit Nachdruck anpreisen werden. Zum Beweise hiervon muß ich melden daß mir von unserem Herren Hoffmarschall von Lindau aufgegeben worden die sämmtlichen Gottschedischen Deutsche poetische und Prosaische Schriften zu verschreiben indem wir hieselbst mit einem schlechten Buchführer versehen sind der sich die guten Sachen nicht allein sehr sparsam sondern auch noch dazu sehr spät verschreibet. Da aber Ihro Excellence vorhero von dem Preisen einige Nachricht wißen wollten, so habe mich erkühnen wollen Ew. Magnif. zu ersuchen von Dero Verleger einen Aufsatz nebst beygesezten Preisen ohnbeschwert verfertigen zu laßen damit ich dieselben zu erst vorzeigen und so dann nachgehends die eigentlich verlangte mit Gewisheit verschreiben könnte. NB. Der Frau Professorin Hochedelgeb., Schriften werden mit darunter verstanden. Könte ich den Aufsatz mit der nächsten Post hier haben, so würde dieses den ungeduldigen Eifer Ihrer Excellence um so viel mehr befriedigen. Ew. Magnificenz werden mich gütigst entschuldigen, wenn ich hierunter zu einer Beschwerde Anlaß gebe. Was kan ich davor daß der sterbende Cato eine Würkung gehabt, die mit unter die Ursachen dieser Kühnheit gehöret. Ich verharre nach gehorsamster Empfehlung an die Hochgeschäzte Frau Professorin mit der schuldigsten Ehrfurcht ꝛc.

Auf ähnliche Weise wird Gottsched später aufgefordert, immer dafür zu sorgen, daß seine neu herauskommenden Schriften in Cassel zu haben seien; — wobei man sich der Bemerkung nicht enthalten kann, daß die Wirkung, welche er ausgeübt, bei dem unvollkommenen Zustande des Buchhandels um so mehr Anerkennung verdient; schreibt doch Flottwell aus Königsberg einmal, der Buchhändler Hartung pflege von der Messe nur diejenigen Schriften mitzubringen, welche vorher bei ihm bestellt worden.

Bei so gutem Anfange mußte Gottscheds Einfluß in Cassel bald höher steigen. Zwar einstmals jagt er seinen dortigen Freunden einen Todesschreck ein, indem er die Ueberreichung eines Buches an den nunmehrigen Regenten einem Minister aufträgt, der augenblicklich in Ungnade gefallen ist; doch gelingt es ihm bei einer persönlichen Anwesenheit auf der Reise nach Göttingen seinem Bruder die Stelle eines Steuerrathes zu verschaffen, wofür sich der an sich ziemlich illitterate Mann durch lebhafte Theilnahme an dem Casseler Zweige

Digitized by Google

der Gesellschaft der freien Künste dankbar erweist, als dessen Hauptstütze Reiffstein erscheint*).

2.

Das war nun Alles wohl ganz gut und keineswegs zu verschmähen. Aber was wollte denn Gottsched? Er wollte ja nicht die Geraische, Weissenfelser, Zerbster, Casseler, auch nicht etwa bloß die preußische Sprache reformiren, sondern die deutsche, so wie Corneille, Molière, Boileau u. s. w. nicht die Sprache der Provence, des Languedoc und dergl. gereinigt, sondern der französischen Sprache und Litteratur eine andere Form gegeben hatten. Es war dieß aber denselben vom Hofe Ludwig XIV. — vom Mittelpunct des Reiches aus gelungen, folglich mußte auch Gottsched in die Hauptstadt Deutschlands vorzubringen suchen, und es wo möglich dahinbringen, daß er unter der Autorität seiner allerhöchsten römisch kaiserlichen Majestät sein Reformationswerk betreiben konnte.

Von Anfang seiner Thätigkeit an wandte er sein Auge auf Wien; wenn hier eine Aeußerung, ein Werk von ihm günstige Aufnahme fand, ward es gewiß sogleich irgendwo registrirt. Alsdann machte ihm freilich Carl VII. eine Diversion — war nun nicht die kaiserliche Majestät in München zu suchen? Indessen mögen wir nun Gottsched so viel politischen Scharfblick zutrauen, daß wir annehmen, er habe eingesehen, es könne damit keinen Bestand haben, oder war es Zufall — mit dem Feldmarschall von Seckendorff — er wird mit ihm von der Zeit her, da er Commandant von Leipzig war, in näherer Verbindung gestanden haben — hielt er zwar gute Freundschaft, aber davon, daß er dem baierischen Herrscher eine Huldigung erwiesen hätte, findet sich keine Spur. Um so ungehinderter konnte er, nachdem derselbe besiegt war, seine Blicke nach Wien richten.

So ganz leicht konnte es jedenfalls nicht sein hier Eingang zu finden. Ein Professor auf einer Universität, die „haußen im Reich" lag, dazu auf einer protestantischen Universität — was konnte er zu hoffen haben? v. Sonnenfels bemerkt in seiner Dramaturgie ein Vierteljahrhundert später, als Gottsched doch in der That einen gewissen Einfluß auf Oesterreich gewonnen hatte, wenigstens in Bezug auf die dramatische Reform, wie doch von Leipzig, einem ganz artigen Städtchen, aber doch immer einem Städtchen, in welchem die Umgangs- und Lebensformen nothwendig einen kleinlichen Charakter an sich tragen müssen, so eine Reform hätte ausgehen können? Jedenfalls bedurfte es einer neuen Wendung um in Wien Eindruck zu machen.

Ich habe oben Gottscheds Plan einer Geschichte der deutschen Sprache und seine darauf abzielenden Studien erwähnt. Für diese mußten ihm die Wiener Bibliotheken bedeutende Ausbeute versprechen. Er war so glücklich die Bekanntschaft eines Mannes zu machen, der, indem er für ihn auf der Bibliothek Notizen und Auszüge zu besorgen bereit war, zugleich in anderer Beziehung auf seine Ideen einzugehen wußte, und da er mit dem Theater in Verbindung stand, seine Zwecke unmittelbar befördern konnte. Dieser Mann hieß F. W. Weißkern. Wie sehr Gottsched es zu schätzen wußte, in ihm

*) Die Uebersiedelung des letztgenannten nach Rom soll 1760, also nach dem Abschluß der Gottschedschen Briefsammlung, stattgefunden haben.

Digitized by Google

einen Ankünpfungspunct zu besitzen, zeigt ein Brief Bruckers. Weiskern schreibt unter andern:

106. Weißkern an Gottsched.

Wien, den 17. February 1748.

Ich zweifle nicht daß die beeden Auszüge vom 13ten und 15ten Jahrhunderte welche ich vor 8 Tagen übersendet, Ew. Magnificenz richtig zu Händen gekommen seyn werden. Gegenwärtig habe die Ehre 5. dergl. Denkmahle des 10ten 11ten 12ten und 13ten Saec. beyzufügen.

Der sterbende Cato sollte heute aufgeführet werden; Allein, da Ihro Maj. die regierende Kayserin denselben zu sehen verlanget, so ist die Vorstellung desselben bis morgen verschoben worden. Um diesem Trauerspiehle einen bessern Schwung zu geben, haben wir solches ein paar Tage vorher in den gewöhnl. Placaten angekündiget; Da uns nun dieser Kunst Griff geglücket, so daß die Logen schon auf dreymahl voraus bestellet sind; So zweifle nicht, daß solches einen Zahlreichen Zugang haben werde, und es gereichet uns zu einem besonderen Vergnügen, daß der Ruhm von Ew. Magnif. auch alhier einiger massen ausgebreitet werden kann. Ich verharre mit der größten Hochachtung ꝛc.

Der Cato fand großen Beifall, wie ein ehemaliger Zuhörer Gottsched von Wien aus voll Freude schreibt. Die nächste Folge davon war folgender Brief:

107. Joseph v. Selliers an Gottsched.

Wienn, den 12. Marty 1748.

Nachdeme mir gar wohl wissent, daß ein oder der andere meiner Compagnie die besondere ehre genüsset mit Deroselben zu Correspondiren, durch welche einige dero Gelehrten wercken meine schaubühne gezieret, also scheinete es der schuldigen erkantlichkeit entgegen zu sein, wo ich mier die ehre entziehete durch gegenwärtige zuschrift in Dero Persönliche Connaissance zu gerathen und mit welcher sie höfflichst ersuchen wollen, ein und andere Dero tragedien, welche vor den Gebrauch hiesiges Theatre zu lange fallen aigenhändig, und auf eine Zeit von anderthalb stunthen zu verkürzen, doch mit aller aufrichtigster protestation, wo es Deroselben nicht ohngelegen were. Dan es in wahrheit ein grosser schaden were wo dergleichen wercke von einer nicht so geschickten Feder eingericht würden. Umb aber diesse Piecen noch besser executiren zu können möchte auch gern meine Compagnie mit ein und anderen Acteur der leipzigerischen verstärkhen, wo meine intention besonders auf Hr. Koch und Heiderich gerichtet ware, also bitte auch durch dero vihl Vermögenheiten Vorspruch selbe einen billichen Contract einzugehen zu encoragiren mit beygefigter erinnerung, daß es allhier vihl wohlfeiller alß zu Leipzig zu leben seye, ich remittire mich in allem Dero Gütte, und ist mier auch durch Hr. Baron v. Röttler(?) gar wohl wissent wie vihl attention sie meines Theaters haben, bitte also selbe ferners zu Continuiren meinerseits aber versichert zu leben daß ich mit allmöglichst und erkäntlichster Freindschaftsbezeigung anbey aber geziementer Hochachtung allstäts verharren werde ꝛc.

Hiermit war schon sehr viel gewonnen. Gottsched verstand es sehr

Digitized by Google

wohl, auf einem solchen Grunde fortzubauen. Dazu kam es ihm sehr gelegen, daß sich unterdessen der Herr v. Scheyb, Landschaftssecretarius von Niederösterreich, der Verfasser der Thereſiade, von der eben nichts weiter zu sagen ist, als daß sie den Regeln entspricht, und Kenner der altdeutschen Litteratur, in einem Briefe an ihn wandte, um ihm das Gedicht vorzulegen und seinen Rath wegen fernerer Verbesserung seiner deutschen „Schreib- und Denkart" einzuholen. Diesem scheint er den Vorschlag gemacht zu haben, in Wien eine deutsche Gesellschaft zu gründen.

Franz v. Scheyb an Gottsched.

Wienn, den 1. Febr. 1749.

Was soll ich nun auf dero sehr gegründeten Beweis, allhier eine deutsche Gesellschaft stifften zu können, antworten? Man ist allhier unter allen denen, die dergleichen angelegenheiten wohl einsehen, der einhelligen Meinung, daß es unmöglich sey; und daß die von E. M. angeführte gründe nur in Leipzig nicht aber hier zulangen. meines Orts wünschte ich nur, daß dieselben an meinem Plaz wären, so bin ich versichert, daß dieselben meinen Saz weit besser, als ich, behaupten würden. Der berühmte Leibnitz dient mir zu beweis. Carl der VI. lieſs ihn 1715 anhero kommen, damit Er eine dergleichen gesellschaft einrichten sollte. Er hätte auch alles zu stande gebracht, wenn er nicht Leibnitz gewesen wäre, kurz, er mußte unverichteter Dinge wieder abreisen. Dero starkes argument von der Mähr. Gesellschaft zu Ollmüz ist über einen Haufen denn diese besteht in ihrem Schutt, wie die alte Stadt Herculea. Ich war ein Mitglied derselben, und seit 11 Monaten ist sie still. Die Schutzgötter des alten Schlendrians wissen so erstaunliche Mienen zu legen, daß man sich, wo kein mensch es vermuthet, in die Luft gesprenget sieht. Kein Wunder. sie wiedersezen sich dem Schatten eines angriffs entweder mit List oder mit gewalt. man greift ihnen in das handwerk, und dieses heiset bei ihnen so viel als sie untergraben. zum beyspiel will ich nur diese ihre gedankensart anführen, lernt man deutsch, so leidet das latein, hierdurch vermindert sich die zahl der Schüler, folglich derjenigen, die sie als taugliche leute für sich aufsuchen könnten, ja die menge der Schüler ihres Ordens wird geschmählert, und endlich an ihrer Macht sehr geschwächt ehe sie also nur einen Stein an ihrem Lehrgebäude verrucken lieſsen welches durch die Stiftung dergleichen Gesellschaften erfolgte, so würden sie Himmel und Erden zu dessen Verhinderung bewegen; die hölle sogar wird denjenigen vor Aug gestellt, welche auſs dem alten Schlendrian tretten. Der nahme einer gesellschaft erweckt schon diese mächtigen Feinde, und rufft sie zum gewähr. Derjenige, welcher sich zum Anführer solcher Neuerung aufwirfft, sezt sich in Gefahr von 100000 menschen entweder für einen Narren, oder für einen Atheist gehalten zu werden. Diese lobsprüche werden manchen beygelegt, die E. M. vielleicht eines bessern urtheils würdig schäzten. geschieht es daß mächtige auf etwas dauerhafftes, und gutes sinnen, wider welche weder list noch gewalt nüzen, so donnern schon die Canzeln. e. g. weil der Adel keine Kinder mehr in die Universität schickt, denn sie ist für schneiderbuben schon zu schlecht, so hörte man schon diejenigen auf der Canzel verdammen, welche ihre Kinder zu hause unterrichten lassen. Diese armen leute, so man zur unterrichtung hält, sind Kezer, Atheist. Verführer des Volkes,

Digitized by Google

daher alles übel im Lande, Krieg, Pest, Strafen vom Himmel. Das arme unwissende Volk zittert. Die Damen sogar entsezen sich, und danken den ehrlichsten gelehrten ab. Ich bitte diese meine Freyheit mit dem Caminfeuer zu belohnen, denn sonst wäre ich gar zum Rade verdammt, E. M. glauben nicht etwann, daß ich ausschweife. man ist hier im Stande dem Pabsten die antwort zu geben, welche die Salamancenses ihm gaben, da er ihnen schrieb, daß sie die Werke des Cardinal Novis nicht verbiethen sollten. die gedruckten zeitungsbläter redeten vor etlichen Monathen davon. die Salamancenses et Viennenses wollen, daß man blind glaube, nicht was der Pabst und die Kirche sagt, sondern was die ..... sagen. genug.

Wer will nun sich so erstaunlichen wiedersachern bloß geben, und sein glück mit füssen tretten? was folgt? Das dennoch ein jeder in seinen Cabinet machen könne was er wolle; daher hoffe ich, daß das deutsche nunmehr auch sich bessern werde, denn ich beobachte daß dero Grammatic haufenweiß abgehe, daß sie gefalle, und schon zum helfen diene, obschon hier keine gemüths Vereinigung, keine zusammenkünfften ausser zum spiehlen, keine vertrauten Gemeinschaften, kurz, keine Freundschaft herrschet, sondern ein jeder für sich allein lebt. Da nun E. M. mit diesem Mischmasch genug haben werden, so will ich zur gelehrsamkeit schreiten, und sie lachen machen. erstaunen sie: Jüngst laß ich auf meinem Hauß folgenden Vers, den doch ein Herr Pfarrer muß gemacht haben, es ist nicht lange. er lautet also:

Dieß Haues steht in Gottes Hand
beym silbern Schiff, auf dem Christus der Herr mit seinen 72 Jüngern über das Galileische mehr gefahren ist es genannt.

So weit sind wir in der deutschen Dichtkunst gekommen und sollte ich E. M. ganze folianten beybringen, welche auf gleiche weise NB. von unsern gelehrtesten Patriarchen verfasset worden, so könnte ich es thun, und so gar im Druck aufweisen.

Mit einem Wort, man will nicht, man will nicht, man will nicht."

Der Schluß dieses Briefes, welcher doch ein Wenig Trost gab, mochte Gottsched auf die Gedanken bringen, zu versuchen, was seine persönliche Anwesenheit bewirken möge. Er hatte außerdem noch diese und jene anderweitige Verbindung in Wien — schon mehrere Jahre früher verlangt ein K. K. Legationsrath v. Launoy von ihm einen Hauslehrer bei einem Minister, auch zeigt folgender Brief, daß er selbst mit der Erzieherin der Erzherzoginnen bereits aus der Ferne ein Verhältniß angeknüpft; er mag zugleich beweisen, wie wenig überflüssig Gottscheds Einfluß in Wien war.

Die Fürstin Trautson an Frau Gottsched.

Wien, den 24. Märtz 1749.

Wie gerne hätte ich längstens so vill schöne und Sinnreiche schreyben beantwortet, die ich von Ihnen wehrteste Frau von Gottsched und von dero Hr. Gemahl theils direete an mich adressierte, theils durch andre überkommen habe; wan mich nicht ein fataler Fahl welcher bis heutigen tag meine rechte Hand stroppeciret gänzlich darzu unfähig gemacht; wie ich dan diese wenige Zeillen mit nicht geringer beschwärung zu papier Seze, alles was ich indessen gelesen, ist theils Prächtig und Kunstreich, theils liebreich und angenehm iedes

aber ist Wehrt der Bewunderung, die auch (wie ich mich recht versichere) Niemand dergleichen volkommen schöne Poesien versagen wird; Ihro Maj. haben alles gelesen, die Reise aber des kleinen Liebesgottes, habe ich die gnad gehabt ihr vorzulesen und hat eines und das andere alle approbation gefunden, doch mit den demuthsvollen Einwurf das so villes Lob ihr keines wegs gebühre; daß überschickte Buch habe ingleich überreichet, und Erstatte vor das an mich übersendete allen Erdenklichen danth; ich möchte gerne noch Villes hier beysezen, allein ich habe noch seit meinem Fahl so Vill zu schreiben nicht unternommen und darf auch heut ein mehreres meiner Hand nicht auftrag. als sie zu Versichern daß ich mit aller Erdenklich. consideration verharre ꝛc.

Da es nun Gottsched überdieß an Empfehlungen nach Wien nicht fehlte, so beschloß er die Reise. Wenn er auf derselben seine Frau mitnahm, so war es nicht etwa bloß um ihr eine Erholung zu verschaffen, auch nicht allein darum, weil sie beinahe ein noch größeres Wunder war als er selbst, sondern geradezu deshalb, weil es in Wien darauf ankam, bei einer Frau, bei Maria Theresia, etwas auszurichten. Uebrigens wurde als Zweck der Reise beständig nur die Benutzung der Bibliotheken genannt; gehörte doch ein gelehrtes iter der Art, dessen Ergebnisse man späterhin in einem eigenen Programme vorlegen konnte — was Gottsched nicht unterließ — eben so gut zur gelehrten Haushaltung wie ein gehöriger Vorrath von anständigen Perrücken und der Name eines Cardinals im Briefwechsel. Uebrigens war es um so nöthiger, es sich nicht merken zu lassen, daß es auf Erlangung ausländischer Gunst abgesehen sei, damit man die inländische damit nicht verscherze; der Graf v. Wackerbarth enthält sich nicht indem er Gottscheden mit vielem Wohlwollen einige Empfehlungsbriefe nachsendet den Brief so anzufangen:

Graf v. Wackerbarth an Gottsched.

Dresden, den 29. Aug. 1749.

Monsieur.

Suivant votre lettre du 15 de ce mois je vous suppose actuellement arrivé à Vienne: où, comme vous dites, Monsieur, la curiosité de voir la belle et magnifique Bibliothèque Imple vous a attiré.

Je souhaite, que votre curiosité soit pleinement satisfaite; mais je ne voudrois pas, Monsieur, qu'elle vous fit venir l'envie de faire divorce avec nos Muses de Leipsic.

Für die Einzelnheiten des Wiener Aufenthalts selbst, und die Ehren, welche dem Gottschedschen Ehepaare dort widerfuhren, muß ich auf die Briefe der Frau Gottsched, so wie auf des Gemahls ruhmredige Berichte in dem genannten Programme und in Zeitschriften verweisen. Mit der Ehre mag es so gar weit nicht hergewesen sein. Eine merkwürdige Erscheinung mußte dieser protestantische Herr in Wien immer sein — übrigens aber wird man in Betracht ziehen dürfen, daß Jederman sich auf der Reise mit mehr Aufmerksamkeit behandelt sehen wird als zu Hause; man ist den Leuten eben neu, auch ist wenigstens der Stubengelehrte auf der Reise gewiß heiterer, aufgeweckter und gewandter als daheim, und endlich sind die Kreise, in welche man bei solchen Gelegenheiten eintritt, gerade solche, welche gesellschaftliche Aufmerksamkeiten zu erweisen gewohnt sind — sonst fände man eben nicht Eintritt in

Digitized by Google

ſie. Frau Gottſched ſcheint das perſönliche Wohlwollen der Kaiſerin erworben zu haben, und auch im Uebrigen dürfen wir nicht zweifeln, daß ſie ſich durch ihre allſeitige Bildung, durch ihre Fertigkeit im Franzöſiſchen und durch ihre feine Gewandtheit wohl empfohlen haben wird — wogegen Gottſched die niederſchmetternde Würde eines damaligen Leipziger Rector magnificus — er war es ganz kurz vorher geweſen, und man ſehe nur ſein Portrait im Rectormantel, das vor ſeiner Rhetorik ſteht, an, um eine Vorſtellung zu gewinnen, was das ſagen will — ſchwerlich zu Hauſe gelaſſen haben wird, ſo wie denn auch das ächte Gepräge eines potsdammer Grenadiers, das ſein Landesvater einſt an ihm erkannt hatte, unverfälſcht beſtand. Man hat Gottſcheden und ſeine Frau am Wiener Hof geehrt, aber man hat ſich auch über ſie luſtig gemacht; noch ein Vierteljahrhundert ſpäter weiß Sonnenfels an Klotz davon zu erzählen, wie das gelehrte Paar der Kaiſerin in Schönbrunn ſeine Aufwartung, obgleich es heißer Sommer geweſen, in ſchwarzen Sammetkleidern gemacht.

Indeſſen darf ein Vorfall nicht übergangen werden, welcher die Feinheit, mit welcher die Frau des Gemahls Abſichten zu befördern ſuchte, in ein gar günſtiges Licht ſtellt. Der XIV. Band des Briefwechſels bewahrt unter fol. 303 folgendes Blatt in der ungemein anſprechenden Handſchrift der Frau Gottſched:

Mad. G. ayant l'Honneur de diner chez Mad. la Princesse de Dietrichstein on parla des deux lettres du R. d. Pr.*) touchant la tragédie Catilina.**) Mad. G. disoit, qu'elles étoient bien contradictoires, Mad. la Princesse répartit, qu'elle avoit été du même Sentiment; mais qu'ayant été defiée par quelqu'un de nommer les Endroits qui lui paroissoient tels, elle étoit demeurée courte. Ainsi Mesdames les Princesses de Dietrichstein, de Lichtenstein et de Harrach et le grand Chambellan Comte de Khevenhüller***) condamnerent Mad. G. de faire voir ces Contradictions. C'est dont elle s'acquitta dans cette lettre:

Lettre de L. A. V. G. à Madame la Princesse de Dietrichstein, née Comtesse de Khevenhüller d. d. à Vienne le 2me d'Octbr. 1749.

C'est assurément trop tard, Mad. que je m'aquitte de mon Devoir, en envoyant à V. A. S. les Contradictions que je crois avoir trouvées dans les deux Lettres d'un grand Seigneur au Sujet de la Tragédie Catilina. Je serois blamable en toutes autres circonstances que dans celles où je me suis trouvée depuis que je n'ai pas eu l'Honneur de Vous voir. Vous savez trop bien Mad. que ce qui m'est arrivé à Schönbrunn Dimanche passé, doit être infiniment rémarquable pour tout le Reste d'une Vie qui ne le sera, que par cet Endroit-là. Toute pénetrée de l'Idée de la plus grande Princesse de l'Univers, et laquelle le seroit toujours, si même elle n'en portoit pas le Nom, je n'ai pensée

*) Friedrichs II.
**) von Crébillon.
***) qui étaient de la compagnie setzt Gottſched gründlich hinzu, ſo wie auch von ihm die Unterſtreichung der Namen der hohen Perſonen herrührt.

Digitized by Google

à autre Chose, et j'ai tout à fait oublié (je l'avoue à ma Honte) ce que j'avois promise à V. A. S. Vous avez trop de Bonté Mad. pour condamner une Distraction si légitime, et causée par l'Unique Reine de l'Univers, capable de renverser un Prejugé historique, savoir, que la Reine Elisabeth d'Angleterre ait été tout ce que le Monde pouvoit voir de plus grand et de plus beau sur le Throne. Depuis l'heureux Moment que j'ai été à Schönbrunn, ma Memoire n'a été remplie que de cela, et Sa Maj. Imp. Roï. y tiendra toujours un Rang, où elle n'aura de Compagnie ni de Pareille, tout comme Elle n'en a point dans l'Univers.

Me voilà en beau Train Mad. à faire l'Eloge d'une Princesse qui est au dessus de toute Louange. Heureusement pour moi je me souviens, qu'il est plus sage quelques fois d'admirer, que de louer, et que V. A. S. exige de moi le Denombrement des Contradictions promises, et non pas un Panegyrique.

Je trouve d'abord dans la Lettre à Mr. Crébillon un Passage, qui me tiendra lieu de tout autre. Le voici: Les Portraits, c'est à dire de la Tragedie, en sont bien peints, finis, et frappés à ce coin de Perfection qui Vous caractérise si parfaitement.

Cela présupposé, Mad. quel Nom Vôtre Alt. Ser. donnera-t-Elle au Passage suivant dans la Lettre à Mr. de Voltaire? Il paroit que Crébillon défigure un Trait de l'Histoire romaine, dont les moindres Circonstances sont connues. De tout son Sujet Crébillon ne conserve que le Caractère de Catilina. Caton, la Republ. romaine, et le Sujet de la Pièçe, enfin tout, est fort changé, que l'on ne reconnoit rien du tout que les Noms.

Il me semble que ce Passage, et, en certain Sens, tout ce qui y suit, n'est qu'une pure Contradiction, de ce que l'Auteur vient de dire à Crébillon. La Lettre à celui-ci parle d'une Pièçe achevée et qui ait justifiée toute l'Impatience qu'on avoit eu de l'applaudir. Il me semble que le Père Bouhours verroit dans cette Expression du Phoebus et du Galimathias, ou quelque Chose de fort approchant; mais moi, qui ne suis ni Bouhours ni Critique, je passe par dessus, pour dire, que la Lettre à Voltaire, parle d'une Pièçe digne d'être siffletée, parce que les Caractères et l'Histoire même y sont défigurées.

Quoique je sois du même Sentiment, je ne suis pas tout à fait de celui que ces deux Lettres proviennent d'une même Plume. Jamais je ne croirois l'Auteur de l'Antimachiavell capable, de briguer l'Admiration des beaux Esprits françois au Depens de la Sincérité, Qualité qui sied si bien aux Princes. Il a trop d'Esprit assurement pour ignorer, que les moindres Actions des Rois se font aux Yeux de l'Univers, et qu'un tel Dementi rabbatroit beaucoup du Prix de ses Suffrages.

J'ai l'Honneur d'être d'une Admiration des plus vives ce que je dois,

Madame

de Vôtre Alt. Seren.

s s

L. A. V. G.

Digitized by Google

Ein Blatt, vermuthlich von der Fürstin v. Dietrichstein, zeigt die günstige Aufnahme dieses Briefes me trouvant aussi indigne de vous repondre en francais qu'en allemand je me borne a vous faire mille remerciments de ce que vous avés bien voullu penser a moi, votre lettre sera lue de l'incomparable Princesse a laquelle vous rendé si bien justice et a qui votre meritte a aussi fait bien de l'impression, elle m'a fait l'honneur de m'en assurer elle meme avanthier a Schönbrun. je vous souhaitte un heureux voiage et a moi quelque occasion favorable de vous revoir et de profiter des avantages et agremens de votre entretien. Man sieht, wie die Fürstin von der Professorin nicht bloß im Deutschen und Französischen, sondern auch der Feinheit des Benehmens übertroffen wird — denn das Versprechen, den Brief, in welchem die Kaiserin gelobt wird, dieser zu zeigen, ist doch etwas plump.

Uebrigens besang der Herr v. Scheyb die Geschichte in folgenden nicht allzuwohl gereimten französischen Versen:

Coment, Savante Victoire!
Tu cherches donc un brin de Gloire
En demonstrant le double Coeur
Du plus grand de tous les Seigneurs?

Eh bien! ne voys tu dans toy même
Que tu hais, ce que tu aimes?
Tu écris aussi en français,
Comme L'Auteur de Jontenois.

Toy Allemande, & Protectrice,
De plus encore Ambassadrice
D'Apollon, qui parle Allemand?
Ne penses tu pas doublement?

Auch schrieb derselbe eine Beurlaubung der deutschen Musen zu Wien an Herrn Prof. Gottsched und seine Frau Gemahlin, welche beweist, welchen Werth wenigstens ein kleiner Kreis auf Gottscheds Besuch in Wien legte; zu Anfang steht:

Virgilius.
..... Non nos latet inclyte Rector
Quam tua pro nobis victricia castra laborent

am Ende:

Virgilius.
Qui Deus ambobus tanti sit muneris auctor

und der erste Vers heißt:

Erhohlt euch Musen, deutsche Musen!
Nun habt ihr euren Schatz gesehn!
Wie, spührt ihr nichts in eurem Busen
Was auf den Anblick mag geschehn?
Der welcher euch kann singen lehren
Ist auch, der euch kann machen ehren
Durch ihn wird euer Ruhm bestehn.

Für den geschichtlichen Standpunct bleibt bei diesem Allen die Hauptfrage diese, inwiefern Gottsched bei diesem Besuche in Wien wirklich Einfluß gewonnen und welche also die Wirkungen desselben seien.

Digitized by Google

Hierüber giebt der Briefwechsel, wie zu erwarten steht, mancherlei unerwartete Auskunft.

Vor Allem muß ich hier über die Persönlichkeit des Herrn v. Scheyb berichten, dessen Briefe in den nächsten Jahren nach 1749 ungemein zahlreich und größtentheils unmäßig lang sind. Man hält ihn insgemein, weil er ein Epos geschrieben, das Gottsched gefallen können — die Thereſiade wird 1746 im Büchersaal gelobt — für eine jener dürren Drahtpuppen, die sich freilich diesem am liebsten anschlossen. Nichts weniger als das. Dieser „gute und aufgeräumte Correspondent", wie ihn der alte Brucker, der auch mit ihm in Verbindung steht, in seiner biedern Weise nennt, ist in diesem Briefwechsel einzig in seiner Art. Während wir es sonst hier fast allein mit Geistern zu thun haben, welche — ich habe seines Orts gezeigt, daß dieß seiner Zeit nothwendig war — in den bekannten spanischen Stiefeln einherschreiten, begegnet uns hier ein frischer behaglicher Südländer mit seinem offnen Herzen, mit seiner Ungezwungenheit, mit seinem unendlichen Geschwätz. Es ist wirklich unendlich, das Geschwätz, das dieser Herr von Scheyb vollführt; er hat sich Gottsched nun einmal zum Vertrauten seines Herzens erwählt — so erzählt er ihm denn schlechterdings Alles, von seinen Studien bis zu seinen Hasenjagden, bei denen er nichts trifft, von seinen Audienzen bei der Kaiserin bis zur Entbindung seiner Frau; will das reine Hochdeutsch nicht aushelfen, so geräth er mit dem besten Humor in das gemüthliche Wienerisch. Ich lasse ihn zunächst sein Leben erzählen, wobei ich mir jedoch sogleich einige Kürzungen erlaube. Gottsched scheint ihn aufgefordert zu haben sein Portrait stechen zu lassen und es mit einer Lebensbeschreibung in Bruckers „Bildersaal" zu geben.

v. Scheyb an Gottsched.

Wien, den 16. Dec. 1750.

Nun kommt ein grausamer Brocken, wer wird ihn wohl beantworten, und was sage ich — wie? in Kupfer soll ich mich stechen lassen? wie würden sich die Wiener darüber belustigen. Und auch das Leben dabei? — — — lungi da me das sei ferne von mir, ist gut übersetzt. Wollen Ew. H. mein Leben im Vertrauen wissen, so will ich eine Generalbeicht ablegen, soll es aber der ganzen Welt bekannt werden so bin ich ein gehorsamer Diener. Denn es dient nur denen Buchhändlern, welche kein anderes Papier an den Mann bringen, als das überschmierte diese Schmiere aber müssen sie nothwendiger Weiß von thun und lassen oder von den gedancken anderer Leute hernehmen, die nicht so vermögend sind, als sie selbst. Bruckers Bildersaal ist mir so fremd als das erste Dorf in Siberien, denn ich habe es auch niemals nennen gehört.... Von dieser Frage ein andermahl, denn ich möchte anfangen zu erzählen. Wie mein Vater mich auf dem Sattel hielt da ich kaum Sechs und zwanzig wochen alt war und damals schon unsere eigenen österreichischen Völker mir Helden die Pistol auf die Brust gesetzt, um zu erfahren wer ich und mein Vater wären, der doch nur ihnen zu dienen, mit mir fortritt — alles dieß so unweit Emmingen geschehen, müßte ich erzählen, ja noch beyfügen, daß eben diese Völker in wenig Wochen darauf den herrlichen Sieg bei Höchstedt erfochten, nachdem sie meinen

Digitized by Google

Eltern vorher Hab und Gut vernichtet, damit sie ihren feinden davon nicht geben könnten, ich höre die Schafe noch blöken, die sie ermordet — — kurz, ich empfand den Schmerz dreißig Jahre, denn so lange hatte ich nichts.... Das aber weiß ich wohl, daß mein Vater sich jederzeit Reichs-Ritter geschrieben und patricius von Constanz. Ich bin im Kriege geboren und zwar zu Emmingen unweit Costnitz, und er ist als Obervogt von der gefürsteten Grafschaft Kempen 1717 gestorben. Meine Mutter war aus der Patricierfamilie Vogel von Gögelshofen und starb 1714. Ich armes 10jähriges Waische mußte also alsbald nach Wien, als da Glück zu suchen, ich fand es auch bey meinen Blutsverwandten und endlich 1728 beim Grafen von Harrach, den ich nacher Neapel, wo er vice könig war, begleitet. Von wo ich mit dessen Enkel dem Grafen von Thun 1730 im April nach Leyden ging und diesen Cavalier als Correpetitor scientiarum bediente unter der Anführung des Herrn Abbate Marci, der mich gesellschafts halber dazu erwählt und vom vice könig begehrt — was ich in 9 Monaten zu Leyden in einer 5 Monatlangen Gesellschaft des Hr. Professors Schöpflin (der mit uns auß Holland nach Paris und mit mir besonders durch das ganze Belgium gewandert) bey einem Monatlangen Aufenthalt zu Paris beym Tournemine, Montfaucon, Lenglet — ich erinnere mich nicht aller Gelehrten, die ich gekannt, profitirt habe, das mag der Hänkerl wissen — — — Wie ich aber die Reise im October 1731 von Paris nach Rom mutterseeligen allein angstellt, das weiß ich wohl — in 5 Tagen nach Lyon, in 8 Tagen nach Turin übern Cenis, in 3 Tagen nach Milan, in 6 Tagen nach Rom — das heiße ich Reisen. Zu Rom 6 Monate, und wieder nacher Neapel auf 3 Monate, von dort und allezeit mit meinem Grafen Ernest v. Harrach wieder nach Rom, alsda bis 1737 im Majo das lasse ich rathen, was ich mit dem Alten getrieben, biß ich im besagtem Maji Monat 1737 nacher Wien zurück gekommen wiederum meinen alten Grafen (quondam vicekönig) bis an seinen Tod bedient als „Sacatär" das sind Bröckeln, ich habe nicht Zeit, die Beschreibung so geschwind auf Charles XII anisch zu machen: der Herr Voltär wirds auch wohl nicht so hingschmiert haben. Hernacher z' Wien da gings zu 1739 ward ich Landschaft Secretär im Majo. Da gings gleich an ein heurathen u. s. w. Was ich aber allerorten gstudirt, daß kann ich nicht sagen Herr Nicolaus de Martino zu Neapel hat mich die Geom. und Algebr. gelehrt. Der Erzbischof von Taranto, Monsignor Galiani wollte mich zum Gouverneur vom jungen Gravina (ist ein schon verstorbener Cardinal) machen, wie ich Briefe deswegen besitze — — — Mein Lebtag hatte ich mit nichts meine Freud, als mit den Büchern, das war mein Vergnügen. Aber halt hatte ich kein vorläufiges Studium — — Zu Rom hatte ich beständigen Umgang mit dem berühmten Fontanini, Valesi, Minonelli, Cornazani, auch mit dem berühmten Engelländer Martinus Folkes, (welcher Präsident der Akademie zu Oxford sein muß) und mit der ganzen Stadt &c, sogar mit den alten Göttern, Göttinnen und dergleichen, die ich fleißig besuchte und fast auswendig wußte.

Mit diesen und noch unzählichen andern Geschichten, die ich beyrücken könnte, wird ja die curiosität derjenigen, welche von mir etwas zu wissen verlangen gesättiget seyn. E. H. allein aber sey es gesagt und vertraut: daß ich fast Alles durch eigenen Fleiß erlernet, ohne einen Xer auszugeben; so lernte ich ein wenig deutsch, ein wenig Lateinisch bei den Canonicis in Münchrath, ein wenig Englisch zu Neapel, griechisch zu Leyden, französisch italienisch und spanisch zu Wien,

Digitized by Google

Sächsisch, so viel ich weiß, durch Gottscheds Sprachlehre*). Ich hatte eine wunderbare Maxime, über die sich mein alter Marci oft belustigte, nämlich aller 6 Monate was andres zu lernen, so lange ich Zeit und Gelegenheit hatte, damit ich die semina scientiarum zusammensammelte, und mit der Zeit brauchen könnte, allein hier vergesse ich alles und habe kaum in 10 Jahren Gelegenheit gefunden, nur eine zu brauchen."

Daß bei diesem Manne der mannichfaltige Stoff, der sich auf solchen Streifzügen im Leben und in der Litteratur bei ihm angesammelt, ein wenig wüst durcheinanderlag, geht schon aus dem Mitgetheilten hervor. Doch weiß er denselben mit Gewandtheit und Humor anzuwenden. Frau Gottsched schickt ihm einmal ein paar lateinische Gedichte, angeblich von Heinsius und andern. Er dankt höflich und erzählt ihr dagegen eine Geschichte von der Gesellschaft degl' oscuri in Rom, die alle Staatsgeheimnisse herauszubringen gesucht und gewußt habe. Endlich schickt der Pabst einmal, um sie aufs Glatteis zu führen, einen Courier ohne alle Depeschen ab; die Gesellschaft zerbricht sich lange den Kopf — zuletzt springt einer in die Mitte des Saals und ruft: der Pabst hat uns anführen wollen.

Uebrigens bekennt sich Scheyb ernstlich zu Gottscheds Reformen. Er schreibt schon vor ihrer persönlichen Bekanntschaft:

Wien, den 4. Juny 1749.

Die seit einem Jahre vorgenommenen Staats- und LandwirthschaftsVeränderungen haben mir, und meines gleichen so viele, und noch immer fortdauernde geschäfte verursacht, daß ich keine Zeit mehr gefunden, den Reizungen der schönen Wissenschaften nachzugehen. Euer Hochwohlgeb. würden sonsten von mir unzählige Merkmahle meines Eifers, absonderlich aber der Hochachtung, die ich gegen dieselben zu tragen schuldig bin, erhalten haben. Wäre nur das geringste in meinem Vorath verhanden, wie gerne wollte ich den H. Reifstein nachahmen, und erweisen, daß ohne Dero Fleiß und Eifer unsere Barbarey sich schon gar in eine Tartarey verwandelt hätte. Ich beobachte, daß Viele mit beyden Elenbogen arbeiten, sich auß dem gedränge der unwissenden heraus zu wenden; allein man sieht auch, daß sie bald da bald dort durch einen Stoß wiederum hineingedrungen werden. Die Feinde des guten geschmacks entsezen sich für den sich hin und her zeigenden nachtkäferchen, vermeinen das Licht möchte über Hand nehmen, und bemühen sich alle zugänge, und hilfsmittel zu verstellen, durch welche man das gesicht noch erhalten könnte. mit einem Wort, man trachtet unsere armen Musen von den übrigen Welttheilen abgesondert zu halten, und ihnen die Luft zu nehmen, sich an die Verbesserung des geschmacks zu wagen. Es muß noch ein günstiges Verhängnis gewesen sein, welches ihnen Dero kostbare Sprachkunst noch mitgetheilet; Sie haben den Schaz auch so eilend an sich gerißen, daß diejenigen vergebens schreyen, welche ihn für bloß sächsisch, für bloß affectiert, für unächt angeben; Obschon der größte Haufen das Sind das zwo das mägdge ꝛc. absolute nicht annehmen will, so finden sich dennoch einige,

*) In Rom war er mit dem Hofrath Menke, Gottscheds Zöglinge, zusammengetroffen, und hatte dort zuerst von des letztern Bestrebungen um die Sprache gehört.

Digitized by Google

welche denjenigen Troz beuten qui turpe putant perdenda fateri quae didicere. Wenn es an mir gelegen wäre, so hätte man schon längst angefangen, Gottschedisch zu reden, und wäre es an mir gelegen, so hätte man mich vielleicht auch schon längst in Japan geschickt, weil ich einen fleißigen missionarium der Gottschedischen Sekte abgebe, und mich fast in die Gefahren aller Verfolgungen setze. Ja ich empfände schon die wirkungen dergleichen heimlicher Feinde, wenn mich nicht eine Hand dafür beschüzet hätte, welche so viel Macht hat, alß eine million Feinde.

Indessen ist er dessenungeachtet frei von Selbstüberschäzung wegen der Theresiade, die ihn doch nicht bloß bei Gottsched, sondern auch am kaiserlichen Hofe in Gunst gesezt haben mußte und läßt sich auch von Gottscheds Lob nicht blenden (13. März 1750) „Daß E. H. die Theresiade bald da bald dort einflicken, das geht mich nichts an: ob E. H. sich nicht selbst nachtheilig seien, da Sie den Zeug unter ihre Schäze, Glaß unter den Schmuck vermischen, das überlasse ich Dero Verantwortung. Die ganze Theresiade ist nichts als eine Zeugenschaft des guten willen. Es stehen mir die Haare zu Berg, wenn ich sie erblicke, keine Zeile ohne fehler, E. H. ehren sie zu viel." Auch ein Denkmal auf den Grafen von Harrach, bei welchem er sich vielfältig an Gottscheds Manteuffel angeschlossen hat, und eine frühere Schrift, die satirischen Inhalts gewesen zu sein scheint, will er nicht für Meisterstücke gelten lassen. Er protestirt auch am 5. April 1750 wieder gegen ein Lob, das Gottsched ihm ertheilt. „Wenn ich die ganze kaiserliche Bibliothek durchblättere, so finde ich keine Zeile, aus der ich abnehmen könnte, wie E. H. mich mit so entsezlichen Lobsprüchen bombardiren. Entweder wollen Sie mich blind machen oder Sie halten mich für blind. Wie sollten wohl die 3 Stücke Theresiade, Harrachiade und Bickolide vermögend sein in einem Menschen die Eigenschaften eines Staatsverständigen zu verrathen? So schlau wird Niemand sein, dergleichen auch mit dem microscopio zu entdecken .... Minister! Ich wäre schon längst Legations-Secretär gewesen, wenn ich armselig hätte leben wollen u. s. w."

Was übrigens diesen lezten Punct — den Scharfblick in Staatsangelegenheiten anbetrifft, so scheint Scheyb desselben nicht ganz baar gewesen zu sein. Als im Jahre 1756 in ganz Europa alles rüstete, wußte Niemand warum. Gottsched mag die Sache in einem Briefe an Scheyb gelegentlich erwähnt haben. Dieser antwortete am 29. Mai 1756. „Sind denn die Sachsen so leichtgläubig? Die Engländer lassen die Franzosen in Minorca absteigen, da sind sie, belagern mühselig. Die Englische Flotte stärker als die französische, lauscht bei Gibraltar; nun kommt sie, schlägt alle Schiffe vor Toulon, was werden die Franzosen auf der Insel machen? Opfer sind sie. Allein was geschieht weiter? Engelland macht mit Preußen Allianz, stoßt Rußland und Oesterreich vor den Kopf. Die Czarin zerreißt die mit England gemachten Bündnisse. Theresia wird vom Berliner König auf eine niederträchtige Art angefochten, sie soll ihm Red und Antwort geben. Er stiehlt ihr ihre Unterthanen an der Gränze, läßt ihr Gut nicht als mit 50 p.C. nur transitiren, wirft sich zum Haupt vom Röm. Reiche auf, chicanirt Alles, was sie thut, patientia laesa fit furor Engelland hat uns bloß 20 mahl in 8 Jahren ädirt (?) und endlich zu Achen 1748 als Ueberläufer angesehen, nachdem es sich unsre Macht zu nuzen gemacht und uns nach dem Preußischen Frieden hätte helfen können, was entsteht? Wir dencken auf uns. wir sehen Engelland mit Frankreich verwickelt. Rußland ist

Digitized by Google

unser Freund. Preußen ist allein. Was weiter? Wir machen mit Frankreich einen Neutralitätstractat und lassen 80000 Mann in Böhmen marschiren.

Nun mögen E. H. den Knoten auflösen weiter weiß ich nichts. Sollte Leipzig wieder zwischen Thür und Angel kommen, so rathe E. H. sich vorher um ein sicheres Plätzchen umzusehen, denn meine Astrologie sagt mir — doch steht von Leipzig nichts darin, außer daß Ollmütz so fest ist, als Neiße, und daß jetzt unsere Soldaten so viel Hände haben als Preußen, mit dem Vortheile, daß unserer Soldaten Hände wiederwachsen, die Preußischen nicht. Was ich hier schreibe, das sind Gassenzeitungen. Sind sie wahr, so wünschte ich nur, daß Frankreich seinen Tractat uns 6 Wochen halte, so werden wir hier und zu Leipzig auf 100 Jahre Ruhe haben. quod tibi videtur? aut nunc aut nunquam, wie ich rathe, so schreibe ich änigmatisch von einer Sache, die ich mir selbst nach dem Gerücht vormahle."

Dieß war der Mann, mit welchem Gottsched nach seiner Rückkehr von Wien in der engsten Verbindung bleibt, und welcher seine Angelegenheiten bei den Vornehmen und bei Hofe wahrnimmt.

Der Briefwechsel mit Scheyb hat sich, wenn man von den schon angedeuteten Herzensergüssen absieht, um Dinge gedreht, die in ihrer Art ernsthaft genug waren, um litterarische Unternehmungen und Streitigkeiten, und um die Möglichkeit, in Wien ein nachhaltiges Interesse für deutsche Sprache und Litteratur zu begründen, so wie die Mittel und Versuche dazu.

Scheyb liefert in der Zeit, welche der Briefwechsel umfaßt, eine Ausgabe der Peutingeriana auf eigene Kosten, unendlich viel correcter als eine frühere, wie er versichert, und in der Größe des Originals. Ich weiß nicht darüber zu berichten, ob dieses Selbstlob ein verdientes ist, gewiß aber ist, daß die Sache mit unglaublicher Geschäftigkeit betrieben wird; doch würde freilich gegen Gottsched nicht so viel davon die Rede sein, würde die Karte nicht bei Breitkopf in Commission gegeben. Von anderweitigen litterarischen Erscheinungen findet besonders das Unternehmen des Inhabers der, wie unten noch zu erwähnen ist,
305. einst Schwaben zugedachten Professor am Theresianum, Popowich, der zum Aerger Gottscheds und seiner Anhänger, ein neues System der Rechtschreibung, ja sogar ein neues Alphabet oder eine Vermehrung des Alten aufbringen will, vielfältige Besprechung; der Name des Unglücklichen erfährt unter der Feder des derben Wieners eine für die Zukunft seiner Druckschriften höchst ehrenrührige Accentuation — *). Bei dieser Gelegenheit muß sich Gottsched ein

*) Vielleicht wird freilich mit solcher Derbheit nur Vergeltung geübt. Unter den Streitpuncten, um die es sich zwischen ihm und Gottsched handelte, war auch die Umwandlung gewisser Zeitwörter, bei denen, wenn sie im Mittelhochdeutschen in der Stammsylbe ein i u haben, der spätere Gebrauch in der ersten Person das i, in der dritten u wieder eintreten läßt — oder wie die Grammatiker sie sonst bezeichnen mögen — ich meine solche wie giuze, ich gieße, er geußt. Hier hatte Popowich die regelmäßige Form gießt vorgezogen, Gottsched, wie billig, die volltönende ältere vertheidigt. Nun soll sich folgender Vorfall zugetragen haben, dessen schriftliche Aufzeichnung — denn wie leicht geht das Wichtige in mündlicher Ueberlieferung verloren — die Nachwelt mir hoffentlich danken wird. Popowich entschließt sich, bei einem Aufenthalte in Leipzig seinen Gegner doch wieder einmal zu besuchen, mit dem er früher in persönlicher Verbindung gestanden hatte, wie denn die Sammlung aus einer früheren Periode Briefe von ihm enthält. Er kommt an Gottscheds Thür — die Frau Professorin öffnet ihm — „Ist der Herr Professor zu Hause?" — „Nein", antwortet

Digitized by Google

Stückchen von seinem Todfeinde, dem Harlekin, mittheilen lassen, über das er nicht einmal böse sein darf, da es verspottet, was er selbst verfolgt. Harlekin wird von seiner Geliebten, der Colombine, mit den Worten zurückgewiesen, er könne ja nicht einmal ihren Namen buchstabiren. Da fängt er denn an schim, tschi — denn solche Buchstaben wollte Popowich einführen. In dem Augenblicke tritt die Kaiserin in ihre Loge, Harlekin bleibt versteinert stehen, das Publicum lacht unbändig und die Kaiserin lacht noch zu Hause darüber.

Sonst kommen auch wohl confessionelle Unterschiede zur Sprache; Scheyb ist ein guter Katholik, aber tolerant und Feind der Jesuiten, und so ists denn

---

die gründliche Frau; „er ist auf der Jagd, er scheißt Hasen —" „Nun, wenn er sie scheißt, ist die Antwort, mag er sie auch selber fressen." — Popowich war übrigens ein Mann, welchen zu verspotten im Grunde nicht nur der Herr von Scheyb, sondern auch sein großer Freund in Leipzig sich nicht ohne Weiteres hätten berechtigt halten dürfen. Ein so tief angeregter Mensch und forschender Kopf findet sich in Gottsched's Umgebung nirgends. Welche Gesichtspuncte er diesem gegenüber geltend machte, mögen folgende Worte zeigen; „... Denn ich denke wohl nicht, wie der Hr. Verfasser unter „Grundlegung" der deutschen Sprachkunst, welcher wünschet, daß man bei der jetzigen Weise teutsch zu reden und zu schreiben, soll stehen bleiben. Die Jesuiter werden wohl eben dergleichen Wünsche in ihrem Herzen gehegt haben. Allein sie scheueten sich ohne Zweifel, dieselben so glatt an Tag zu legen. Es kann auch sein, daß ihre Schreibart ihnen selbst nicht so vollkommen geschienen habe, wie diesem Grundleger unter Sprachkunst die seinige...." Die Zukunft wenigstens, fährt er fort, werde nicht urtheilen. „Solches läßt sich aus der gegenwärtigen Sprachverfassung, die von der ungebildeten Richtigkeit, ja von einer unentbehrlichen Gleichförmigkeit gewißlich noch weit zurücke stehet, sehr wahrscheinlich behaupten, und aus der angebohrenen Art eines jeden, eines herrschenden Volkes noch zuverlässiger vorherverkündigen." Diese Stelle steht in der Vorrede von Popowichs anonym erschienener Schrift: „Untersuchungen vom Meere" (1750), welche viele sprachwissenschaftliche Forschungen enthält, an denen die Philologen besonders dieß schätzen, daß sich hier zuerst eine Aufmerksamkeit auf die Mundverhältnisse der Sprachen überhaupt und der deutschen Dialekte insbesondere kund gibt, wobei denn eben jene von Scheyb verspotteten Vorschläge auftauchen. Die Schrift war veranlaßt durch eine Disputation des Professor Chr. Gottl. Schwarz Altorf de Columnis Herculis, und hat ihren Titel daher, daß ein Hauptabschnitt von dem Mittelländischen Meere, namentlich ob es früher ganz eingeschlossen gewesen, handelt. Die Untersuchungen über diese Frage sind einestheils naturwissenschaftlich — und nach dieser Seite hin legt der Verfasser mannichfaltiges Interesse an den Tag, B. bestreitet er Linnée's System als nicht natürlich, weil sich doch die Cryptogamen dasselbe nicht einordnen — theils historisch — und da sie nach dieser Seite hin natürlich in die Vorzeit der Völker zurückgehen, großentheils etymologisch — wo sich dann die Anknüpfung von sprachwissenschaftlichen Forschungen von selbst ergiebt. Uebrigens finden sich denn auch gelegentlich Diatriben gegen die Buchhändler, welche den Selbstverlag der Schriftsteller absichtlich unterdrücken, und was der Verfasser sonst irgend auf dem Herzen haben mag, eingeflochten — doch zeugt dieses Chaos um so mehr von einer reinen geistigen Gährung bei dem Verfasser, wie wir sie bei den wohlgeordneten Köpfen der sächsischen Schule nur allzusehr vermissen. Uebrigens ist der Widerspruch gegen Gottsched besonders ausgeführt in der Schrift: Die nothwendigen Anfangsgründe der deutschen Sprachkunst. 1754. — 1780 ist noch erschienen; Versuch einer Vereinigung der Mundarten in Teutschland als eine Einleitung zu einem vollständigen teutschen Wörterbuche mit Bestimmungen der Wörter und beträchtlichen Beiträgen zur Sprachgeschichte. Aus den hinterlassenen Schriften des berühmten Hr. Prof. Joh. Sigm. Val. Popowich, nach alphabetischer Ordnung der hochteutschen Benennungen: die dialektischen sind beigesetzt und zum Theil etymologisch erklärt. Auch hier also jenes Doppelinteresse für Naturwissenschaft und Sprache — man kann wohl eine Einheit in ihm finden und dem Mann eine naturwissenschaftliche, d. h. eine auf das seiende, nicht bloß das sein sollende, welches Gottsched im Auge hatte, gerichtete Auffassung der Sprache zuschreiben.

Digitized by Google

freilich ein wenig bitter, wenn er einmal fragt, was denn die Proteſtanten voraus hätten, wenn in Königsberg ſeine Thereſiade verboten werde und in Wittenberg Benedictus XIV. nicht genannt werden dürfe? „Und dann ſoll man hier den Luther loben? C'est tout comme chez nous, s'il y avoit des fenêtres, ſagte Arlequin als er vom Meere zurückkam. Es kömmt mir vor, man wolle in denſelben Ländern der deutſchen Sprache den Rang auch nicht gewinnen laſſen, und daß es dorten auch Kutten giebt."

Einem Jeden, welcher ſich mit Gottſchedſcher Litteratur ein Wenig bekannt gemacht hat, ſind die Geſchenke bekannt, welche ihm und ſeiner Frau von Wien aus nachgeſchickt wurden. Wenn er ſpäter viel mit ihnen prahlt, ſo ſind ſie ihm auch theuer zu ſtehen gekommen. Man denke ſich: ſie ſind abgeſandt, ein Dankſagungsſchreiben iſt bereits in Wien beim Abſender dem Fürſten Eſterhazy, um an die Kaiſerin abgegeben zu werden, ſobald der Empfang gemeldet werde und ſie kommen nicht an! Welche Lage — die Kaiſerin muß meinen, ſie ſeien längſt angekommen, und Tag und Nacht das Dankſagungsſchreiben erwarten — die unerhörte Undankbarkeit, die Abſendung eines ſolchen zu unterlaſſen, muß Gottſched auf immer um die erworbene Gunſt bringen. Man hat kürzlich behauptet, daß das Menſchengeſchlecht jetzt geſünder ſei, als früher; wenn das der Fall iſt, ſo muß ein Hauptgrund darin liegen, daß daſſelbe ſich nicht mehr ſo furchtbar wegen der Gunſt der Großen ängſtigt. Hier hilft Scheyb zuerſt aus, indem er ſichs einen Beſuch bei der Fürſtin Trautſon koſten läßt.

Ein andermal hat er ihr Gedichte zu überreichen, und wegen der Aufführung von Gottſcheds Atalanta durch die Kinder der Kaiſerin Dank abzuſtatten, wobei denn die Rede davon iſt, daß es ihr ſehr viel Mühe gemacht, das Stück nach dem Bedürfniß der Aufführung zuzuſtutzen. Das hier von der Fürſtin Ausgeſprochene wird ſogleich von Gottſched benutzt, um etwa nach dieſer Seite hin eine nähere Verbindung einzuleiten. „Könnte ich einmal ſo glücklich ſeyn", ſchreibt er den 6. Febr. 1751, „daß meine Mühe von Ew. Durchlaucht gewürdigt würde, einen Gedanken den Dieſelben zum Vergnügen der hohen jungen Herrſchaft, oder auch zur Verehrung Ihrer Kaiſ. Königl. Majeſtät erſonnen haben, auszuführen, ſo würde ich ſolchen Befehl für ein beſonderes Zeichen u. ſ. w."

Aehnliche Dienſte leiſtet Scheyb denn auch bei der Kaiſerin ſelbſt. Frau Gottſched gab damals nach und nach ihre Ueberſetzung der Schriften der Académie des Inscriptions heraus — ſollten dieſe nun auf einmal oder wie die einzelnen Bände erſchienen, der Kaiſerin überreicht werden? Scheyb räth zu letzterem, weil die Großen verlangen, daß man ſein Andenken bei ihnen häufig erneuere, und ſo ſehen wir ihn denn in dieſer Angelegenheit mehr als Einmal nach Schönbrunn fahren, und zu dem Anſchauen ſeiner angebeteten Thereſia gelangen — wo es denn ungemein komiſch herauskommt, wenn er einmal nach einem mißlungenen Verſuche, eine Audienz zu erlangen, geſteht, es ſei ihm dieſer Ausgang im Grunde ganz lieb geweſen, denn da er kürzlich eine Arthritis vaga gehabt, ſo habe er in großer Angſt geſchwebt, es möchte ihm nach der üblichen Kniebeugung nicht gelingen, wieder aufzuſtehen!

Aber alles dieſes konnte nur als Vorbereitung für die Pläne dienen, die Gottſched und ſeine Anhänger in Wien auszuführen ſuchten. Zuerſt wäre

Digitized by Google

hier anzuführen, daß man damals damit umging, an dem unlängst errichteten Theresianum einen Lehrstuhl für deutsche Sprache zu stiften; natürlich kam man auf den Gedanken, einen Vertreter des reinen Hochdeutsch an diese Stelle zu bringen; ja man fiel schon vor Gottscheds Anwesenheit in Wien darauf, seinen treuen Knappen Schwabe zu berufen, denn er ward aufgefordert, ihn mitzubringen; doch lehnte dieser diese Stelle ab; die Unterordnung unter die Geistlichkeit wäre jedenfalls zu drückend, der Confessionswechsel nicht zu vermeiden gewesen, auch stand das Institut nicht in dem besten Rufe. Scheyb schreibt den 1. August 1750: „über das Theresianum soll eine entsetzliche französische Satyre sein gemacht worden, und weil der P. Rector sie beim jungen v. Swieten auch Gr. Hoyos gefunden, so sind sie beyde im Loch zu erfahren, wo sie sich herschreibe. Ob sie gleich nichts gestehen, so höre ich doch, daß der Kaiser sich darüber zu Tode lachet, und coute qui coute spendiren will, sie nur zu lesen. noch dato ist sie nicht wiedergefunden."

Im October des Jahres 1750 trat die Stelle ein gewisser Johann Heinrich Justi an, früherer Eisenachischer „Witthumsrath", welcher zugleich Staatsökonomie zu lehren hatte, und übrigens mit Gottsched ebenfalls im Briefwechsel steht.

Weniger glücklich fielen nun jene anderen Anschläge aus, die von Gottsched selbst ausgingen oder wieder angeregt wurden; sie sind in der Folge, wenn auch in einem ganz andern Sinne, als er sich jemals hätte träumen lassen, ins Werk gerichtet worden.

Ueber den einen giebt folgender Brief Aufschluß.

Der Abbé Marci an Gottsched.

Vienne le 10. Decbr. 1749.

La 2 des excuses que j'ay à vous faire est d'avoir tardé si longtems à vous repondre, la raison en est que jusqu' apresent il n'y a encore rien de decidé sur l'affaire de l'imprimerie en question, j'ay donné le projet à S. M. sans en avoir entendu la moindre chose jusqu'a present, je suppose que le tout est entre les mains de quêque Ministre qui ne se presse pas à donner son sentiment et que par là la chose est arretée; Si cependant je trouve une occasion favorable je remettrai l'affaire sur le tapis et ne manquerai pas de vous faire part de ce que j'aurai effectué etant tres persuadé que vous voudrez bien m'aider de vos Conseils; j'espere que Mr. de Scheib vous aura marque quêque chose touchant les demarches que j'ay fait c'est ce qui me fait passer la chose sous silence; tout ce que je puis ajouter est, que je me ferai toujours un veritable plaisir d'etre tres sincerement est avec tous les egards possibles, etc.

Der andere Plan war der einer Akademie. Zwei Schreiben Löschenkohls, Secretärs des Grafen v. Esterhazy geben darüber Auskunft. Gottsched stand mit diesem Herrn schon seit mehreren Jahren dadurch in einer gewissen Verbindung, daß der Sohn einer Schwägerin desselben, der Fürstin Lubomirska in Leipzig seiner besondern Aufsicht empfohlen gewesen war. Löschenkohl war damals Secretär der letzteren und Esterhazy selbst Gesandter in Dresden.

Digitized by Google

Löschenkohl an Gottsched.

Wienn den 22. November 1749.

Insonders Hochzuehrender Herr Professor deroselben höchst schätzbahre Zuschriften vom 1, 5 und 8 dieses habe nebst denen Beylagen als nemlichen der auserlesen schönen Gedichte an die Kayserin und dem Projecte zu einer academie der Wissenschafften rechtens erhaltens. Meine abwesenheit von hier, da ich gegen 14 Tage in Ungarn herumgereiset, haben mir an der schuldigen Beantwortung derselben gehindert; Nachdem ich aber von danen zurückgekehret, so ist nach dero Verlangen und durch meine geringe Vermittelung die Uebergabe dieser zwey schönen Piecen an die Fürstin von Trautsohn durch des Grafen v. Esterhasy Excell. gestern vollzogen worden; die Fürstin von Trautsohn aber hat dasjenige Exemplar, welches dero Frau Gemahlin, der ich mich ergebenst empfehle, an die Fürstin von Diedrichstein eingesendet, schon bey Handen gehabt, und kann ich dieselben versichern; daß dieses unvergleichliche Gedichte hier allenthalben die allervollkommenste approbation findet, und findet man hierorts nicht das allergeringste anstössige darinen, mithin können Ew. HochEdelgeb., wenn sie nur kein Bedenken haben, solches Gedichte, ohne Anstand zum Druck befördern. Mr. Weißkern ist so gütig gewesen, und hat das Gedichte sehr schön und zierlich abgeschrieben, gestern Abends haben Ihre Excell. Mein Graf ein Exemplar davon auch dem Hr. B. Bartenstein gegeben. Die Fürstin von Trautsohn hat versprochen, dero Project von der academie an Ihro Mayst. die Kayserin zu übergeben; ich werde nicht ermangeln alles zu berichten, was man sich dißfalls äußern wird ins künfftige aber belieben Ew. HochEdelgeb. nur alles dergl. Dinge am ersten an mich zu senden, Ihro Excell. der Graf wird allezeit, mit vielen Vergnügen zu dero Danke seyn, ich muß aber Ew. HochEdelgeb. berichten, daß Ihro Excell. von beyden Kayf. Maystäten zu dero Minister an dem Königl. Spanischen Hofe nach Madrid benennet worden ꝛc.

Derselbe an Denselben.

Wienn den 13. December 1749.

Das auserlesene schöne gedichte die Kayserin hat allerdings bey Ihro Maystät den vollkommensten Beyfall gefunden, und die gantze Wiennerische Welt ist davon völlig bezaubert; Mr. Weißkern hat, als ein treuer Client etliche Copien davon besorget, und solche sind von Ihro Excell. dem B. Bartenstein und dem Grafen v. Hauchwitz mitgetheilet worden, dieses hat bey letztern den guten Effect gehabt, daß Ihro Excell. dadurch gelegenheit bekommen von dem Entwurff zu einer Acad. der Wissenschafften sich zu bereden und Ihm solchen Tages darauf durch mich als Dero Treuen Diener zu überschicken; ich habe dabey Gelegenheit gefunden, eine lange Unterredung mit grafen v. Hauchwitz dießhalb zu halten, und hat Er sein Absehen Ew. HochEdelgeb. hierher zu bekommen um durch Sie den Grund zu Verbesserung der Teutschen Sprache allhier zu legen, sattsam geäussert, ja Er hat versprochen, dißfalls mit der Kayserinn zu reden, und da Er den Entwurff noch bey sich hat, so werde nunmehro ehester Tagen Gelegenheit nehmen, von diesem Minister zu erfahren, ob Er in seinem Vorhaben noch beharret und wie weit Er gekommen ist ꝛc.

Digitized by Google

Der letzte Brief zeigt auch, worauf es mit der Akademie abgesehen war. Wahrscheinlich nur auf eine Akademie im Sinne der von Richelieu gestifteten Académie française zum Anbau der Sprache — obgleich freilich Gottsched, dessen Frau eben jetzt die Schriften der Académie des inscriptions übersetzte, und der sich auch für Naturwissenschaften interessirte, auch auf die übrigen französischen Institute zur Nachahmung hingewiesen haben kann.

Indessen das Wichtigste von Allem — und worauf der letzte Brief ebenfalls hinweiset, ist, daß Gottsched selbst nach Wien überzusiedeln Lust gehabt hat. Die Akademie sollte ihm dazu wahrscheinlich den Weg bahnen. Der Plan eines solchen Instituts mochte sich bald unter den gegenwärtigen Umständen als unausführbar erweisen; ich verweise darüber auf Scheyb's oben angeführten Brief über eine zu stiftende deutsche Gesellschaft — was dieser selbst später so recapitulirt: es könne nichts aufkommen, was nicht mit dem Stempel S. J. bezeichnet ist „und mehr noch verdrießt es mich, daß jedermann sich vor diesem Stempel fürchtet, folglich sich nicht getraut, nur ein Wort zu reden. Kaiser Karl hatte gute Absichten, drang darauf, besprach sich mit Leibnitzen, alles mußte gehen, er war hier 1715 biß 1716 ich weiß nicht wie lang. endlich war alles umsonst, so mußte er abreisen und sich mit seinen Monaden unterhalten." Auch folgende Briefe von Scheyb beziehen sich noch auf die Sache.

Scheyb an Gottsched.

Appendix des schreibens vom 24. Decbr. 1749.

So eine Prinz Eugenische Schlauigkeit hätte ich mir von ihnen nicht vorgestellet. Eugen sagte, daß der angreifende Theil jedzeit etwas voraus habe. Mein Freund verspührte auß meinen Schreiben, daß ich vielleicht einen Anfall wagen dürfte; so wollte er mir vorkommen, um alle meine mögliche zubereitungen fruchtlos zu machen; Sie sind auch fast schon fruchtlos, was den daran hangenden ausgang angeht, aber in sich selbst nicht: Denn ich dachte mein lebtag keine petraschische Frage zu thun. Ich habe auch mit keinen Menschen von dem ganzem Zweifel geredet, noch reden gehört; sondern ein sehr vertrauter gelehrter Weltweiser, und ich, haben dero Persohn in so hohe betrachtung gezogen, daß wir unter uns beschlessen, dero Persohn in Geheim anhero zu ziehen, wenn uns dieselben in geheimsten Vertrauen die Versicherung geben könnten, daß sie nach einem Aufenthalt von 4. 5. 6. 8. Monaten, welche sie allhier alß ein königl. N. N. und zugleich noch alß Protestant zubringen dürften die zwischen uns befindliche absonderungsMauer einreissen würden. Auf diese Weise glaubten wir dero Glück, dero Ruhm, und dero Heil zu versichern. Denn die Welt dürfte, und würde kein Wort sagen, wenn ein Kayß. N. N. in Wienn einen solchen Entschluß fassen wollte: um so weniger alß alle Einwendungen blosse politische gründe sind, welche man in dergleichen Geschäfften nicht anhören soll, ausser für Nebenbeweise, und Bekräftigung. Allein da mir diesser Vorschlag durch dero Angriff platerding über den Hauffen geworfen worden, so ist alles übrige unmöglich. Das Beyspiel von Rußland hat 308.
nicht Statt, und so wenig Statt, daß wenn man hier in Morast biß über die Ohren steckte, und von einem solchen fremden Hülfe erlaugen könnten, und müßte; man lieber ersticken, alß gerettet seyn wollte. Stellen sie sich, theuerster

Digitized by Google

Freund! an meine Stelle, und bilden sie sich ein, daß sie ein P. S. J. welcher zu reden hat, seyen: Sie würden sagen: was? ein Fremder? ein .... ein .... Kezer und soll der mehr verstehen, alß wir? soll man uns gelehrten einen solchen mann vorziehen! haben wir nicht Wissenschafft genug, eben das zu leisten, was ihm aufgetragen wird. und ist ein solcher nicht hier, so können wir ihn von Rom, von Paris, von Calicut oder aus Monomotapa kommen lassen; und was für ein Aergerniß müssste dieses beym Volke wieder uns seyn? Es würde fragen, ob denn wir es gestatten; ob wir es nicht auch verstünden; ob die Kaiserin selbst gar die Kezer ehre, und etwan selbst .... Es sey ohne dem kein Glück; es komme alles unheil nur daher. mir steigen die Haare gen Berg, wenn ich dieses mir vorstelle. Ja imfall wir ganz ein neues, rohes, ungestudirtes Volk wären, so möchte ein solcher Vorschlag vielleicht jemand gefallen, wie es denn in Rußland geschah, wo ein Abgang solcher Leute war.

Dessen ungeachtet habe ich und Hr. Abbt Marei junior dennoch keine ganze unmöglichkeit in dem Antrag gefunden, daher wird er auch den gedanken Hr. van Swieten eröffnen, und sehen, ob nicht der Hof sich zu einem solchen Schritt einen Mann außzuborgen, entschließen könnte, unter dem Vorwand, daß hier keiner zu finden sey; ja daß selbst ein Jesuit mitarbeite v. g. den Erzherzog in den deutschen Wissenschaften zu unterweisen. Es steht also auch dieses noch auf die Geduld gesezet.

Was das Theresianum anlangt, so ist beydes wahr: die Kaiserinn hat zu befehlen, sie zahlt auch professores jedoch die Jesuiten wissen es so herumzudrehen, daß es allezeit nach ihrem Willen geht, wenn die Kaiserinn vermeint es geschehe alles auf ihren Befehl. und wie kann die Frau urtheilen, ob es recht gehe; da alles ad ostentationem eingerichtet ist? Die Kaiserin hat sich in den Kopf gesezt, vollkommene Leute für die zukünftige Zeit erziehen zu lassen, und dieß soll im Theresianum geschehen, wo sie selbst oftmahls erscheint, und den grafen Khevenhüller alß ministe darüber ernannt, ohne dessen Wissen kein cavalier hinein kömmt.

Glauben Sie nur, allerwerthester Freund! daß ich mit dero Betrachtungen so gleich zufrieden sey? Ich will weder einen Versucher, noch einen Bekehrsüchtigen abgeben, sondern meine gedanken auch ein wenig eröffnen, weil ich von der wichtigkeit dero Gründe gar nicht überführt bin. Blauröckelius mag mich hernach auslachen oder nicht.

1. weiß ich, daß der Abbé Nolet auf 1 Jahr von Paris nach Turin aufgeborgt worden. also ist die Borgung schon eine bekannte sache, und wenn er auch Kezer wäre, so gieng es dort an, weil die Jesuiten zu Turin völlig aller Schulen beraubt werden, und in der Universität nichts mehr zu sagen haben. Dieses seit 15 Jahren eireiter. Nolet mußte den Prinzen Phys. lehren.

2. weis ich, daß zwar grosse männer, welche man hat debauchiren wollen (so nennts man hier, wenn man einem König oder Lande einen geschickten mann abschwäzt) eben auf die weise geantwortet, wie E. H. allein beyden, die ich wohl kenne, auch Ihnen bekannt sind, zu allen den Wunsch beygesezt: ach! wäre doch niemals kein Calvin und kein Luther gebohren worden, so hätten wir den grausamen punct: was wird die Welt sagen, nicht in Acht zu nehmen.

3. da ich wohl wußte, Euer H. glauben in allen 3 religionen vernünftig und tugendhaft leben zu können, so hatte ich um so viel weniger zweifel an meinem Vorhaben.

Digitized by Google

4. dachte ich, daß, wenn man am kayſ. Hofe feſtſize, man auf gewiſſe Leute ſo ſehr nicht mehr zu ſehen hätte. denn geſcheidte würden ſagen, es ſey kein wunder, daß man in ſolchen umſtänden ſich eben das gefallen laſſe, was dem Haupt gefällt, dem man ſo nahe ſeye.

5. Si qua Sede Sedes etc. iſt billig; allein der Sedes wäre auch feſtgeſtellt worden. und die undankbarkeit wäre nicht vorzuwerfen geweſen, wenn man alles mit genehmhaltung des Hofes gethan hätte.

6. ich glaube, daß ſie keinen Bekehrer abgeben würden, allein die Geiſtlichen können den namen Kezer nicht leiden, wenn ein ſolcher auch in reden ein göttl. Apoſtel wäre.

7. Nein, ich bin nicht grämig, werffe das Blatt auch nicht weg.

8. Es geht an, daß in Sachſen die Prinzen von Hr. Gärtner instruirt werden. auf eine ſolche Weiſe habe ich ſehen die Söhne des Prätendenten von England in Rom durch Calviniſten instruiren, ob der Vater und die Kinder ſchon eifrig katholiſch ſind. wie viele urſachen fände ich aber dabey, die bey uns nicht Statt haben. Der Praetendent ſuchte die Parthey beyzubehalten. in Sachſen opponiren ſich keine geiſtlichen, und zu dem ſind auch die Leute nicht anderſt vorhanden.

9. Privat Cavaliers können hingehen, wo ſie wollen. allein ſie leiden dennoch hernach aber auch einigen nachtheil wenn ſie unter die nig. cohtem kommen, und dieſe ſich ihrem Ziel wiederſezen kann.

10. Iſt denn der Türk, wenn er Chriſt wird, kein honête homme? O das hätten ſie dem Bonneval ſagen ſollen, oder der Kaiſerin Eliſabeth.

11. Iſt mir leid, daß dero Hauptgedanken der Vorgung von der gr. Sarrau herkomme, und auf ihr beruhe. und durch den Estorasi ſoll aufgeführt werden. Beyde werden vor der zeit kein wort geredet haben. ich wünſche, und hoffe, van Swieten werde die Sache beſſer ſchlichten, ob er ſchon auch ein Höfling iſt, qui ne fait pas naitre les occasions.

12. Ich bin von der Möglichkeit der Vorgung (v. § prelim.) gänzlich überführt, wenn es Leute gibt, die die Sachen ſtärker betreiben, als Leute, welche ſie verhindern.

13. wäre ich auch der Meinung, man ſoll keinen Schritt thun, etwas zu Solicitieren, ſondern zu warten. Wenn der van Swieten nichts thut, ſo hilft nichts. nimmt er ſich aber darum an, ſo dürfte ein Schluſſ folgen. Ich weiß, daß er ſelbſt hier ſchon Leute angeredt hat, die das anerbothene nicht angenommen.

14. ſcheints mir, daß der Erzherzog manchen vielleicht für noch zu jung vorkommen werde, höhere Lehrer anzunehmen. Ich werde jezt gleich dem Zank ein Ende machen, und mit dem Epiphonemate ſchlieſſen: So kann mein Freund, ſo erzkezeriſch er iſt, dennoch dem Erzherzoge in Gegenwart eines Jeſuiters die deutſchen ſchönen Wiſſenſchaften lehren, oder zum wenigſten die ſchöne deutſche Beredſamkeit, weil kein Jeſuiter dieſelbe verſtehen kann, utpote neque saxo 300.
neque haereticus; und weil kein Menſch den Ruhm dieſer Lehre hat, alß wie mein Freund ꝛc.

Digitized by Google

Derselbe an Denselben.

Wienn, den 27. Decbr. 1749.

Ich zittere für Angst, wenn ich meinen Freund betrachte. Ich stelle mir ihn vor, alß wenn er auf einen Landschlosse ruhig, vergnügt, in Ueberfluß unter geliebten musen säße, und man ihm ein königreich voll Mohren, voll ungehobelter menschen, voll wusteneyen, ungeackerter, ungepflanzter Felder nebst kron und zepter anerböthe, Er aber alles annähme. Er setzte sich auf den Thron, fange an zu befehlen, das gute einzuführen und alle Mohren hasten ihn aus neid und Eifersucht. O was für Freude würde er geniessen? wie sauer würde ihm die Krone zu tragen vorkommen? Er wollte zurückkehren; sich in sein Landschloß begeben; da fände er solches vom Feinde besezt, oder gar eingeäschert. wo gieng mein Freund hin? was unternähme er? kurz: was für Entschlüsse folgen mögen, so zittere ich für ihn. die Macht ist zu gross, welche heimlich, oder mit offener Macht sich wiedersezet, die Macht wachset täglich und seit 3 Jahren so sichtbar, daß der allererste sich daran nicht reiben will. Ach! wäre doch ein Aphorismus des Hypocrates wahr, daß, wenn eine Sache dem Gipfel erreicht habe, ihr bestand nicht lange mehr daure. wie freudenvoll würden viele Länder dem Sturz zusehen? aber auch wie vergnügt wäre ich, wenn mein Freund von der ganzen Sache kein Wort mehr spräche, damit ich dieses kummers überhoben wäre! wohlan ich will nichts mehr reden, sondern mit gelassenheit erwarten, was denn endlich werden könne. Hr. Marinoni und ich, Hr. Marci und ich leben fast in gleicher Sorge Meinung und Vorsicht, wie Philosophieren und concedieren, Che non si farà mai niente, und ich bestättige es, daß weil Lambecius, Wessalius, Gentilatus, Garellius, Leibnitius, Carolus VI. nichts ausgewirkt (NB. weil niemals kein Fundus und jezt am wenigsten) wir noch weniger ausrichten werden. tranquillisons nous also, und bleiben beim Ausspruch, denn mein Freund bey der Tafel des landuntermarschalls selbst gethan, da er sagte: fangen sie an, was sie wollen, so werden sie uns niemals erreichen. Item will ich, daß mein Freund sich in kein Verdruss und Gefahr begebe. melius est in periculo non fuisse quam in periculo fuisse et non periisse.

Nichts destoweniger war man Gottsched persönlich gewogen.

Löschenkohl an Gottsched.

Wienn, den 7. Januar 1750.

Als ich neulich mit grafen v. Hauchwitz redete, so äusserte sich selbiger dahin, daß es mit Zustandbringung des gemachten Entwurfs zu einer Academie nicht angienge; allein ich möchte doch Ew. HochEdelgeb. veranlassen, daß Sie einen andern Vorschlag, wie und auf was vor Art sie hier seyn könnten, machen mögten; dieses diene zur Nachricht, Ew. HochEdelgeb. belieben mir eine Mittheilung zu machen, und mir dero weitere Gedanken zu eröffnen.

Die Antwort, welche unser Freund hierauf ertheilt, ist unbezweifelt das Gröβte, was er im Puncte eines unbeschränkten Selbstgefühls geleistet hat:

Digitized by Google

Löschenkohl an Gottsched.

Wienn, den 31. Januar 1750.

Ew. HochEdelgeb. Schreiben vom 17 dieses habe ich nebst einem Zweyten in französ. Sprache rechtens erhalten, und aus solchem ersehen, daß dero Absehen wegen dero Anherokumfft meistens dahin zielet, daß man Ew. HochEdelgeb. besonders die Unterrichtung der allerhöchsten jungen kayſ. Herrschaften auftragen mögte, allein ich muß mir nach meiner ergebensten aufrichtigen Freundschafts gesinnung die Freyheit nehmen, Ew. HochEdelgeb. darauf zu versehen, daß dieses absehen das allerschwerste ja gantz und gar unmöglich wäre, indem solches, daß ein Protestant die Kayſ. Herrschaften unterrichten sollte, von denen hiesigen Principiis wie Tag und Nacht unterschieden ist, und würden dieses die Gewissens Räthe in alle Ewigkeit nicht zulassen, da hingegen es viel leichter und thunlicher seyn würde, daß man Ew. HochEdelgeb. den Titel eines Kayſ. Raths oder dergleichen geben könte, doch aber auch hierüber müste man allererst die vornehmsten allhier sondieren.

Gottsched Erzieher der kaiserlichen Kinder! Das hätte ihm freilich behagt, da wären die äußeren Bedingungen zu einer Dictatur in Sachen der deutschen Sprache und Litteratur vortrefflich beisammen gewesen! Aber unter diesen Kindern war Joseph II. Der Gedanke ist durch seine Neuheit anziehend genug, um einen Augenblick bei ihm zu verweilen. Wer darf daran zweifeln, daß Gottsched auf diesen Herrscher, der so ganz der Verstandesbildung der damaligen Zeit, dem willkürlich und oberflächlich reformatorischen Wesen, von welchem Gottsched eine der auffallendsten Erscheinungen ist, huldigte, einen entschiedenen Einfluß ausgeübt haben würde? Gottsched würde die Stelle bei ihm angenommen haben, welche Klopstock gern eingenommen hätte — die Akademie, die auch damals wieder projectirt worden ist, würde vielleicht, da sie sich an eine alte Tradition angelehnt hätte, äußerlich in genügender Weise zu Stande gekommen sein, und Gottscheds Reformen in Sachen der deutschen Sprache und Litteratur, wären auf eben so dictatorische Weise eingeführt worden, wie die übrigen Reformen, für die sich Joseph erklärte. Aber eben diese Parallele zeigt auch zugleich, wie wenig der allgemeine Gang der deutschen Litteratur auf diese Weise würde verändert worden sein — so wie die andern Reformen Josephs würde auch diese gefallen sein — und um so mehr, da sie mit besserem Rechte gefallen wäre, da unterdessen eine neue Litteratur in Deutschland entstanden war; nur etwa in Oesterreich hätte vielleicht später die romantische Schule weniger Eingang gefunden.

Beim Fehlschlagen dieser Anschläge sah Gottsched sich auch hier, wie anderwärts, auf die Privatthätigkeit verwiesen. Und hier hat er denn in seiner Weise eifrig fortgearbeitet; wie es ihm namentlich in Bezug auf das Theater gelungen, doch theilweise seine Zwecke zu erreichen, zeigt eine Nachschrift, die Weiskern zu einem Briefe Scheybs macht.

Weiskern an Gottsched.

Wienn, den 10. Aprill 1751.

Magnifice! Den Augenblick trete ich in das Zimmer unsers Gönners, und meine Gegenwart ist so unglücklich daß sie den Herrn von Scheyb sogleich starre Finger und folglich ungeschickt zum ferneren Schreiben machet. Wundern

Digitized by Google

Sie Sich daher nicht, daß sein **Discours** vom poetischen Träumen, auf einmahl abschnappt, indem er bey meinen Anblick sogleich die Feder niederleget, vom Sessel aufstehet und mir mit dictatorischer Stimme befiehlt, an seiner Statt diesen Brief zu endigen. Ich vollziehe also seinen Willen, und zwar desto lieber, weil ich dabey die Ehre habe E. M. und Dero vortrefflicher Freundinn meinen gehorsamsten Glückwunsch zum Osterfeste abzustatten, und zugleich in möglichster Kürze zu berichten, daß, nachdem das Schicksaal mich durchaus nicht aus den Banden der Thalia entlassen wollen, ich endlich **nolens volens** mich leider in das alte Joch spannen lassen; daß das Theater beim **Kärntner Thor**, welches vor 3 Tagen noch mit **Sellierischen Meublen** angefüllet gewesen und einer wahren Mördergrube gleichgesehen, binnen dieser Zeit nun völlig geräumet, auch heute bereits so weit wiederhergestellet ist, daß wir über Morgen unter **Logaltischer Direction** anfangen werden; daß ich durch vielfältiges Stupfen bey dem Neuen **Impressar** es dahin gebracht, daß unsere Acteurs in lauter neuen Kleidern stutzen können. Daß ich zwar zugeben müssen, daß unser Theater den Anfang mit einer **Haupt Action** machen wird; daß aber dagegen in 14 Tagen der Cid aus dero Schaubühne erscheinen und bald darauf die Panthea folgen soll, als wovon die Rollen gleichfalls schon ausgeschrieben sind. Wie denn, sobald ich nur vor den andern vielen Theaterl. **Compositionen** ein wenig Platz kriege, auch die ungleiche Heyrath an die Reyhe kommen wird. Der Platz und die Zeit befehlen mir zu schlüssen, welches mit der aufrichtigen Versicherung geschieht, daß ich mit stets währender und vollkommener Hochachtung bin ꝛc.

Nur schickt ihm freilich eben dieser **Weiskern** selbst ein Paar Jahre darauf gleichsam zum Zeichen der Niederlage eine Sammlung **Bernardin**scher Stücke. — Anhangsweise zu **Gottscheds** Verhältnissen in **Wien** mag auch dasjenige angeführt werden, welches sich zwischen ihm und dem von den Orthodoxen verfolgten **Bose** in **Wittenberg** anspann. Der folgende Brief wird die Theologen sogleich an diesen Mann, von dessen Streitigkeiten auch in **Lessings** Briefen an seinen Vater die Rede ist, erinnern.

Bose an Gottsched.

Wittenberg, den 19. Oct. 1749.

Vielleicht ist mein weniger Nahme Ew. HochEdelGebohrnen, doch wenigstens ein mahl vorgekommen, vielleicht wundern Sie Sich aber auch, was diese Zeilen neues aus Africa bringen. Ein seltsamer Zufall giebt mir Anlaß darzu, Der mich mit Denenselben bey nahe in eine Creutzträger Claße setzet. Ew. HochEdelGebohrnen sind in Wien gewesen, und haben daselbst Aller Höchsten Orts viele Gnade genoßen, als vielleicht in langer Zeit keinem Lutherischen **Professori** wiederfahren. Ich habe einige meiner gedruckten Sachen **Benedicto XIV.** geschicket, und habe auf seinen Befehl und in seinem Nahmen von den **Card. Valenti** ein sehr gnädiges Schreiben erhalten. Jenes gab Gelegenheit (Ew. HochEdelGebohrnen halten es mir zu gute, denn es kann nicht fehlen es muß Ihnen selbst solches Geschrey zu Ohren gekommen seyn, alß darff ich nicht befürchten der erste zu seyn, der Denenselben diese unangenehme Neuigkeit vermeldet) daß in dem gantzen **orthodoxen** Wittenberg die Rede ging, Ew. HochEdelGebohrnen, wären zur römischen Kirche übergetreten. Diese Geschichte

Digitized by Google

war so durchgängig, daß ich endlich nicht umhin konte, mir von Leipzig, ja von meinen correspondenten daselbst, ander Nachricht auszubitten, um nur den hiesigen seltsamen mährlein mit Grunde wiedersprechen zu können. Das andre aber, des Staats Secretaire Valenti Schreiben an mich, hat veranlasset, daß ich nicht nur von einem theol. prof. auf seiner Cantzel, sondern auch, nur letztverstrichnen Sonnabend, von einem jeto bey niederlegung seines rectorats abermahls in der Schloß-Kirche, in deutscher und lateinischer Sprache sehr lebhaft traduciret worden. Der geistliche meynte, es wäre doch kein Wunder, daß sich die heilige Asche des Seel. Vaters Lutheri noch hier in ihrem Sarge umwendete, nachdem professores sich so weit vergäßen, und nach Rom, an den Pabst, an die große babylonische Hure schreiben dürfften etc. der andre aber meynte, papam non honoramus papam non colimus contemnimus omnes, qui vanae gloriolae causa romam scribere non erubescunt etc. nun schreibt zuverlässig in gantz Wittenberg niemand dahin als ich, und es konte also nicht leicht auf jemand anders zielen. Ew. HochEdelGebohrnen ersehen also Hoch Geneigt hieraus, daß das zeloten Blut noch in den Adern unserer Propheten wallet, und werden mir hoffentlich verzeihen, daß die Gleichförmigkeit desjenigen, was nur seit kurtzen Dero und meinetwegen allhier gesaget, ja geschrieen worden, mich veranlaßt nebst meiner gehorsamsten Empfehlung an Ma-Dame Ihnen zu versichern, mit was vor ausnehmender consideration ich unausgesetzt zu verbleiben die Ehre habe ꝛc.

P. S. Ich ersehe zu meiner äußersten Beschämung, daß ich Ew. Hoch EdelGebohrnen zu so ausnehmenden Gnaden Bezeigungen der großen Theresia nicht gratuliret. ich will es aber dargegen allhier mit so vieler Aufrichtigkeit verrichten, als groß der Zorn einiger orthodoxen auf Dieselbigen ist, daß Sie an einem catholischen Hofe Sich hervorgethan. Und so weiß ich, daß meine gratulation gewiß nicht wohlgemeynter seyn könnte.

Wie gern Gottsched den Orthodoxen eins versetzte, haben wir oben gesehen, und da es ihm jetzt bei den katholischen Höfen nur förderlich sein konnte, wenn er einen wegen einer Verbindung mit dem Pabste angegriffenen protestantischen Theologen in Schutz nahm, so war dem Bose eine wohlwollende Antwort gewiß. In der That scheint sich Gottsched mit dieser sehr beeilt zu haben, nach einigen Tagen erfolgt von Bose ein zweites von Danksagungen überströmendes Schreiben und sodann ein Brief dem anderen, in denen er seine Angelegenheiten in seinem Sinne darzustellen sucht, wie denn auch Gottsched zu diesem Behuf einem Aufsatze, mit welchem freilich Bose selbst nicht ganz einverstanden ist, die Spalten seines „Neuesten" eröffnet.

Um dieselbe Zeit, da Gottsched diese Pläne im Süden verfolgte, hatte er auch seine Blicke nach Norden gerichtet. Er hatte in Copenhagen immer einige Verbindungen unterhalten; jetzt war dort ein neuer Herrscher aufgetreten, welcher der deutschen Sprache und Litteratur einen besonderen Schutz gewährte; es galt einen Versuch, ob Gottsched bei ihm Eingang finden und vielleicht gar Klopstocken Schaden zufügen könnte; Gottsched fragt also an, ob der König die Dedication eines Buches von ihm annehmen würde, — und erfährt die Demüthigung einer höflich ablehnenden Antwort.

Indessen sollte er für jetzt doch noch nicht ohne allen Trost bleiben für dieß mannichfaltige Mißlingen. Es wurde ihm jetzt sein ältester Wunsch in dieser Beziehung in gewissem Maaße bei einer jüngeren Generation erfüllt; er

Digitized by Google

gewann einiges Ansehn beim sächsischen Hofe. Bei der Vermählung des Churprinzen mit einer baierischen Prinzessin hatte er sich wie immer mit Glückwünschen und dergleichen eingestellt: Dießmal thaten sie Wirkung; vielleicht hat auch der Graf v. Wackerbarth, welchen wir nunmehr bis zum Abschluß der Briefsammlung mit Gottsched in fortwährendem Briefwechsel sehen, das hohe Paar zu seinen Gunsten gestimmt. Frau Gottsched bittet der Churprinzessin ihre Uebersetzung der Schriften der Académie des inscriptions widmen zu dürfen.

Frau Gottsched an Gr. v. Wackerbarth.

Monseigneur,

Je respecterais trop les heures de V. E. et les affaires importantes auxquelles Vous les destinez, pour Vous importuner par cette Lettre, si dans le cas dont il s'agit je pouvois m'adresser à quelque autre, qu'un Mecène même des Muses Saxonnes.

Il y a longtems, Monsgr. que les Qualités eminentes de S. A. R. Mad. la Pr. R. E., l'accueil gracieux dont elle à daigné m'honorer plus d'une fois, et plus encore la profonde Veneration et le respectueux attachement que je me sens pour Elle, me demandent un hommage public. Plus d'un an s'est ecoulé que j'en parlai à Mr. le Cons. Biancони, qui me promit de me faire savoir, si une telle marque de mon zèle et de mon respect pourroit déplaire à S. A. R. En verité il m'écrivit quelque tems après que cette divine Princesse ne seroit pas fachée, que je suivisse en cela à ce que mon Coeur me dicteroit.

Quoique je ne me defie nullement de la sincerité de Mr. B. cependant comme par la faute de mon Libraire, il s'est écoulé plus d'un an, avant que l'Ouvrage que je destinois à cette fin, pouvoit s'imprimer, j'ose m'adresser à V. E. à cet egard, La suppliant très respectueusement de me faire savoir par Son secretaire, si j'ose me flatter encore qu'un tel hommage seroit reçu agreablement.

Le Livre que je me propose de mettre aux pieds de S. A. R. c'est la Traduction allemande des memoires de l'Acad. des I. et B. L. et dont le Tome I paroitra à cette foire de Paque.

J'ose meme ajouter l'Ecrit par lequel je m'addresserai à S. A. R. et je Vous supplie Monsg. de passer l'eponge sur toutes les Expressions qui pourroient déplaire à notre incomparable Princesse. Ce n'est qu'à Vous Msgr. qui connoissez mieux que personne au monde sa façon de penser, et celle qu'on doit choisir pour lui expliquer les sentimens de la Veneration qu'on lui porte que je puis m'adresser pour cette fin qui est des plus pures car je ne cherche qu'à m'acquiter envers Elle de ce qui je lui dois, et me sauver devant le monde du reproche d'ingratitude et d'insensibilité. Daignez Msgr. me pardonner la liberté que je me donne, en faveur du respect infini dont je suis ce que je dois être

Monseign.

de V. E. etc.

Digitized by Google

Dieß wird huldvoll angenommen. Jedenfalls scheint hier mehr Sinn für Kunst und höhere Geistesbildung geherrscht zu haben, als am alten Hofe, wo diese nur dem Prunke dienen mußten. Die Churprinzessin war unter dem Namen Ermelinda Thalea selbst Dichterin. Dieß benutzte Gottsched. Die Verhältnisse die daraus hervorgehen zeigt folgender Brief.

Wackerbarth an Gottsched.

à Dresde le 14 Juillet 1750.

Je n'ai pas manqué de rapporter à Mad. la Princesse Elect. l'empressement respectueux que les Muses de Leipsig témoignent avoir de voir et d'admirer la piece composée depuis peu en Vers Italiens par l'Illustre Armelinda Thalea sur la Conversion de St. Augustin. Cette adorable Princesse pour vous donner une marque de sa gracieuse bienveillance m'a permis de vous en envoyer l'exemplaire cy-joint, S. A. Rle y a même ajouté qu'Elle prendroit en fort bonne part si vous vouliés, Monsieur, vous donner la peine d'en faire une traduction Allemande. D'ailleurs il vous sera libre de faire inserer cette piece dans le Journal de nos Savans de Leipsig; et je suis, en vous assurant de ma constante et veritable estime etc.

Hierauf ließ sich weiter fortbauen, um so mehr, da die Gottschedsche Uebersetzung am Hofe zu Zerbst aufgeführt wurde, was der fürstlichen Verfasserin schmeichelte. Die Ueberreichungen von Büchern und von Gedichten nehmen nun kein Ende. Auch bei der Geburt Friedrich Augusts sehen wir Gottsched in dieser Weise seine Aufwartung machen. Auch bedeutendere Versuche wurden gemacht. Gottsched hatte um diese Zeit die Gesellschaft der freien Künste gestiftet. Nie hat er dem Lieblingsgedanken entsagen können, eine solche von ihm gegründete Gesellschaft zur Akademie erheben zu sehen, so wie ja auch die Académie française aus einer Privatgesellschaft entstanden sei — jetzt schien Gelegenheit da zu sein, sich zu solchem Zwecke wenigstens vorläufig einer Zustimmung zu versichern, die späterhin folgenreich werden konnte; dieß mißlang indessen.

Wackerbarth an Gottsched.

à Dresde le 22. Aout 1754.

Si je n'ai pas répondu plus tot à vos deux lettres du 21 Juillet et du 1er de ce mois, c'est que mes occupations journalieres ne m'en ont pas laissé le loisir, et que LL. AA. RR. à qui j'ai presenté les imprimés joints à vos lettres, les ont gardés fort long tems avant que de me les rendre.

D'ailleurs je croyois, Monsieur, vous avoir assés fait comprendre tant par Mr. le Consiler Richter que par mes lettres précedentes tout ce que je pensois au sujet de la Societé des Belles lettres, que vous avés commencé d'établir à Leipzig. Je ne saurois encore aujourdhuy que vous repeter la meme chose. Tout le monde conviendra comme moi, que votre zéle et vos soins à cet égard sont dignes de louange; Mais je vous

Digitized by Google

avoue, Monsieur, que l'execution solide de ce projet ne me paroit pas encore si aisée, jusqu' à ce qu'on ait trouvé un certain fonds, et un fonds bien considerable qu'on puisse employer soit pour la premiere forme et fondation de cette Societé; soit pour les prix et récompenses à donner dans la suite à ceux d'entre les membres de cette nouvelle Societé, qui se distingueront le plus par leurs talens et leurs savantes productions.

Or Monsieur, pour trouver ce fonds il conviendra de s'adresser au Roi même par le canal de S. E. Mgr. le Comte de Bruhl, son Premier Ministre. Celui-cy est à portée d'éprier le moment pour sonder opportunement S. M. si Elle seroit disposée d'assigner un tel fonds pour l'établissement et l'arrangement de cette naissante Societé, qui alors par des Statuts et reglemens bien digerés et approuvés acquerroit une consistance ferme et solide sous les Auspices et la munificence de cet Auguste Monarque.

Pour ce qui est de LL. AA. RR. EEles, vous connoissés trop, Monsieur, quel est leur amour pour les Beaux Arts et Sciences, pour pouvoir douter de leur gracieuse protection; Aussi m'ont Elles enjoint de vous assurer de leur bienveillance. Mais quant à la Dédicace que vous voudriés mettre à la tête du premier volume de la Societé des Belles lettres, Elles m'ont ordonné de vous faire connoitre, Monsieur, que vous pourrés vous en dispenser, parcequ'il Leur semble plus convenable que les premiers ouvrages de la Societe parussent dans le public décorés de la protection du Roi notre gracieux Maitre; et en effet c'est au Souverain du Païs, à qui les sujets doivent les primices de leurs fruits.

Dagegen fand Gottſched Gelegenheit der Familie ſeines alten Freundes Breitkopf einen Dienſt zu erweiſen, bei deſſen Verfolgung er auch ſich ſelbſt wieder dem churprinzlichen Hofe angenehm machen konnte. Der jüngere Breitkopf hatte damals den Notendruck mit beweglichen Lettern erfunden; da nun die Churprinzeſſin auch Componiſtin war, ward ihr davon ſogleich eine Probe vorgelegt und wir ſehen durch Gottſcheds Hand den Faden der Unterhandlung über den Druck einer Compoſition eben jenes Paſtorales in der neuen Weiſe gehen, und da dieſer zur Zufriedenheit ausfällt, werden beide, Gottſched und Breitkopf, vieler Gnade theilhaftig. Inſofern Gottſcheden die Muſik ziemlich fern lag, die aber von ſeiner Frau geübt wurde, wie ihr denn auch häufig von Entfernten, z. B. von Grimm, Compoſitionen zugeſchickt werden, dürfte, was bei dieſer Angelegenheit als ſein Verdienſt betrachtet wird, vielmehr ihr beizurechnen ſein; auch möchte ich die Frage aufwerfen, ob ſie nicht vielleicht an jener Erfindung einen ähnlichen Antheil habe, wie ihn Gottſched an den Verbeſſerungen gehabt hat, welche durch Breitkopf in die deutſchen Druckereien eingeführt worden ſind. Die Erfindung hat ſich bewährt, aber die nächſten Früchte derſelben, ſo wie die mit dem churprinzlichen Hofe angeknüpften Verbindungen überhaupt wurden den Betheiligten durch den bald darauf ausbrechenden ſiebenjährigen Krieg geraubt. Dieß gilt auch noch von einer andern Ausſicht, die ſich Gottſched am churprinzlichen Hofe eröffnete, und deren Verwirklichung für ihn am allerunſchätzbarſten geweſen wäre.

Digitized by Google

D. Chr. v. Schönberg an Gottsched.

den 14. Juli 1754.

Ihre Königl. Hoheiten der Churprinz und die Churprinzessin haben sich entschlossen, während der Abwesenheit Ihro Majestät des Königs sowohl sich selbst als auch dem gemeinen Wesen eine Abwechslung durch Schau-Spiele zu geben, Sie haben daher nicht nur die sogenannte Prager Gesellschaft von Operisten hierher beruffen sondern wollen auch hauptsächlich durch Ihre gnädige Unterstützung denen Deutschen Gelegenheit geben, ihre Geschicklichkeit auf der Schau-Bühne zu zeigen und zu verbessern. Sie wissen, mein Herr, wie sehr leider der Geschmack unsrer deutschen Mutter-Sprache verderbet, und wie viele von unsern Landesleuthen sich nicht finden, die, wo sie nicht selbige gantz und gar zu unterdrücken vermögend sind, doch selbige so zu verstümmeln suchen, daß es scheinet, als ob sie sich schämeten Deutsche gebohren zu seyn. Es ist dannenhero sehr preiß und lobenswürdig, wenn große Herren dem Unrecht, so wir uns hierdurch selbst anzuthun suchen, vorkommen, und selbige gegen den größten Theil unserer lächerlichen Mitt-Bürger in Schutz nehmen und vertheidigen. Diese so gerechte als gnädige Gesinnung nun von unserer Gnädigsten Herrschaft muntert mich um so mehr auf mich des Vertrauens würdig zu machen, so beyderseits Königl. Hoheiten in mich gesetzet, indem Sie mir die Besorgung hiervon gnädigst aufgetragen, und versäume dannenhero nichts, was an mir ist, alles dasjenige zu erleichtern, was den gewünschten Zweck von Ihro Hoheiten befördern kann, und da ich unter der Aufsicht des Königl. Hofcomedianten Herrn Lipperts eine Gesellschaft von solchen Personen gefunden, denen es weder an guthen Willen noch Geschicklichkeit fehlet der Meynung von meiner gnädigsten Herrschaft ein Genüge zu leisten, dieselben aber nicht mit solchen Stücken von Lust- und Trauer-Spielen versehen sind, die ihren guthen Absichten beykommen, so haben mir Ihre Königliche Hoheiten befohlen Ihnen zu schreiben; Ich gebe mir dannenhero die Ehre, diesem Allerhöchsten Befehl gemäß dieselben hierdurch zu ersuchen, daß Sie die Gütigkeit haben und mir sowohl von Ihren Uebersetzungen aus dem Französischen als auch andere Stücke, so dero Hoheiten vorgelegt zu werden verdienen, zuschicken möchten.

Digitized by Google

X.

Jerusalem und das Carolinum in Braunschweig.

Etwas später, als in Göttingen die Universität gestiftet worden, regte sich auch in Braunschweig das Bestreben, eine auf die allgemeine Bildung gerichtete Anstalt zu gründen. Mit richtiger Schätzung der geringeren Kräfte sah man hier von einer etwaigen Erneuerung oder Umbildung der Universität Helmstädt, die von Göttingen immer mehr in Schatten gestellt wurde und über welche auch Braunschweig nicht allein verfügen konnte, ab, und beschränkte sich auf ein sogenanntes Gymnasium illustre. Es dürfte dieß eins der ersten Beispiele der pädagogischen Liebhaberei sein, welche sich im Laufe des Jahrhunderts der Großen bemächtigte. In dem vorliegenden Briefwechsel wird die Angelegenheit zuerst von Mosheim erwähnt, der aber der Sache nicht ganz geneigt ist, sei es, daß er bei zunehmenden Alter lieber bei dem Herkömmlichen bleiben will, sei es aus objectiveren Gründen.

Mosheim an Gottsched.

24. Sept. 1743.

An unserem Hofe ist alles in Bewegung um Anstalten zur Verbesserung und Aufnahme des Landes zu machen und auszuführen. Einige sind in der That unvergleichlich, wohin sonderlich die Armen-Anstalten in Braunschweig und Wolffenbüttel gehören, die tausend Unordnungen wehren. Einige sind so gut und löblich nicht: allein die Absichten des Herrn sind in der That unverbesserlich. Man ist unter anderu im Begrif ein Gymnasium illustre in Braunschweig anzulegen, dem die Klosterschulen und also auch meine Marienthalische sollen einverleibt werden. Es steht zu erwarten, wie diese Sache ablaufen werde, die viele Schwierigkeiten mit sich führet. Das beste dabey ist, daß die Klöster reich sind, und es also an Gelde nicht fehlen kann, die Anstalten, die man machen will, zu unterstützen und zu erhalten."

Mosheim ging bald nachher nach Göttingen, und so war die Angelegenheit, die er vielleicht nicht eben mit besonderem Eifer gefördert haben dürfte, seinem Bereiche entzogen. Desto wärmer nahm sich derselben ein anderer berühmter Theologe, der den Braunschweigischen Landen angehörte und in verschiedenen Aemtern Mosheims Nachfolger wurde, Jerusalem, an. Der Plan der Anstalt rührt, so viel mir bekannt ist, großentheils von ihm her.

Digitized by Google

Auch Jerusalem steht mit Gottsched in einem nahen Verhältniß, aber dieses ist bei ihm ganz anderer Art, als bei Mosheim. Wenn dieser von Gottsched ganz entschieden als der ältere, berühmtere, als eine Art Respectsperson behandelt worden ist, so ist Jerusalem dagegen geradezu sein Schüler. Er hatte von 1724 an in Leipzig studirt und dürfte daher zu den ältesten Zuhörern Gottscheds gehören; wie er an ihm hing, zeigt folgender Brief:

Jerusalem an Gottsched.

Göttingen, den 20. April 1736.

Es ist wohl zu spät wenn ich wegen meiner Nachlässigkeit jetzo noch um Verzeihung bitte. Mein Fehler, den ich begangen habe, gehet nunmehro schon ins 5te Jahr, und ist zu groß und zu alt, alß daß ich noch Vergebung davor sollte erwarten dürffen, da hingegen meine Verbindlichkeit die ich gegen dero theuerste Person habe, die größte ist, die jemals ein Mensch gegen seinen Wohlthäter mag gehabt haben. Denn Ew. HochEdelgeboren sind es, denen ich alles das Gute, so etwa an mir ist, allein danken muß, und wenn mir Gott davor noch ein künftiges Glück bestimmet, so werde ich gewiß auch nie vergessen, dero weise und getreue Anführung alß die eintzige Uhrsach davon anzusehn. Möchte ich nur so glücklich gewesen seyn, daß meine damahls gar zu unordentliche und ausschweiffende Jugend mich derselben hätte besser genießen lassen. Jedoch, wäre ich ordentlicher gewesen, so hätte ich auch vielleicht mehr Ehrfurcht vor mein orthodoxes Systema behalten, und wäre denn jetzt auch allen Klugen damit ein Ekel und der ganzen Welt eine Last und Strafe.

Ich würde mir die Ehre nehmen von dem Zustande unserer Georgia Augusta etwas zu berichten, wenn Mons. Klens (?) es nicht mündlich thun wollte; sollten aber Ew. HochEdelgeboren einige besondere Umstände zu wissen verlangen, so bitte ich mir dero Befehle davon auß. Ich werde mich diesen Sommer über hier noch aufhalten um Michaelis aber nach Engelland gehen; hernach bin ich willens hier wiederum herzukommen, weil Ihre Excellenz der Herr von Münchhausen, die Gnade vor mich gehabt und mir einige vortheilhafte Anerbietungen gethan haben.

Dieser Brief setzt uns sogleich ins Klare, worin die großen Verbindlichkeiten bestanden, die Jerusalem Gottsched schuldig zu sein bekannte. Es ist hier nicht von bloßer rhetorischer Schulung die Rede, sondern von der philosophischen Unterweisung, der Mittheilung der Lehren der Wolffischen Philosophie, in welcher in der That in jener frühesten Zeit, wie im ersten Abschnitt gezeigt worden, Gottscheds akademische Thätigkeit größtentheils bestand. Jerusalem wurde von den Wolffianern ganz als einer der Ihrigen betrachtet; der Graf Manteuffel übersetzte einige von seinen Predigten ins Französische. Folgende Briefe geben über alle diese Angklegenheiten nähere Auskunft.

Jerusalem an Gottsched.

Wolffenb. den 8. Nov. 1745.

Ich habe Ew. Wolgeb. geehrtestes Schreiben mit dem größesten Vergnügen erhalten. Denn Was hätte mir angenehmeres wiederfahren können als von

Digitized by Google

der Gewogenheit eines Gönners versichert zu werden, dem ich so lange ich lebe die gröste Verbindlichkeit haben werde. Doch hätte ich nicht geglaubt daß diese Gewogenheit Ew. Wohlgeb. zu einem so geneigten Urtheil von meinen Predigten hätte bewegen können als Dieselben davon gefället haben. Das wenige was darin einer Beredsamkeit noch gleichsehen mögte, kömmt zwar noch von Dero Unterweisung her, und vielleicht ist dieses die heimliche Ursache, daß Dieselben noch dafür so viele Güte haben. Indessen ob ich gleich in denen nachmaligen zwölff Jahren keine Gelegenheit gehabt habe Dero Regeln in Ausübung zu bringen, so habe ich doch dieselben so weit nicht vergessen, daß ich nicht noch sehen könte, wie sehr ich sie bey der Ausarbeitung dieser Reden versäumet habe. Dabey sind die meisten davon in Saltzdahlen gehalten, wo meine ordentliche Geschäfte, und die vielen kleinen Zerstreuungen die damit verbunden sind, mir sehr selten eine gantze Viertelstunde Zeit lassen ungestört an meine Predigten zu gedenken. Hier mus ich zufrieden seyn, wenn ich nur die nötigen Gedanken finden kan, ohne an die beredte Ausschmückung derselben denken zu dürffen. Alles was bey diesen Umständen meine Arbeit mir erleichtert und dieselbe auch nicht ohne Seegen läst, ist dieses: daß ich täglich mit meiner Gemeinde umgehe, und von einem jeden Mittgliede derselben aufs genaueste seine besondere Art zu denken weis; dabey habe ich das seltene Glück, daß ich an einem Hofe bin, wovon der gröste und edelste Theil, Gottlob vernünftig und rechtschaffen denkt, und wo der Unglaube so wenig für einen Beweis der Scharffsinnigkeit, als der Aberglaube für ein KennZeichen des Christenthums gehalten wird. Bey so vortheilhaften Umständen braucht der Redner nicht viel Kunst um die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer sich zu erwerben, und seine Arbeit mus ihm folglich sehr erleichtert werden. Denn wo man nur die Freiheit zu denken hat, da kostet es auch nicht viel Mühe zu denken, und diese glückliche Freiheit haben wir Gott lob unter unserm rechtschaffenen Herrn. Er hält es selber für seinen edelsten Vorzug, daß er vernünftig und menschlich denckt, diesen läst er deswegen auch seinen Unterthanen. Sein Carolinum hat einen glücklichern Fortgang als man sich ist vermuhten gewesen. Das Collegium fasset nicht die Helfte der jungen Leute mehr, es sind nicht allein etliche daran stossende große Häuser da zu schon gekauft, sondern es hat auch ..... das nahe dabey liegende Cavalier Haus, worin zur Meßzeit die Hoff Cavalier zu logiren pflegten, dazu müssen eingerichtet werden. Der Hertzog besuchen es selber wenigstens die Woche einmal. Vorigen Sonnabend höreten auch die beyden verwittweten Hertzoginnen von Blankenburg in dem Grauen Hofe (?) der Verlesung des Hr. Harenbergs mit allen ihren Damen bey, und sahen auch etlichen Physicalischen Versuchen des Hr. Prof. Oeders zu. Die beyden Hertzoginnen waren dabey so gnädig nach geendigter Stunde, die anwesenden jungen Leute zum Fleis und guter Aufführung selber aufs gnädigste zu ermuntern. Die recension von der vorläuffigen Nachricht die Ew. Wolgeb. so geneigt verfertiget haben, habe ich gleich gelesen, auch bald darauf das Stück des Journals erhalten. Hätte ich gewust daß es von Ew. Wolgeb. hergekommen, so hätte ich mir schon ehe die Ehre genommen meine gehorsamste Dancksagung deswegen abzustatten. Mir war zur Verfertigung und Ausführung dieses Entwurfs so wenig Zeit gelassen, daß ich nur zufrieden seyn muste die Hauptidee einigermassen deutlich gemacht zu haben. Die NebenDinge müssen sich jetzo nach und nach da die Sache zu stande ist noch ausbessern lassen. Indessen

Digitized by Google

verdienet die Anstalt an sich selbst, so wol wegen Ihres Durchlauchtigen Stifters, als auch wegen ihrer Absicht allen Preis. Der Hertzog haben nicht allein den ersten Gedanken davon gehabt, und den HauptEntwurf davon gemacht. Sie haben noch selber in der vorläuffigen Nachricht wie ich sie aufgesetzt hatte, vieles verbessert, und fahren auch noch beständig fort, den Curatoren die besten und vollständigsten Anweisung zu geben. Das Zweite was nicht genug gepriesen werden kann ist dieses, daß von dieser so kostbaren Anstalt, zu deren Erhaltung der Hertzog jährlich ein so grosses Capital herschiessen müssen, nicht allein die Landes Kinder sondern alle Auswärtige ohne Unterschied profitiren können.

Nun mus ich auch noch Ew. Wolgeb. für die überschickte Medaille und für die Ehre welcher ich dadurch theilhaftig werde meinen gehorsamsten Dank abstatten. Denn ich glaube daß ich nicht irren werde, wenn ich die Gnade die des Hr. Grafen von Manteuffels Excell. mir erweisen, gröstentheils als eine Wirkung von Dero Gewogenheit ansehe. Man hält hier davor, daß es auch Ihro Excell. wären die sich die Mühe gegeben hätten, die eine Predigt ins Frantzösche zu übersetzen. Weil der Hr. Secretair Gräfe aber mir den Namen des Uebersetzers nicht gesagt haben, so darf ich auch so frey nicht seyn, den Herrn Grafen dafür zu halten. Ew. Wolgeb. hatten aber in Dero Urtheile*), von der Uebersetzung weit mehr gutes als von dem Original sagen können, denn es hat an Schönheit und Nachdruck so vieles gewonnen, als es ohne Veränderung hat gewinnen können, und ich bedaure nichts mehr als daß der Uebersetzer und der Richter dieser Predigten, keinen vollkommenern Vorwurf gehabt haben. Denn die Uebersetzung ist vortrefflich, und das Urtheil ist an sich so schön, daß man den gröten Meister in der Beredsamkeit gleich darin erkennet. Nur bedaure ich, daß beyde nicht bey etwas Vollkommenerm haben sollen angebracht werden.

Derselbe an Denselben.

Wolffenb. den 3. Apr. 1746.

Die Anmerkung von Ew. Wolgeb. über unsern Lections-Catalogum ist so gegründet, daß ich Ihnen gewis darin nicht widersprechen werde. Ich habe das Fieber gehabt wie er gemacht ist, und zu des Hr. Abt Rechtfertigung mus ich sagen, daß er dabey auch nicht zugegen gewesen. In der gleichen wird noch verschiedenes zu verändern seyn, ich war nur froh, daß das Hauptwerk zu stande kam, das andere soll Wills Gott folgen.

Es fehlt uns auch noch ein und ander guter docente wofür aber auch in diesem halben Jahre wird gesorget werden. Einige gute Verbesserungen sind indessen schon hinzugekommen, und gönnen Sie uns nur noch ein halb Jahr, so will ich mit allem Zutrauen bekennen, daß alles was versprochen auch erfüllet ist. Und wenn es nicht geschieht so sind die Curatores allein Schuld daran. Denn der Hertzog ist der bereitwilligste alles zu thun, was wir vorschlagen, dabey kömt er uns nicht allein aufs willigste mit dem nöthigen Gelde sondern auch mit seinen eigenen Gedanken zu Hülffe, die wenigstens alle Zeit besser als die unsrigen sind.

*) Neuer Büchersaal I. 380.

Digitized by Google

Derselbe an Denselben.

Br. den 25. Apr. 1749.

Die Grosse Anzahl der Lehrer, die Ew. Wolgeb. in diesem Lections Catalogo antreffen werden, der vollständige Vorrath aller zur experimental Physik gehörigen Instrumente die schöne Bibliothek ꝛc. sind in der That noch das wenigste womit Ihro Durchl. Ihre Fürsorge für das Collegium beweisen. Aber die recht väterliche Fürsorge, womit Sie Sich aller jungen Leute so bald sie Ihnen bekandt werden besonders annehmen, die Aufmerksamkeit womit Sie auf alle ihre Handlungen acht geben, die ausgesuchten und reellen Belohnungen die Sie ihnen zur Ermunterung des Fleisses und der Tugend geben, und der ehrenvolle Vorzug, der ihnen bey allen Gelegenheiten bey diesen Hofe der selbst eine Schule der Vernunft und der Tugend ist, erwiesen wird, machen Sr. Durchl. würklich zum Vater und zum ersten Lehrer der edelsten Jugend von Deutschland. Was kan man grössers von einem Fürsten sagen. Darf ich Ew. Wolgeb. ersuchen auch diesen Lections Catalogum, wenn bey Gelegenheit ein kleiner Raum in dem Büchersaale noch übrig seyn solte, anzeigen zu lassen, so werden sie mich besonders noch verbinden.

Diese Verbindung mit der wolffischen Gesellschaft der Alethophilen war im Begriff auf Jerusalems Lebensschicksale einen großen Einfluß auszuüben. Der Graf Manteuffel rühmt den Erfolg seiner Uebersetzung in Dresden.

Manteuffel an Gottsched.

à Dr. ce 4 Avr. 46.

Vous ne sauriez d'ailleurs Vous imaginer, avec quelle avidité ces traductions sont recherchées et lues, tant ici, que par-tout où je les ai fait envoier. Notre Pr. R. et Electoral (qui est le heros de la petite Note, que Vous aurez apparemment remarquée au §. 5. de l'Avertissement) en fait actuellement la lecture, et le C. de Wackb. en est si charmè, qu'il en fit hier publiquement l'eloge à la table de S. A. R. Peutètre, que le recueil Allemand de Mr. Jerusalem seroit moins connu, qu'il ne l'est, si ces traductions n'avoient pas paru, et qu'elles n'eussent rendu les lecteurs curieux de les confronter avec l'original: Tant il est vrai, que la Veritè est moins haïe dans le Monde, qu'elle ne semble l'ètre, pourvûqu'on sache l'habiller d'un vétement à la mode.

Hieran knüpft sich ein Plan, den die folgenden Briefe aussprechen.

Gottsched an Manteuffel.

den 2. April 1746.

Was wäre wohl zur Aufnahme der Wahrheit und zur Ehre der sächsischen Gelehrsamkeit anietzo schöners zu wünschen, als daß die unlängst erledigte Stelle des zu seinen Seelenbrüdern Alten Testamentes versammelten obersten Rabbi*) mit dem Verfasser dieser ausbündigen Predigten ersetzet würde, dessen Verdienste um die deutsche Wohlredenheit durch Eurer Excellenz Bemühung in

*) Des Oberhofpredigers Marperger.

ein so helles Licht gesetzet worden, daß es auch den Größten bekannt und beliebt ist.

Gottsched an Manteuffel.

Leipzig, den 7. Apr. 1746.*)

Daß der Hr. Jerusalem, durch Ew. Hochgräfl. Excell. Vermittelung in die Kenntniß unsres Hofes gerathen, ist unstreitig. Allein was wäre mehr zu wünschen, als daß diese so vortheilhaften Vorspiele dazu dienen möchten, daß die nunmehr erledigte Hofpredigerstelle, durch einen so geschickten Mann, großen Redner, und wackern Alethophilum ersetzet werden könnte.

Ich habe die Ehre E. Hochgräfl. Excell. unterthänigst zu versichern daß Hr. Hofpred. Jerusalem ein Mann ist, der auch von ansehnlicher Person, und guten äußerlichen Sitten ist, der sich sehr wohl nach Hofe schicket. Und wie viel würden unsre Kirchen, hohen Schulen, und die gute Philosophie nicht in Sachsen gewinnen, wenn wir ihn zum Hohen Priester bekämen. Es sieht mir auch nicht anders aus, als ob es eine besondre Providenz wäre, daß Eure Hochgräfl. Excell. eben zu einer solchen Zeit seine Reden hätten bekannt machen müssen; ja daß Dieselbe noch völlig zum Werkzeuge einer so guten und heilsamen Sache dienen sollten. Man sagt hier ohnedieß Hr. D. Teller werde, im Fall an ihn gedacht werden sollte, die Ehre zu verbitten suchen; so gut aber als D. Hofmann aus Wittenberg ist, muß Hr. Jerusalem alle Tage seyn. Als ein Alethophilus habe ich mich verbunden geachtet aus reiner Absicht für die Aufnahme der Wahrheit, diesen Einfall E. H. Excell. unterthänig zu eröffnen der ich ꝛc.

Derselbe an Denselben.

Leipzig, den 13. April 1746.

Wegen meines neulichen Einfalles von der Ersetzung des erledigten Oberhofpredigers Dienstes, ist mir auch der Hr. Superint. zu Gotha, M. Löwe eingefallen der sich überaus wohl dazu schicken würde. Denn wenn gleich ihm so wohl, als dem M. Jerusalem der Doctor-Titel fehlt, so können sie denselben beyde gar leicht annehmen, weil sie beyde schon Magistri nostri sind. Es wird auf Eurer Hochreichsgräflichen Excellence Hohes Urtheil ankommen, welchen von beyden Dieselben für geschickter zu diesem Amte halten; da übrigens beyde an Gaben, Ansehen, Beredsamkeit und Gelehrsamkeit, ja auch an Alter und Jahren einander gleich sind ꝛc.

Zur Antwort sendet Manteuffel einen Brief von Chr. Wolff, in welchem es heißt:

Wolff an Manteuffel.

Halle, den 12. April 1746.

Ich habe von Herr Spenern das überschickte Exemplar von den Predigten des Herrn Jerusalem, richtig erhalten, aber nicht eher antworten wollen bis

*) Diese Stelle ist in den Briefen der Frau Gottsched I. 297 ohne Weiteres durch Einschaltung in ihr Schreiben ihr beigelegt worden.

Digitized by Google

ich dieſelben leſen können. Nachdem ich nun dieße Feyertage Zeit darzu genommen, ſo iſt dießes mit vielen Vergnügen geſchehen und ſtatte demnach Ew. Hoch-Reichsgräfl. Excellenz davor meinen unterthänigen Dank ab.

Herr Jeruſalem iſt nicht allein ein guter Redner und der deutſchen Sprache wohl mächtig, ſondern auch ein guter Philosophus und Theologus, der durchaus mit vieler Einſicht und einer guten Beurtheilungs Krafft begabet iſt. Es iſt aber zu bedauern daß ihm die externa fehlen, welche einen Prediger bey der Gemeinde beliebt machen, und weil er nach Art der Engelländer ſeine Predigten ablieſet, eine ſchwache und unveränderte Stimme hat, er nicht wohl und angenehm zu hören iſt, und daher die Gemeine nicht weiß was ſie an ihm hat. Denn wenn man ſich bey Leuten aus Wolffenbüttel erkundiget, ſo wollen ſie nichts wiſſen, daß er ein beſonderer Prediger wäre, wie denn auch unſere Hallenſer, die in Wolffenbüttel geweßen, da die Unruhe in hieſigen Gegenden war, dießes bekräfftiget.

Es iſt freylich gut wenn ein Prediger ſeine Zuhörer auch aufmerkſam und rege machen kan, damit dasjenige was er vorträgt, einen Eindruck in ihr Gemüthe macht und ihren Appetit und Willen bewegt ꝛc. ꝛc. ꝛc.

ſo wie ſeine Antwort auf denſelben vom 15. April 1746.

Manteuffel an Wolff.

Ce que vous m'avez mandè de Mr. Jerusalem m'empechera d'executer une idèe, que j'avois conçue à son sujet, et qui ètoit celle, de tacher de le faire appeller ici, pour remplacer notre defunt Marperger. Mais, comme les esprits superficiels n'abondent pas moins ici, qu'ailleurs; et que le defaut, auquel on vous a dit, que cet habile homme s'est habituè, me feroit passer, moi-mème, pour un mauvais connoisseur; j'aime mieux ne le pas mettre sur le tapis, que de l'exposer à quitter un poste, où il est parfaitement estimè et honorè, pour celui d'ici, où il ne seroit applaudi, que par un très petit troupeau de gens sensez, tandis que le gros de ses auditeurs, accoutumez à admirer les pauvretez mystiques et inintelligibles du defunt, et les savantes radotteries du fameux Loescher, le sifleroit sûrement lui et tout le merite superieur, que le petit troupeau lui trouveroit.

Noch mag ein Brief folgen, aus welchem die Denkungsart des Mannes in Bezug auf eine damals in ganz Norddeutſchland Aufſehen machende Geſpenſtergeſchichte hervorgeht. Die beiliegende Antwort der Frau Gottſched iſt bereits mit geringen Auslaſſungen in der Sammlung ihrer Briefe Bd. I. S. 282 abgedruckt.

Jeruſalem an Gottſched.

Wolffenb. den 23. Apr. 1747.

In eben dieſen Tagen haben des Hr. Grafen v. Manteuffels Excell. mir die Gnade gethan, und haben mir die vier Erzehlungen von der Braunſchw. Geſpenſter Geſchichte zugeſchickt. Ich habe bisher immer geglaubt, daß die Geſchichte die davon auswärtig herumgegangen, auch von Auswärtigen nur wäre

Digitized by Google

zuſammen geſetzet worden. Ich habe aber mit großer Verwunderung daraus erſehen, daß die Braunſchweigiſchen Herren ſich ſelber die Mühe gegeben haben, dieſelbe auszubreiten. Ich wolte um mehr als einer Urſache willen, daß ſie dieſe geſparet, und von einer Sache, die durch eine eintzige Erfahrung, wenn dieſe auch gleich noch ſo richtig iſt, nicht kann außer Zweifel geſetzet werden, auch nicht mit ſo vieler Sicherheit geſchrieben, oder daß ſie ſich wenigſtens, mit der bloſſen Relation der Factorum begnügt, und keine zum Theil ſo alberne und wiederſprechende Schlüſſe und Umſtände mit hineingemiſcht hätten, die ſo wol den guten Nahmen des ſeel. Dörrien, als auch dem Collegio ſelbſt und dem Hr. Oeder nachtheilig ſind.

Denn erſtlich iſt die relation ſo albern und kindiſch aufgeſetzt, daß das wahre, was an der Sache ſeyn könnte, dadurch notwendig lächerlich werden mus. Zu geſchweigen daß ſie auch den Anverwandten des ſeel. Dörrien und insbeſondere dem Hr. Hofr. Fracht nachtheilig iſt, als wenn dieſe ſich geweigert hätten, die kleinen Schulden, die etwan von ihm noch übrig geblieben wären, zu bezahlen. Die zweite Erzehlung die ſich von Wolffenb. herſchreibt, enthält faſt nichts Wahres und noch weniger Vernünftiges in ſich.

Bey der 4ten ſcheinen eine alte Frau und ein Philoſoph wechſelsweiſe die Feder geführt zu haben, denn ob ſie gleich die Vernünftigſte und Wahreſte iſt, ſo iſt ſie doch auch hie und da ſehr kindiſch.

Die 3te in der Ordnung, die unter dem Nahmen von einem Auszuge aus des Hr. Oeders Briefe herumgebet, enthält zwar alle Facta ſo, wie er mir dieſelben geſchrieben; Ich kenne auch den Hr. Oeder für einen viel zu ehrlichen Mann, als daß es ihm möglich ſeyn ſollte, einige Art von Betrug darunter geſpielet zu haben; auch will ich ſeine Erfahrung blos deswegen weil ich ſie nicht gehabt, oder weil ich die Art ihrer Möglichkeit nicht begreiffen kann, nicht leugnen. Indeſſen wolte ich doch um ſeinetwillen, daß ſeine relation (wenn es anders die ſeinige iſt) ſo weit nicht herumgekommen wäre. Hätte ich ſeinen Brief acht Tage eher bekommen, ſo hätte die Sache gar nicht ruchtbar werden ſollen; es hätte dann auch ſo viel oder ſo wenig als es gewolt daran ſeyn mögen. Indeſſen weis ich die gute Abſicht warum er es wird ſelber ausgebreitet haben, damit er nemlich den vielen ſeltſamen und anſtöſſigen Erzehlungen, die ihm davon zu Ohren kamen, damit wiederſprechen, und ſich ſelbſt dagegen vertheidigen mögte. Ich mag übrigens, wie ich auch ſchon vor 8 Tagen an Ihro Excell. geſchrieben, von der gantzen Sache nicht urtheilen. Sie zu bekräftigen, dazu iſt eine eintzige Erfahrung oder vielmehr die Erfahrung von einer Perſon nicht genug, und meiner eigenen würde ich darin allein noch nicht trauen können.

Würde ich ſie aber platterdings leugnen, ſo müſte ich meinem guten Freund, den ich nun ſchon einige Jahre als einen ehrlichen, gelehrten und vernünfftigen Mann kenne, für einen Phantaſten halten, wozu deſſen Credit mir zu lieb iſt. Ich kann ihm wenigſtens, wenn er auf ſeine Erfahrung ſich beruft, nicht wiederſprechen, wie wol er dagegen auch zuviel fodert, wenn er wegen ſeiner adeisidemonie worauf er ſich beruft, von allen Wirkungen einer eingenommenen Einbildung frey ſeyn will. Kurtz: Ein ſo ernſthaftes und wahres Anſehen das Geſpenſt, durch des Hr. Oeders Character, durch ſeine bekannte Redlichkeit und Einſicht erhält, ſo lächerlich macht es ſich ſelbſt mit ſeinem ſeltſamen Aufzuge, mit ſeiner Pfeiffe, Schlafrock und übrigen equipage.

Digitized by Google

Welches rechtliche Gespenst ist jemals so erschienen? So viel man weis, verändern sie ihre Moden nicht. Hätte es also in einem feinem, ehrbaren, weissen Kleide, wie andere gute Geister in Berlin und sonst erscheinen, sich sehen lassen, so würde es mehr Glauben unter seinen ungläubigen Mitgeschöpfen hier auf der Unterwelt gefunden haben. Nun aber mag es die Wiedersprüche sich selber zuschreiben. Indessen da es nun seine Rolle gespielet, so ist es am besten daß man es hinter seinem Vorhange lasse. **Tirons les Rideaux.**

Ich habe von Mr. Meisner vernommen, als wenn Ew. Wolgeb. Willens wären, über diese Geschichte in dem Bücher-Saal eine Untersuchung anzustellen. Sie verdiente es auch allerdings, zumal da die Geister-Lehre zu unsern mechanischen Zeiten, zu wenig geachtet wird; denn da wir von den Wirkungen der Geister, so lange sie mit unserm Leibe vereinigt sind (und welche Art uns nur allein bekandt ist) nicht auf alle ihre mögliche Wirkung schliessen können, so glaube ich auch daß man überhaupt dergleichen Erscheinungen nicht für absolut unmöglich halten könne. Wer wäre also geschickter auf die gründlichste und angenehmste Art die Welt hiervon zu unterrichten als Ew. Wolgeb. Aber da diese Geschichte auf die eine oder die andere Art, unserm Collegio dennoch nachtheilig werden könnte, und Durchl. der Hertzog schon unruhig darüber sind, daß sie sich so weit ausgebreitet hat und nicht gerne davon sprechen hören, so will ich gehorsamst bitten, daß Ew. Wolgeb. aus Liebe für unser Collegium das den besten Herrn zum Stifter hat, dieselben wollen unberührt lassen, weil sie eben durch dieses Illustre Journal die Aufmerksamkeit der Welt noch mehr erwecken würde. Ich bin indessen begierig Ew. Wolgeb. Gedanken davon zu wissen. Ihro Excell. sind völlig dagegen, und Sie reprimandiren mich daß ich noch zu viel Parthey dafür genommen. Aber ich habe die Sache nur von ihrer schwachen und wahrscheinlichen Seite historisch vorstellen wollen. Für das Gespenst interessire ich mich gar nicht, ich habe nur eines der besten Mitglieder unsers Collegii bey seinem guten Credit erhalten wollen.

Ich empfehle mich übrigens zu Ew. Wolgeb. fernern Gewogenheit und verharre mit der erfinnlichsten veneration ꝛc.

Uebrigens scheint Jerusalems Anhänglichkeit an Gottsched trotz aller Anfeindungen gegen ihn bis in späte Zeiten unerschüttert geblieben zu sein. Zachariä, welcher am Carolinum angestellt war, hatte zu einem Gedichte auf Hagedorn eine äußerst boshafte Anmerkung auf Gottsched gemacht, welche man im fünften Bande der Lachmannschen Ausgabe von Lessings Werken S. 37 abgedruckt findet, und die schon darum merkwürdig ist, weil sie Lessingen in der Vossischen Zeitung zu dem bittersten und persönlichsten Ausfalle gegen Gottsched Veranlassung giebt, den er sich jemals erlaubt hat. Jerusalem schreibt in Bezug auf diese Angelegenheit am 17. Januar 1755: „Ueber den Herrn Zachariä bin ich aufs Höchste wegen der Hagedornschen Elegie mißvergnügt, und habe ich ihn auch, sobald mir dieselbe nur zu Gesichte kam, zu mir fordern lassen und ihm die höchst unanständige und beleidigende Unsittlichkeit dieses Gedichtes auf das allerschärfste vorgeworfen. Er bedauerte es auch gleich, daß er sich so vergangen; aber da war es zu spät. Diesen Mittag sind ihm die beiden Klagen von Ew. Wolgeboren darüber zugeschickt, daß er seine Verantwortung darüber eingeben soll. Ich werde nichts unterlassen was zur völligen Beruhigung von Ew. Wolgeboren darüber gereichen kann."

Digitized by Google

XI.

Die Franzosen.

1.

Es ist in der Einleitung darauf hingewiesen worden, daß die unbefangene Auffassung Gottscheds wesentlich dadurch beeinträchtigt wird, daß wir bei derselben uns entweder ganz auf die Aeußerungen seiner Gegner, welche wir lesen, während seine Schriften ungelesen bleiben, verlassen, oder doch bei gründlicherem Eingehen wenigstens von jenen ausgehen. Auf diese Weise legen wir nicht nur Maßstäbe an ihn an, welche unmöglich für rein objective gelten können, sondern es treten auch gar leicht gewisse Puncte in seiner Thätigkeit, welche von den Gegnern, sei es mit Lob, sei es mit Tadel gerade vorzugsweise erwähnt werden, weit mehr in den Vordergrund, als dieß bei einer unbefangenen Totalanschauung seines Wesens der Fall sein würde. Ein gewichtiges Beispiel bietet hierfür die Auffassung seines Verhältnisses zu den Franzosen dar. Lessing bekämpfte besonders Gottscheds dramatischen Standpunct. Erst Lessing konnte dieß: es bedurfte einer tieferen Durchbildung, wie ich dieß an einem andern Orte zu zeigen hoffe, ehe die Loslösung von Gottsched sich auf diesen Punct richten konnte. Aber Lessing gehört ganz der heutigen Welt und neueren Zeit an — wir lesen ihn alle, während andere Gegner Gottscheds nur der Litteraturhistoriker liest. Ist nun in Folge dessen der auf das Drama gerichteten Thätigkeit Gottscheds im Ganzen seinen Beschäftigungen eine Bedeutung beigelegt worden, die ihr nicht zukommt, da sie nur im Dienste seiner allgemeinen litterarischen Tendenzen stand, so hat der Umstand, daß es eben ein französirendes Theater war, das Gottsched empfahl und Lessing bekämpfte, die Vorstellung erzeugt und, wenn ich so sagen darf, den unüberwindlichen Eindruck hervorgerufen, als sei Gottsched ein Gallomane gewesen. Nichts kann irriger sein; wenn Gottsched sich den Franzosen in Vielem angeschlossen hat, so mag er damit im Allgemeinen unter der Herrschaft des Geistes seiner Zeit stehen, aber er weiß so bestimmt, was er damit will, daß man in solcher Aufnahme des Fremden nicht sowohl ein Zeichen geistiger Knechtschaft als eine wenn auch auf unvollkommenen Standpuncten und irrigen Betrachtungen beruhende freie Aneignung zu erblicken hat.

Gottsched als einen Mann darstellen zu wollen, der jemals im Stande gewesen wäre für irgend etwas zu schwärmen, würde vergebene Mühe sein. Indessen kann ihn doch bei seiner ungemein ausgedehnten Thätigkeit ein langes Leben hindurch nicht die bloße Selbstsucht geleitet haben — wie sollte das ein Mensch aushalten; wenn einer nur auf sich selbst steht in seinem Treiben, so gleicht dieses einer Schlingpflanze ohne Stütze; nur wo dieses sich an einem

Digitized by Google

objectiven Zweck emporrankt, kann es kräftig gedeihen — wir werden ein leitendes Interesse bei ihm annehmen müssen. Dieses ist, wie oben gezeigt, die Beförderung des Gebrauchs der deutschen Sprache und ihrer Reinheit und des Vorhandenseins von Schriften in derselben. Er spricht zuerst aus, was wir an der deutschen Sprache haben: sie wird, sagt er in seiner Grammatik, von Basel bis Petersburg, von Schleswig bis Siebenbürgen, auf einem Landstriche von 300 Meilen in der Länge und fast eben so viel in der Breite gesprochen, keine andere europäische Sprache hat ein so weites Gebiet. Und was noch mehr ist, sie ist eine Haupt- und Grundsprache. In der Anzeige eines Planes, den ein gewisser Peter Richard Cramer zu Offenbach zu einem deutschen Wörterbuche gemacht — Gottsched selbst fing allerdings erst in seinen letzten Lebensjahren an, ein solches auszuarbeiten, hatte aber schon 1732 den Gedanken gefaßt ein solches zu schreiben, und die critischen Beiträge sind voll von Vorarbeiten dazu — sagt er: die Sorgfalt welche die Ausländer auf die Ausrüstung und regelmäßige Einrichtung ihrer Muttersprache verwendet haben, wäre noch ungleich besser und leichter und vernünftiger bei uns Deutschen angewendet. Das Italienische, Französische und Spanische ist und bleibet bei allem diesem ein unendlicher Mischmasch zusammengestoppelter, ja oftmals gar seltsam verkehrter und verstümmelter Wörter und Redensarten und wird auch niemals von den erborgten fremden Schlacken genugsam gereinigt werden können. Die Zeit wird nimmermehr erscheinen, da diese drei aus der Art geschlagenen Töchter der Römischen Sprache die prächtige und zugleich niedliche Gestalt ihrer Mutter annehmen und ihrer Schönheit vollkommen ähnlich sehen sollten. Dergleichen ist aber bei der deutschen Sprache keineswegs zu besorgen. Sie ist als eine Grundsprache, an sich regelmäßig und vollkommen, und läßt sich eben darum viel leichter in eine gewisse Ordnung und ins Geschicke bringen als jene! Und eine solche Sprache sollte keine eigene Litteratur haben? Es bedarf keiner weiteren Erörterung, wie Gottscheds Poetik, Rhetorik, Grammatik, seine drei Hauptwerke, ferner seine Beiträge zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, von welchen die andern beiden Zeitschriften nur Fortsetzungen unter anderem Titel sind, alle auf die Erschaffung einer solchen hinzielen, zu welcher denn die deutsche Schaubühne, die Sammlungen von Dramen und was er sonst veranlaßte, die Grundlage bilden sollten; seine homiletischen Bemühungen sind an einer andern Stelle charakterisirt worden. Nur darauf muß ich aufmerksam machen, daß sein Interesse für deutsche Sprache und Litteratur lebendig tief und uneigennützig genug war, um ihn selbst die Regeln vergessen zu machen, deren Beobachtung er freilich für die Vervollkommnung derselben für unerläßlich hielt. Er wußte sich daran zu freuen, daß nur überhaupt etwas da war, mochte er auch nicht umhin können es für ungenügend zu erklären; von den 1200 deutschen Schauspielen, welche er in seinem nöthigen Vorrath verzeichnet, ist nur ein geringer Theil nach den sogenannten Regeln der Alten eingerichtet. In diesem Sinne glaube ich auch Aeußerungen auffassen zu müssen, wie die folgende: „Von Heldengedichten" schreibt er in der kritischen Dichtkunst — die Stelle steht zuerst in der Ausgabe von 1741, „haben wir nicht nur unter den Alten den Theuerdank und Froschmäusler, sondern auch Hohenbergs Habsburgischen Ottobert und geraubte (unvergnügte) Proserpina und Postels sächsischen Wittekind. Sind diese auch nicht so gut wie Homer, Virgil und Voltaire (und in der That die Fabeln an sich oder die

Digitized by Google

Gedichte selbst sind besser gerathen als die rauhen, garstigen Verse) so sind sie doch nicht schlechter, als das was Marino, Arioſt, Chapelain, St. Amand und Milton in dieser Gattung geliefert haben. Man muß sich nur über die sklavische Hochachtung vor dem Ausländischen, die uns Deutschen mehr geschadet als genützt hat, erheben." Und bald darauf fährt er fort: „In Trauerspielen haben wir den Ausländern nicht nur den Gryphius Hallmann und Lohenstein, sondern auch sehr viel andre neuere Dichter entgegenzusetzen. Thun es diese einem Corneille und Racine noch nicht in Allem gleich, so haben sie auch viele von den Fehlern dieser beiden Franzosen nicht an sich und können es doch theils mit den neueren Franzosen, theils sowohl mit den Welschen als mit den Engländern aufnehmen, deren Schaubühne in großer Verwirrung ist. In der Komödie haben wir nicht nur Dedekind, Gryphius, Riemers und Weisen's sondern eine große Menge anderer Stücke in den Händen, die seit 200 Jahren bei uns gedruckt worden. Halten diese keine Vergleichung mit den Lustspielen des Molière und Destouches aus, so dürfen wir dennoch weder den Welschen noch den Engländern im Geringsten weichen, es sei denn in der Liebe unseres Vaterlandes, worin es uns jene unstreitig zuvorthun, doch zeigen sich auch hier schon einige muntere Köpfe, die durch glückliche Proben uns Hoffnung machen, daß wir den Franzosen nicht lange mehr den Vorzug werden zugestehen dürfen." Ich kann diese Stelle nicht mit Manso in den Nachträgen zu Sulzer (VIII. S. 95) als ein bloßes Document thörichter Ueberschätzung des Vaterländischen und eines elenden Geschmackes ansehen. Zur Zeit der Nachträge zum Sulzer hatte man für patriotische Regungen in Deutschland wohl allzuwenig Sinn. Freilich ist es ein großer Irrthum, daß unsere Litteratur zu Gottscheds Zeit nur noch der französischen nachgestanden hätte, aber giebt man Gottsched nun einmal seinen französirenden Geschmack zu, so kann man in dem Allen nur die Stimme eines Mannes erkennen, der sich die Pflege der deutschen Litteratur ganz eigentlich zur Aufgabe gemacht, und nun in väterlicher Weise aufmunternd, ermuthigend, zugleich aber vor Ueberschätzung des bereits geleisteten warnend, überall einzugreifen sucht, — nur daß sich freilich schon damals hätte erkennen lassen, daß der Mann diese Pflege ein wenig gar zu sehr von oben herab betreibe, und daß sich daraus weiterhin allerdings eine lächerliche Altklugheit entwickeln werde.

Daß Gottscheds leitendes Interesse die deutsche Sprache gewesen, ist am besten von Schlosser in seiner Geschichte des 18. Jahrhunderts erörtert worden, welcher überhaupt die anerkennendste Darstellung von Gottscheds Wirksamkeit gegeben hat, welche bis jetzt vorliegt. Aber auch Schlosser will ihn in diesem Puncte nicht für originell gelten lassen, sondern faßt ihn nur als einen Nachfolger des Thomasius auf, welcher schon eine ähnliche Tendenz gehabt habe. Nun muß zwar zugegeben werden, daß Gottsched auf dem von Thomasius gelegten Grunde fortgebaut, ja, was Schlosser nicht einmal anführt, diesen selbst in einem gewissen Sinne als seinen Vorgänger betrachtet hat. Thomasius hatte die deutsche Sprache in der Wissenschaft und auf dem akademischen Lehrstuhle eingeführt. Der erste Versuch, den er mit seinem Programme von Nachahmung der Franzosen machte, kostete ihn seine Stellung in Leipzig; es bedurfte des vollkommen jungfräulichen Bodens in Halle, um der jungen Pflanze deutschredender Wissenschaft ein kräftiges Gedeihen zu verschaffen. Später trat in Leipzig eine entgegengesetzte Bewegung

Digitized by Google

ein; die jüngere Generation suchte ihn wieder für seine Vaterstadt zu gewinnen, und man wird annehmen dürfen, daß es eben der neue Geist, der sich in dieser Berufung kund giebt, sei, den Gottsched von 1724 an benutzt, ja der ihn vielleicht inspirirt hat. Auch ist Thomasius in noch bestimmterem Sinne dadurch sein Vorgänger, daß er schon 1691 oder bald darauf nicht damit zufrieden war, die Sprache seines Vaterlandes auf den Lehrstuhl gebracht zu haben, sondern sie auch vom Lehrstuhl herab zur Deutlichkeit und Artigkeit, d. h. zu einer natürlichen Reinigkeit zu erheben suchte, auf daß sie andern Menschen, mit denen wir reden, nicht verdrüßlich, unanmuthig und ungeschickt vorkomme.*) Und dieß erkennt denn auch Gottsched an. Die deutsche Poesie, sagt er in einer Anzeige von Thomasius kleinen Schriften in den critischen Beiträgen Stück III. S. 350, habe schon ein halbes Jahrhundert vorher durch Martin Opitz etwas höher zu steigen angefangen, auf den Gebrauch der deutschen Sprache in wissenschaftlichen Schriften habe Thomasius zuerst gedrungen. Er giebt dann einen Auszug aus dem erwähnten Programme und bemerkt bei einer Stelle, wo Thomasius von den großen Hindernissen spricht, auf welche die Sache stoßen werde, „es sei allerdings wahr, daß man noch jetzt mit diesen nicht wenig zu kämpfen habe, doch, wenn Thomasius noch lebte, würde er mit Vergnügen wahrnehmen, wie die deutsche Sprache und die deutschen Schriften fast täglich mehrere Liebhaber und Leser bekommen, und wie das von ihm ehemals so tapfer bestrittene Vorurtheil beinahe alle Kraft in unsern Grenzen verloren habe." Endlich versäumt er auch nicht anzuführen, daß Thomasius in der deutschen Oratorie und zur Abfassung deutscher Briefe etlichemal besonders Anweisung gegeben habe. Allein, abgesehen davon, daß Gottscheds Thätigkeit nach dieser Richtung eine viel umfassendere war, denn sie vereinigte eben Opitzens und Thomasius Tendenzen in sich und ging sowohl auf die deutsche Poesie als auf die deutsche Prosa, oder mit Einem Worte, auf die deutsche Litteratur überhaupt, hat sie auch von vorn herein einen ganz andern Sinn gehabt.

Wenn Thomasius auf den Gebrauch der deutschen Sprache dringt, so war es nur im Gegensatze zur lateinischen. Oder vielmehr, es war die Sprache an und für sich selbst gar nicht das, worauf es ihm ankam, sondern nur etwas Anderes, wovon ihr Gebrauch eine Folge oder Aeußerung sein mußte. Thomasius lehnte sich zuerst in Deutschland gegen das Stockgelehrtenwesen der damaligen Universitäten auf; er ist der erste, welchem der Begriff eines lebendigen Wissens, welcher die großen Männer des 16. Jahrhunderts beseelt hatte, wieder aufgegangen war. Dieß ist der Grundgedanke seines berühmten Programms von Nachahmung der Franzosen. „Man ahme," so heißen seine oft angeführten Worte, „denen Franzosen nach, denn sie sind doch heut zu Tage die geschicktesten Leute und wissen allen Sachen ein recht Leben zu geben." Diese Nachahmung, fährt er fort, sei zwar von den Deutschen versucht worden, aber man sei bei Aeußerlichkeiten stehen geblieben; es wird eine Schilderung eines aus Frankreich zurückgekehrten deutschen Tölpels eingeschaltet, die neben Holbergs Jean de France bei manchen Lustspielen der Folgezeit zu Grunde liegen mag. Das, worauf es ankomme, sei vorzüglich daß man ein sçavant und

*) Ludens Leben des Thomasius S. 77.

Digitized by Google

Adelung Magazin f. d. Spr. 2, 1, 22.

bel esprit in gutem Sinne werde. Unter dem ersteren verständen die Franzosen einen Gelehrten, aber einen solchen, der mit schönen und dem menschlichen Geschlechte nützlichen Wahrheiten gezieret sei. Was ein bel esprit sei, habe der Père Bouhours gezeigt; die vornehmste Classe derselben sei ein Gelehrter der einen Verstand hat, qui soit solide, brillant, pénétrant, délicat, fertile, juste universel clair et modeste, und einen solchen schönen Geist solle in Deutschland Jedermann zu erlangen suchen, um damit die bekannte beleidigende Frage des P. Bouhours, ob ein Deutscher ein bel esprit sein könne, zu Schanden zu machen. Daß aber die Franzosen in dem angegebenen Sinne sçavans sind, das äußert sich besonders darin, daß sie ihre Werke größtentheils in französischer Sprache schreiben, und die classischen Autoren in dieselbe übersetzen. Was ist nun dabei für uns zu thun, fährt Thomasius fort. Sollen wir uns bemühen, die deutsche Sprache durchgehends in Hochachtung zu bringen um dadurch der Ausbreitung der Gelehrsamkeit den Weg zu bahnen? Dieses dürfte schwerlich angehen, und würden wir wenig ausrichten, weil bisher schon eine geraume Zeit so viel kluge Köpfe, so viel edle Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft vergebens daran gearbeitet haben." Und so schließt er denn die französische Sprache sei nun einmal eingerissen, und so mögen wir uns denn so weit es mit der deutschen nicht gehen will, ihrer als eines Mittels bedienen, die Gelehrsamkeit fortzupflanzen. Es kommt also Thomasius nur auf eine lebende Sprache an, weil diese im Gegensatz zu dem verknöcherten Latein allein im Stande ist, zum Mittel der Ausbreitung eines lebendigen Wissens zu dienen, auf die deutsche Nationalsprache als solche kommt es ihm nicht an.

Eben dieser Standpunct erscheint nun Gottscheden gerade als ungenügend, und bei ihm ist es in der That auf die deutsche Nationalsprache als solche ganz und gar abgesehen. Die deutsche Sprache soll nicht bloß zur Aushülfe neben der französischen dienen, sondern die letztere soll von jener in Deutschland ganz verdrängt werden. Daher zuvörderst Gottscheds Dringen auf Sprachreinigkeit gegenüber der Sprachmengerei, welcher Thomasius gar sehr huldigt, ferner auf deutsche Correspondenz, da es, wie ein Brief seiner Frau zeigt, zur Zeit ihrer Jugend für ungalant galt, anders als französisch zu schreiben. Sodann aber faßte Gottsched die Sache sogleich noch tiefer. Die deutschen Worte allein genügen ihm nicht mehr — es sollte, was mit ihnen gesagt würde, auch ursprünglich deutsches Erzeugniß sein. Daher will er die Uebersetzungen nur noch als Aushülfe und Wegweiser gelten lassen: es ist nun genug übersetzt, sagt er, es müssen deutsche Originalwerke entstehen. Auf diese dringt er unablässig, und hat er sich auch in den Augen der Nachwelt damit lächerlich gemacht, daß er sie auf mechanische Weise hervorzwingen wollte, und daß er in seiner Ungeduld ganz elende Machwerke als solche begrüßt hat, so sind doch der Grundgedanke und das Streben, die hierbei zu Grunde lagen, im höchsten Grade anzuerkennen.

Auf diese Weise mußte sich Gottscheds Verhältniß zu den Franzosen an und für sich geradezu feindlich gestalten; denn insofern sie es waren, welche doch zunächst die Litteratur beherrschten, mußte eine Unabhängigkeitserklärung sich ganz unmittelbar als eine Losmachung von ihrem Einflusse darstellen. Und so ist denn in der That bei Gottsched nicht nur dieses und jenes geradezu im Gegensatz zu gewissen französischen Aeußerungen entstanden,

Digitized by Google

wie der nöthige Vorrath und im Grunde auch die deutsche Schaubühne aus Verdruß über die Aeußerungen in den lettres germaniques, sondern seine Thätigkeit hat nach dem Zeugniß unzähliger Aeußerungen und Wendungen durchaus den Zweck, eben den Franzosen zu zeigen, daß doch auch die Deutschen etwas leisten könnten; man kann sie in ihrer Totalität als eine umfassende Widerlegung von dem Urtheil, welches in der Frage des P. Bouhours lag, betrachten.

In Folge dieser allgemeinen litterarischen Stellung hat Gottsched sogar was man ihm am wenigsten zutrauen wird, in einem oder den andern persönlichen Verhältniß zu berühmten französischen Schriftstellern ein nicht würdeloses Benehmen gezeigt.

Im Allgemeinen muß man ihm schon das zur Ehre anrechnen, daß er keinerlei Versuch macht durch die Franzosen, welche Friedrich II. gleich nach seiner Thronbesteigung um sich versammelte, zu steigen. Die Versuchung hätte ihm sehr nahe gelegen: man weiß, wie gerne er in seinem Vaterlande eine Rolle gespielt hätte; auch konnte er dem König selbst, wie der spätere Besuch in Berlin beweist, ganz wohl empfohlen zu sein glauben. Aber er betrachtete sie ebensowohl als Eindringlinge, wie dieß später Klopstock und Lessing gethan haben; wenn man aus der Bereitwilligkeit seiner Correspondenten, ihm lächerliche Geschichten von ihnen zu erzählen, auf seine eigenen Aeußerungen schließen darf, so muß er sich heftig gegen sie erklärt haben; auch wünscht Grimm einmal, er möge in seinen Zeitschriften mit den Franzosen säuberlicher umgehen. Freilich lag hier zum Theil der Umstand zum Grunde, daß jene Männer meistens Gegner der Wolffischen Philosophie, Freidenker und Freigeister waren, und die Akademie, der sie angehörten, ein bei den Wolffianern von vorn herein verrufenes Institut — doch verehrte ja Gottsched die Wolffische Philosophie gerade als deutsche, in deutschem Gewande auftretende Wissenschaft am meisten. Ein besonderes Verhältniß, welches hier zu erwähnen ist, erfordert ein etwas weiteres Ausgreifen, weil bei demselben noch eine andere Persönlichkeit in Betracht kommt, die nach einer gewissen Seite hin für die Geistesentwickelung des vorigen Jahrhunderts sehr wichtig ist.

Gottsched hatte, wie einer seiner Correspondenten gelegentlich erwähnt, einmal bemerkt, man könne nicht Freunde genug haben. Das erklärt denn freilich die colossale Massenhaftigkeit des Briefwechsels, doch ists für einen, der in irgend einem Interesse Propaganda machen will, ein vollkommen richtiger Grundsatz. Und wirklich bleibt Gottsched sich in seiner Befolgung so getreu, daß sich sogar Juden unter seinen Correspondenten finden. Man lache nicht, es wollte das zu jener Zeit, eine Reihe von Jahren, ehe Lessing in dem Lustspiel die Juden, zu zeigen suchte, daß ein Sohn Israels ein redlicher Mann sein könne, welchem Satze Michaelis in den göttingischen gelehrten Anzeigen nur bedingt beipflichtete, schon etwas sagen. Und so treffen wir hier denn auch auf den bekannten Gumpertz, der später Mendelssohns Lehrer in deutscher Sprache und Wissenschaft wurde und von welchem auf diese Weise der Umschwung in der Stellung und den geistigen Verhältnissen der Juden, welche der letztere bewirkt hat, zum großen Theile veranlaßt worden ist. Wenn es als etwas Neues gelten darf, daß Gottsched hieran einen entfernten Antheil habe, so wird man sich der Mittheilung folgender Briefe, welche ganz den

Digitized by Google

halb rührenden, halb widerlichen Charakter tragen, der solchen jüdischen Supplikken eigen ist, zur Bestimmung des Maaßes derselben gefallen lassen.

Gumpertz an Gottsched.

Berlin, den 8. Mertz 1745.

Wenn die Gelehrtewelt, insonderheit das seit einigen Jahrhunderten so aufgeklärte Deutschland von dem Ruhme und Lob Ew. Wohl Edelgeb. noch nicht so sehr erfüllt wäre; wenn die seltsame Eigenschaften, womit die Natur um von ihrer Kunst eine vollkommene Probe darzulegen, Dero Theuerste Person ausgeziert, nicht so sehr einem Jeden in die Augen leuchteten; Ja, wenn endlich ich von Deroselben unvergleichlicher Sanftmuth nicht so sattsam überzeugt wäre: Möchte ich allerdings meinen verwegensten Vorsatz Ew. Wohl Edelgeb. mit gegenwärtiger Zuschrift zu behelligen, und eben durch diese die kostbare Zeit, so Ew. Wohl Edelgeb. zum Gemeinen und der Gelehrsamkeit Besten anwenden, zu rauben, unterdrücken; und die äußerste Begierde der mich jeder Zeit wenn ich aus der Quelle der Weißheit mir zu schöpfen wünsche, auf Höchstdieselbe leitet, dämpfen müssen.

Allein da Theuerster Retter der deutschen Ehre! Dero Tugenden, darunter vornemlich die Zuneigung zu den Lehrbegierigen, und die überschwengliche Gnadenbezeugungen deren Sie ihnen würdigen, in so vollkommenen Grade anzutrefen sind: Wo sollte ich wohl Kräfte genug hernehmen, meinem innerlichen Trieb gegen diesen Mittelpunkt der Gelehrsamkeit einhalt zu thun? Wir besitzen keine so unumschränkte Herschaft über die Leidenschaften; daß wir auch in Fällen da die Vernunft selbst ihr Jawort einigermaßen dazu verlauten läßt, ihrer Vorschrift zuwieder zu handeln vermöchten. Wenigstens vermag ich den Zügel so strenge nicht zu halten.

Indem ich mir nun aus angeführten Gründen der ungezweifelten Zuversicht schmeichle Ew. Wohl Erlgeb. werden meinen kühnen Zutritt nicht auf der ärgsten Seiten zu betrachten geruhen; zumahl da ich die Edelmuth Deroselben weit größer als meine Vermessenheit schätze. So glaube zur Deutlichkeit meines fernern Vortrags nicht wenig beyzutragen, wenn ich eine kleine Erklärung meines Standes voranschicke.

Ich bin seit 20 Jahren ein Mitglied der menschlichen Gesellschaft. Den allergrößten Theil dieser Zeit habe auf die Studien gewandt, die bey meinen Glaubensgenoßenen in Gebrauch eingeführt sind. Die Nebenstunden ungerechnet, die zuweilen zu der französischen Sprache, der Rechen Kunst, und einer Ueburg im Schreiben; wiewohl ohne jemandes Anführung, sondern wie mir es der natürliche Eifer eingab, herhalten mußten. Wie weit ich es nun hierinn getrieben überlaße andern jedoch unparteyischen Richtern zu beurtheilen. Genug es kann mir nicht vorgerückt werden, es hätten meine Lehrmeister ihre Mühe unnütz verschwendet. Die Neubegierde welche aber in solcher Absicht vor eine Tugend erkenne; zündte von meiner zartesten Jugend, in meinem Herzen eine Flamme an, die nur allein durch Erfahrung neuer Kenntnisse genährt wird. Dieser angebohrne Zug zu den Wißenschaften und Freyenkünsten, bekam allererst vor drey Jahren ein Licht; und fand den Steg der zu seinem Endzweck leitet.

Digitized by Google

Man kann leicht ermessen, daß ich weder Fleiß noch Mühe gesparet, weder Tag noch Nacht geschont, so wenig die anmuthige Sommer- als die tiefsinnige Winterzeit verfließen laßen; ohne im Nachsinnen in der Mathematic und Naturlehre, insofern es meine Umständen und die den hebräischen Studien gewidmete Zeit erlaubte, meinen Durst zu löschen, und mich zu ergezen.

Ich habe zu dem Ende und auf Anrathen der löblich Professoren hiesiger Königlicher Academie der Wißenschaften einige Zeit der lateinischen oder Gelehrten Mutter Sprache zutheilen müssen. Darin auch nechst göttlicher Hülfe! binnen ein halbes Jahr so weit gerückt, daß ich der mir nöthigen Schriftsteller Sinn begreifen kann.

Ich bin keineswegs so ruhmredig dieses alles mich groß zu machen, erwähnt zu haben. Es sey ferne! Ich würde so thöricht nicht seyn, in Gegenwart eines scharfsichtigen Auges meine Fehler zu vermänkeln. Die Selbstliebe hat sich auch meiner noch nicht so bemeistert, daß mir bereden sollte den Geringsten Rang unter den Musen einzunehmen. Ich bin vielmehr vergnügt, durch meine unermüdeten Bemühungen erkandt zu haben, wie viel mir noch zu einem Gelehrten mangle.

Daß aber kein Baum des Verstandes zeitige Früchte zeuge; oder mit dem Gemeinen Manne zu reden: kein Meister gebohren werde; ist eben so ausgemacht als gewiß ist, daß mit den Jahren auch die Weißheit zunehme, und der Geist aufgekläret werde Ich glaube mich also keines Vergehens theilhaft zu machen, wenn ich hoffe vollkommener zu werden als ich bin; und mir indeßen den Character Philosoph nach seinem eigentlichen griechischen Verstande oder Freund der Weißheit anmaße.

Und dieß letztre in Ansehung meines unersättlichen Verlangens von allen Wahrheiten deutliche und vollständige Begrife zu erlangen, das schwehrlich in größerm Grade bemerkt werden mag.

Wie könnte ich aber diese meine Haupt- und heilsamste Absicht erreichen, wenn ich noch keinen Lehrer als richtigen Wegweiser gehört? Die sinnreichsten Schriften sind dennoch an vielen Orten dunkel und ohne die Erläuterung eines geschickten Unterweisers unverständlich. Jene sind erblaßte Worte: Dieser hingegen eine lebendige Schrift. Und wenn der letztre auch zu Zeiten den erstern nachzusetzen: So ist nichts desto weniger das Licht des Monds bey heiterm Himmel stärker, als der in Wolcken, Duft und Nebel verwickelten Sonnen.

Ew. Wohl Edelgeb. durchdringende Einsicht wird bey erwegung alles bißher erzählten, leichtlich urtheilen können, wie sehnlich ich gewünscht, bey einem academischen Lehrer die süße Milch der Wißenschaften zu saugen. Wo kann ich aber wohl mein Anliegen näher suchen; als wenn eben zu Ew. Wohl-Edelgeb. mich in Unterthänigkeit wende? Sie sind es der den deutschen Musen zum theuersten Beschützer geschafen, Sie sind es, deßen unschätzbarer Verdienst um die Wißenschaften so allgemein gepriesen wird.

Sie sind es dem wir Deutsche so verschiedene geistreichste Schriften zu danken haben. Ja Sie sind endlich derjenige Wunderstern den die gesamte Gelehrte Welt mit so großer Aufmerksamkeit bewundert. Bey einem so unvergleichlichen Weltweisen; bey einem so fürtreflichen Redner, und mit einem Worte bey einem Oberhaupte der Gelehrsamkeit muß ich billig Weißheits Schätze holen.

Digitized by Google

Ich habe daher unterthänigst anflehen sollen, es möchten Ew. WohlEdelbohren gnädigst Sich gefallen lassen, mir zu erlauben zu Höchst Denselben nacher Leipzig mich zu verfügen: Um unter Dero Schutz-Flügel weiden zu können. Ich will weder Mühe noch Fleis Ansehen, Ihnen nach Vermögen gehorsamst aufzuwarthen. Ich werde mich glückseligst schätzen, wenn ich Ew. WohlEdelgeb. so mit meiner Wenigkeit im Schreiben, Calculiren, oder sonst dergleichen meiner Dienstfertigkeit überzeugende Proben geben könne. Ich verlange nichts als Schutz und Schirm in Dero glückseligem Hauße. Ich will also unter nachgesetzter Aufschrift, durch einen Deroselben geringsten Lehrlingen oder Bedienten verhaltungsBefehl hierinn erwarthen; und des Vertrauens leben, in meinem demüthigsten Ansuchen Gehör und Gelegenheit zu finden, mich bis zu meinem Grab in tiefster erniedrigung und Ehrfurcht zu nennen ꝛc.

Auf die Antwort Gottscheds und ihre Wirkung können wir aus dem folgenden Briefe schließen, der einige Jahre später geschrieben ist, als Gumperz Secretär bei dem Marquis d'Argens geworden war, wie sich denn Freidenkerei und Deismus des vorigen Jahrhunderts dem Judaismus immer verwandt gefühlt haben, und wenigstens in dem Vorherrschen des letzteren der Grund von Mendelssohns Erfolgen zu suchen ist; der Marquis d'Argens hatte unter andern auch lettres juives geschrieben — und hier kommt auch zugleich das zur Sprache, um deswillen diese Abschweifung zu machen war.

Derselbe an Denselben.

Berlin den 15. December 1747.

Ew. Hochwohlgebohren haben mich vor einigen Jahren des Glückes gewürdiget, auf mein geringes damals abgelassenes Schreiben, höchst eigenhändig zu antworthen. Welcher gantz ausnehmenden Gütigkeit ich mich Zeitlebens zu rühmen wissen, und durch gehorsamsten Dank zu erkennen bedacht seyn werde. Die bald hernach erfolgten Uneinigkeiten zwischen den Höfen zu Berlin und Dresden, welche endlich in Thätlichkeiten ausgebrochen, zeigen hinlänglichen Grund an, warum ich meines so sehnlichen Wünschens ohnerachtet, zu selbiger Zeit nicht nach Leipzig gereiset. Inzwischen änderte die Zeit meine Umstände so merklich, daß mir fast gar keine Hoffnung übrig bleibt, in meinem Leben das Glück zu genieſſen, Ew. Hochwohlgeb. auf solche Weise kennen zu lernen. Nichts desto weniger erkaltete meine Lehrbegierde nicht, ich setzte meinen Fleis ohnunterbrochen fort, wie ich denn seit dem die Ehre gehabt mit verschiedenen berühmten Mitgliedern der hiesigen Academie in Bekandschaft zu gerathen. Insonderheit ist die Gnade des Herrn Marquis d'Argens gegen mich, welcher fast täglich theils in seinem Hause, theils in meinem eigenen, mir das Vergnügen seiner Gelehrten Unterredungen gegönnet, den allerwenigsten Gelehrten alhier in Berlin unbekant. Vor ohnlängst gerieth mir eine Schrift in Händen, welche das Vorspiel betitelt ist, die mir um so verdrieſslicher zu lesen war, da sie mit nichts als groben niederträchtigen Schimpfworten gegen Deroselben, und Dero unvergleichliche Gemahlin weltberühmten Namen, angefüllet ist, und des Verfassers üblen Character so deutlich abschildert, daß es einem redlichen Gemüthe ohnmöglich fällt, selbige ohne äuſserstem Verdruſs und Abscheu einmahl anzuschauen.

Wenn ich nun auſser dem einige Neigung zur Satyre bey mir empfinde, so vermochte ich mir die Gewalt nicht anzuthun, es so gleichgültig auf zu neh-

Digitized by Google

men. Das in Anschluß überkommende Schreiben an Doris, ist die Wirkung dieses Triebes. Ich entwarf es sogleich mit dem Vorsatze es Ew. Hochwohlgeb. zuzuschicken, damit Sie nach Ihrer erleuchteten Beurtheilung darüber anordnen mögen, obs der Mühe werth sey, der Presse untergelegt zu werden, oder aber noch einige Veränderung damit vorzunehmen, ehe es dem Drucke übergeben werde. Im Gegentheil aber, und im Fall Dieselben es gar zu schlecht ausgearbeitet erachten, so hofe ich wenigstens dadurch nicht Dero Wiederwillen verdienet zu haben, da Sie meine Unschuldige Absicht deutlich daher abnehmen können, daß ich gehorsamst bitte, in beyden Fällen meinem geringen Namen geheim zu halten, indem ich nie durch Gelehrsamkeit zu glänzen wünschte, viel weniger aber durch Schriften von dieser Art. Um endlich mich hiedurch bey Ew. Hochwohlgeb. anzuschmeicheln, würde ich gewiß keine Feder eingetunket haben, sowohl weil es Denenselben viel zu pöbelhaft geschmeichelt wäre, und zweifelsfrey keines Dankes verdienen würde; als insonderheit mir dieses nur allzu niederträchtig und kriechend scheinen dürfte, durch verkleinerung Dero Feinde, ja so unmächtiger Feinde, Ihre Gewogenheit zu erschleichen.

Die kleine Anspielung auf den Meyer wird niemand, wie ich vermuthe misbilligen, welcher bedenket, wie weit und wie unverantworthlich sich dieser ehrgeizige Philosoph vergangen hat.

Im übrigen zweifle ich keineswegs, daß wenn der Hr. Marquis d'Argens zur Zeit in Berlin wäre, er mir aufgegeben haben würde, in seinem Namen Ew. Hochwohlgebohren das allerhöflichste Compliment zu machen, indem er von den üblen Begriffen, die man ihm von den Deutschen Musen beygebracht, dermassen befreiet ist, daß er nicht nur seine Satyrische Ausdrücke gegen dieselben zum Theil als eine reaction, zum Theil auch auf andre Art öfters entschuldiget, sondern sogar gewünscht, die Gelegenheit zu erlangen, mit Ew. Hochwohlgeb. und Dero gelehrten Frau Gemahlin in Briefwechsel zu gerathen, und in Zukunft in bester Harmonie zu leben. Also daß er jemanden seiner Freunde, welcher nach Leipzig zu reisen Willens war, diese Aussöhnung und fernere freundschaftliche Verbindung ins Werk zu richten auftrug. Er befindet sich seit einigen Monathen in Paris, woher er ersten Tages erwartet wird. Kann ich also die Ehre haben, den Mitler hierinn abzugeben, so werde ich mich überaus glücklich halten, um so mehr da ich eben dadurch eine Probe meiner Dienstfertigkeit gegen Dieselben reichen mag. Wenn Ew. Hochwohlgeb. durch mich an denselben etwa ein Schreiben übersenden, so verpflichte ich mich dargegen von demselben wieder ein Denkschreiben zu begleiten, woraus Ew. Hochwohlgeb. überzeugt seyn werden, daß ich mir nur der bloßen Wahrheit bedienet, wenn ich seine dermahlige Gesinnungen beschrieben. So bin ich auch vollkommen versichert, daß Ihre beyderseitige Freundschaft, der Welt, vornemlich der gelehrten Welt gar bald bekannter werden, Ihre Freundschaft selbst auch desto dauerhafter seyn, und mehr und mehr desto grössere Kräfte erreichen wird, je später sie ihren Anfang genommen.

Ich bin im übrigen, zu Dero jedesmahligen Befehl, in tiefster Ehrerbietung ꝛc.

Kaum daß ich dieses Schreiben vor einigen Tagen geschlossen hatte, so langte gedachter Hr. Marquis d'Argens allhier an; daß ich also mit Absendung dessen so lange anhalten mußte, bis ich mündlich die Bestätigung alles desjenigen was ich in seinem Namen zu melden unternommen

Digitized by Google

erhalten möchte. Weil er nun wegen der mühseligen Reise von einer kleinen Unpäßlichkeit befallen war, nachhero aber in des Hofes Angelegenheiten sehr beschäftiget gewesen, verweilte sich auch dieses bis anjetzo, da ich die Ehre habe auf dessen ausdrücklichen Befehl, Ew. Hochwohlgebohren, und Dero gelehrten Frau Gemahlin seinen freundlichsten Gruß zu vermelden, und seine zukünftige Freundschaft und Gewogenheit, auf die Weise wie ich es vorhero wahrscheinlich gemuthmasset, zu versichern.

Der folgende Brief beweist, daß Gottsched sehr wohl gewußt, was er seiner Nation schuldig war.

Gumpertz an Gottsched.

Berlin den 9. Oktober 1748.

Euer Hochwohlgebohren Antwortschreiben an mich vom 11ten Jänner, gereicht zwar mir zu besonderer Ehre, noch weit mehr aber Dero Ruhm (wofern solcher noch höher steigen kann) ungemein zu vermehren, indem Sie, über so unzählige Verdienste um die Gelehrte Welt, auch noch junge Gemüther, in welchen Sie einen Trieb zur Gelehrsamkeit wahrnehmen, durch so schmeichelhafte Ausdrücke, als sich Dieselben in gedachtem Schreiben bedienet, auf das Kräftigste anzuflammen bemühet sind. Was meine Erkenntlichkeit dagegen betrift, so habe ich die Ehre aufrichtig zu versichern, daß ich nichts zu antworten vermochte, so sehr beschämt mich Dero unvergleichliche Höflichkeit und Gütigkeit, denen ich blos ein ehrerbietiges Stillschweigen entgegen zu setzen für rathsam hielt. Daß ich aber wegen des Hrn. Marquis d'Argens Entschliessung über die ihm vorgeschlagene öfentliche EhrenErklärung der Deutschen nichts gemeldet, daran ist die Ungewißheit schuld, worinn ich war, ehe selbiger, seinem Versprechen gemäß, bey der ersten Gelegenheit, das ist in der Fortsetzung seiner Memoires Secrets de la republique des lettres, diese Erklärung wirklich zu stande gebracht; indem er immer hoffte, es würde solche in Druck kommen, da ich mich denn desto beßer darauf hätte beziehen können. Da aber gegenwärtiger Freund, welcher nicht weniger um die Ehre seiner Nation besorget ist, eben dieserhalben vor seiner Abreise nach Leipzig an den Herrn Marquis geschrieben, und in einer schriftlichen Antworth die Bekräftigung dessen, was er mir mündlich verhieß, erhalten, so habe ich nicht länger Anstand nehmen dürfen, alles dieses Ew. Hochwohlgebohren zu hinterbringen, nebst der Versicherung daß es diesem mehr besagten Herrn ein rechter Ernst ist, mit den deutschen Gelehrten, für all andern aber mit Ew. Hochwohlgeb. und Dero gelehrten Gattin in bester Freundschaft in Zukunft zu leben.

Zu gleicher Zeit vermelde meinen Gehorsam, und bitte gantz inständig, mir die Gelegenheit an die Hand zu geben, darzuthun, daß ich mit unendlicher Hochachtung bin ꝛc. ꝛc.

Was übrigens den Doctor Gumpertz anbetrifft, so schickt er noch 1751 Gottscheden seine Inauguraldissertation; wenn wir nun annehmen dürfen, daß Mendelssohn damals schon mit ihm in Verbindung stand, so wird es sich erklären, daß dieser, so sehr er nachher auch seine tiefere Bildung aus dem Umgange mit Lessing geschöpft haben mag, sich mit heftiger Polemik gegen Gottsched nie befaßt.

Dem berühmtesten von allen Franzosen gegenüber hat es die Frau Gottsched übernommen, das Selbstgefühl der Deutschen zu zeigen. Die Anecdote

Digitized by Google

ist weniger bekannt, als sie zu sein verdient. Frau Gottsched selbst berichtet darüber in Briefen an Frau von Runkel — (Briefe der Fr. Gottsched II. S. 88. ff.) — aus denen ich die hierher gehörigen Stellen abdrucken lassen muß, damit in dem Epigramme das Element der Erwartung, wie Lessing es nennt, zu seinem vollen Rechte komme.

4. April 1753.

Aber etwas ganz neues. Voltaire ist hier; er ist selbst hier, ganz gewiß! Er stieg bei dem Herrn Breitkopf ab. Ich wußte es, wollte mich aber nicht sehen lassen, weil mein Freund ausgegangen war, und ich seinen Entschluß erwarten wollte. Er kommt, Herr Breitkopf führet ihn zum Voltaire hinein, dieser fraget ob es in Leipzig bequeme Zimmer gäbe? „Oui Monsieur, je Vous menerai dans une auberge où Vous serez parfaitement bien ——— Man ging hierauf mit dem ganzen Gefolge fort, der blaue Engel hatte die Ehre diesen Gast aufzunehmen. Voltaire hätte vielleicht lieber bey einem Dichter geherberget; allein es war allerley dabei zu bedenken, davon mein Herr und seine Frau schon lange vorher geredet hatten .... Er ist krank, und ob er gleich nicht so krank, als er sich stellet, so ist er doch eine gebrechliche Maschine, un homme cassé qui a le malheur d'avoir 60 ans. Ich habe ihn noch nicht gesehen: er geht nicht aus, weil er kränker thut als er ist, und ein Buch wider M (aupertuis — man sehe über diesen Punct, und das gemeinsame Interesse, was für den Augenblick Voltaire und Gottsched verknüpfte, so daß die Höflichkeiten, die ihm dieser erwieß, keineswegs als Kriecherei aufgenommen werden können, den Abschnitt Philosophie) und wider die ganze Welt will drucken lassen. Mein Mann besucht ihn täglich, und findet mehr Tugend, Gelehrsamkeit, Gründlichkeit und Billigkeit gegen die Deutschen bey ihm als er gedacht hätte. Wo ich ihn nicht eher sehe, so geschieht es künftigen Donnerstag, da wir zusammen nach Meuselwitz fahren.*) Tout Voltaire qu'il est, weiß ich wohl, mit wem ich unendlich lieber dahin führe! Er ist mit Bewilligung des Königs von Berlin abgereiset, weil er krank und fast dem Tode nahe gewesen und die Bäder zu Plombières nöthig zu haben scheint.

18. April.

Alles ist zu seiner Abreise von hier veranstaltet, ich habe ihn noch nicht gesehen, und das geht so zu: er hat bisher noch immer den Kranken vorgestellt, und ich eine Person die eigensinnig genug ist, diesen Kranken in seinem Quartiere nicht zu besuchen. Sein Secretär vertrat also die Stelle eines Gesandten. Er bekam allemal ebensoviel Klagen über den Unstern, daß ein paar so außerordentliche Leute einander nicht kennen sollten (dieses war sein Ausdruck), mit zurücke, als er mir überbracht hatte. Endlich bestimmte ich diesem eingebildeten Kranken den Tag, wenn ich wollte gesehen seyn, und ihn bey mir sehen. Lachen Sie nicht über diesen verwegenen Ausdruck! Ich mußte bey dieser Gelegenheit die Ehre der Deutschen behaupten, denen die Franzosen alle Kraft zu

*) Voltaire war dahin, wie die Gottschedsche Sammlung zeugt, von dem Feldmarschall von Seckendorff ausdrücklich eingeladen.

Digitized by Google

denken absprechen, und ich wollte den Stolz eines V. nicht vermehren. Eine ausgesuchte Gesellschaft sollte diesen Tag bey uns speisen, und ich hatte mich gefaßt gemacht, ihn mit französischer Höflichkeit zu empfangen. Wer aber außenblieb, war der Hr. v. V. und wer über diesen Eigensinn böse ward, bin ich. Nunmehr setzte ich mir vor, mich nicht sehen zu lassen, er möchte kommen, wenn er wollte. Dieses habe ich gehalten, und bey seinem Abschiede, den er in aller Form genommen hat, bin ich nicht zum Vorschein gekommen. So bin ich denn wie viele Adamskinder Schuld an meinem Verlust, einen Voltaire nicht gesehen zu haben.

Wer müßte nicht noch heutiges Tages eine patriotische Freude darüber empfinden, wie auf diese Weise der Feinste der Feinen überlistet worden. Aber dies ist noch nicht genug. Voltaire ist bei dieser Gelegenheit so ganz und gar nicht er selbst, daß er dumm genug ist, seiner Feindin es schriftlich zu geben, daß er sich getroffen fühlt — denn der folgende Brief kann die Empfindlichkeit nicht verbergen.

Voltaire an Gottsched.

a Gotha 25. avril (1753)

Monsieur

er habt mir mit ein geschenck wereheret, welches ich nicht werth bin. J. 361.
ich bin zu alt um zu lern eine sprache welche sie so gut lehren*) mais
je serai en français reconnaissant toute ma vie des bontez que vous
m'avez témoignées dans mon sejour à leipsick. je devrais y retourner pour
vous remercier, et pour avoir l'honneur de voir madame Gottsched que
je ne connais que par sa grande reputation. vous et elle vous me lais-
sez bien des regrets. permettez que sur le point de partir de gotha je
remplisse un devoir de mon coeur en vous assurant de tous les sentiments
avec lesquels je suis sans reserve

Monsieur
votre tres humble et tres obeissant serviteur
Voltaire.

Warum hat Frau Gottsched Lessings Dramaturgie nicht erlebt! — Also eine eigene deutsche Litteratur sollte entstehen, eine deutsche Litteratur, welche wir den Ausländern als etwas auf unserem Boden erwachsenes entgegenhalten könnten, und in dem Bewußtsein, eine solche theils zu besitzen, theils die Fähigkeit zu ihrer Erschaffung in uns zu tragen, sollten wir den Ausländern und besonders den Franzosen mit Selbstgefühl und Würde entgegentreten.

Allein — durch den Begriff, den Gottsched sich von dieser eigenen Litteratur gebildet hatte, wurde allerdings wieder ein näheres Verhältniß zu den Franzosen bedingt.

Könnte jemals die Rede davon sein, eine Litteratur, welche nur in Folge eines natürlichen Bedürfnisses entstehen kann, künstlich hervorzurufen, so würde dieß nur auf die Weise möglich sein, daß man den Naturproceß des

*) Dies Geschenk wird die Grimmsche Uebersetzung von Gottscheds deutscher Grammatik gewesen sein.

Digitized by Google

Entstehens in Gang zu bringen wüßte. Dieser besteht in einer vollkommen unbefangenen Aeußerung des Volksgeistes, welcher wohl die einzige Quelle einer Nationallitteratur sein muß, denn wie sollte sonst das Volk sich hinterher in ihr heimisch fühlen, fände es sich nicht in ihr abgespiegelt? Eine Litteratur, welche diesen Namen verdient, ist nach Form und Inhalt durch den Geist des Volkes, dem sie angehört, bestimmt; sie ist nicht bloß in Rücksicht auf die Entstehung aus seiner Mitte eine eigene Litteratur desselben, sondern ihrer Qualität nach eine eigenthümliche, und jeder andern eben so incommensurabel wie dieser Volksgeist es jedem andren ist. Es versteht sich von selbst, daß damit nicht die Forderung ausgesprochen werden soll, sie solle mit keiner andren in irgend einem Puncte übereinstimmen, und aller Fähigkeit von einer solchen Einwirkungen und Förderungen zu erfahren, baar sein. Sind doch auch die einzelnen Volksgeister nicht vollkommen incommensurabel, wie denn namentlich im neuern Europa die Geschichte und der Bildungsgang aller Nationen auf gemeinsamen Grundlagen beruht. Es kann sogar vorkommen, daß eine Litteratur größtentheils im Anschluß und in Nachahmung einer fremden entsteht, wie dieß z. B. das Verhältniß der Römischen zur Griechischen ist; aber hier wird wenigstens das Bedürfniß, sich anzuschließen, und sich gerade diesen Vorgängern anzuschließen, im Schooße des Volkes entstanden und in seiner Geschichte begründet sein, und in Folge dessen wird das Fremde selbst ganz und gar in etwas Eigenthümliches umgesetzt und gleichsam umgelebt werden, weil nur dieses wahrhaft lebenskräftig sein kann. Dieß versteht sich heutiges Tages so gänzlich von selbst, daß man vielleicht eher behaupten könnte, es werde dieser Gesichtspunct bisweilen zu ausschließlich verfolgt. Gottsched aber erkannte es durchaus noch nicht; wenn sein Schüler Elias Schlegel die französische und englische dramatische Litteratur als charakteristische Aeußerungen der beiden Nationen neben einander bestehen läßt, so hört er eben damit gänzlich auf, seiner Schule anzugehören; es liegt in dem Mangel dieser Einsicht auf Gottscheds Seite ein Hauptgrund, daß er so gänzlich als überwunden und beseitigt betrachtet werden kann, wie es in der That der Fall ist.

Gottsched will erstlich die Litteratur machen — das heißt, er meint, es lasse sich eine solche, nachdem man eingesehen, daß sie wünschenswerth und nothwendig sei, wohl zu Stande bringen, ohne daß man das Entstehen des Naturprocesses abzuwarten brauchte — und zweitens, war er auch in der Ansicht befangen, daß es in diesem Gebiete, wie im Gebiete des Wahren und Guten nur Ein einziges richtiges allgemein gültiges gebe, das überall zur Geltung zu vermitteln sei, und gegen welches die etwaige Eigenthümlichkeit wie in den genannten Gebieten die schlechte Subjectivität, gänzlich in den Hintergrund treten müsse. Das ganze Zeitalter, in welchem sich die Litteratur auf die Nachahmung der Alten hingewiesen sah, wurde von dieser Ansicht beherrscht, wenn man auch auf jene zum Theil nur eben darum verfallen sein mag, weil man für das Bedürfniß, das sich in dieser ausspricht, nur in den Werken entfernter und der bunten Willkür der Gegenwart, welcher man zu entfliehen suchte, unzugänglicher Zeiten eine Befriedigung zu finden wußte. Nun gebe man aber für einen Augenblick diese Ansicht zu — man nehme ferner an, daß derjenige, welcher eine neue Litteratur entstehen zu sehen wünscht, der Ueberzeugung sei, es bestehe bereits eine den Anforderungen der Vernunft entsprechende Litteratur — wie wird sich ihm nun

Digitized by Google

seine Aufgabe für die eigene Litteratur stellen? Es wird ihm offenbar nur darauf ankommen können, diese nach dem Muster der fremden, welcher er einen solchen hohen Werth zuerkennt, entstehen zu lassen.

Eben dieses ist Gottscheds Fall den Franzosen gegenüber. Die französische Litteratur war ihm jene Musterlitteratur der neueren Welt, die er als Schablone brauchen zu können glaubte, um den Grundriß zur deutschen durch sie hindurchzuzeichnen. Daher denn ein Theater wie das französische, eine Akademie wie die französische u. s. w. In diesem Sinne, und nur in diesem, geht er überall auf ihre Lehren und Beispiele zurück. Boileau, Corneille, Racine, St. Evremond und wie sie weiter heißen mögen, sind nach seinem eigenen Geständniß, oder vielmehr nach seiner eigenen rühmenden Erwähnung in der Vorrede zur kritischen Dichtkunst seine Lehrmeister, durch deren Brille er auch die Alten im Grunde allein ansieht, die er aber nicht darum so hochstellt, weil es hergebracht war, sie als Autoritäten anzuerkennen, denn das war eben in Deutschland noch ganz und gar nicht hergebracht, sondern wurde erst durch Gottsched aufgebracht; sondern weil sich seine Wolffische Verstandesbildung in ihren Ansichten befriedigt fand, die denn in der That auch, insofern die Dichterwerke der Franzosen von ihm als Muster aufgestellt werden, ihre Autonomie darin kund giebt, daß dieselben nur dem Princip, nicht aber der Ausführung im Einzelnen nach als unverbesserlich betrachtet werden; selbst Racines Iphigenia muß sich in Gottscheds Bearbeitung die Hinzufügung einer Scene gefallen lassen.

Betrachtet man die Sache von diesem Standpuncte, so muß es als eben so natürlich wie unanstößig erscheinen, daß Gottsched nicht nur die Werke der Franzosen mit Vorliebe liest, sondern auch ihren persönlichen und brieflichen Umgang sucht: er findet bei ihnen eben bereits vor, was er in Deutschland nur erst geleistet zu sehen wünschte. So correspondirt er z. B. mit D'Arnaud während der Zeit, daß dieser nach seiner Entfernung von Potsdam in Dresden lebte und mit Magny ebendaselbst. Der erstere schreibt z. B. am 20. Februar 1741.

D'Arnaud an Gottsched.

Monsieur

il n'y a point d'étrangers dans la republique des lettres c'est à ce titre que je vous paye le tribut d'estime et d'admiration que je vous dois, vous faites plus que d'avoir des talents, vous enrichissés votre patrie des trésors des autres pays, je sçais que la langue allemande vous a de grandes obligations vous avés le courage de guerir vos compatriotes d'un préjugé qui leur faisait tort, vous leur faites voir qu'ils sont riches par eux-meme et que leur langue est autant susceptible de graces et de force que la notre. je vous prie d'accepter un exemplaire de mon epitre sur les arts, ainsi que de celle addressée au prince Lobkovitz. Je voudrois bien vous pouvoir offrir de meme mon poeme, j'ai cru que vous ne seriés point jaloux de la preference que je donne à Madame Gotescheid les graces de on sexe ont des droits bien puissants sur le nôtre, je compte vous faire ma reverence en passant par Leipzick, je suis u. s. w.

Digitized by Google

Auch von Fontenelle, dem er doch die Schrift über die deutſche Geſellſchaft gewiß in lernbegieriger Abſicht mitgetheilt hatte, findet ſich noch ein zweiter Brief.

87. Fontenelle an Gottſched.

Paris 16. Octobr. 1732.

J'ai reçu uotre lettre du 24 Juin 1731 par un jeune Gentilhomme Allemand, en qui i'ai trouvé effectiuement le merite que uous m'annonciés; i'ai reçu en même temps la traduction de l'Histoire des Oracles et ie continüe à sentir très uiuement toute la reconnaissance que je dois à un traducteur qui me fait autant d'honneur que uous. ie crois uous avoir déjà mandé que i'ai fait uoir uos autres traductions à quelques personnes qui entendent uotre langue, et qui ont été très contentes de la fidélité et de l'exactitude.

Je suis ravi que ce que je me suis hasardé de vous écrire sur l'Allemand que ie n'entens point du tout se soit trouué un peu sensé. mon principe est, que malgré toutes les différences, que les Langues doivent indispensablement auoir entre elles, il y a quelque chose de commun où elles se reünissent, et qui depend uniquement de la raison commune à tous les peuples sur ce pied là on peut reformer tout ce qui est contraire à cette raison, et on en uiendra à bout, quoique peut-être il y faille bien du temps parceque d'anciennes habitudes de Nations sont difficiles à vaincre. le projet de uotre nouvelle Académie est donc très beau et i'ose assurer qu'il reussira, et que notre nom, Monsieur sera à la teste d'une reuolution heureuse et memorable qui se fera dans uotre Langue. nous sommes dans un Siècle où la Raison commence à prendre plus d'empire, qu'elle n'en auoit eu du moins depuis longtemps.

Cela méme paroist par ce que uous me dites que nos gens d'Eglise commencent à se dégouster des Diableries. celle des Oracles était si peu fondée que uous auez rendu un service à uotre Nation d'empécher que la traduction du P. Babus ne fut imprimée. pour moi mon interest particulier ne m'empécherait pas de la laisser traduire en toutes les langues du monde.

Je uous rends très humble graces des nouuelles traductions dont uous m'auez honoré dans la réimpression des anciennes. ie suis raui que uous ne uous repentiez des faueurs que uous m'auez faites. ie uous supplie conter que i'y suis extrémement sensible et que ie desirerais fort des occasions de uous en marquer ma reconnaissance. ie suis auec respect etc.

Permettez moi Monsieur de faire ici mes très humbles complimens à Mr. Hausen.

Nun läßt ſich freilich nicht in Abrede ſtellen, daß Gottſched dabei zugleich ein perſönliches Intereſſe verfolgte. Inſofern er das franzöſiſche Litteraturprincip in Deutſchland geltend machte, wünſchte er deshalb von den Franzoſen, inſofern dieſe die Sache doch einmal am beſten verſtänden, anerkannt zu werden. Er läßt es ſich daher ſchon etwas Mühe und Briefporto koſten, zu bemerken, daß man in Paris günſtig von ihm urtheile. Zunächſt ſteht er

Digitized by Google

mit mehreren Franzosen in Deutschland in Verbindung, welche französische Zeitschriften herausgeben, als mit Formey in Berlin, mit De Mauclerc und Perard in Stettin, welche eine Bibliothèque germanique schreiben; sodann mit de Mairan in Paris. Daß er sich mit solchem Ehrgeize wenigstens nicht so lächerlich machte, wie Gellert, der nach einer Mittheilung Lessings in einem Briefe einen nach Paris Reisenden in christlicher Demuth bat, wenn man dort böses von ihm rede, dem doch ja zu widersprechen, zeigt folgender Brief, von welchem nicht deutlich ist, an wen er gerichtet gewesen, den man aber Gottscheden mitgetheilt haben mochte, um ihm eine Freude zu machen.

à Paris ce 25 janvier 1740.

Ayez, je vous prie, Monsieur la complaisance de lire dans le Journal des Sçauans que j'ay l'honneur de vous Envoyer ce qui concerne l'histoire des Théatres de l'Europe. Dans l'extrait que j'ai fait de cette histoire, j'ay taché de mettre dans son vray jour le merite d'un homme de Lettres de Leypsik, qui depuis peu d'années par ses ouvrages critiques et Dramatiques a perfectionné considérablement le Théatre d'Allemagne, c'est Mr. Gottsched; homme d'esprit comme il est, pour peu que vous ayez habité les mêmes contrées, il aura cherché sans doute à vous connoitre. ne pourrais-je pas par votre entremise etre en liaison avec luy? Il possede très bien la langue françoise — quelques Lettres que Mr. de Fontenelle a reçu de luy et dont il m'a fait part en sont la preuve. Je serais informé par sa Correspondance des ouvrages des belles Lettres qui se font lire en allemagne et qui sont icy entièrement ignorés. Le Journal des Sçavans y gagneroit et la Reputation des Personnes telles que Mr. Gottsched deviendroit plus étendue. La Negociation dont je vous supplie de vous charger ne vous deplaira en rien, j'en suis sur u. s. w.

De Monnier.

2.

In der spätern Zeit ist Gottscheds Verkehr mit den Franzosen am meisten durch den bekannten Friedrich Melchior Grimm vermittelt worden, welcher noch den Weimarschen Kreis mit Nachrichten aus Frankreich versorgt hat; das handschriftliche Journal, aus welchem Göthe Rameau's Neffen von Diderot übersetzt und einigen Stoff zu den Ausgewanderten entlehnt hat, rührt bekanntlich von ihm her. Der Erscheinung dieses Mannes, welcher mit einem Trauerspiel für Gottscheds deutsche Schaubühne begonnen und als Verehrer und Freund Diderots geendigt hat, ist problematisch genug, um den Urkunden, in welchen sich der Gang seiner Entwickelung beobachten läßt, einiges Interesse zu gewähren. Grimm wendet sich schon von seiner Vaterstadt Regensburg aus an Gottsched. Man wird dieß im Allgemeinen nicht auffallend finden, da dieser auch in den katholischen Ländern überall Verbindungen zu unterhalten suchte. In Regensburg aber insbesondere lebte jener Schwarz, dessen Uebersetzung der Aeneide ein Hauptstichblatt der Schweizerischen Angriffe auf die Gottschedsche Schule wurde, und der hinlänglich

Digitized by Google

dadurch charakterisirt wird, daß er einst — am 25. Jan. 1742 — erklärt, er werde Gottscheden seine Erkenntlichkeit für die Vorrede mit einem Dutzend Ducaten bezeugen — ein Anerbieten, von dessen Annahme oder Nichtannahme wir nicht unterrichtet sind. Grimm ist später wenigstens mit diesem Manne persönlich bekannt. Auf die Anknüpfung seines Verhältnisses zu Gottsched, das wir von seinem ersten Anbeginn an beobachten können, scheint Schwarz jedoch keinen Einfluß ausgeübt zu haben.

Friedrich Melchior Grimm an Gottsched.

Regensburg, den 19. April 1741.

Ich begehe wahrlich! eine unerhörte Kühnheit. Die unaussprechliche Hochachtung, welche ich gegen Dero ausnehmende Verdienste trage, hat mich so begierig gemacht, mich Ihnen bekannt zu machen, daß ich nicht im Stande gewesen bin, dieser Leidenschaft länger zu wiederstehen. Ich könnte endlich doch einige Scheingründe anführen, welche mein Unterfangen bemänteln würden. Ich könnte sagen, mein Bruder, welcher den Herrn Doctor Steger auf Reisen geführet hat, welcher die Ehre gehabt hat, mit Ew. Magnificenz bekannt zu seyn, und welcher sich dermalen in Frankfurt beym Wahltage unter des Freyherrn von Schönbergs Gefolge als Hofmeister befindet, habe mir aufgetragen für Ew. Hochedelgebohren Magnificenz innliegendes zu sammeln, und Denenselben zu übermachen. Allein ich kann nicht läugnen, daß dieses der stärkste Bewegungsgrund ist, Ew. Magnificenz zu zeigen, was ich für ein Verehrer Dero unvergleichlichen Verdienste bin. Ich will es also frey gestehen. Ich bin ein junger Mensch, welcher erst in anderthalb Jahren die hohe Schule zu Leipzig besuchen wird. Außer dem, daß ich auf dem hiesigen Gymnasio die lateinische Sprache, und andere freye Künste treibe, habe ich meine größte Lust in Sittenschriften, und andern überhaupt nach meiner Einsicht wohlgeschriebenen Büchern gefunden. Ich habe den Patrioten zu meiner großen Erbauung gelesen. Ich habe die vernünftigen Tadlerinnen nicht minder mit dem größten Nutzen und Vergnügen meistentheils durchgeblättert. Den Biedermann aber habe ich nie zu Gesichte bekommen können. Oefters bedaure ich, daß unser Regensburg so unglücklich ist, keinen rechten Buchladen zu haben. So habe ich z. E. niemalen ein Bach, von Ew. Hochedelgebohren Magnificenz unvergleichlichen Schriften, zu sehen bekommen. Vor einigen Jahren machte mir mein Bruder, deßen ich oben erwähnet habe, das Vergnügen, und schenkte mir, ehe er auf Reisen gieng, die critische Dichtkunst, und Rollins Anweisung zu den freyen Künsten nach Herrn M. Schwabens Uebersetzung. Mit was für Vergnügen ich diese zwey Bücher gelesen, ist unmöglich zu beschreiben. Da habe ich erst die Augen aufgethan und eingesehen, was wahre Gelehrsamkeit ist. Da habe ich befunden, daß mancher kein Gelehrter ist, welchen ich bisher wider sein Verschulden dafür angesehen habe. Wie mein Bruder jüngst von Leipzig zurück kam, verehrte er mir Dero Redekunst. Diese habe ich mit ungemeiner Begierde gelesen: Und durch diese ist mir das Verständniß gänzlich geöffnet worden. Ich habe befunden, daß ich doch noch manche Gleißnerey für eine wahre Schönheit gehalten habe, womit sich einige Scheingelehrte zu überfirnissen pflegen. Ew. Hochedelgebohren Magnificenz werden mir aber verzeihen, daß ich dennoch an beyden Büchern iederzeit Deroselben allzugroße

Digitized by Google

Bescheidenheit getadelt habe. Ich halte denienigen für einen albern und niederträchtigen Menschen, welcher nicht erkennet, daß Deutschland den Wachsthum ihrer Sprache, ihrer Poesie und ihrer Beredsamkeit ganz allein Ew. Magnificenz zu danken hat: Und ich hoffe, noch dieienigen Zeiten zu erleben, worinnen Deutschland in allen diesen schönen Künsten denen Ausländern es bevor thun wird. Dieses alles aber wird es dem Grossen Gottsched zu danken haben: Denn durch dessen rühmliche Bemühungen ist der gute Geschmack in unserm Vaterlande hergestellet worden. Der hat seine Landesleute zur edeln Nachfolge der alten Griechen und Römer und neuern Franzosen angespornet. Nunmehr kann ich mich unmöglich bereden lassen, daß es Deutschland nicht eben so weit in den freyen Künsten gebracht hat, als andere ausländische Reiche. In Italien herrschet meistens der üble Geschmack. Frankreich hat es weit gebracht. Wir können aber gegen einen Boileau, Rollin, Fontenelle, Voltaire, und kurz gegen alle große Lichter dieses Reiches unsern Gottsched setzen. Was Engelland in seinem Newton, Addison, Steelen u. a. m. bewundert, das verehren wir noch itzt in unserm unsterblichen Gottsched. In diesen einigen finden wir alles dasienige, was in Italien, Frankreich, Engelland, und andern Reichen so viele zertheilt besitzen. Pralt Frankreich mit seiner Dacier: So können wir uns mit unserer Kulmus groß machen. 1. 333.

Doch genug! Es möchte sonst aus diesem Briefe eine Abhandlung werden. Ich bitte Ew. Hochedelgebohren Magnificenz gehorsamst, mir diese große Kühnheit zu vergeben. Meine Hochachtung gegen Ew. Magnificenz hat mich darzu verleitet. Dieselbe hat mir schon oft viel Vergnügen gebracht: Und daher kann ich kaum zweifeln, daß dieses mir nicht sollte auch itzt nach Wunsch ausschlagen. Ich bin durch diese Hochachtung in die vertrauteste Freundschaft des Herrn von Schönberg, eines echten Sohnes des churfächsischen Hr. Wahlgesandtens, gerathen. Dieser geschickte und zu allen Wissenschaften aufgeklärte Kopf hat stets sein Vergnügen darinnen gesucht, wenn er Dero Schriften mit mir durchblättern konnte. Es giengen uns die Augen auf, und er hieß mich endlich nur Criticus: Weil wir beständig alles untersuchten, und nach unserer Einsicht beurtheilten. Criticus! sprach er öfters, heute habe ich eine schlechte Predigt gehöret. Sie war wider den guten Geschmack. Der Redner hat schematisch geprediget. Er nahm Gelegenheit von einer Münze u. d. g. Kurz unser vertrautester Umgang beruhte auf Ew. Magnificenz gründlichen Lehren: Und ich habe nichts so sehr, als seine Reise nach Frankfurt bedauert, wodurch dieses Vergnügen unterbrochen worden.

Hier überschicke ich Ew. Hochedelgebohren Magnificenz allerhand Meisterstücke aus unserm Bayern. Das erhabene Heldengedichte auf den Herzog Biron hat der Conrector hiesiger Schule gemacht: Und ich schicke es ohne die geringste Veränderung. Ew. Magnificenz werden daraus ersehen, was dieser Mann für Gaben, ein erhabenes Heldengedichte zu verfertigen, besitzt. Sonderlich bedienen sich seiner Helden Münnich, Biron u. s. f. der edelsten Ausdrückungen. Mit einem Worte: Es ist alles trefflich.

Endlich habe ich auch was von meiner Stümperey beygelegt, nämlich eine Satire wider die Verächter der Philosophie, und dann die beyliegende Ode. Wenn ich nicht von Dero Gütigkeit vollkommen überzeugt wäre: So würde ich mich nimmermehr unterfangen haben, dieses elende Zeug beyzulegen. Ew. Hochedelgebohren belieben zu bedenken, daß ich ein Anfänger bin.

Digitized by Google

Ach! wie glücklich würde ich seyn, wenn ich hoffen könnte, daß Ew. Magnificenz nicht allein dieses wohl aufnehmen, sondern auch mir die gütigste Erlaubniß geben werden, Denenselben öfters mit meinen Schreiben beschwerlich zu seyn. Ich bitte kühn: Aber meine heftige Begierde verstattet es nicht anders. Bekäme ich diese Erlaubniß; so würde ich zugleich unterthänig bitten, mich mit dem Bildnisse Dero unvergleichlichen Kulmus zu beehren. Ich habe Derselben Sieg der Weltweisheit gelesen: Und meine Gedanken dabey waren diese: Niemand ist würdig, Sie zu besitzen, als Gottsched. Ew. Magnificenz Bildniß besitze ich bereits in einem Buche: Daher habe ich so großes Verlangen, auch eine Abschilderung von Dero gelehrten Freundinn zu haben: Damit ich inzwischen, bis ich das Urbild sehe, einen Abriß von Derjenigen besitze, welche unserm Vaterlande so viel Ruhm macht. Wollten mich Ew. Magnificenz aber noch einmal mit Dero Kupferbilde beehren: So würde ich unaussprechlich vergnügt darüber seyn. Der obgedachte Herr von Schönberg erinnert mich ohnedem alle Posttage, ich soll ihm auch dieses gelehrte Paar verschaffen.

Ich kann endlich nicht bergen, was ich für Vergnügen empfunden habe, da ich in denen gelehrten Zeitungen die deutsche Schaubühne nach den Regeln der alten Griechen und Römer erblicket habe. Mein Buchhändler, der Ueberbringer dieses Briefes, hat mir gewiß versprochen, dieselbe von der Messe mitzubringen: Und ich erwarte es mit unbeschreiblichen Verlangen. Wiewohl ich kann sehr leicht vergeblich warten. Er hat mir schon vor einem Jahre die critischen Beyträge versprochen: Allein bisher habe ich sie noch nicht bekommen können. So gar selten sind gute Bücher in Regensburg!

Ich habe Ew. Hochedelgebohren Magnificenz so lange mit diesem Schreiben aufgehalten, daß ich schwerlich die Erlaubniß, öfter zu kommen, hoffen kann: Aber eben daher, weil ich nicht versichert bin, daß ich öfters kommen darf, habe ich mich dieses Glückes recht bedienen wollen.

Ich bitte noch einmal, wegen meines kühnen Unterfangens, gehorsamst um Verzeihung. Ich bin und bleibe lebenslang mit tiefster Ehrerbietung ꝛc.

Sogleich im nächsten Briefe kommen wir auf die Hauptäußerung von Grimms Gottschedianismus.

Friedrich Melchior Grimm an Gottsched.

Regensburg, den 28. Augusts 1741.

— Doch habe ich mich diesen Sommer an eine Arbeit gemacht, welche mir vielleicht wenig Ehre bringen wird. Nachdem ich nämlich der deutschen Schaubühne zweyten Theil mit vielem Vergnügen gelesen hatte, war mir in den Sinn gekommen, mich selbst an ein Trauerspiel zu wagen. Ein Werk, welches eines der schwersten in der ganzen Poesie ist. Eine neue Fabel zu erfinden, war mir zu schwer, und etwas zu übersetzen, war ich noch zu unvollkommen. Ich gerieth daher auf die Banise. Ich hatte sie vor einigen Jahren von unsern saubern Comödianten vorstellen sehen, aber Balacin reiste kreuzweis auf der Bühne herum und wir waren bald in Ava bald in Pegu. So sollte nun mein Trauerspiel nicht werden. Ehe ich mich an die Arbeit machte, las ich das Hauptstück der critischen Dichtkunst von Tragödien aufmerksam durch. Ich

Digitized by Google

arbeite nunmehr an dem dritten Aufzuge und habe die Einheit der Handlung, der Zeit und des Ortes, auch alle Regeln, die mir bekannt ſind, ſorgfältig in acht genommen. Dahero iſt auch das Werck nicht ohne Schwierigkeit. Ich muß in vielen Dingen Zieglers Fabel verändern und ſelbſt was erfinden. Bis auf die Meſſe hoffe ich damit fertig zu werden und ſie alsdann Ew. Hochedelgebohrnen Magnificenz zur Beurtheilung zu überſenden, nur damit ich neue Gelegenheit habe, Denenſelben ſchriftlich aufzuwarten. Soviel kann ich zum voraus von meiner Baniſe verſichern, daß ſie von dem troſtreichen Liede: Sollen nun die grünen Jahre, und andern Zieglerſchen Blümgen nichts weis. Doch hätte ich wohl beßer gethan, wenn ich vorher den erſten Theil der Schaubühne erwartet und geleſen hätte.

Die Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes habe ich leider! noch gar nicht geſehen und mein Buchhändler macht mir keine Hoffnung darzu, da ich doch eine unbeſchreibliche Begierde darnach habe. Wenn Herr Breitkopf, welcher ohnfehlbar der Verleger davon iſt, die Gefälligkeit für mich hätte, ſie entweder an den Buchhändler Montag, oder auch an mich, mit der Aufſchrift Grimm in der Mahlerſtraße wohnhaft, zu überſchicken: So wollte ich alle Meßzeit die Unkoſten durch einen regensburgiſchen Kaufmann erſetzen.

Ich ſchließe, damit Eure Hochedelgebohrne Magnificenz nicht allzu ungeduldig über dieſes lange Geſchmiere werden mögen. Ich unterfange mich hierbey, Eurer Hochedelgebohrnen unvergleichlichen Frauen Gemahlinn, als ein unbekannter Verehrer Ihrer preiswürdigen Gelehrſamkeit meine unterthänige Ehrfurcht zu bezeugen, und ich bin, mit unbeſchreiblicher Hochachtung ꝛc.

Schon am 18. September deſſelben Jahres wird die Baniſe überſandt — und Gottſched nimmt ſie wirklich in die Schaubühne auf, wie ſie ihm denn freilich beſonders willkommen ſein mußte, weil ſie, als Bearbeitung eines nach ſeiner Anſicht geſchmackwidrig behandelten Stoffes in reiner Form jene frühere Behandlung zu verdrängen geeignet ſcheinen konnte. Der junge Dichter iſt natürlich entzückt.

Friedrich Melchior Grimm an Gottſched.

Regensburg, den 12. December 1741.

Verzeihe, Grosser Mann, daß ich Dich wieder ſtöre,
Wodurch ich meinem Geiſt die größte Luſt gewähre.
Kömmt Dir mein Kiel zu oft, ſo denke ſtets dabey,
Daß Deine Gütigkeit davon der Urſprung ſey.
Ich wünſchte ſtets bey mir, mich ſollte Gottsched kennen,
Die Ehrfurcht ſelbſt, doch nein, ich muß es Kühnheit nennen,
Bewilligte den Schluß: Ein kühnes Unterſtehn,
Ließ, doch nicht ſonder Furcht, mich vor Dein Antlitz gehn.
Jedoch mein Kiel erſtaunt, wenn er zurücke denket,
Was damals Deine Huld ihm für ein Glück geſchenket.
Du ſetzt die Feder an, ſchreibſt mir mit eigener Hand,
Und ſchenkeſt mir dadurch ein unſchätzbares Pfand.
Iſts möglich? Grosser Geist, Du den die Klügſten ſchätzen,
Dir, den wir dem Horaz mit Recht zur Seite ſetzen,
Dem Frankreichs Boileau weicht, Du ſchreibſt mir Grosser Mann,
Und treibeſt mein Bemühn durch Deinen Beyfall an?
Ja, ja, es iſt geſchehn! Ich kann die Zeilen weiſen,
Die Deine Huld zugleich, als unvergleichlich, preiſen.

Digitized by Google

Ey, wer verdenkt mich itzt, da die Gelegenheit
Mir einen Zugang selbst zu Deiner Weisheit beut,
Daß ich Dir ehrfurchtsvoll nunmehro wieder schreibe,
Wodurch ich Dich vielleicht von größerer Arbeit treibe.
Mein Gottsched selbst verwirft mein Unterfangen nicht,
Ich weis, daß Deine Huld ein gutes Urtheil spricht,
Ja, wolltst Du schlechterdings mein Unterstehn verwerfen,
So würde man nicht mehr Dich, Gottsched nennen dürfen.

Das war denn nun freilich schülerhaft genug, und es geht auch in dieser Weise fort bis Grimm in Leipzig Gottscheds persönliche Bekanntschaft macht. Hier aber zeigt sich seine Bestimmung zu etwas Höherem darin, daß die Bildung, welche er ihm verdankt, ihm dazu verhelfen muß, sich von den einzelnen Urtheilen desselben, ja sogar von demjenigen unter den letztern, welches dem jungen Manne am leichtesten eingänglich gewesen war, frei zu machen.

Nach dem Abgange von der Universität war Grimm bei dem Grafen v. Schönberg, welcher sächsischer Reichstagsgesandter war, als Secretär, wie es scheint, eingetreten; auf diese Weise wohnt er zunächst 1745 in Frankfurt der Wahl Franz I. bei. Hier entwickelt sich bei ihm zuerst der Sinn für das äußere Leben und eine gewisse großstädtische Existenz. „Ich bin, schreibt er am 11. October, hier Zeuge von allen den großen Sachen gewesen, die hier vorgegangen, und habe ein besondres Glück gehabt, alle diese Dinge recht genau zu besehen und zu bemerken. Der Kaiser hat sich heute von der Stadt huldigen lassen u. s. w. Man hat hier die beste Gelegenheit unendlich vielerlei Arten von Menschen zu beobachten, und wo nur ein kleiner Theil von dem Geiste unserer komischen deutschen Dichterin auf mir ruhte, so glaubte ich recht gute Lustspiele im Original zu liefern."

Nachdem Grimm im Gefolge des genannten Herrn wieder in seine Vaterstadt gekommen war und hier eine zeitlang, wie seine Briefe zeigen, den Gottschedschen Interessen gehuldigt hatte, wie er denn z. B. eine Recension der Dresdner Ausgabe der Königschen Gedichte, in deren Vorrede Frau Gottsched angegriffen war, in die Regensburger Zeitung einrücken läßt, und für den „nöthigen Vorrath" sammelt, stoßen wir bei Gelegenheit einer Erwähnung der neuen Ausgabe der deutschen Schaubühne auf die Aeußerung: „was meine Vanise anbetrifft, so habe ich sie selber allezeit der Ehre, in dieser Sammlung zu stehen, unwürdig gehalten. Ich habe nach des Himmels Schluß zu keinem Dichter werden sollen, so sehr ich auch die Poesie liebe und verehre. Theils die Erkänntniß meiner natürlichen Ungeschicklichkeit, theils meine äußerlichen Umstände haben verursacht, daß ich die Poesie oder das Versemachen fast mit dem Anfange meiner akademischen Jahre aufgegeben. Ew. Magnificenz preiswürdige Gewogenheit, wodurch Sie alle junge Leute in ihren Versuchen aufzumuntern und beherzter zu machen trachten, war es, welche meiner Vanise in der deutschen Schaubühne einen Platz angewiesen. Da der Zweck der Aufmunterung bei mir wegfällt und ich dergleichen Beschäftigungen ganz aufgegeben, so haben Ew. Magnificenz vollkommenes Recht, bei einer neuen Ausgabe mein Stück auszulassen und durch ein würdigeres zu ersetzen. (10. April 1747.)"

Am 6. Juli desselben Jahres schreibt Grimm an Gottsched, der Herr v. Voltaire hat ganz neuerlich ein Mémoire sur la Satire herausgegeben, welches in Deutschland wohl noch nicht bekannt seyn wird, und das ich durch einen guten Freund, der dermalen in Paris ist, zu erhalten Hoffnung habe.

Digitized by Google

Ich habe auch bereits den Eingang und den erſten Abſchnitt davon geleſen und finde ihn ſo lehrreich für die Deutſchen, daß ich auf den Gedanken gerathen bin, es würde nicht übel ſeyn, wenn dieſes Mémoire in Deutſchland nachgedruckt würde. Eine Ueberſetzung davon zu machen, halte ich für unnöthig, weil die franzöſiſche Sprache bei uns ſo allgemein geworden, daß die jungen Herren, denen dieſe Schrift zur Lehre und Erbauung geſchrieben, ſie meiſtens in der Grundſprache verſtehen werden. Wohl aber wäre ich geſonnen eine Einleitung von dem Nutzen dieſer Schrift, den ſie in Deutſchland haben könnte in franzöſiſcher Sprache beizufügen, in welcher ich mich bey meiner itzigen Station ziemlich feſt habe ſetzen müßen. Es kommt alſo darauf an, ob irgend Hr. Breitkopf, dem ich in beyliegenden Zeilen davon Meldung gethan, dieſe Schrift in Verlag nehmen wollte u. ſ. w. Um aber Ew. Magnificenz eine Idee von dieſer Schrift überhaupt zu geben, ſo eröffnet Hr. Voltaire in der Einleitung ſeine Gedanken über die Satire überhaupt, und weiſt, wie ſelten ſie in gehörigen Schranken bleibe, wie nahe ſie mit der Schmähſucht verwandt ſey, und wie wenig zu allen Zeiten die preiswürdigſten Männer davon verſchont geblieben wären" u. ſ. w. Dieſer Brief ſteht ſchon ganz auf dem Uebergange von Grimms früherem Standpuncte zu ſeiner ſpäteren Thätigkeit. Die Verbreitung der Voltaireſchen Schrift in Deutſchland ſollte offenbar im Intereſſe Gottſcheds geſchehen, um die Schweizer mit einer gewichtigen Autorität zu ſchlagen, aber zugleich will Grimm hier ſchon ein franzöſiſches Werk im Original nach Deutſchland verpflanzen, ja ſelbſt franzöſiſch ſchreiben — ſo wie er ſchon in dem zuletzt angeführten Briefe, in dem er ſich ſelbſt das Talent für Poeſie abſpricht, für die er ſich gleichwohl intereſſire, ohne es zu wiſſen auf ſeine ſpätere Beſchäftigung als Colporteur fremder Poeſie hinweiſt.

Schon am 18. Dec. 1748 meldet Grimm ſeinem Leipziger Gönner, daß er eine Reiſe nach Frankreich beabſichtige. Er ſcheint in Paris Secretär bei dem Grafen von Frieſen (Comte de Frise), königl. polniſchen und churfürſtl. ſächſiſchem Geſandten geworden zu ſein. Der erſte Brief von dort, welcher in der Sammlung aufbehalten worden, iſt vom 30. Nov. 1751. Hier heißt es gleich ſehr charakteriſtiſch; „Nur bitte ich mir meiner Seits von Ew. Magnificenz ein Bischen mehr Freundſchaft für meine Franzoſen aus. Ich weiß nicht wer Ew. Magnificenz die Pariſer Artikel in dero Journal liefert, ich kann verſichern, daß ſie meiſt ohne Grund und theils lächerlich ſind. Zum Exempel Alles was von der Opera und von M. Rameau geſagt iſt. M. Rameau wird von allen Kennern für einen der größten Tonkünſtler, die jemals geweſen gehalten und mit Recht. Ew. Magnificenz dürfen nur leſen, was mein ſehr guter Freund Mr. D'Alembert in der Vorrede zur Encyclopedie von ihm ſpricht. Die ganze Hiſtorie von M. Diderot iſt falſch und ehrenrührig für einen Mann, der mit Recht hier unter die Zahl der größten Köpfe gerechnet wird. So wollte ich auch Ew. Magnificenz etwas mehr Freundſchaft für den Herrn v. Voltaire beyzubringen wünſchen. Die Franzoſen ſind an ſich ſo ſchätzbar und ſind uns Deutſchen ſo gewogen, als es Ew. Magnificenz immer glauben können. Dero Name iſt ſeit einiger Zeit in Paris in ſolchen Ehren, daß dieſes wohl einige Gegenfreundſchaft verdient. Wenigſtens ſollte es mir, der ich mit allen hieſigen Gelehrten in genauer Freundſchaft ſtehe, und unter andern mit der Familie des Herrn von Voltaire, wohl leid thun, wenn man erführe, daß Ew. Magnificenz ſo ſcharf mit der Nation verfahren."

Digitized by Google

Man sieht leicht — es hätte Gottscheden nur ein Wort gekostet, so hätte ihm Grimm jetzt schon dieselben Dienste geleistet, die er später Göthen leistete. Grimm lebte sich sehr bald ganz in den französischen Litteratenkreis ein. „Ich habe, schreibt er den 3. Febr. 1752, vor einigen Wochen dem Graf Einsiedel, der von hier nach Deutschland gegangen, einen Kalender unter Ew. Magnificenz Adresse mitgegeben, Almanac historique de tous les spectacles. Ew. Magnificenz werden die Gütigkeit haben und ihn in meinem Namen der Frau Professorin zu überreichen, der ich mich zugleich gehorsamst empfehle. Den Artikel der das deutsche Theater betrifft, habe ich geliefert. Aus beyliegenden Blättern eines unserer Journale, dessen Verfasser sich Freron nennt, werden Ew. Magnificenz ersehen, in was für Ehren Dero Name in Paris ist .... Ich habe gestern eine kleine Schrift unter die Presse gegeben. Sie hat diese Aufschrift: Lettre de M. Grimm sur Omphale Tragédie lyrique reprise par l'Académie de la Musique le 14. Janvier 1752. Obwohl verschiedene Stellen in Deutschland nicht verständlich seyn können, werde ich doch nicht ermangeln Ew. Magnificenz ein Exemplar davon zu überschicken. Mad. de Graffigny hat mir kürzlich aufgetragen der Frau Professorin tausend Complimente zu machen und der Herr von Fontenelle ebensoviel an Ew. Magnificenz." Vom Herbst dieses Jahres an schreibt er nur noch französische Briefe, da er doch wissen mußte, wie viel Werth Gottsched gerade auf deutsche Correspondenz legte. J'aurai l'honneur de vous envoyer par la première occasion les observations du Roi Stanislas sur le discours de Mr. Rousseau et le discours qui a été couronné par l'académie française et qui est fort plat. Il est d'un Jesuit de Dijon. Il est fort singulier que Mr. Rousseau ait converti ici presque tous les philosophes, qui avec quelques limitations conviennent tous qu'il a raison; je pourrais nommer entre autres Mr. D'Alembert et Mr. Diderot.

Da indessen Gottscheds Tendenzen größtentheils den Franzosen, wenn auch freilich der älteren Schule derselben entlehnt waren, so konnte es nicht fehlen, daß Schüler und Meister gelegentlich gemeinschaftlich wirkten. Man erinnert sich der Polemik St. Evremond's gegen die Oper, aus welcher Gottsched die Waffen geholt hatte, mit welcher er dieselbe in Deutschland bekämpfte. Dem Gottschedianer mochte diese Sache frischer im Gedächtniß sein als dem Franzosen und so trat denn Grimm, der auch mit musikalischen Kreisen, wie er selbst andeutet, in Verbindung stand, aufs neue gegen das musikalische Drama auf und zwar mit der Schrift le petit prophète de Boehmischbroda, welche ihrerseits wiederum die Frau Gottsched frei ins Deutsche übertrug, um Weissens Operette „der Teufel ist los" Abbruch zu thun. Ferner war die Dauphine eine Deutsche, folglich mußte Gottsched gelegentlich eine Ode an sie dichten, und Grimm Mittel und Wege ausfinden, dieselbe an ihre Adresse zu befördern. Auch ward derselben die Uebersetzung oder Bearbeitung der deutschen Grammatik Gottscheds, welche Grimm angefertigt hatte, zugeeignet, wo denn das Interesse beider Männer vollends in Eins zusammenfiel. Und endlich war auch Grimm ursprünglich Mitbegründer des Journal étranger, das folglich, was Deutschland anbetraf, Gottscheds Wirksamkeit zum Mittelpuncte seiner Berichte gemacht haben wird. Vielleicht bezog sich eine Reise nach Sachsen, die Grimm im Herbste des Jahres 1753 unternahm, auf dieses Unternehmen. Die folgenden Briefe geben über diese Dinge nähere Auskunft,

Digitized by Google

und sind auch um mancher zur Sittenschilderung der Zeit gehörigen Züge willen der Mittheilung würdig.

Grimm an Gottsched.

Paris le 23. Juin 1753.

Il y a un siecle, Monsieur, que je me propose d'avoir l'honneur de repondre à votre dernière. Mes distractions, un genre de dissipation dont on ne se garantie jamais bien à Paris, et cent mille autres raisons toutes aussi mauvaises sont cause d'un silence que je me reproche tous les jours deux fois regulierement en me levant et en me couchant. Je me flatte Monsieur, que vous ne doutés pas de mes sentimens et de mon attachement qui certainement ne finira qu'avec ma vie. Je n'ose presque vous envoyer le petit Prophete de Boehmischbroda, on en a fait une edition chès vous! il est affreux que vous l'ayés reçu autrement que de ma main. Je vous l'envoye pourtant, avec une comedie de M. Rousseau dont la preface à fait beaucoup de bruit. Le Prophete a eu un succés prodigieux à Paris, on en a fait trois editions en moins d'un mois, je vous envoye la veritable faite sous les yeux de l'auteur. Pour bien entendre cette brochure, il faudroit etre au fait de mille petites circonstances qu'on ne sçauroit expliquer aux Etrangers et qui font le sel de la plaisanterie. Il nous arrive de tems en tems des brochures de vos cantons, au sujet de la scandaleuse querelle de Voltaire et de Maupertuis. Vous avés eu sans doute le premier à Leipsic et vous devés etre au fait de beaucoup de choses que nous ne sçavons pas à fonds. Maupertuis est ici depuis un mois, je l'ai vu à la promenade, et je dinerai avec lui un de ces jours chéz un de mes amis. En attendant on a imprimé la traduction de votre grammaire. Voici ce qu'on en a dit dans le Mercure.

M. Gottsched celebre en allemagne par le bon gout de litterature qu'il y a repandu, et en France, par les eloges que lui a donnés un homme de beaucoup d'esprit qui ne loue que les gens louables et qui les loue bien, est l'Auteur de la grammaire que nous annoncons. Nous y avons trouvé la clarté, l'ordre et la logique qu'on desire souvent inutilement dans les ouvrages de cette nature. Vous voyès, Monsieur, que dans cet eloge un rayon de votre gloire à rejailli sur moi, j'en ai toute la fierté possible. Personne ne sçauroit avoir plus de veneration, plus d'attachement plus de tendresse pour vous que je n'en ai. Je vous supplie d'en etre persuadé. Vous aurés la bonté de me mettre aux pieds de Madame Gottsched et de m'y laisser le reste de ma vie. Je suis dans une ignorance parfaite de tout ce qui se passe sur le Parnasse Saxon, je ne sçaurois m'adresser mieux qu'à son Président pour en avoir des nouvelles. J'ai l'honneur d'etre avec la veneration la plus parfaite etc. etc.

P. S.

Mon adresse est à l'hotel de Frise Rue basse du Rempart Fauxbourg St. Honorè, sans autre qualité, car je n'ai plus celle de Secretaire du Comte de Frise. Les gens de lettres de ce païs-ci aimant mieux n'etre

Digitized by Google

rien que d'etre attaché à quelqu'un, j'ai suivi leur exemple et je me suis fait un petit revenu d'une occupation litteraire, mais quoique je n'aye plus l'honneur d'etre attaché à M. le Comte de Frise, j'ai pourtant celui de demeurer dans sa maison. Je vous supplie Monsieur, d'etre exact dans les adresses pour la sureté de vos lettres. Je vous envoye aussi les trois Chapitres; suite du petite prophète. Vous devriès les imprimer en Saxe de meme que les prophetes, d'autant plus que cela est extremement rare ici. Le Devin du village est un Intermede charmant dont les paroles et la Musique sont de M. Rousseau.

Derſelbe an Denſelben.

Paris le 2. Mai 1754.

Je profite, Monsieur, d'une occasion qui se presente pour vous envoyer le premier volume du journal etranger, c'est une rapsodie à la quelle je n'aurai plus aucune part dans la suite. il n'y a que la préface pour la quelle je vous demande votre indulgence. J'ai été presque toujours incommodé depuis mon retour c'est ce qui m'a empeché de vous donner de mes nouvelles, mais vous connaissés mon attachement invariable, qui n'a fait que se fortifier dans mon dernier voyage. Si dans la suite vous aviés à faire connaitre quelque chose par le journal etranger quoique je n'y aye plus aucune part, j'aurai assés de credit pour l'y faire mettre. Je vous supplie de faire ma cour à Madame Gottsched et d'etre persuadé des sentimens les plus vifs et les plus distingués avec les quels je serai toute ma vie. etc. etc.

P. S.

Mon adresse est: rue basse du rempart Fauxbourg Saint Honorè à l'hotel de M. le Comte de Frise. Je vous supplie de ne me jamais donner de qualité ni de titre. L'un et l'autre sont ridicules en ce païs-ci où l'on trouve qu'un honnete homme ne peut rien porter de plus honorable que son nom tout court. J'aurai l'honneur de vous ecrire plus au long dès que je me porterai mieux.

Derſelbe an Denſelben.

á Paris le 10. Sept. 1754.

Il y a Monsieur, un siecle que je me propose d'avoir l'honneur de vous ecrire. des distractions, et des chagrins m'en ont empeché. Toutes nos allarmes n'ont été que trop justifiés par la perte qu'un de mes meilleurs amis M. le Baron d'Holbach vient de faire. Madame d'Holbach sa femme vient de nous etre enlevé à l'age de 24 ans. Nous sommes inconsolables. Cette femme etoit un ange. elle avoit toutes les vertus, elle etoit adorée de son mari et faisoit le charme et la douceur de sa societé. Sa maison etoit la plus agréable de Paris. Tous les gens de lettres d'une certaine reputation y alloient et y alloient d'amitié; jamais je n'ai été plus affligé, jamais femme n'a fait plus de malheureux, jamais femme n'a été plus vivement et plus universellement regrettée, d'autant plus

Digitized by Google

respectable que née et elevée à Paris elle en avoit recueilli tous les avantages sans en garder aucun travers. Enfin, Monsieur, c'étoit un Allemand qui faisant un bon usage d'une fortune considérable, étoit parvenu à avoir la meilleure maison de Paris en rassemblant chés lui tous les gens d'un merite superieur. Nous ne passions pas un jour sans y diner ou y souper. Cette maison subsistera toujours mais elle est devenue un tombeau pour le mari et tous les amis de cette femme. Nous allons faire un voyage pour nous eloigner d'un endroit où nous venons d'être foudroyés. Nous irons à Lyon, Marseille, Montpellier et comptons d'être de retour à Paris à la fin d'Octobre où j'espere de recevoir de vos nouvelles. Tous ces malheurs m'ont empeché d'arranger l'affaire de vos portraits avec M. Will cela se fera à mon retour.

Je vous supplie, Monsieur de me dire à qui il faut ecrire pour remercier la Societé qui s'est formée sous vos auspices de l'honneur qu'elle m'a fait de m'y aggreger. J'ai remarqué que le diplome n'est pas signé par vous, il m'en est moins cher, vous n'avés qu'à m'en faire expedier un autre qui soit dans la regle. Vous aurés la bonté de me mettre au fait des formalités à fin que je ne manque à personne. Vous avés appris depuis que n'ai plus aucune part au journal etranger, et qu'à l'exception de la preface que vous devès avoir reçue, je n'en ai jamais eu.

Je vous supplie, Monsieur de presenter mes hommages à Madame Gottsched et d'etre persuadé du respectueux et inviolable attachement avec lequel je serai toute ma vie etc. etc.

Spätere Briefe von Grimm sind nicht vorhanden. Schon daß sich jetzt bei Diderot allmählig die Opposition gegen die Tragödie des alten Styls ausbildete, kann ihn dem alten Meister entfremdet haben, vielleicht hat auch von von den gründlicheren Angriffen auf ihn, die Lessing in der Vossischen Zeitung begonnen hatte, in Frankreich etwas verlautet, wenn nicht vielleicht überhaupt dem eigenthümlich organisirten Manne, welcher, ohne eigene Schöpferkraft, die bedeutende geistige Bewegung, in die er sich in Paris versetzt sah, auf bemerkenswerthe Weise in sich aufzunehmen und zu reproduciren wußte, die Zänkereien der deutschen Kritiker von hier aus, wo es einen Feldzug gegen das altfranzösische Geschmacksreich selbst galt, ganz und gar wie eine Batrachomyomachie vorgekommen sind.

Was übrigens Grimms spätere Verbindungen mit Deutschland anbetrifft, so dürften sie ursprünglich mit dem Hofe zu Gotha angeknüpft worden sein, mit welchem Gottsched selbst, wie an einer andern Stelle gezeigt worden, in Verhältnissen stand und an dem sich die vorwaltend französische Bildung bekanntlich sehr lange erhalten hat. Schon 1752 soll Gottsched gewisse ihm bestimmte Zusendungen aus Paris durch ein an den Bibliothekar Klüpfel in Gotha zu übermachendes Paket erhalten. Wie gänzlich Grimm hier die Lehren seines alten Meisters vergessen, mag der Umstand beweisen, daß er in seiner bekannten Correspondenz Part. I. Tom. III. p. 52 das verlorne Paradies der Iliade an die Seite stellt, sowie, daß man hier bei Gelegenheit der Poetik von Marmontel folgende Stelle liest: Poètes, ayez du génie: sachez vous quitter, prendre toutes les formes, imiter tous les aveux, vous abandonner à tous les transports, ou bien ne touchez jamais à la lyre d'Apollon, à moins qu'un destin plus propice, par une faveur plus grande encore ne vous ait associés à un petit

Digitized by Google

nombre d'hommes privilégiés qui ont su allier la force du génie avec cette pureté, cette élégance, cette harmonie paisible et douce et cette sorte de tranquillité enchanteresse qui fait le caractère de leurs ouvrages. Poëtes, voilà votre poëtique et je n'en connois point d'autre. Und ſo verſteht es ſich im Grunde ganz von ſelbſt, wenn Grimm endlich im März 1769 bei Gelegenheit einer Ueberſetzung des Hermann von v. Schönaich, bei welcher man die Vorrede Gottſcheds und die Briefe Voltaires nicht vergeſſen hatte, folgendermaßen urtheilt: Ces deux lettres de Mr. Voltaire sont des lettres de pur compliment écrites pendant son séjour à Leipsick, après son départ de Berlin, et ne signifient rien du tout. Je pardonne à M. Eidou — dem Ueberſetzer — d'avoir traduit le poeme héroique de Mr. le baron de Schonaich, parcequ'on le dit mauvais et qu'il est regardé comme tel en allemand. Malgré tous les efforts que Mr. Gottsched a faits pour nous cogner le nez sur les beautés sans nombre de ce poeme, il est tombé tout à plat, et M. Eidous ne le relevera pas en France de sa chute en Allemagne.

Digitized by Google

XII.

Von Schönaich.

Im ersten Abschnitte ist die formale Regelrichtigkeit als Gottscheds wissenschaftliches Princip aufgestellt, und die ausschließliche Herrschaft, welche dieselbe in seiner Anschauungs- und Denkweise gewonnen, aus seinem Anschlusse an die Wolffsche Verstandesphilosophie erklärt worden. Nun hätte man vielleicht erwartet, ich würde in der Darstellung seines wissenschaftlichen Lebensganges das Einzelne aus dieser Grundanschauung abzuleiten und denselben aus ihr gleichsam zu reconstruiren versuchen. Aber eine solche Methode würde, wie sie immer in Gefahr ist, in ein gewaltsames Verfahren umzuschlagen, gerade hier am wenigsten anzuwenden sein, insofern es sich bei Gottsched gar nicht um stufenweise auf einanderfolgende Phasen handelt, wie man sie bei den spätern großen Dichtern unseres Volkes nachgewiesen hat, sondern lediglich um eine Reihe von Einzelnheiten, die sich dem allgemeinen, sich immer gleichbleibenden Principe ohne weitere Mittelglieder einfach unterordnen. Gottsched dringt eben auf ein rationelles Verfahren in der Poesie, in der Redekunst, in der Orthographie, in dem Gebrauche der grammatischen Formen — das ist alles — auch liegt nicht eben in der Anwendung des Einen Grundsatzes auf diese verschiedenen Gebiete eine Reihefolge, sondern nur seine Bücher erscheinen nach und nach; der Sache nach hat er Alles dieses von Anfang an zumal ins Auge gefaßt und auf seine Behandlung hingearbeitet. Wäre dem aber auch nicht so, ließe sich auch bei Gottsched eine innere Entwickelung nachweisen, so würde ich doch hier, wo ich es nur mit einem gegebenen Stoffe und seiner Verarbeitung zu thun habe, bei welchem manche Seite seiner Thätigkeit wenig oder nur in untergeordneter Weise in Betracht kommt, und jedenfalls für die Vollständigkeit einer Abspiegelung aller einzelnen wissenschaftlichen Lebensäußerungen keine Gewähr gegeben ist, nur mit großer Gewaltsamkeit das Gepräge der Zufälligkeit, welches die einzelnen Abschnitte tragen, haben verwischen können. Indessen wie auch sonst das Princip organischer Gestaltung sich selbst bei dem widerstrebendsten Material und ohne unser Zuthun wunderlich Bahn zu brechen pflegt, so ist es auch hier. Es ist schon in dem genannten grundlegenden Abschnitte angedeutet worden, wie in Gottscheds litterarischer Stellung in einem gewissen Zeitpuncte ein Wendepunct eintritt, der freilich keine innere Weiterentwickelung seines Principes in sich schließt, sondern nur dadurch entsteht, daß er durch etwas Neuentstehendes in den Hintergrund und in eine schiefe Stellung gedrängt wird. Die Mißgriffe seines Alters sind darauf zurückgeführt worden, daß er die bloße Correctheit auch noch dem gegenüber,

Digitized by Google

was auf einer höheren Stufe stand, und die Correctheit selbst bereits in sich trug, also ihre Einschärfung überflüssig gemacht hatte, geltend machen wollte. Dieß zeigt sich am allerausdrücklichsten in der Begünstigung einer gewissen litterarischen Erscheinung, die, wie sie das letzte entschiedene Auftreten Gottscheds veranlaßte, der, als er in diesem Puncte geschlagen war, in die allgemeine Mißachtung versank, die noch heute fortdauert, in der angeführten Beziehung zugleich seine Thätigkeit innerlich abschloß. Und insofern nun gerade in Bezug auf diese Erscheinung in unserer Briefsammlung ein reicher und für den, welcher sich überhaupt auf diese Dinge einlassen mag, sehr merkwürdiger Stoff vorliegt, wird dieser an sich ganz compilatorischen Arbeit das Glück zu Theil, daß das Ende dem Anfang abschließend begegnet.

Der Streit mit den Schweizern währte in den vierziger Jahren beständig fort, ohne daß Gottsched, der auch noch immer vielleicht persönlich keinen Theil an ihm nahm, sich durch ihn in seiner unabhängigen Thätigkeit besonders hätte stören lassen. Ja es war selbst die Wirkung der gegen ihn gerichteten Schriften so gar durchgreifend nicht. Gottsched war nicht mehr die einzige Autorität im Fache der deutschen Litteratur, er hatte Gegner gefunden, ebenbürtige, vielleicht überlegene, auf deren Seite sich viele schlugen, aber was er sagte, ward doch noch gar sehr in Rechnung gezogen, er nahm noch immer eine geachtete Stellung ein. Man erinnere sich nur der oben angeführten Stelle von Meier, wo dieser dem Lehrlinge zwar zuerst Breitingers, dann aber doch auch Gottscheds kritische Dichtkunst in die Hände geben will. Uns Heutigen, die wir eine Uebersicht darüber gewonnen haben, welches die Bedeutung jenes Streites war, ist dieß nicht ohne Weiteres begreiflich; wir meinen die Forderung des Positiven müsse das Princip der bloßen Correctheit sogleich ganz zu Boden geschlagen haben. Aber wenn man die Verhältnisse näher ins Auge faßt, wird man den Vorgang nur natürlich finden. Die Schweizer hatten sich von vorne herein mit Gottsched zu sehr auf Einen Boden gestellt, oder es lag vielmehr in dem allgemeinen Entwickelungsgesetz der Geschichte, daß sie nur erst Einen Schritt über ihn hinausgingen. Gottsched wollte Alles durch die Theorie bewirken, indem er das positive Element des Talentes u. s. w. als etwas durch sie erst zu bildendes voraussetzte und nach und nach ganz in den Hintergrund treten ließ. Dieß bestritten die Schweizer, aber sie stellten dagegen nur eine andere Theorie auf — wie hätten sie nun eine gründlich umgestaltende Wirkung ausüben sollen, da die Krankheit der Zeit gerade in dem Verwalten der Theorie lag — ganz abgesehen davon, daß es überhaupt niemals die Theorie gewesen ist, welche eine Wirkung ausgeübt hat, sondern immer nur die That, und die Theorie nur insofern, als sie selbst eine That ist. In diesem besondern Falle kam noch etwas anderes hinzu. Die Schweizer behaupteten nicht in der Theorie sei das Heil zu suchen, sondern in der Einbildungskraft, dem menschlich Erlebbaren, welche sich selbst Bahn brächen und Gesetze bildeten, die man denn hinterher in eine Theorie sammeln möge. Sie belegten dieß mit dem Verfahren früherer Dichter, und insofern wäre nichts dagegen einzuwenden, allein da es doch zunächst darauf ankam, die deutsche Litteratur in Gang zu bringen, und für sie einen lebendigen Lebensquell zu eröffnen, so lag darin gerade dieß nur auf dem Wege der Theorie geltend zu machen, offenbar ein innerer Widerspruch. Es war mit einem Worte die poetische Impotenz der Schweizer, das Ausbleiben eines bedeutenden Werkes,

Digitized by Google

das in ihrem Sinne geschrieben gewesen wäre, was Gottsched so lange bei ihren Angriffen ruhig schlafen ließ.

Dagegen sehen wir Gottsched plötzlich als Klopstocks Messias erschien, aus seiner Ruhe aufgerüttelt, und mit Hand und Fuß gegen die neue Erscheinung kämpfen. Dieses Werk stellt sich als sein besonderer Feind dar, den er mit solcher Unbarmherzigkeit verfolgt, daß man meinen möchte, er hätte in ihm den specifischen Gegensatz erkannt, der ihm den Garaus zu machen bestimmt sei, so wie manche Thiergattung vielleicht nur von einer einzigen bedroht ist, die zu seiner Vertilgung oder zur Einschränkung seiner Ausbreitung von der Natur bestimmt zu sein scheint, so daß der Kampf gegen sie recht eigentlich als ein Theil der Wesenheit der ersteren betrachtet werden kann. Woher nun diese plötzliche fieberhafte Aufregung, die doch bloß daraus, daß Klopstocks Messias nur überhaupt ein bedeutendes Werk war, das nicht unter seinem Einflusse entstanden war und zu dem er so zu sagen seinen Segen nicht gegeben hatte, nicht erklärt werden kann; denn Lessings Miss Sara Sampson, die seinem Princip doch auch ans Leben geht, hat ihn niemals so sehr in Bewegung gesetzt — woher also dieser verzweifelte Kampf?

Daher, daß in Klopstocks Messias in der That das ihm entgegenstehende Element verwirklicht wurde, daß derselbe als der längst geglaubte, längst erwartete, längst prophezeihte poetische Messias der Schweizer erschien — daß in ihm die durchschlagende positive Leistung im Sinne der letztern vorlag, welche so lange vermißt worden war.

Die Litteraturgeschichten haben dieses Verhältniß nicht hinreichend ans Licht gestellt. Es herrscht in ihnen überhaupt eine Neigung vor, die Geschichte der deutschen Litteratur als eine Reihe von glänzenden Erscheinungen darzustellen, die wie Meteore am geistigen Himmel auftauchten und ebenso zusammenhanglos sind wie diese. Man giebt sich wenig damit ab der empirischen Verkettung der einzelnen Richtungen, Schulen und Erscheinungen nachzuspüren. Es ist freilich wahr, daß durch diese dieselben nicht erklärt werden würden. Die letzte Wesenheit in einer geistigen Erscheinung und vollends in einer bedeutenden Persönlichkeit ist immer etwas Neuhinzutretendes, das sich aus dem früheren eben nicht ergiebt, ein innerer Grund, der sich dieses letztere in Form von Bedingungen dienstbar macht. Aber wenn theils nach der Lehre der Logik, wo alle Bedingungen vorhanden sind, die Sache selbst in die Wirklichkeit tritt, so wird anderntheils, wenn eine Litteraturgeschichte möglich sein soll, diese sich doch vorzüglich in dem Pragmatismus der Ableitung des Einem aus den andren bewegen müssen; jenem positiven Kerne seinen Ort anzuweisen, seine Natur zu ermitteln, und die Verhältnisse der einzelnen derartigen Kerne zu ermitteln würde mehr als die Aufgabe der Geschichte selbst die einer Philosophie der Geschichte sein, die denn doch selbst auf der allergründlichsten und allseitigsten Erforschung des Einzelnen und seiner empirischen Beziehungen beruhen müßte. Und wenn wir demnach hier, wo vielleicht schon die bloße Erwähnung einer andren Anschauungsweise kaum am Orte war, im Gebiete dieser letzteren Beziehungen stehen bleiben, dürfte sich der barocken und immer unverdaulichen Erscheinung des Messias kaum auf einem andren Wege etwas abgewinnen lassen, als auf dem Bezeichneten.

Die Schweizer begrüßten den Messias mit Freuden, weil er eine dem verlornen Paradies ähnliche Erscheinung war, das ist allgemein anerkannt und

Digitized by Google

leicht gesagt. Aber das Klopstockſche Gedicht mußte in ihren Augen geradezu eine noch höhere Stelle einnehmen als das Miltonſche — wie ſie denn doch überhaupt ihre Anſichten nicht einfach vom Milton allein abſtrahirt, ſondern in ihm nur beſtätigt gefunden hatten und gleichſam die vollſtändigſte Exemplification derſelben in ihm erblickten. Man denke zuerſt an das Wunderbare. Es iſt an ſeinem Orte angeführt worden, was Breitinger unter dem Wunderbaren verſteht, wie er unter den Maaßſtäben deſſelben wenigſtens das allgemein angenommene auch nahmhaft macht, wie er ſelbſt ein Wunderbares annimmt, „das ſich auf den allgemeinen Wahn gründet", und wie für das im Grunde allerwunderbarſte und folglich neueſte und poetiſcheſte das chriſtlich Wunderbare erklärt wird. Breitinger verweiſt bei dieſer Gelegenheit (S. 159) ausdrücklich auf Bodmers Vertheidigung des verlornen Paradieſes. Klopſtocks Meſſias mußte dieſes Wunderbare in einem höheren Grade beſitzen, denn es behandelt einen neuteſtamentlichen Inhalt, der uns als Chriſten doch immer näher liegt als ein altteſtamentlicher — ja er mußte dafür gelten das Höchſte in dieſer Beziehung zu leiſten, da er ja das Wunder aller Wunder, die Erlöſung, beſingt; er mußte alſo für das höchſte mögliche Gedicht überhaupt gehalten werden. Eben ſo entſpricht der Meſſias der Forderung, daß das Gedicht eindrucksvolle Beſchreibung enthalte in höherem Grade. Milton mußte neben Klopſtock noch zu kalt, zu objectiv erſcheinen; er beſchreibt z. B. bei der Schilderung des Paradieſes offenbar bisweilen nur um zu beſchreiben, während Klopſtock mit ſeinem gewaltigen ſinnlichen Apparat von Donnern und Sonnen bloß darauf ausgeht, uns unaufhörlich zuzuſetzen und in unſere Herzenshärtigkeit gleichſam Breſche zu ſchießen. Das Pathologiſche iſt bei dem deutſchen Dichter im hohen Grade vorwaltend; man kann namentlich ſein muſikaliſches Element hierauf zurückführen. Schon bei den beſchreibenden Dichtern, an welche die Schweizer zunächſt dachten, z. B. bei Brockes, iſt das Maleriſche für das ſinnliche Auge berechnete häufig ſeinem Eindrucke nach muſikaliſch, wie etwa die Beſchreibung des Mondſcheins bei Brockes; hier wird nun dieß in ſeiner eigenen Form ergriffen und ohne die Stütze der Sichtbarkeit angewendet. Man wird auch den Grund, weßhalb die Schweizer ſich nach dem Erſcheinen des Meſſias unmittelbar zum Hexameter bekehrten, darin finden dürfen, daß dieſer Vers ſich in ſeiner Vielgeſtaltigkeit am beſten zum unmittelbaren Ausdrucke des Gemüthszuſtandes eignete und wiederum auf dieſen einzuwirken vermochte. Wenigſtens von einem Theil der Oden ſchreibt Herder an Merck „daß da jeder Tondruck Veränderung im Ton des Herzens wird — unſäglich." Und wenn wir endlich auf das zurück gehen, was dieſem Allen zu Grunde liegt, und was Bodmer für das weſentlichſte Merkmal der wahren Dichtung erklärt: Affect, Begeiſterung, ſo findet dieß offenbar bei Klopſtock in höherem Grade ſtatt, als bei Milton; denn letzterer hat in ſeinem ſtarren ohne Ausnahme männlich endenden blanc verse etwas Kaltes, Knappes, Trotziges, Reſignirtes, wogegen Klopſtocks Hexameter hymnenartig dahinrollt, wie ein mächtiger nie verſiegender Strom — womit denn auch der Inhalt gar wohl übereinſtimmt; denn der Fall des Menſchengeſchlechtes kann doch nimmer mit ſo voller froher Begeiſterung beſungen werden, wie die Erlöſung deſſelben.

Wir dürfen uns über dieſes Verhältniß nicht wundern, denn Klopſtock hatte ſich der Theorie der Schweizer ſelbſt angeſchloſſen und an ihr gebildet. „Ich war ein

Digitized by Google

junger Menſch", ſchreibt er 1748 an Bodmer, „der ſeinen Homer und Virgil las und ſich ſchon über die kritiſchen Schriften der Sachſen im Stillen ärgerte, als mir ihre und Breitingers in die Hände fielen. Ich las oder vielmehr ich verſchlang ſie, und wenn mir zur Rechten Homer und Virgil lag, ſo hatt' ich jene zur linken um ſie immer nachſchlagen zu können." Daher ſagt er denn auch noch ſpäter in der Abhandlung von der Natur der Poeſie: „Batteux hat nach Ariſtoteles das Weſen der Poeſie mit den ſcheinbarſten Gründen in der (sic) Nachahmung geſetzt. Aber wer thut, was Horaz ſagt: Wenn Du willſt daß ich weinen ſoll, ſo mußt Du ſelbſt betrübt geweſen ſein! ahmt der bloß nach? Nur alsdann hat er bloß nachgeahmt, wenn ich nicht weinen werde. Er iſt an der Stelle desjenigen geweſen, der gelitten hat. Er hat ſelbſt gelitten. Wenn mein Freund beinahe das empfindet, was ich empfinde, weil ich meine Geliebte verloren habe und dieſen Antheil an meiner Traurigkeit andern erzählt, ahmt er nach? Von dem Poeten hier weiter nichts als Nachahmung fordern, heißt ihn in einen Acteur verwandeln, der ſich vergebens als einen Acteur darſtellt. Und vollends der, der ſeinen eigenen Schmerz beſchreibt! Der ahmt alſo ſich ſelbſt nach!" Ferner: „Das Weſen der Poeſie beſteht darin, daß ſie, durch die Hülfe der Sprache eine gewiſſe Anzahl von Gegenſtänden, die wir kennen oder deren Daſein wir vermuthen, von einer Seite zeigt, welche die vornehmſten Kräfte unſerer Seele in einem ſo hohen Grade beſchäftigt, daß eine auf die andere wirkt und dadurch die ganze Seele in Bewegung ſetzt."

Den ſchlagendſten Beleg für den unmittelbaren Zuſammenhang zwiſchen der Theorie der Schweizer und Klopſtocks Meſſias giebt eine Urkunde, die ich, obgleich ſie in einem ganz zugänglichen Buche ſteht, in den Litteraturgeſchichten nirgend erwähnt finde, nämlich die lateiniſche Rede, mit welcher er von Schulpforte Abſchied nahm. Sie enthält geradezu einer Ankündigung des Meſſias und iſt in C. F. Cramers Klopſtock Er und über ihn, Erſter Theil 1780. S. 99—132 gedruckt. Die Anſicht, nach welcher die religiöſe Dichtkunſt als die höchſte zu betrachten, zeigt ſich hier in ihrer völligen Ausbildung, und was bei den Schweizern aufzudämmern beginnt, daß alle Dichtung eine Beziehung auf den Volksſtamm habe, tritt ebenfalls ſchon deutlicher hervor. Si quicquam, ſo beginnt Klopſtock, ob amplitudinem suam et sublimitatem humano ingenio dignum est existimandum; si in augustam rerum seriem quicquam mentem introducit, atque ibi exspatiatam immortali voluptate perfundit, illud sane praecipua ac princeps naturae imitatrix poesis est; sed illa poesis, quae tamquam ceterarum omnium artium regina incedit, novoque res ordine ita componit, ut, pulcritudinis ubique naturalis ac perfectionis summae studiosa, creatricis nomine insignienda esse videatur. Es fragt ſich nun, welche dieſe ſei. Facili igitur negotio omnes mecum Auditores intelligitis de ea verba jam ad vos fieri poesi, quae tum demum satis a vobis honoratur, quum vulgarem illam atque humilem, quae iniustissime poeseos nomen affectat, despectui habetis .... quae, qui maximus eius est atque aeternus honor, ab ipso Deo ita profanis vulgi oculis est subducta et tam sublimi consecrata loco, ut dignam eam qua se suamque majestatem hominibus antea incognitam, magna ex parte revelaret, arbitratus fuerit. Die Poeſie iſt geradezu Gottes eigenes Organ bei der Offenbarung. Aeternae scilicet restaurator salutis, ipse Dei

Digitized by Google

filius tam pulcram ad erudiendum in coelesti doctrina populum, poesin esse existimavit, ut omnes fere, quae sacro illius ab ore profluxerunt futurae vitae praeceptiones, sapientibus fabulis involutae ab ipso fuerint. Und so werde man es denn wohl gerechtfertigt finden, daß er der Dichtkunst seine Studien zugewandt und ihr Lob zum Gegenstande dieser Rede gewählt. Uebrigens müsse er bekennen, es gebe in diesem erhabenen Sinne nur wenige Dichter. Zunächst könnte das Gesagte nur vom Epiker gelten. Prima scilicet illius virtus atque eminentia ex eo elucet, quod illustrem sibi actionem, quae nisi ad universum terrarum orbem, ad multos tamen maximosque ejus incolas pertinet, canendam aptisque et admirandis exornandam inventionibus sibi eligit. Qua de re mirum non est, quod, ubi tam ingens et magnifica materies adfuerit, poeseos pulcritudo omnis in uno quasi et amplissimo theatro comparere debeat. Natürlich wird nun Homer und Virgil ihr gewöhnliches Lob gespendet. At umbrae amabiles defletaeque, una tantum res est, quae perfectioni vestrae deerat, propter quam sortem vestram doleo, una — Gentili religione eratis obcaecati. Bis die christliche Epopoeie aufkam, vergingen viele Jahrhunderte. Torquato Tasso war der erste, der sie ausbildete. Amplum nactus divesque ingenium, imaginationis praecipue admirabili praeditus erat vi. Felix in eligenda operis sui materia quippe quae et religioni suae et seculo conveniebat. Aber er hat zu viel Italiänische Neigung zu Aeußerlichkeiten. Eher ließ sich in dieser Beziehung etwas von England erwarten. Illa enim uti in omni doctrinae genere magnarum mentium fertilis est, ita praesertim, quod in fingendis poetarum animis natura ibi efficere posset, est, natis apud se tot divinis vatibus, experta. Und so sei denn hier wirklich der allererhabenste Dichter erstanden. Religionem enim, quo quis caelestiorem habet animum eo sanctiore cum gaudio et horrore contemplatur. Qua re omnibus qui ita divinae religionis sacra colunt suspiciuntque, venerabile poetae nomen esse debet, qui principem quandam eius doctrinam illustrem hominibus amabilemque carminibus reddit. Talis vates illud attigit culmen magnitudinis, quo celsius nullum uspiam in poesi reperitur. Quam enim mirifice rationem Dei vincit revelatio: tam insigniter poeta qui supra communem hominum sortem grandis caelestem sapientiam pietatemque canit, de humana sapientia virtuteque exponentem superat. Ein solcher sei Milton. Was kann es Angemessenereres, was Ergreifenderes geben, als den Stoff seines Gedichtes. Nie hat ein Dichter einen so reichen und erhabenen Kreis von Gegenständen aufgefaßt, Hölle und Himmel und ihre Bewohner, wie dieß Joseph Addison wohl erkannt, da er sagte: si Paradisum Miltonis epicum esse carmen negarent sua pace vel divinum appellarent. Der streitet mit Homer um den Vorzug, der hat die Erhabenheit der biblischen Schriftsteller in sich aufgenommen, als ein vero nomine entheus. Und endlich ist er auch fidelis ubique accuratusque naturae pictor. — lieblich in den Schilderungen des Paradieses, erhaben in der Beschreibung des Himmels, christlich demüthig wo er Gott reden läßt — wodurch sich der christliche Dichter in ihm vollendet. — Klopstock bespricht dann noch kurz die Franzosen, deren flatterhaftem Sinne das christliche Epos nicht zusagt und geht endlich zu den Deutschen über. Jedes Land von Europa hat seinen epischen Dichter — Deutschland hat keinen. Subit indignatio animum, cum tantum gentis nostrae hac in

Digitized by Google

re torporem justissima exardescens ira intueri cogor. Humilibus occupati nugis ingenii gloriam quaerimus carminibus, quae nullam aliam ob causam nasci videntur quam ut moriantur et absint, sanctam illam immortalitatem heu! indigni prorsus Germanorum nomine adipisci non audemus. Und so fordert er denn endlich die Deutschen auf, diese Schmach von sich abzuwälzen und prophezeiht einen jungen Dichter, der hierin Bahn brechen werde. Auditisne adhuc superbi quidem sed vera forsan et justa hac in re dicentis Galli vocem: Nominate mihi in Parnasso vestro creatorem*) id est poetam Germanum, qui ex sese honoratum et immortale opus protulerit .... Sed quid efficiemus, si contra hunc adversarium, uti cum aliis a nobis jam actum est**) multis verborum ambagibus, ostendamus, nec ingenio, nec sublimi spiritu destitutos esse Germanos? Re ipsa, magno quodam nec intermorituro opere quid valeamus ostendendum est. O quam vellem, ut haec in consessu coronaque poetarum Germanorum principum dicere mihi contingeret. Quod si vero inter virentes nunc poetas is adhuc forsitan non reperiatur qui Germaniam suam hac gloria ornare destinatus est, nascere dies magne, qui hunc tantum procreabis vatem; et o sol appropera celerius cui illum adspicere primo, placidoque lustrare vultu continget. Hunc virtus, hunc cum caelesti Musa, sapientia teneris in ulnis nutriant. Ante oculos ejus sese aperiat totus naturae campus et inaccessa aliis adorandae religionis amplitudo, nec futurorum saeculorum ordo reclusus penitus obscurusque illi maneat. Fingatur his ab doctricibus suis, humano genere, immortalitate, Deoque ipso quem in primis celebrabit, dignus! Das ist nun freilich an sich im Grunde höchst komisch, denn da Klopstock schon auf der Schule mit dem Messias beschäftigt war, so mußte er sehr gut wissen, daß er damit nur auf sich selbst prophezeihe und über sich selbst den Segen ausspreche, aber Affect und Begeisterung in Miltons Sinne lag doch darin.

Ein Gedicht, welches solche Gesinnungen wirklich ins Werk setzte und in Folge dessen eine bisher unerhörte Wirkung ausübte, mußte Gottsched wirklich fast in Verzweiflung bringen. Wenn sich die Stimme der Natur, der in ihren Tiefen aufgeregten Natur auf solche Weise Bahn brach, mußte es ihm vorkommen, als wäre die ganze Arbeit seines Lebens, die auf verständige Einschulung solcher Naturwüchsigkeit ging, vergebens gewesen. War es doch nicht die poetische Seite allein, welche ihm am Messias zuwider sein mußte: er hatte immer zu sehr mit den Orthodoxen in Zwiespalt gelebt, als daß ihm nicht das Gedicht auch in Bezug auf seinen Stoff hätte unangenehm sein sollen. Wenigstens widerspricht dem der Umstand, daß er die Theologen gegen dasselbe aufzuhetzen suchte, gar nicht. Gottsched hat dem Messias gegenüber wirklich förmlich den Kopf verloren und sich nach allen Seiten hin zu Schritten und Meinungsäußerungen hinreißen lassen, die ihm früher fern lagen. Es wurde ihm freilich auch gar zu arg mitgespielt. Es kommen jetzt Aeußerungen in Briefen an ihn selbst vor, die ganz und gar der Schweizertheorie angehören. „Die Meisten" — schreibt der Rector Overbeck in Lübeck, welcher in Mos-

*) Gottsched und Klopstock durch dasselbe Wort in den lettres germaniques zur Hebung der deutschen Litteratur angefeuert!

**) Wie wir es schon mit andern gemacht haben!

Digitized by Google

heims Hause aufgewachsen und durch ihn mit Gottsched in Verbindung gekommen war, dem er zuerst unbedingt anhängt, am 25. April 1748 — „verderben sich durch eine übelverstandene Kunst. Und eine der Hauptursachen, weswegen die Neueren, insgemein zu reden, den Alten nach meiner Meinung nachgeben müssen, scheint mir um deswillen in dem spätern Weltalter zu liegen, weil man vormals die Natur gleichsam zur Vorgängerin hatte, und itzo durch die vor Augen liegenden Muster der Griechen und Römer sich hat zu einem übermäßigen Grübeln über ihre gebrauchten Kunstgriffe verleiten lassen, anstatt daß man daher zu einer glücklichen Nachahmung und zu einer Erweckung des natürlichen Gefühls hätte Anlaß nehmen sollen." Es sind jetzt sogar förmliche Lossagungen vorgekommen. Genzmer, ein mecklenburger Poet, der sich an dem Hofe zu Mirow aufhielt, richtet eine förmliche Widerlegung eines seiner Aufsätze an ihn. „Was das Bedenken betrifft, welches Ew. Hochedelgeboren in das Neueste*) eingerückt haben, das die Rechtmäßigkeit der christlichen Epopeen bestreitet, so gebe ich zwar Denenselben in den Punkten von dem Wohlklange und der deutschen Prosodie und Scansion, die darin gar zu sehr beleidigt und hintenan gesetzt wird, völligen Beifall. Allein daß es an und vor sich unrecht sei, Geschichten aus der Bibel zum Inhalte eines Heldengedichtes zu erwählen, davon habe ich mich noch nicht überzeugen können. Ein Heldengedicht ist neben der Ode das Edelste und Erhabenste der Dichtkunst. Was schadets nun, das Beste dem Höchsten zu opfern und das Schönste, was der menschliche Witz bisher ersonnen und hervorgebracht hat, als einen Raub Egyptens nach Zion zu bringen, zumahl wenn man sich bemühete, bei aller Gelegenheit dem Leser hohe und Gott anständige Gedanken beyzubringen und eine gesunde Sittenlehre und edle Triebe und Neigungen einzuflößen. Des Boileau Aussprüche entscheiden die Sache noch nicht völlig, denn er redet von elenden Stücken, wie er sie damahls vor sich hatte, und wie sie von römischkatholischen Schriftstellern abgefasset werden konnten; von solchen Dichtern, die entweder, wie er selbst bemerkt, die heidnischen Fabeln in christliche Geschichte einmischten, oder die doch, was Tasso gethan, nach den Lehrbegriffen ihrer Religionspartei und der damaligen Zeiten, Zaubergeschichten, verwünschte Schlösser und Inseln, Gespensterhistorien, redende und bezauberte Bäume und dergleichen in ihre Gedichte mit einwebten. Indessen glaube ich doch, daß dasjenige, was Tasso in seinem befreiten Jerusalem von dergleichen Sachen angebracht, nach den Begriffen der damaligen Zeiten und auch noch in den Augen vieler Römischkatholischen, wahre Schönheiten gewesen und zum Theil noch sind, ob sie es gleich bei dem klügsten Theile der jetzt lebenden Protestanten zu sein aufgehört haben. Baillet redet offenbar von Einmischung heidnischer Fabeln und abgöttischer Gebräuche. Aber alle diese Beschuldigungen treffen doch die Messiade nicht. Den übrigen Schwall von Heldengedichten habe ich nicht gelesen, und kann also davon nicht urtheilen; außer daß die in Krafts theologischer Bibliothek aus dem Jacob und Joseph angeführte Vergleichung der Bestürzung der Brüder Josephs beim entdeckten Tafelbecher mit dem electrischen Schlage in dem Muschenbroekischen Experimente mir ganz besonders gefallen hat. Und ob ich gleich der gedachten Messiade noch nicht den Geschmack abgewinnen können, den ich bei der Eneis gefunden, argwohne ich doch dabei, daß viel-

*) Band II. (1752) S. 62.

Digitized by Google

leicht die Schuld an mir liege, daß ich zu blödsinnig bin ihre Schönheiten recht einzusehen und zu fühlen, und gedenke dabei immer von mir:

Du bist gestraft genug, wenn Du sie nicht verstehst.

Am wenigsten aber verdient wohl der Messias mit den Jüdischen Mährchen und mit den Legenden verglichen zu werden. Denn die Juden geben ihre talmudischen Fabeln ja für göttliche Offenbarungen und für ein mündliches Gesetze Gottes aus, das er dem Moses des Nachts auf dem Berge Sinai gegeben, und welches von diesem auf die 70 Aeltesten, und von diesen bis auf die Talmudisten fortgepflanzet worden u. s. w. Wer wird aber so toll im Kopfe sein und die Erdichtungen in unsern Heldengedichten für göttliche Eingebungen und Offenbarungen halten? Die Legenden in den mittleren Zeiten wurden ebenfalls für wirkliche Wahrheiten ausgegeben u. s. w. Am wenigsten aber hat es mir gefallen, daß Ew. HochEdelgeboren den guten Heldendichtern die ganze Priesterschaft auf den Hals hetzen wollen, das ist in Wahrheit zu arg! Gott sei dem gnädig, der erst in deren Hände fället und die Wirkung des odii theologici fühlen muß u. s. w."

Ein solcher Brief an Gottsched war etwas Ungeheueres. Und doch war es noch nicht die schlimmste Erfahrung, welche ihm die Messiade bereitete. Es ist seines Orts zur Sprache gebracht, wie er zuletzt in der Gesellschaft der freien Künste die gelichteten Reihen seiner Anhänger noch einmal um die alte Fahne zu versammeln gesucht. Da schreibt ihm nun ein breslauer Gymnasiallehrer:

G. E. Scheibe an Gottsched.

Breslau, 8. Mai 1753.

Besonders habe ich an Herrn Straube meinem nächsten Collegen, den stärksten Widersacher, denn er ist der größte Verehrer der Messiade! Seitdem diese zum Vorschein gekommen, so glaubt er, daß er mehr keine Verse machen könne, weil er keine solche hohe Gedanken haben möchte. Indem sie sein Gönner und alter Freund sind, so wolte ich in meinem Schreiben nicht seiner gedenken. Als der Mertz Monath zum Vorschein kam, so sagte er wieder mich: Hat doch jemand aus unserer Stadt unter dem Namen S. E. B. wieder Klopstocken geschrieben, er hätte es mögen bleiben lassen, er versteht nicht einmahl die Schönheit seiner Poesie. Ich stellte mich bei diesem Urtheil als wenns mich nichts anginge. Ich verwunderte mich also daß Sie einen der stärksten von Klopstocks Anhängern in ihrer Gesellschaft angenommen hatten."

Das war derselbe Straube, der einst in den kritischen Beiträgen Schlegeln gegenüber die prosaische Komödie, welche auch Gottsched bevorzugte, vertheidigt hatte — Gottsched hatte ihn unbesehen noch jetzt für seinen Anhänger gehalten!

Nun darf freilich auch nicht in Abrede gestellt werden, daß dieser oder jener sich auch in entgegengesetzten Sinne vernehmen läßt. Lichtwer, der bekannte Fabeldichter, der übrigens nicht von Haus aus Gottschedens angehörte, sondern nur dadurch mit ihm in Verbindung gekommen war, daß einige seiner Fabeln von Gottsched, ehe dieser ihn kannte, in das Neueste aufgenommen und dort sehr angepriesen waren, meint: es müsse einen Mann, dem Teutschland in

Verbesserung seiner Sprache so viel zu danken habe, schmerzen, wenn nun einige schwulstige Geister bemüht seien, den guten Geschmack wieder gegen das falsche Gold Lohensteins, Miltons und Arioſts zu vertauschen. Ganz andre Dinge hat der alte Brucker gegen die Messiade auf dem Herzen.

Brucker an Gottsched.

Augsburg, den 29. Nov. 1752.

Was die Quellen des Klopstockschen Messias anbetrifft, so muß ich Ew. HochEdelgeboren meine besondere Gedanken eröffnen, die mir beygefallen da Mazenii Sarcotis (für Zürch) hier gar fleißig überall gesucht wurde. Ich habe dem Freunde, der hierzu den Auftrag gegeben auf seine Bitte geschrieben, man gebe sich vergebliche Mühe, dieses Gedicht einzeln aufzutreiben, indem es bloß als eine Probe eines epischen Gedichtes von dem Jesuiten Mazenio seinem palaestrae eloquentiae ligatae einverleibt worden. Da ich nun bey dieser Gelegenheit das Buch selbst in die Hände nahm, fand ich, daß Mazenius jedem Buche nicht nur den Inhalt vorgesetzet, sondern auch gezeiget, wie dieses Gedicht vom Falle des Menschen auch imitirt und auf die Menschwerdung des Messiae ein ähnliches verfertigt werden könne. Und wann ich nicht irre, so hat Herr Klopstock seine Erfindung hieher geholet; weil Mazenii palaestra überall anzutreffen, so würde es sich der Mühe verlohnen, wenn Ew. HochEdelgeboren durch jemand, der der Sache gewachsen, beyde Einrichtungen gegen einander halten ließen; die Sache wird bald klar werden. Sonst muß ich noch anzeigen, daß Herr Klopstock unter andern seltsamen theol. Einfällen, die ich selbst nicht weiß, wo er sie her hat, gleich in dem ersten Gesang von den Worten an

Erstgebohrner der Schöpfung, wie war dir bey deinem Hervorgehn?

das ganze cabbalistische Weltgebäude ausgedrücket hat, vielleicht ohne die Sache genug zu verstehen, wie ich denn mit unendlich vielen andern Dingen nicht begreiffen kann, was er bald hernach saget, die Seele des Menschen seye vom Staube gebildet, das gilt zwar von einer gewissen cabbalistischen Seele, aber nicht von der Mosaischen, die Gott nicht aus dem Staube gemacht, sondern dem ersten Menschen eingeblasen hat: wie ich eben so wenig begreiffe wie ganze Welten vergehen, und neu aus ihrem Staube sich schwingen müssen, ehe der erhabenste Christ, sagt Seraph Eloah, so göttliche Regungen der Erlösung fühlet. War dieses nicht ein Werk der Ewigkeit? War damals Aeloah ein erschaffener Seraph? Oder war der Mittler damit nicht verstanden, was sind denn vor Seraphe die den Namen Aeloah führen? und wer sind die erhabensten Christen vor Christi Geburt, welche so göttliche Rührung wie mein Aeloachischer Seraph damals empfinden können? Doch was halte ich Ew. HochEdelgeboren mit dergleichen Verirrung des Verstandes auf. Ich gedenke der allerheiligsten Nacht, welche in einem lichthellen Glanze und heiligem Dunkel auf einem Berge ruhet, nicht, denn ich verstehe nicht Licht und Schatten zu gatten."

Und so findet man denn auch einen Brief von Stoppe, dessen unbedingte Ergebenheit gegen Gottsched wir schon bei Gelegenheit des Steinbachschen Angriffs kennen gelernt haben, in welchem er die ihm eigens zum Behufe der Parodirung übersandte Messiade mit der Antwort zurückschickt, es

Digitized by Google

sei ihm schlechterdings unmöglich sie durchzulesen und er bitte ihn also von dieser Arbeit zu entbinden.

Aber was konnte Gottscheden das alles helfen? Das Buch war da, es wirkte, es bürgerte sich in immer weiteren Kreisen ein — wenn es den Sieg davon trug, so hatten seine Schweizer Gegner es über ihn davon getragen, es mußte also auf jede Weise und koste es was es wolle, demselben der Garaus gemacht werden.

Dieses ohnmächtige Bestreben war es, was Gottsched, wie oben schon gesagt, geradezu die Besonnenheit verlieren ließ, ihn in die allerschroffste Einseitigkeit hineintrieb und zu lächerlichen Schritten verleitete, die seinem Ansehen den letzten Stoß gaben. Ich will von der ersteren nur ein Beispiel anführen, die Verwerfung der hexametrischen Poesie als solcher, und besonders die Klopstockische Verurtheilung des Reimes gegenüber einer Vertretung desselben, die so weit ging, daß reimlose Dichtung überhaupt verurtheilt wurde. Reim und Nichtreim war das Kampfgeschrei der beiden Parteien, und doch hatte Gottsched, wie im Abschnitte über die Schweizer angeführt worden ist, die reimlosen Gedichte früher zugelassen, ja ausdrücklich vertheidigt, und auf einen Dichter prophezeiht, der in ihnen ein Originalgedicht verfertigen werde. Und die Umstände, in welchem das quem deus perdere vult dementat am hellsten ins Licht trat, waren einerseits die Hast, mit welcher er eine dargebotene Gelegenheit ergreift, Klopstocken dadurch entgegen zu wirken, daß er nun auch ein in seinem Sinne geschriebenes episches Gedicht aufstellte, das denn von seiner Partei, die er noch stärker zu sein glaubte, als sie wirklich war, eben so freudig begrüßt wird, wie der Messias von den Schweizern — und andererseits die Auszeichnung des Dichters mit persönlichen Ehrenbezeugungen, welche darthun sollten, daß es doch immer noch Leipzig, das kleine Paris, welches seine Leute bildet und in Leipzig Gottsched sei, welche ganz allein über Dichtergröße zu entscheiden hätten und im Namen Deutschlands den Dichternamen austheilten.

Man sieht, daß ich vom Hermann und seinem Verfasser, dem Freiherrn von Schönaich rede.

Die Briefe Schönaichs an Gottsched, welche die Gottschedsche Sammlung bewahrt, rechtfertigen in Gottscheds Sinne die Anpreisungen jenes Gedichtes vollkommen, ja sie lassen es als das Gottschedsche Werk par excellence erscheinen. Denn es giebt sich in ihnen neben einem achtungswerthen Streben nach Correctheit, demzufolge der Dichter im Verwerfen und Umarbeiten des bereits mehreremale Veränderten unermüdlich ist, der vollständigste Mangel irgend einer Ahnung kund, daß zu einem solchen Werke außer sprachlicher Richtigkeit und einer gewissen Regelmäßigkeit der Anordnung noch etwas Weiteres erforderlich sei.

Aus demselben Geiste ist die kritische Hauptschrift v. Schönaichs, die Aesthetik in einer Nuß oder das neologische Wörterbuch, hervorgegangen.

Der Umstand, daß das letztgenannte Buch in mancherlei Katalogen häufig unter der Rubrik der Bearbeitungen der Aesthetik aufgeführt wird, wird einen kurzen Bericht über dasselbe rechtfertigen; wie ich denn auch namhafte Kenner der deutschen Litteratur gesprochen, denen es nie zu Gesicht gekommen. Die Erklärung des ersten Titels ist allerdings nur aus den verborgenen Zusammenhängen der Geschichte der deutschen Litteratur jener Zeit zu entnehmen. Ich habe seines Ortes ausgeführt, wie die Baumgartensche Aesthetik in einem innern

Digitized by Google

Zusammenhange mit den Ansichten der Schweizer steht, ja als eine bloße Zurückführung derselben auf die Formel der Schule betrachtet werden kann. Dadurch erklärt es sich ganz von selbst, daß Meier, der Baumgartenianer, ein Panegyriker Klopstocks werden konnte; so wie den Ansichten der Schweizer, so war auch den Lehren der neuen Aesthetik die Messiade vollkommen gemäß. Alles dieses war am Ende aus Einem Grunde hervorgegangen. In Folge dessen versteht nun v. Schönaich unter Aesthetik hier nicht die Wissenschaft vom Schönen, sondern die Verfahrungsweise, den Styl der Dichter, welcher durch jenes Princip des Waltenlassens der Natur, oder nach Baumgartens Ausdruck, die unteren Seelenkräfte bedingt wird, — er giebt einen spöttisch gemeinten kurzen Inbegriff der Eigenthümlichkeiten der jener Anschauungsweise anhängenden Dichter, der sich jedenfalls am Bequemsten in die Form eines Wörterbuchs einkleiden ließ, wie ja lange vorher Bayle sich dieser Form in weit umfassenderem Sinne zur Verbreitung seiner Ansichten bedient hatte. Meier hat die Vertheidigung der Messiade geschrieben, dem will er sich mit dem Wörterbuche anschließen und „eine gewisse Schule will eine Klage eingeben, daß, da sie über die gewöhnlichen Sprachen eine ganz besondere deutsche nachlernen müsse, ihr eine Sprachlehre dazu fehle. Sie bittet alle Richterstühle des deutschen Witzes, so viel deren auch immer mehr (sic) sind, den Erfindern dieser heiligen Sprache von Amtswegen aufzulegen, ihr eine zu verschaffen. Ich thue das Meinige und mache ein Wörterbuch." Die Aesthetik in einer Nuß ist also nichts mehr und nichts weniger als eine Streitschrift im Sinne der Gottschedschen Schule, aber eine umfassende, und in ihrer Art gründliche, denn sie ist nicht etwa ein dünnes Heftchen, sondern ein Octavband von 471 Seiten, ohne die ziemlich lange Vorrede und nicht bloß gegen Klopstock allein gerichtet, sondern gegen alle diejenigen, welche wir im Gegensatz zu Gottsched unter dem Namen der Positiven zusammenfassen konnten — also auch gegen Haller (und gegen diesen ganz insbesondere), Bodmer, Zernitz, Naumann (wegen seines Nimrod), Wieland, Gleim, Gellert, die bremischen Gedichte eines gewissen Oest und eine Anzahl von obscuren Sammlungen, weshalb auch Lessing gelegentlich bei Erwähnung eines Gerüchtes, daß v. Schönaich eine zweite Auflage vorbereite, beklagt, daß er kürzlich nichts poetisches habe drucken lassen, sonst käme er auch wohl hinein. Ebensowenig wie in Bezug auf den äußern Umfang, ist das Buch in Betreff seines Inhaltes von so gar geringer Erheblichkeit. Es enthält eben das Urtheil des platten Verstandes über die neuere Dichtungsweise, aber wenn heutiges Tages Niemand Bedenken tragen wird diese eine verstiegene zu nennen, so folgt ganz von selbst, daß man dem Herrn v. Schönaich vielfach wird Recht geben müssen. Ist er doch auf seine derbe Art manchmal gar nicht unwitzig. Unter dem Worte: „Leutselige Zähren" liest man:

> Eine getreue, leutselige Zähre, die seh ich noch immer
> Netzte sein Antlitz, ich küßte sie auf: die seh ich noch immer u. s. w.
> Ja, so sagt er, Dudaim. Und der ist unser Erlöser
> Durch den sind wir so selig; umarme mich, lieber Dudaim.
> Offenbarung St. Klopstock. 30 S.

Wir nennen diese Wiederholung die Immerfigur oder die Dudaimsfigur — eine sehr unschuldige Kinderfigur, auch wie eben gesagt, das Kaninchen, indem ein Wort auf dem andern hucket und doch Worte bleiben.

Digitized by Google

Der heilige Prophet besitzet eine ungemeine Stärke darinnen und es kömmt mir vor, wie der letzte Ton aus einer Sackpfeife, wo auch der letzte Ton ein Tönchen höher nachschnarret, obgleich das Stück aus ist, daher könnten wir diese Figur den Dudelsack nennen, da wäre St. Klopstock der stärkste Sackpfeifer." Selbst ein wenig neckende Selbstironie fehlt nicht. Er tadelt, daß man so oft im Messias Subject und Object nicht unterscheiden könne, und setzt hinzu: „Wir haben dergleichen Schönheiten auch im Hermann entdecket und der Verfasser hat uns versprechen müssen sie nach seinem dichterischen Gewissen zu beurtheilen. Allein er habe das Herz und bewundere sie nun! Es ist noch Platz genug für ihn in unserm trefflichen Wörterbuche, wir biethen ihn allen die darnach ehrgeizig sind, unentgeltlich an." In der Vorrede spottet er: „Ich habe mir eine Drechselbank machen lassen. Da nehme ich nun einen noch ungeformten Gedanken; spanne ihn ein; und arbeite. Es soll ein Hexameter werden; ich theile die Materia, das Unselbst*) in Füße ein; die Splitter hebe ich auf; es sind lauter einzelne Wörter, die setzet man entweder am Ende hinterm Punct; oder willst du es lieber? vor einen Punct; alles nach Bequemlichkeit. Da ich nun wenig dabey denke, so ist es kein Wunder, wenn mir hier und da etwas arabisches, chinesisches und japanisches entfährt. Genug, mein Hexameter ist da: ob er gut ist das überlasse ich der gesunden Vernunft. Ich gehe nicht wie der seelige Günther

um ein Wort zwei Stunden auf und nieder.

Nein! Das erste das beste! Das längste das schönste! Ja! könnte man ein Wort drechseln, das allein einen ganzen Hexameter ausmachte: so würde ich hoffen noch Heldengedichte zu sehen, die aus 12000 neugedrechselten Wörtern einzig und allein bestünden. Glückseliger Drechsler! Wer du auch bist: welch ein Lorbeer wartet dein! Ich irre, welche Aureola wartet dein! Denn Schraffen muß man mit Schraffen und Maronen mit Maronen oder Kastanien belohnen**). Zwölf tausend Verse sind die rechte Länge eines Helden oder Judengedichtes. Warum? Virgil und Bodmer haben den ihrigen diese Länge gegeben. Virgil und Bodmer: zween Namen, die sich nicht wundern, wie sie zusammengekommen sind. Doch wenn sie sich auch wunderten, mein schaffender Finger füget sie zusammen. Macht also ein Wort einen Vers, so wären zwölftausend Wörter ein Heldengedicht.

Ich freue mich, ja ich frohlocke recht, daß ich der erste bin, der zu diesem Gebäude ein Steinchen trägt. In meinem Wörterbuche nämlich befinden sich viele Heldengedichte: Messiaden en mignature. Es sind Saamenkörner oder Geschlechter von noch nicht entwickelten Helden. Man nehme nämlich ein bekanntes Märchen, sowie der Perzifall, oder der gehörnte Siegfried, auch die Susanna, je jüdischer, je besser: es klinget so bibliscber; man nehme es, sage ich. Man zeichne die Länge der Hexameter oder Pentameter auf dem Papier mit rother Dinte ab. Alsdann suche man Wörter; je länger, je besser, und setze die hinein. Sind sie zu lang: so hau ihnen ein Glied ab; köpfe sie, reiß ihnen das Herz aus dem Leibe, das müßte ein Unglück sein, wollte sich ein Wort dann nicht passen."

*) Siehe Hallern
**) Siehe Hallern.

Digitized by Google

Wer darf zweifeln, daß Bodmers Noachide und Naumanns Nimrod gegenüber dieser Hohn wohl berechtigt war? Im Einzelnen ist uns freilich unbegreiflich, wie Schönaich dieses oder jenes tadelnswerth finden und verspotten konnte, z. B. wenn er meint, heißen die Ahnen die Altvordern, so müßten die Enkel die Junghintern heißen — gewiß eine der Stellen, mit denen der anständige Gottsched nicht zufrieden war — man wird dadurch an das Verzeichniß von Gottscheden anstößigen Neologismen erinnert, das Gervinus irgendwo giebt — was aber uns in diesen Gedichten als abgeschmackt auffällt, wird man hier in ziemlicher Vollständigkeit zusammengetragen finden. Vollkommen richtig ist herausgefühlt, daß bei diesen Männern ein Rest vom alten Marinistischen Sauerteig übrig geblieben war, dessen Austilgung Gottsched sich mit gutem Rechte zur Aufgabe gestellt hatte. Bei ambrosialischen Ranken und beamberten Früchten in der Noachide ruft v. Schönaich ganz einfach aus: „Lohenstein! Lohenstein!" und unter Andern bemerkt er: „in vier Versen ist hier der ganze Lohensteinische Raritätenkasten, Perlen, Rosen, Lilgen, Ambra, Thau, Atlas; nicht grauer Atlas, sondern Atlasgrau; nach Hans Sachsens löblichem Muster Haller S. 2.

Die Rosen öffnen sich und spiegeln an der Sonne
Des kühlen Morgens Perlenthau
Der Lilgen Ambraduft belebt zu unsrer Wonne
Der zarten Blätter Atlasgrau.

Die Bekrittelung der Hallerschen Gedichte, welche sich auf jedem Blatte wiederholt, ist übrigens insofern interessant, als sie recht deutlich vor Augen stellt, wie so gar Vieles in denselben auch mit dem Maaßstab unserer Schriftsprache gemessen als Provincialismus oder Archäismus gelten muß, wobei sich denn freilich überall, wo v. Schönaich spottet, für uns ein ganz ernst gemeintes historisches Problem ergiebt, wie man sie vermuthlich in dem versprochenen Grimmschen Wörterbuche in großer Anzahl gelöst finden wird.

Man ist bis jetzt über das Verhältniß Gottscheds zu Schönaich in manchen Puncten nicht so vollkommen im Klaren gewesen, wie es zu allseitiger Beurtheilung eines Vorganges, der schon darum als wichtig erscheinen muß, weil Lessing bei ihm vielfältig eingreift, erforderlich wäre. Welches war das Verhältniß Gottscheds zu Schönaich? War dieser ein unmittelbarer Schüler von jenem, ein Zuhörer, ein Mitglied der Rednergesellschaft, war also der Hermann unter seinen Augen und gleichsam auf Bestellung entstanden? Man ist geneigt es anzunehmen und doch verhält es sich nicht so. Noch verwickelter ist das Verhältniß bei dem neologischen Wörterbuche. Dieses gilt gänzlich für ein Erzeugniß in Gottscheds Sinne und muß dafür gelten. Gleichwohl hat dieser es desavouirt. Er hat am 14. December 1755 die Redaction der Jenaischen gelehrten Zeitung ermächtigt, zu erklären, daß dieses Wörterbuch kein Werk nach seinem Sinne und viel zu grob und ungezogen, auch in vielen Stücken zu aufgebracht und unbillig sei, als daß es ihm gefallen könnte. Auch giebt er selbst im 12. Stücke des Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit 1754 eine dahin lautende Erklärung ab. War es ihm damit Ernst, war das neologische Wörterbuch wirklich ohne sein Zuthun entstanden — man scheint es ihm nicht geglaubt zu haben, sonst wäre diese Notiz wohl nicht so gänzlich in

Digitized by Google

Vergessenheit gerathen — und wenn es der Fall war, wie kam er dazu, sich selbst darin bloßzustellen, daß er sich von dem so eben erst unerhört gelobten, ja öffentlich gekrönten lossagte? Sieht es nicht aus als hätte Gottsched hiermit nur das kleinere Uebel wählen wollen, als wäre er sich bewußt gewesen, mit jener Hervorhebung des Mannes einen noch viel größeren Mißgriff gethan zu haben, als seine Gegner selbst ahnten, als hätte er sich also beeilt, denselben für den Fall, daß sie selbst hinter die Umstände kämen, die hier zu Grunde lagen, baldmöglichst zuvorzukommen?

Der erste Brief v. Schönaichs an Gottsched ist anonym.

(v. Schönaich) an Gottsched.

Amtitz d. 6. März 1751.

Hochedelgebohrner Herr,
Hochgeehrtester Herr Professor!

Ein Schüler, und geschworner Verehrer von Ihnen hat sich unterfangen ein episches Gedicht zu entwerfen; er ist aber doch noch so klug, es ihrer Beurtheilung zu überlaßen, ehe ers dem allgemeinen Richterstuhle der poetischen Welt übergiebt. Ich habe ihn zwar versichert, daß er eben kein Gelächter zu besorgen hätte; weil man nicht mehr gewohnt wäre, schlechte Sachen zu critisiren. Er ist aber so eigensinnig, oder vielmehr so dichterisch gesinnet, daß er wohl glaubt, unter die Chapelains, St. Armands, ja wohl gar Miltons mit unterzulaufen; wenn man ihm auch sonst kein ehrliches Plätzchen auf dem Pindus erlauben wollte. Und wie kann man einen Poeten auch wohl besser bestrafen, als wenn man ihn seinem Dünkel überläßt. Er trotzt auf die Reinigkeit seiner Verse; er sagt: sein Gewißen sey rein; und er habe kein Buchstäbchen verschlucket; er habe auch ihre Regeln so genau ausgeübet, daß er auch so gar im Reimen, in einer Menge von mehr als 4000 Versen sie nicht über ein Dutzendmal übertreten habe. Bewundern Sie doch den Mückenseiger, den Buchstäbler! Ich sagte ihm zwar:

„Die Verse sind zwar rein; der Innhalt wunderlich."
Bruck.

Aber hier grif ich ihm ans Herz; er übertäubte mich mit einem Gewitter von Regeln; daß ich ihn ums Himmelswillen bat, nur aufzuhören, und es Ihnen zu überschicken. Ich überschicke es Ihnen also, und möchte wohl wißen: ob es nicht bald dahin kommen wird:

„Dahin, wo mancher Held, und manches Buch geblieben,
Wohin noch kommen wird, was Brockes je geschrieben.
Anonymus."

Es ist nichts wunderlicher, als wenn sich Edelleute mit Dichten abgeben wollen; und zumal, wenn sie nicht viel über 24 Jahre sind. Dies verdiente allein bey meinem Meistersänger eine Züchtigung, wenn er auch sonst nicht Strafe werth wäre. Aber das sage ich nur so unter uns; weil mein Freund auch einen gewaltigen Satyr zum Befehle hat, dessen Geißel ich nicht vertragen; noch weniger aber meine Klinge mit ihm messen möchte.

Noch einen Zank muß ich Ihnen erzählen, den ich mit dem verwegnen Menschen hatte. Ich fragte ihn, wie er das verantworten wolle, daß er die Zwietracht im dritten Gesange so zaubern liese? Er sagte mir: es wäre ein

Digitized by Google

poetisches Spiel; und da den Poeten itzt durch die verdammte Wahrscheinlichkeit die Flügel so sehr beschnitten wären: so müße man ihnen doch ein solches Spiel zu gute halten; zumal, wenn es eine moralische Absicht hatte; und wie bey ihm durch einen Blitz unterbrochen würde.

Aber, wer Henker wird die Moral ertragen, die ihr manchmal zwey bis drey Strophen lang hinaustreibt? Moral, erwiederte er, wäre nicht verdrüßlich, man müße sie nur durch den Schwung und die Reinigkeit der Verse erheben. Aber denkt ihr Meistersinger! denn, daß ihr dies alles gethan gehabt? Hier schwieg er, und machte eine stolze Miene.

Ich hingegen, der die Triebe in den stolzen Auge las,

fuhr fort, und fragte ihn, warum er denn eine Göttin anrufen müße, Thaten zu offenbaren, die im Tacitus und Florus stünden? Seine Helden, meynte er, wären mehr; und da diese Helden meistens seine Geschöpfe, und wo das nicht, doch ganz vergesen wären: so stünde es seiner Muse gar wohl an, sie aus dem Staube der Vergeßenheit zu ziehen.

Ich forschte, warum er sich unterstanden, der Geschichte so nahe zu treten, und eine Menge von Schlachten zu liefern, die mein Tage nie geliefert worden? Das wäre eben die Fabel! sagte er; und der Henker möchte ein episches Gedicht schreiben; wenn einem nicht frey stehen sollte, zu lügen. Seine Leser, und Gottsched würden keine Historie; sondern eine rechtschaffene Epopee verlangen, deren Fabel, Handlung, Erzählung, Charakter, Götter und Schreibart nach epischen Regeln eingerichtet wären. Und hätte es dem Milton frey gestanden, in einer so ehrwürdigen Geschichte, Wahrheit mit Fabeln zu vermengen; so würde sein Held auch noch etwas Weyhrauch zu riechen bekommen; und übrigens wäre sein Hermann ein rechtschaffnerer Kerl als Miltons Teufel. Ich fragte ihn, was das bedeuten sollte; wenn er seinen Helden dem Varus den Scheitel einschlagen liese; ob er den Tacitus vergeßen hätte? Varus hätte sich ja selbst erstochen. Mein Herr von Witzling aber meynte: er wollte ihn daran auch nicht hindern, und hätte er ihn eben darum vom Hermann nicht todtmachen, sondern nur betäuben lassen. Er könnte sich wohl hernach eines beßern besonnen, und sich selbst nach Belieben entleibet haben. Ich forschete ob es nicht etwa eine Virgilische Nachahmung seyn möchte. Er lächelte! Sehen Sie, so stolz ist er! Mir riß die Geduld aus, und ich wollte wißen: ob er denn gar nicht gestolpert hätte. O ja! sagte er; und ich werde ehester Tages selbst eine Critik darüber machen.

In Erwartung deßen aber sollen ihn Ew. Hochedelgeb. beurtheilen; und es gar dem Drucke überlassen: denn gedruckt muß es werden; sonst bekehrt er sich nicht. Und wenden Sie immer ein paar Stunden übel an, einem Menschen zu gefallen, der Ihnen alle Tage in seiner Stube einen Altar errichtet.

Ich bin mit vollkommener Hochachtung
Hochedelgebohrner Herr
Hochgeehrtester Herr Professor!

Dero
unterthänigster Knecht und Verehrer
Der Meistersinger.

Amtitz d. 6. März 1751.

Digitized by Google

N. S. Sollten hin und wieder Sprachschnitzer noch untergelaufen seyn, so erkläret er sie hiermit alle für unehrlich; und bittet; ihm Nachricht davon zu geben, um sie sämtlich auszumustern.

N. S. Sollten Dieselben mich einer Antwort würdigen; so übermachen Sie den Brief: **A. Monsieur le Baron de Schönäich, Lieut. de la Cavallerie au Service du Roi, par Guben à Amtitz.** Es ist mein guter Freund, und nächster Vätter!

Hochedelgebohrner Herr,
Höchstgeehrtester Herr Professor!

Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß mein Hermann so glücklich seyn würde, ein so schmäuchelhaftes, und verschwenderisches Lob zu erhalten; noch weniger aber, daß Ew. Hochedelgeb. nicht allein meine Verwägenheit entschuldigen, sondern gar auf eine so bezaubernde Weise erheben sollten. Habe ich also nicht Ursache auf ein Lob stolz zu seyn, das von einem Manne kömmt, der so lange in den Schatten der Lorbern gesessen? dem die Musen, die unbarmherzigen Musen, die wir kleine Geschöpfe so oft vergebens anrufen, die Töne selbst gestimmt haben; der sich durch seine Verdienste einen Altar errichtet, auf dem die spätsten Nachkommen noch den Weyhrauch anzünden werden; und dessen Gedächtniß nur mit der deutschen Sprache alleine vergehen kann? Gewiß, mein Stolz wäre gegründet! Aber fürchten Sie sich nur nicht! Ich weis mehr als gar zu wohl, wem ich das Gute zu danken habe, das sich etwa darinn finden könnte: ich weis es; und ich werde mir eine wahre Ehre daraus machen, wenn man davon einige Spuren finden sollte. Doch ich muß nun den Vorhang über ein Gemälde ziehen; deßen Züge unser beyden Bescheidenheit zu verdrüßlich fallen möchten. Sie sehen wohl, daß ich nicht mehr in der dritten Person rede, und also die Maske des Meistersingers abgeleget habe; und wer könnte solchem schmäuchelhaften Lobe wiederstehen? zumal, da ich überzeugt bin, daß Ew. Hochedelgeb. keine unzeitige Entdeckung davon machen werden. Mein Name wird nicht unbekannt seyn, und zum wenigsten habe ich mehr Anspruch zu einem neugebohrnen Fürstenhute, als Sancho Pansa zu seiner eingebildeten Insel hatte, weil mein Geschlecht aus dem Hause Carolath aus Schlesien und nur im zweyten Grade abstammet. Zeit und Gelegenheit werden uns bekannter machen ꝛc. ꝛc. — —

Ich überlaße, wie die Wahl des Verlegers, also auch das übrige dahingehörige gänzlich Dero Wohlgefallen. Ich tröste mich mit meinem Hermann:

(Helden) Dichter haben auf der Erde weiter nichts als flüchtig Lob.

Da es aber billig ist, daß der Kaufmann seine Waare bezahle; so überlasse ich allen möglichen Nutzen meinem Aristarch, der es besser verdienet, als ich. (Dörfte ich mir wohl ein halb Dutzend Exemplare ausbitten). Wenn Ew. Hochedelgeb. mein Aristarch seyn wollten: so würde es mir und meinen Hermann zum größten Vortheile gereichen; weil ich in allem dem ein Neuling bin. Gebe Ihnen auch völlige Gewalt taillandi secandi purgandi, um meinem Helden ein gesundes Gesicht zu verschaffen. Wird es mir eine Ehre seyn, wenn Sie meinen Vorläufer in Dero neuen Monathsschrift abgeben; und meine noch auf schwachen Füßen stehende Geburt ein bischen gängeln wollen, damit sie nicht bei dem ersten Ausgange in die Welt stolpere.

Digitized by Google

Ich werde übrigens Dero Erinnerungen dankbar annehmen. Ich versichere, daß ich keine Affenliebe gegen meine Gedanken habe; und wenn meine Eigenliebe auch heute eine Misgeburt verschonet; morgen muß sie gewiß daran! Ich bin selber wieder einiger in der Hitze des Dichtens begangner Fehler gewahr worden. Hier erfolget die versuchte Verbesserung.

Sollte Thusneldens Fall gar zu tödtlich aussehen: wie wäre es; wenn es ihr Pferd entgelten müßte?

„Und ergreift voll Wuth den Degen, und ein kunsterfüllter Stoß
Muß Thusneldens Roß erlegen."

Sollte auch der Fall des römischen Feldherrn das Gedicht nicht gut schließen; wäre folgende Strophe zum Beschlusse nicht zu matt. Ich habe sie längst verfertiget gehabt, und nur um den Virgil nachzuahmen weggelassen:

„Also fällt der stolze Römer! und er fiele wie ein Held:
„Hätt er nicht der deutschen Freyheit, als ein Räuber nachgestellt!
„Wäll und Gräben können nun nicht der Sieger Waffen hemmen;
„Und der Römer fliehend Volk muß die kühnsten Wege dämmen:
„Ach! wo ist nun wohl ein Hermann! holder Himmel schaff ihn doch
„Deutschland heget ja wohl Helden, aber keinen Hermann noch.
„Ist es möglich, laß den Wunsch, meinen heißen Wunsch gelingen:
„Und du, Muse! sollst alsdann mit erhabnerm Tone singen."

Ich bin mit aller Hochachtung

Ew. Hochedelgeb.

meines hochgeehrtesten Herrn Professors unterthänigster Knecht

Amtitz d. 30. März 1751.

Christoph Otto Freyherr von Schönaich.

Es folgt nun ein sehr fleißiger Briefwechsel über vielfältige Veränderungen und Verbesserungen, denen sich Schönaich meistens willig unterzieht. Ich führe nur an, was ein allgemeineres Interesse hat.

Schönaich an Gottsched.

Amtiz, 17. April 1751.

An meinen tragischen Versuchen werde ich diesen Sommer arbeiten um sie dero Urtheil würdig zu machen. Zum wenigsten habe ich mich um ächt tragische Gegenstände bemüht, und die Regeln der Sprachlehre so viel ich mir nur erinnere, auf das genaueste ausgeübet. Es ist eine Schande, daß wir Regeln über Regeln geben, und wenn es zur Ausführunng kommt, sie gleich vergessen. Sollten die Franzosen allein das Vorrecht haben? Nimmermehr.

Derselbe an Denselben.

Amtiz, 1. Mai 1751.

Unmöglich kann mein Aristarch heute mit mir unzufrieden sein. Der Wendische Voltaire hat nicht allein den Mord des Ministers, Balledens hexenmäßiges Aussehen, den Kessel voll Blut und noch einige andre kleine Unrichtigkeiten abgeschaffet, sondern auch noch zween Gesänge dazu verfertiget, um nicht allein nach dero Vorschlage den Virgil besser nachzuahmen, den Helden sichtbarer, die Episode der Mathilde ausführlicher zu machen, nein, vielmehr um E. H. zu zeigen, von was für Wirkung dero Erinnerungen

Digitized by Google

bey mir sind. Ich und mein Hermann werden Denenselben gern drey Theile der Lorbeeren abtreten, sollten wir je welche erhalten — — —

Ich habe nicht die Ehre, den aus Kaiserlichen in preußische Dienste getretenen GeneralMajor v. Schönaich zum Vater zu haben. Er ist meines Vaters 2ter Bruder und ein verdienstvoller Mann. Mein Vater aber hat das Glück eins von denen in unserem Geschlecht eingeführten Majoraten, die Herrschaft Amtiz nebst einigen andern Gütern zu besitzen. 6000 und mehr Thaler Einkünfte, ein Stern und Ordensband setzen ihn in den Stand, sich von seinen übrigen Nachbarn zu unterscheiden. Er hat nicht mehr als zwei Kinder, beydes Söhne, ich bin der Aelteste und habe mit meinem Bruder unter dem Arnimschen Cürassierregiment ein Zeitlang gedient und ein paar Campagnen gethan (oder deutsch Feldzüge). In der Kesselsdorfer Bataille verlor ich bey Einbruche in ein Bataillon preußischer Infanterie mein Pferd und wurde gefangen. Einige Jahre darauf nöthigte mich der Wille meiner Aeltern die Kriegsdienste zu verlassen und ich entschloß mich ein Virgil zu werden, da ich kein Cäsar werden konnte.

Hier haben E. H. meinen Lebenslauf! Wenn Apollo nur nicht so feindseelich würde, als mir Mars war. Empfehlen sie mich ein bischen seiner Gnade.

Derselbe an Denselben.

Amtiz, den 18. May.

E. H. werden die Ursachen nicht entwickeln können, die mich bewegen denenselben beschwerlich zu fallen ehe ich weiß, ob mein voriges Schreiben vom 8. May Dero Beyfall erhalten oder nicht. Ich habe bereits vor 8 Tagen das unverdiente Diplom von Königsberg erhalten, und aus dem Schreiben des Herrn Prof. Flottwell ersehe ich die besondere Gütigkeit, die E. H. für mich gehabt haben mich auf eine so vortheilhafte als schmeichelhafte Weise abzuschildern. Ich bin Ew. HochEdelgeb. doppelten Dank dafür schuldig; Sie würdigen mich nicht nur in Verfertigung des Herman Dero Beystandes; Sie unterziehen sich nicht allein einer Dero Charakters so unwürdigen Arbeit, und nehmen es auf sich ihn ans Licht zu befördern, Sie thun noch mehr und bemühn sich mich durch eine Ehre aufzumuntern, die ich gar zu gern verdienen möchte u. s. w.

Derselbe an Denselben.

Amtiz, 29. May.

Wenn sich E. HochEdelgeb. auf den Tag besinnen könnten, da Sie zum erstenmale sich gedruckt sahen, so werden Sie eben das Vergnügen finden, was ich empfand, als ich die mir übersendete Probe zu sehen bekam. Scherz bey Seite! Ich habe nicht ein Wörtchen wider die getroffene Wahl einzuwenden, und kommt das folgende, woran ich denn nicht zweifle mit der Probe überein, so wird sich mein Hermann seines Rockes nicht schämen. Nur eins bitte ich! ja ich bitte es nicht, ich beschwöre Sie recht um aller 9 Musen willen und ihrer Sprachlehre zur Ehre — lassen Ew. HochEdelgeb. ja keinen Druckfehler gelten, der einem Sprachschnitzer ähnlich sieht. Ich bin der Erbsünde nicht so

Digitized by Google

gram, als ich den Schnitzern bin, mit denen sich unsre Herren Schweizer so breit machen. Lieber wollte ich den schönsten Gedanken ermorden, als Buchstaben verschlucken oder köpfen.

Derselbe an Denselben.

Amtiz, den 10. Juli.

Wenn es denn schon versprochen ist, daß mein Name vor dem Hermann stehen soll, so mag es seyn! Wäre es aber nicht genug, wenn bloß die Anfangsbuchstaben davor stünden? „von C. O. Frhrn von S. Ehrenmitgliede der C. d. G." Hat Klopstock so viel Mäßigkeit besessen, sollte ich den stölzer thun? Sollte ich denn mit meinem Namen gleich Lanzen brechen und mich nicht vielmehr hinter den Vorhang verbergen. Wenn der Hr. Verleger, den ich meiner Hochachtung versichere, mit den Anfangsbuchstaben zufrieden sein wollte, erwiese er mir eine große Gefälligkeit. Sollte aber Herr Breitkopf darauf bestehen, so mag es seyn.

Vielleicht warte ich Ihnen nächstens mit einer Satire auf den Ahnenstolz auf Dieser Gegenstand bleibet immer noch reich an Stoff zu Satiren und wird auch wohl so lange das theure Von unter Menschen noch gehört werden wird, nicht aufhören reich zu seyn.

Derselbe an Denselben.

Amtiz, den 31. Juli.

E. H. versprechen mir Hermanns rühmlich in der 4ten Auflage der Dichtkunst, die wohl die 8. schon verdient hätte, zu gedenken — wieder ein Lorbeerkranz mehr! Sie wissen, wie lieb ich dies Buch habe. Ich nähere mich ihm niemals, daß ich nicht einen heiligen Schauer empfinde, den man vor allen Heiligthümern haben soll. Es ist mein Heiligthum! Und wer mich höse machen will, darf es nur antasten. Ich habe dem Buche fast alle meine poetische Geschicklichkeit zu verdanken, und ich gehe so zärtlich mit ihm um, wie ein Verliebter mit dem Bilde seiner Geliebten. Unlängst bin ich auch zu einer Edition von 37 gekommen; sie war mit Papier durchschossen, und der verstorbene Verfasser des Erweises, daß die G-Secte den Geschmack verderbe, hatte Anmerkungen dazu gemacht. Sie können leicht errathen, wie sie beschaffen sind; und wenn ich mich einmal lustig machen will, darf ichs nur durchblättern. Sein Bruder, der ein ganz anderer Mann und auf einem von meines Vaters Gütern Prediger ist, hat mir dieses Vergnügen verschafft.

Uebrigens schlafe ich vor den allgewaltigen Kunstrichtern, die sich über meinen Hermann hermachen möchten, noch ganz ruhig. Mein Aristarch ist mir ein Schild, unter dem ich standhaft den Pfeilen der Critik entgegensehen kann, und ich denke immer

Ist Gottsched nur mein Freund
So sey mir immerhin das ganze Zürich feind.

Derselbe an Denselben.

den 24. August.

Was erwartet die Cönigsb. deutsche Gesellschaft von mir? Soll ich auch eine Antrittsrede machen? Ich gestehe es, meine Prosa ist noch nicht in der

Digitized by Google

Ordnung daß ich mich sehr damit breit machen dürfte. Ein Mensch, wie ich, dessen Fähigkeiten unter einer bey unsersgleichen sehr gewöhnlichen und nachlässigen Erziehung beynahe (und ohne E. H. gewiß) erstickt wäre, kann unmöglich gleich in alle Sättel gerecht sein. Manche Aeltern glauben genug gethan zu haben, wenn sie ein Ding, das so aussieht, wie ein Hofmeister halten, und versteht der saubere Lehrmeister nur die Kunst sich beliebt zu machen: lange genug.

Derselbe an Denselben.

18. Sept.

E. H. werfen bey der Vorrede zwo Fragen auf: 1) ob mein militärischer Charakter benannt werden sollte? Antwort Nein. Wollen ja E. H. etwas erwähnen, so müßte es ganz wenig seyn: vielleicht hätte meine poetische Neigung unter den Waffen absterben sollen. 2) was Sie von meiner Person u. s. w. vor Nachrichten geben sollen? So wenig als möglich, daß ich aus dem Hause Carolath stamme, ist nicht zu läugnen, daß die Niederlausitz mein Vaterland und Amtiz mein Geburtsort sey, das zeigt das Kirchenbuch und also wäre das Vaterland des Wendischen Homeri außer Zweifel. Mein Vater hat keinen Charakter, als den ihm die Geburt und der Orden des St. Hubertus giebt: er ist Herr der Herrschaft Amtiz und von einigen andern Gütern und führt wie gewöhnlich in seinem Titel die Dörfer, die er nicht besitzet, auf die er aber Anspruch und Hoffnung hat z. B. Beuthen u. s. w. Es ist also unnöthig hier einige Weitläuftigkeiten zu machen. Kurz wir wollen uns mit unserer Familie gar nicht zu breit machen. Es klingt etwas (nach) Ahnenstolz.

Derselbe an Denselben.

28. Jan. 1752.

Ich merke es, mein Hermann wird allmählig von der Höhe fallen, auf die ihn Ew. H. gesetzet haben; geben sie ihm doch ein Stübchen, wenn Sie ihm Dero Hand versagen. Eins tröstet mich: daß ihn E. H. in Dero jetzigem Neuesten unter die fürchterlichen Namen setzen, die die Welt verehrt. Aber Freund! rücke herunter! wird wohl mancher Zürcher sagen."

In dem allen stellt sich der Mann zwar beschränkt, aber doch ganz verständig und bescheiden dar, gewiß in einem weit höheren Grade, als man es von einer Persönlichkeit erwartet hätte, deren Namen man so recht eigentlich nicht ohne Lächeln über die Lippen zu bringen pflegt; weshalb ich es, da mir einmal die unverwerflichen Quellen vorliegen, in der That für eine Pflicht gehalten habe, ihn in das rechte Licht zu rücken. Bald aber wächst in Folge des Lobes und der Ehren, mit denen Gottsched ihn überschüttet, sein Selbstgefühl gar sehr, so wie ihn andrerseits die Angriffe der Gegner, besonders Lessings in der Vossischen Zeitung — einige Aeußerungen Schönaichs über diesen und die Geschichte seiner litterarischen Fehde mit ihm, welche mehrere Acte hat, muß ich für eine andre Gelegenheit aufsparen — heftig erbittern. In Folge von jenem gesteigerten Selbstgefühl folgt er nicht mehr in Allem Gottscheds Rathe, und handelt in manchen Dingen sogar ohne sein Vorwissen, wohin eben die Herausgabe der Aesthetik in einer Nuß gehört, inder er jene Er-

Digitized by Google

bitterung besonders auszulassen sucht, und dazu kommen theils durch seine eigenen Mittheilungen, theils durch diejenigen Reichels, des Verfassers der Bodmerias — welcher auch an der Aesthetik in Einer Nuß mitgearbeitet zu haben scheint; denn v. Schönaich sagt in der Vorrede: „Ich bekenne, daß ich mich unterfangen habe, manche Ausfälle in das Gebiet der Redner zu thun. Die Ehre davon wird aber nicht auf mich, sondern auf einen Freund fallen, der diese Beute mit mir getheilet. Ehestens wird er selbst den geneigten Verehrern der neuen Kanzelberedsamkeit mit einem B — tst — (Buttstadio) enucleato aufzuwarten suchen" — und von Reichel findet sich eine römische Predigt eines baierischen Pfarrers in den Schriften der Gesellschaft der freien Künste, die Gottscheden als er dieselben der Churprinzessin, die eine geborne baierische Prinzessin war, vom Grafen Wackerbarth eine Lection zuzog — seine Familienverhältnisse Gottscheden zu Ohren, welche mit den ihm ertheilten Ehren und dem Namen eines deutschen Voltaire in dem fratzenhaftesten Gegensatze stehen, und wären sie damals bekannt geworden, den Urheber der letztern selbst in ein äußerst lächerliches Licht gerückt haben würden.

v. Schönaich an Gottsched.

Amtiz, 19. Febr. 1752.

E. H. hören gar nicht auf mich zu beschämen. Und ich würde böse werden, wenn die Sprache des Lobes mir nicht so verführerisch wäre. Ich höre sie niemals so gern als von E. H. Es ist mir als wenn ich Ursache hätte, stolz zu sein. Ja Sie haben noch nicht genug mein Lob geschrieben und gedruckt mich lesen zu lassen: ich soll gar gekrönt werden, und zwar von einem Gottsched. Die Begriffe sind zu groß, die ich mit diesem Namen verknüpfe, und man muß E. H. eben so verehren als ich, um die ganze Größe dieses Namens recht zu überdenken. Krönen Sie mich, liebster Freund. Machen Sie mich zu Dero Hofpoeten. Ich will singen, bis mir die Kehle wie eine Schweizerkehle rauh wird. Aber machen Sie auch, daß ich einer solchen Jungfernschaft werth sey. Ich bin ihrer gewiß werth, wenn Sie mich im Ernste dafür halten: Dies ist der Knoten. Keine Feyerlichkeit, liebster Aristarch! Die Hand die mich krönte, unterscheidet mich von den Meistersingern: Diese ist zureichend um die Krönung ehrwürdig zu machen, und eine Jungfer von Dero Händen; welch eine Gabe! — Sehen Sie so ehrgeizig bin ich, gar nach Kronen zu streben, daß mir nur kein Schweizer Haasenpappeln darein flechte. Ist doch, glaube ich, ein Mamsellchen oder Fräulein in Göttingen gekrönt worden, warum sollte man mich auslachen? Doch Alles nach Dero Gefallen! Ich lege Kron und Scepter zu Dero Füßen und erwarte ob ich es werth bin. Machen Sie mit mir was Sie wollen.

Derselbe an Denselben.

Amtiz, 18 März 1752.

Ich habe einmal gleichsam im prophetischen Geiste ein Verschen gemachet, welches den Unterschied vorstellete, den ich zwischen E. H. und der gewichtigen Critik der Schweizer mache.

„Ist Gottsched nur mein Freund
„So sey mir immerhin das ganze Zürich Feind.

Digitized by Google

Eben die Erlaubniß gebe ich den Herrn Göttingern. Es war mir freilich empfindlich mich zu Einer Zeit geehret*) und getadelt zu sehen**) und ich hatte große Lust die ganze gedruckte Ehrenbezeugung zurückzuschicken. Was soll aber, dachte ich, Gutes aus Nazareth kommen, zumal aus einem Hallerischen. Sie zeigen auch gleich anfangs ihre Absicht zu tadeln viel zu deutlich, als daß man sich betrügen könnte, und da sie mich hinten wiederum halb ehrlich machen, so weiß ich nicht, was ihnen vorne auf dem Herzen gelegen. Nun tröste ich mich noch besser und in eben der Verdammung mit E. H. zu stecken ist keine geringe Ehre für mich. — Wenn meine Lorbeerkrone auf meine Gegenwart ankömmt so möchte wohl ein Mehlthau darauf fallen. Meine Person ist sehr selten und ich bin von denen Leuten, die sich nur in der Ferne zeigen müssen um nicht alles zu verlieren. Ueberdem (Sie sind lange genug mein Aristarch gewesen; Sie müssen nun auch mein Orest werden) stehe ich hier unter einer so allgewaltigen Weiberherrschaft, daß ich nicht den nächsten Nachbar, geschweige Leipzig zu besuchen, einmal denken darf. Ich habe eine Mutter die .... und einen Vater der .... zwar ein grundehrlicher Mann ist, aber weil er niemals das Unglück gehabt hat Sohn zu seyn, auch nichts davon empfindet. Von seinem 6 Jahre an war er Herr. Ich aber, so unglücklich bin ich! kann nicht in meinem 26 Jahre die Achtung in meinem Hause davon tragen, deren mich meine ganze übrige Verwandtschaft und selbst Feinde würdigen. Kennen Sie die femmes scavantes und den Ahnenstolz? Mein Vater pranget mit einem Sterne auf der Brust und weiß nicht wie er seine 6000 Thaler verthun soll, daß sie weder den Nachbarn und Freunden, sondern nur Betrügern nützen, und ich, sein Herr Sohn, der den Hermann gemacht, ja den er liebet, habe erst vor ungefähr 8 Wochen ein Kleidchen bekommen, das der Pfefferkrämer in Leipzig des Sonntags besser hat. Uebrigens darf ich nicht die Augen aufschlagen, den Mund nicht aufthun, keinen Schritt setzen, wenn mir es die Frau Mama nicht erlaubet. Doch dieß sind Geheimnisse.

Derselbe an Denselben.

1. Juli 1752.

Ich glaube Rector Stuß***) und alle Messianer sehen meinen Hermann nur mit Erbarmen an: so schwach, so matt, so schaal däucht er ihnen. Wenn ich Professor Gottsched und kein Anfänger wäre, ich wollte mit den Herrn von der Schweiz gewiß schärfer herumspringen.

Derselbe an Denselben.

Amtiz d. 13. Juli 1752.

Hier bin ich endlich mit alledem, was E. H. von mir zu meiner Krönung verlanget haben. Die Ode ist, wie Sie schon wissen, und der Brief kurz

*) Durch das Diplom der göttinger deutschen Gesellschaft.

**) Göttinger gelehrte Anzeigen.

***) In Gotha. Er beabsichtigte eine lateinische Uebersetzung des Messias. Die Nachricht davon wird es sein, die Lessings ähnliches Unternehmen ins Stocken gebracht hat.

Digitized by Google

und ernsthaft. Sind die zwey Louisd'or nicht genug zum Ringe, so stehet mehr zu Befehl; das Maaß ist mehr nach einer kleinen als großen Hand zu nehmen, denn meine ganze Person ist in verjüngten Maaßstabe. Sie begehrten auch den Namen meines Vaters zu wissen? Er heißt Otto Albrecht, Freiherr von Schönaich, Ritter des Herzogl. Würthembergischen großen Jagdordens, Herr der Herrschaft Amtiz u. s. w. Von meinen Lebensumständen muß ich so wenig als möglich melden; zu viel nämlich würde mir und E. H. Ehre genug, aber meinen Aeltern desto weniger machen. Gebohren bin ich den eilften des Brachmonats 1725, Officier geworden den 11. May 1745, kränklicher Leibesumstände halber (besser dem Eigensinne und unbeweglichen Willen meiner Aeltern zu Folge) abgedanket den 14 Jänner 1747. Das Regiment war das damalige Schlichtingische Dragoner, jetzt aber Arnimsche Kuirassierregiment. Zum Strigauschen Treffen kam ich zu spät, bey Kesselsdorf aber früh genug, um bey Einbruch in ein Regiment preuß. Infanterie nach Verlust des Pferdes gefangen zu werden. Wer es nicht glauben will, den schicken Sie zum Major von Schenkendorf nach Chemnitz, der die Schwadron anführte und bey dessen Compagnie ich als Fähndrich stand. Mehr verlangen Sie nicht zu wissen, und mehr kann ich auch nicht sagen, es müßte denn seyn, wie oft ich um das Ding, das man Point d'honneur nennet, mir habe die Haut zerhacken lassen, als worin die Jungfernschaft bey Leipzig in einem Garten zu Eutritz durch drittehalb Wunden verlohren gegangen. Denn weil doch meine Aeltern alles an mir versäumen wollten, so hatten sie mich (außer etwas Reiten bey dem Schwager von meinem Vater den Staatsminister und Oberjägermeister Graf von Schmettau) auch die edle aber sehr nöthige Raufkunst nicht lernen lassen. Es heißt also mit mir nicht allerdings:

Wer kein Turnier versteht, enthält sich doch der Waffen.

Genug davon. Zurück zur silbernen Schüssel mit dem Lorbeer. Den gantzen Dienstag wird mir das Herze pochen vor Warten der Dinge, die da geschehen. Es ist mir sehr lieb, daß ich nicht zugegen bin. Denn ich bin so unverschämt noch nicht mich ins Angesicht loben zu lassen, ohne roth zu werden. Es würde mir gewiß bey Dero Anblick so gehen, als Aristens Redner in Boileaus Pulte. — — — Sie aber, deutscher Demosthen! Lehren Sie mich, da Sie mich doch schon so viel gelehrt haben, lehren Sie mich doch auch die Kunst, Ihnen recht nach Würden zu danken! Ich erwarte dieß Kunststück von Ihnen, denn mein Latein ist zu Ende. Ich kann weiter nichts, als die getretene Bahn laufen, und Ihnen viel vielmal danken, ist die alte Leyer — — — Einige spitzige Herren hielten sich über meine Krönung auf, da ich ihnen aber die Art der Feyerlichkeit vorlas machte ich sie roth. Sonst bemerke ich, daß man hin und her den Werth meiner neuen Würden vollkommen einsieht. Man gesteht es, daß es kein Kinderspiel ist, wenn einen ein Mann wie Gottsched ehret. Aber da ich doch nun das Werk Ihrer Hände bin, so sagen Sie mir im Vertrauen, bin ich denn so viel Ehre werth? Oder hat nicht etwa der Eyfer für die gute Sache starken Antheil. Ich frage Sie auf das Gewissen. Beantworten Sie diese Frage so, daß ich ein Bischen stolz werde, denn ich möchte es gar zu gern werden. Und Scherz bey Seite, allzu blöde ist halb feig!

Digitized by Google

Derselbe an Denselben.

Amtiz 29. Juli 1752.

So bin ich denn gekrönt! Und Apollo selbst schicket mir den Kranz durch dero Hand! Wo soll ich anfangen und wo aufhören E. HochEdelgeboren zu danken? Könnte ich mein Herz ausschreiben, könnte ich alle stummen Regungen, die man mehr fühlen als beschreiben kann, mit lebendigen Farben entwerfen, so würde meine Empfindung dennoch noch meinen Dank übersteigen. Ich weiß nicht ob ich Nonsense oder Galimatias rede, so viel aber weis ich, daß man mirs vergeben muß, wenn ichs auch thäte. Das Herz nämlich ist ja allezeit stärker als der Geist. Ich habe versucht, in beykommender Ode meinen Dank zu entwerfen. Sie werden leicht errathen, warum sie so schwach ist: Der Gegenstand war zu groß. Ich habe die Freude gehabt, daß auch schon andere Briefe aus Leipzig meine Ehre die mir so feyerlich als möglich erwiesen worden, in unserer Gegend bekannt gemacht haben, und bis auf meinen Buchbinder, alles freuet sich! Nun wollte ich auch nicht mit Petrarchen tauschen, am wenigsten aber mit dem Schönaich, der, nachdem er in der Schlacht bey Mühlberg einem Herzoge von Lüneburg das Schwert abgenommen, von Karl dem 5. öffentlich im Lager den goldnen Sporn empfangen. Denn Scherz bey Seite, Gottsched ist ein Bischen klüger denn Karl, und ist er denn klüger so u. s. w. u. s. w. — schließen Sie weiter.

Nun liegt mir nichts mehr auf dem Herzen, als die hölzerne Gemüthsart derjenigen, die mein zeitliches Glück in Händen haben. So könnte ich doch zum wenigsten versuchen, ob ich mich nicht erkenntlich bezeugen könnte. Nichtsdestoweniger melden mir E. H. auf das genaueste, was die Unkosten sind. Es muß zu allem Rath werden. Ich kann es aus dem Anfange Dero schönen Rede errathen, was den Rector Magnificus mag gehindert haben, daß er der Feyer nicht beywohnen wollen. Es ist gewiß einer von denen, die uns potius in barbarorum Insulas verwiesen sehen wollen. Ich freue mich, daß meine Krone Ihnen Gelegenheit gegeben, so viele schöne Sachen zu sagen.

So bin ich denn nunmehr auch unserer Sächsischen Minerva*) bekannt? Und das Alles habe ich E. H. zuzuschreiben? Ist mein Hermann auch schon bis dahin gedrungen? Aber was spricht, was denkt man von ihm? Wäre ich doch frey: vielleicht könnte man sich manches zu Nutze machen! vielleicht könnten und würden E. H. Grund zu einem besseren Glücke seyn Und dieß Alles hätte ich dem 6. März, wie Sie aus der Ode sehen werden, zu danken.

Fürchten Sie sich aber nur nicht, daß ich stolz werden möchte. Ich kenne die Welt zum wenigsten hierin. Niemand nämlich findet oder glaubet den Stolz eher zu finden, als der Stolz selbst. Ich verspreche es Ihnen auch auf keine Weise den Lorbeer zu entehren. Der Baum, von dem mein Schmuck genommen worden, soll schwarz werden, wann dieß geschieht. Mag zischen wer da will, ich werde Ihrem Rathe folgen und wie ein römischer Sieger stolz auf dem Triumphwagen sitzen.

Was werden Sie zu beykommenden Liebesbriefe an Dero Kalliope sagen? Es ist ein Oedchen von der kleinsten Gattung. Wäre es feuriger und größer

*) Der Churprinzessin. S. oben.

Digitized by Google

gerathen, so hätte ich gelogen. Bey Empfindung so starker Freude läßt sich wohl nicht sehr künstlen und ich hatte die Augen so mehr auf den Kranz als die Feder! Vergeben Sie mir also wo ich gefehlet! Wer hat sonst Schuld daran als E. H.? Haben wir gleich in unserer Gegend keine Kalliope so ist mir der Lorbeer doch von schönen Händen aufgesetzet worden. Ich war ihm mit Fleiß entgegengeritten, und mein Pegasus holete auch ohne Flügel meinen Preis ein. Der ganze Tag war zu einem Feste gewidmet worden, und ich feyerte die Octave recht vergnügt bey einem meiner liebsten Freunde. Seine Freundin, eine gebohrene von Malaspina, setzte mir den Kranz auf, und also trug auch Italien was zur Ehre des kleinen deutschen Tasso bey, zum wenigsten dem Klange nach. — — —

So haben mir denn also E. H. kraft kaiserlich königlicher Macht, die Erlaubniß ertheilet, Verse in die Kreuz und in die Quere zu machen! Hans Sachs soll nicht so viel Folianten Reime hinterlassen haben, als ich Deutschland zu vermachen denke.

Schließlich wiederhole ich meinen zärtlichsten Dank. Ich müßte anfangen verliebt zu reden, wollte ich den Vergnügen meines Herzens den Lauf lassen. Mein Saytenspiel, das E. H. so trefflich geschmücket haben, soll niemals bessere Töne von sich geben, als wenn ich es zu dero Lobe rühren werde. Lehren Sie mich nur ferner es recht stimmen, so werde ich unaufhörlich seyn u. s. w.

N. S. E. H. haben recht wohl gethan, der churfürstlichen Würde eines meiner mütterlichen Verwandten zu erwähnen. Mußte er gleich immer Schweden und Franzosen ausweichen, ja starb er im Exil zu Frankfurt am Mayn, so sind doch ein paar 100 Dukaten mit seinem Wappen in unserm Münzcabinet und sein Bild noch unsere Augenweyde.

Derselbe an Denselben.

12. August 1752.

Ohne Zweifel wissen E. H. was eine Berliner Zeitung von unserer Krönung saget. So ist mir geschrieben worden. „Leipzig. Am 18. dieses ertheilte die hiesige philosophische Facultät, Hr. v. Schönaich, Verf. des Hermanns feyerlich den poetischen Lorbeer. Gedachter Herr Baron war nicht selbst zugegen, sondern er ließ sich die Klio, mit welcher er schon seit 2 Jahren verbotenen Umgang gepflogen, durch Herrn Prof. Gottsched als jetzigen Decanus der philosophischen Facultät per procurationem antrauen."

Derselbe an Denselben.

2. Sept. 1752.

Der Sekretär meines Vaters ist in Familiensachen in Berlin gewesen und da er ein Freund vom Buchhändler Voß ist, mit seinem Kunstjünger und Zeitungsschreiber Hr. Mylius, in Bekanntschaft gerathen. Er hat denselben zu Rede gestellt, wie er den abgeschmackten Nimrod meinem Hermann hätte zur Seite setzen können? Dieser hat sich auf die großen Gedanken, schönen Gleichnisse und trefflichen Bilder berufen, und mir allerley aber nicht zur Sache gehöriges vorgerücket, als z. B. ich sey auf keiner Universität gewesen, wäre nicht aus meines Vaters Hause gekommen, hätte mir wohl die meisten Verse

Digitized by Google

von C. H. machen lassen u. dergl. Da ihn nun unser Amtizer das Verständniß eröffnet, habe er zwar nachgegeben, aber seinen Baron von Haller, der Voltairen der nun deutsch lernet, gar nicht schmecken will, himmelhoch erhoben, und den Frühling als ein ganz vollkommenes Gedicht angepriesen. Der liebe Mensch hat eine Reise nach Afrika vor, daß er nur nicht der Linie zu nahe kommt.

Amtitz den 24. Mai 1753.

Wenn doch jemand uns ein Dictionnaire Neologique von der schweizerischen Sprache liefern wollte. Das wäre eine leichte, und unvergleichliche Satire. Ich fing einmal an aus des Dichters der mit seinen 18 Gedichten einen solchen Unfug auf dem deutschen Parnasse gestiftet, Hr. v. Haller, die Kernredensarten herauszuziehen, und trieb es bis auf C. Ich hörte aber bald auf, und schmiß es ins Feuer; denn die Quintessenz wäre bald stärker, als das ganze Buch geworden. Ich habe überdem noch so manches zu lernen, daß mir dazu keine Zeit blieb.

Amtitz den 19. May 1753.

Sie begehrten den Eindruck zu wissen, den mein schöner Hermann, bey meinen Obermeistern hier (denn ich habe, wie bewußt, mehr als einen) gehabt hat. Meinem Vater, als dem Besten, als dem Allerbesten unter den Schlimmsten, griff er so sehr an das Herz, das er, mir für das schöne Exemplar, risum teneatis amici! einen halben Louisd'or überreichen ließ. Er, der den Tag vorher für eine polnische Mähre 40 Dukaten gegeben hatte; mehr als für 300 Thlr. nichtswürdige und unnöthige Tändeleyen gekaufet hatte, er, der 24 Pf. im Stalle und 18 Schmäuchler an seiner Krippe und mehr, als 6000 Thlr. zu verbauen und zu vertändeln hat; er der da fähret, gehet, ißt, trinkt wie ein Minister, und sich aufführt, wie ein Philister. Bekennen Sie, wertheste Freund! daß nur meine Geduld dazu gehöret, um über ein solch Betragen nicht rasend zu werden. Ja, was das Schönste war: so mußte ich es noch für eine Gnade erkennen, für eine Großmuth preisen.

Amtitz d. 15. d. Christm. 1753.

Das Dictionnaire neologique ruhet. Auszüge aus Hallern und Noah habe ich gemachet, oder doch unterzeichnet; der Meßias ist auch leicht auszuziehen. Ich behalte die Arbeit für mich, wann es bey dem bloßen Wörterbuche bleibet; die Reden nach dem Muster des französischen auszuarbeiten, würde mich zu weit führen.

Amtitz d. 19. Winterm. 1754.

Hier erfolget eine Probe des neuen Wörterbuches. Widmen sie ihr 3 oder 4 Stunden; und sehen Sie ob ich den rechten Ton getroffen habe. Die Aerndte ist eine aus Hallern, Noahe, und dem ungeheuern Meßias. Jenes Fehler hatte ich, schon gesammelt; die beyden letzteren bin ich nun durchgegangen. Beym Noache war mirs eine Lust; aber beym Messias eine Arbeit:

Digitized by Google

denn, wenn er nicht platt ist: so raset er. Ich bin ihm so gram, als ich meinen Sünden nicht bin; und habe Anmerkungen über seinen Unsinn gemachet. Ich lese ihn mit der Feder in der Hand, wie Voltär die Geschichte. Keine Zeile fast kann ich lesen, ohne mich zu ärgern. Hiervon aber ist die Rede nicht: sondern von meiner Probe. Ich dächte, wir ließen das Buch nicht über ein Alphabet stark werden. Wer würde das Zeug kaufen? Man bemühet sich noch nicht so rein deutsch zu können, als andere Sprachen. Ich könnte aber in einer listigen, und nach dem Schlage des Französischen eingerichteten Vorrede, einen Quartanten meinen Mitbrüdern versprechen. Sie müssen nicht spotten, daß ich Ihnen solche Concepte schicke; es ist in unserer Gegend so rauh Papier, daß ich immer lieber kleine Sachen auf fremdes Papier entwerfe. Die Erfindung könnte leicht weiter getrieben werden; aber wer würde solch abgeschmackt Zeug lesen? Hr. Reicheln will ich die Rede überlassen; denn ich habe mein Tage nicht eine Chrie gemachet; ob ich gleich Dero Redekunst meistens auswendig weis. Sollte etwas zum Alphabete fehlen: so wollte ich eine Kritik übern Messias anhängen, darinn ich den Zuschauer in seiner übern Milton nachahmen wollte; aber auf entgegengesetzte Weise. Haben E. H. alles dieses durchgelesen: so senden Sie mirs wieder; nur mit der Post, damit ich die letzte Hand daran lege. Aristarchisiren Sie so scharf, wie Sie wollen; denn noch ist res integra. Um Gottes Willen legen Sie Ihr Amt nicht nieder. Leidet doch ein Richter auch Widerspruch! Stellen Sie sich vor: Sie hätten mit einem Rabulisten zu thun; aber einem Rabulisten, der Sie liebet und ehret.

Reichel an Gottsched.

den 18. März 1754.

Das neumodische Wörterbuch werden E. M. vielleicht gegen Ostern erhalten. Der Herr Baron hat eine ziemliche Menge schweizerischer Seltenheiten zusammen getragen. Ich habe ihm bereits von neuen 19 Blümchen geliefert, und werde dergleichen mehrere sammeln. Ich verlange aber für meine Anmerkungen nichts: damit dem Werke keine Hinderung in den Weg geleget werde. Mein Lobgedicht verdienet keinesweges das Lob, welches ihm E. M. beylegen. Dennoch glaube ich, daß es zur guten Sache etwas beytragen könne. Ich werde fleißig daran arbeiten; und solches wenn es ganz fertig seyn wird an E. M. überschicken. Wollen Sie es dem Wörterbuche alsdann beyfügen, so würde nöthig seyn, daß ich in einigen ganz kurzen Anmerkungen und citatis die Uebereinstimmung mit dem Wörterbuche zeigte, ja selbst die Quellen anführte, aus welchen ich solche Herrlichkeiten geschöpfft.

Ich verspreche nochmals, daß ich keine Mühe spahren will, die epischen Leyermänner und deren Advokaten lächerlich zu machen. Daß E. M. in dem ersten Gesange, die Stelle nicht finden können, wo die Verse, die im Neuesten stehen, einzurücken wären, wundert mich nicht. Ich habe diese Probe geschrieben, ehe ich den ersten Gesang angefangen hatte, und ich würde auch ohne Dero Aufmunterung niemals angefangen haben. Nunmehro ist mir bey Dero Lobeserhebungen nicht anders zu Muthe, als wie den (Leuthen / Mücken) in der unvollkommenen Ode auf die Ewigkeit, des göttl. Hallers 381.

Die von der Wärme dreist
Halb Würmer sind und fliegen wollen.

Indessen soll die Probestelle an gebörigen Orthe eingerücket werden. Jetzo bin ich beschäftiget den armen Abdiel aus seiner Falte zu erlösen. Adramelech hilft getreulich, und Bodmers abscheuliche Elegie an Hallern; thut mir gute Dienste ꝛc.

v. Schönaich an Gottsched.

Amtiz d. 19. Lenzm. 1754.

Ich würde mich aufs Neue an Boileaus Dichtkunst machen, wenn ich nicht die Schwierigkeit einer poetischen Uebersetzung kennte. Die Kunstrichterey ist nirgends leichter, als hier. Doch schlage ich es nicht ab; mein Wörterbuch aber muß erst fertig seyn, damit sich die Arbeiten nicht häufen. Die Ausgabe kann in keine bessern Hände, als in Hr. M. Schwabens seine kommen. Seine Einschaltungen werden zu nicht geringer Zierde seyn. Allein den Preis meiner Arbeit müssen E. H. bestimmen. Ich verstehe das Handwerk nicht; es mag seyn so wenig, als es will; ich bin mit allem zufrieden. Ein Thaler wäre wohl zu viel für einen Bogen? Ich werde aber dem Himmel danken, wenn die Arbeit fertig seyn wird. Es ist gar zu verdrüßlich; etwas von Fehlern auf unterschiedene Art zu sagen, die doch alle auf eines hinauslaufen. Hr. Reichel hat mir wieder eine Aernte geschicket. Was soll ich aber mit seinem Lobged. machen? Er mag das übrige einschalten, und mit zum Wörterb. geben. Ich sende auch die Vorrede mit, die ich mir aber wieder zurück ausbitte, um sie in Ordnung zu bringen. Die Discurse der Malern habe ich nicht: aber sonst wohl Kuhblumen genug.

Derselbe an Denselben.

Amtiz d. 18. Wonnemonat 1754.

Hier empfangen Sie die übrigen 28 Bogen meines neologischen Wörterb. Ich darf nichts mehr darzu sagen, als lesen Sie es! Es sind wiederum einige Ausschweiffungen darinnen. z. B. die Höhle des Trophonius zu Ende vom Lächler; ein Schreiben von Bodmern zum Anfange von H; der Dichtersaal, ein Recept; ein Klystier; eine Schäfererzählung, *) zu Anfange von S. ein Buchstabengericht von Y. und dann die Bodmerische Welt zum Beschlusse; worin ich mir mein eigen Schicksal prophezeye. Die Wahrheit hat mich allenthalben begleitet; ich habe mich bemühet allenthalben lustig zu seyn. Sollte sich jemand einbilden: ich hätte mit einigen Redensarten den Wohlstand und die feine Critik überschritten: der lese meine Antwort unterm Artikel Stralen. Mit Leuten, die die gesunde Vernunft nicht schonen, muß man nicht säuberlich verfahren. Ob aber die Namen der Leipziger Tyrannen ausgedruckt zu werden, nöthig sey; das überlasse ich E. H. Genug! daß ich nicht ein Wörtelein gesagt, welches ich nicht beweisen wollte. Ich gebe es nur Dero Nachsicht, u. Gelindigkeit Schuld, daß dieses Otterngezücht so überhand genommen. Vergeben Sie mirs; allein denken Sie nach; mich dünkt, ich werde Recht haben.

*) Unleserlich.

Digitized by Google

Amtitz d. 17. Aerntem. 1754.

Wird meine Aesthetik wohl gegen Michaelis das Licht der Welt erblicken? Ich kann nicht läugnen: ich möchte die Mißgeburt gern sehen. Läuft doch mancher nach einem Affen lieber als nach den hübschesten Mägdchen.

Amtiz d. 27. Aerntem. 1754.

Mein Buch würde gewiß artiger geworden seyn, wenn es E. H. beliebt hätte, es zu durchackern; ob es aber so lustig geblieben wäre: das wollen wir die fragen, die über die jetzigen Ausdrückungen lachen. Ich freue mich, daß das Schicksal, was ich mir in dem Beschlusse prophezeihet, eintrifft. Lesen Sie ihn noch einmal, und sagen Sie mir, was wir von unserm ganzen Buche übrig behalten würden, wenn wir jedem etwas hätten zu gefallen thun wollen? Gerade 20. mal kömmt das garstige Wort vor, das Sie auszuschreiben sich schämen. Aber hundertmal und darüber läßt uns der große Rath sein Geburtsglied sehen. Schriebe ich ein ander Buch, als eine solche Schandsäule, so wäre es freylich sehr unsauber: allein man muß die Kerle lächerlich machen und Zoten mit Zoten bezahlen. Die alten Sünden berühren wir nicht; das ist richtig! mancher Anfänger aber wird sich seiner Götzen schämen, wenn er ihre Spinnweben so dick vor sich sieht. Lessing würde es doch nicht loben; und wenn es so rein, als die Bibel wäre. Lesen Sie doch nur meine Antwort p. 405. Wäre Hermanns darinn in Ehren gedacht: so könnte er mich vielleicht verrathen. Ich schone ihn ja selbst nicht; ja thue ihm an einem Orte, sogar offenbar Unrecht. Ein paarmal hat ihn Hr. Reichel gelobet. Allein was wäre das für ein Schluß? In der Aesthetik wird Herman gelobt: also hat sie sein Verfasser gemacht. Doch ich weis wohl warum E. H. so bang ist. Vor Lessingen fürchten Sie sich! Aber glauben Sie mir es nur: Sie werden Gottsched bleiben, und wenn 1000 Lessinge sich an Ihnen zu Tode ärgern wollten. Lies u. urtheile; so werde ich jedem antworten, der die Aesthetik anpacken wird. Meiner Provinzialredensarten habe ich mich gar nicht zu schämen. Wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf mich. Einger verworfener Redensarten, zertrennter zusammengesetzter Zeitwörter erkenne ich mich freylich schuldig: aber das sind Splitter gegen die Balken d. Hr. Schweizer. Es wird ja auch wohl ewig ein Unterschied zwischen dem, der da irrt, und zwischen dem der darauf stolz thut, seyn. Inzwischen werden mich E. H. ungemein verbinden wenn Sie mir meine Provinzialredensarten anmerken. Sie müssen aber auch nicht etwan Ausdrücke dafür hinnehmen, die im Grunde mit Fleiß verdrehet sind. Und was will alles das Fehleraufrücken endlich sagen? Werden denn anderer Leute Fehler durch Meine schön? Ist es schön zu schnitzern, wenn ich aus Versehen schnitzere? Ich lese meine Sachen nie, um sie zu bewundern; denn das will ich Lessingianern überlassen. Daß meine Sprachkunst ja nicht verlohren gehet: es wäre eine lustige Einschaltung zu einer neuen Aufl. unserer Nuß u. Hr. Lessing könnte es schon auch noch einmal in 8 lesen. Sein Zeitungsblatt ist mir unbekannt. Sammeln Sie aber alles, wo von uns geschwatzet wird; und schicken Sie mirs zu: an lustigen Antworten soll mir es nicht fehlen. Zwey schreibpapierne Exemplare behalten E. H. für sich; eines etwan von diesen beyden für Königsberg; die übrigen senden Sie mir zu. Meine Beyde bin ich los; und eins soll noch mein Bru-

Digitized by Google

der, und eins jemand anders haben: ich behalte also nur 20. Die ausgelegten 12 ggr. werde ich mit nach Dreßden bringen; wofern es E. H. nicht von den 2 Gulden abziehen wollen, die ich für den Bogen bekommen soll. 31. Bogen machen 62. Gulden. ist die Rechnung richtig? vieleicht aber ohne Wirth gemacht. Erwähnet Herold nichts davon? Das wäre noch so ein Oel für unsre Wunden! ꝛc.

Reichel an Gottsched.

den 9. December 1754.

Eurer Hochedelgeb. Magnificenz sage ich für Dero mir mitgetheilte Anmerkungen und Erinnerungen den verbundensten Dank. Ich habe alles gethan was mir möglich gewesen ist. Des Hr. von Bar schöne Gedanken getrauete ich mich nicht zu übersetzen; und seine Anmerkung über Pope's Dunciade durfte ich gar nicht brauchen. Ich habe einen Versuch gemacht, diese Vertheidigung in Wittenberg drucken zu lassen. Umsonst! Man erbiethet sich in andern Fällen mir zu dienen, nur in diesem nicht. Indessen ist meine kleine Bemühung nicht vergeblich. Ich versuche Hr. Breitkopfen ein Freundschaftsstück zu thun: denn es kömmt mir wenigstens so vor, daß es nützlich sey ein öffentl. Zeugniß von Ihrer Unschuld abzulegen. Der Hr. Baron ist kein gehorsamer Sohn mehr. Er redet nichts, als daß Deutschland noch keinen Pope und Boileau hat, und daß er diesen Mangel ersetzen will. Er hat den Anfang mit einem Gedichte gemachet, darinnen er den Hr. von Haller und Lessingen auf eine sehr harte Art angreifft. Ich habe ihm d. Hr. v. Hallers Gedichte die 7te Auflage, geschenket, um seinen Zorn mit der Vorrede und mit den Anmerkungen, zu stillen. Ueberdieß denke ich, daß Hr. Lessing künftig bescheidener seyn wird. Aber des Hr. Barons sein Gedichte wird neuen Aufruhr stiften. Er wirft den Buchhändler Voß in Berlin vor, er habe als Lehrjunge bey Rüdigers Tochter geschlafen. Ich bin mit Vossen in die Schule gegangen, und weiß auch wo er die Buchhandlung gelernt hat. Der Hr. Baron thut ihm Unrecht. Er stichelt gar sehr auf diejenigen Leute, die seinen St=ß in der Aesthetik nicht vertragen könnten, und doch das Geschaffene mit Odins Unrathe gelobet hätten. Dieses schöne Gedicht, welches eine deutsche Dunciade, und ganz popisch und boileauisch seyn soll, welches er mir mit beygelegten Billet zuschickte, soll in Hamburg, durch Herolds Veranstaltung gedrucket werden. Ich habe alles hervorgesuchet, was den Hr. Baron bewegen könnte solches zu unterlassen; aber meine Vorstellung ist zu schwach. Ich versuche morgen früh um 7 Uhr das letzte. Es wird nicht viel helfen. Herold könnte das Mst. unterschlagen: so wäre es aus. Sollte ers aber drucken: so wird der Hr. Baron gewiß verrathen. Er hat sich Herolden entdecket. In Frankfurth an der Oder weis mans auch daß er Antheil an der Aesthetik hat, und man wird nach dem neuen Jahre eine Wiederlegung daselbst drucken. Sollte also eine Rechtfertigung für Eure Magnificenz nicht nützlich seyn? Des Hr. Barons Gedichte und Bemühungen Streitschriften drucken zu lassen, werden Ihnen nicht viel schaden. Eine einzige Censur in den öffentlichen Zeitungen, in welcher seiner namentlich gedacht, und seine Schwachheit gezüchtiget wird, kann ihn wegen der Mama Verbitterung auf einmal die Feder aus der Hand schlagen, die ihm Pyra geschnitten hat. Ich wollte daß ich im Stande wäre Eure Magnificenz nur eine

Digitized by Google

Stunde zu sprechen: so würde alsdann vielen Dingen leicht vorgebeuget werden können.

Derselbe an Denselben.

(?) den 2. Januar 1755.

Eure Hochedelgeb. Magnificenz werden mit heutiger Post zween Briefe auf einmal von mir empfangen. Da eben itzt gleich von hier aus ein Bothe nach Guben gehet; so gebe ich mir die Ehre Ihnen zu melden, daß ich den 10. December v. J. den Hr. Baron dahin gebracht habe, daß er seine Satire wider den Magister Lessing nicht nach Hamburg geschickt hat. Aber dennoch hat sich ein Buchhändler in Sorau gefunden, der sie drucken läßt. Auch diesen ehrlichen Mann habe ich gewarnet. Hr. Voß, dessen nicht zum besten in dieser Satire gedacht worden, hat in unsrer Gegend Anverwandte, die ihm zur Rache mit vielen Personalien von dem Hr. Baron dienen können. Der Sinngedichte sind nach Dreßden geschickt. E. H. M. werden sich sehr wundern, wenn Sie solche gedruckt lesen sollten. Ich habe z. E. eines auf des Hr. v. Hallers Aufnahme in die pariser Akademie der Wissenschaften:

„Von der Akademie ein Mitglied Haller? ey!
Nun Freund! hier sey ich nichts was zu bewundern sey.
Die einen Chapelain und Pradon aufgenommen,
Zu denen kann ja wohl auch Hallers Satir kommen."

Liegt in der 3ten Zeile nicht ein häßlicher Schnitzer; Ich denke, die Academie françoise und die Academie des sciences sind zwey Dinge. Dem sey wie ihm sey! das weis ich gewis, daß E. H. M. mit diesen Sächelchen nicht zufrieden seyn werden. Nunmehr muß ich E. H. M. auch benachrichtigen, daß in unserer Gegend alle Welt weis, daß der Hr. Baron der Verfaßer der Aesthetik sey. Er hat es nicht nur selbst offenbahret: sondern auch auf Pyras Kindtaufe vor den versammelten Presbyteris die Glückwünsche darüber angenommen. In Pförten hat man sich auch darüber lustig gemacht: allein E. H. M. sind dabey nicht anders, als mit einer Vertheidigung erwähnet worden. Die Frau von Runckel hat auch einen großen Fehler begangen. Sie hat um eine Grabschrift auf den Hr. von Hagedorn gebethen, und ihre Hochachtung gegen diesen Dichter verrathen. Lesen Sie die Inlage. Wie behutsam muß man nicht mit den Worten umgehen! Aber glauben Sie auch das, daß der Hr. Baron Hagedorns Gedichte erst in diesem Monathe gesehen hat? Seine moralische Gedichte sind ihm noch unbekannt.

Was ich nun zeither von des Hr. Barons Charakter Eurer Magnificenz geschrieben habe, ist in der Absicht geschehen, Ihnen ein Licht zu geben, wie die Beurtheilung der Aesthetik könnte abgefaßet werden. Nunmehro wird dieselbe vielleicht gedrucket seyn. Folglich lege ich mir nunmehro ein Stillschweigen auf, und bitte nochmals, inständigst meine Offenherzigkeit nach meinen redlichen Absichten zu beurtheilen. Ich habe nichts mehr gethan, als was meine Schuldigkeit gewesen ist ꝛc.

Gottsched mußte es aus dem Munde von Freunden und Anhängern selbst erfahren, daß Schönaichs Thätigkeit für seine Zwecke keineswegs ersprießlich sei.

Digitized by Google

Brucker an Gottsched.

Augsburg, 10. Febr. 1755.

Ich wünschte daß der poetische Katzenkrieg ein Ende hätte; es ist jedermann dessen überdrüssig und ich glaube unsre poetische Schmetterlinge werden ihren Sommer wohl schon genossen haben, und sich nach und nach einspinnen biß neuer Wurmsaamen ausgehecket wird. Ueberhaupt hätte ich wünschen mögen, daß der Personen überall und ihrer Namen und Aemter geschont wäre worden, und man nicht überall auf das Schmutzige gefallen wäre. Der deutschen Sprache und Dichtkunst wird dieser Krieg wenig schaden, aber viele Verbitterung macht er da man gemeinschaftlich zum Ruhme des Reiches der Wissenschaft arbeiten sollte. Ich wünschte, daß jemand in einer ernstlichen schlagenden critique die seltsamen Sätze des Messias entwickelte, ich habe es kaum übers Herz bringen können, mehr als den ersten Gesang zu lesen, und es däuchte mir immer, ich seye über die Cabbala denudata gekommen, so tolle Sätze hat dieser Mann angenommen, da er seinem sonst lebhaftem Witze keine Gränze gesetzet hat. Est aliquid prodire tenus.

Waren doch selbst geschworene Schüler Gottscheds mit dem Hermann von Anfang an so wenig zufrieden gewesen, daß sie es sogar dem Herrn und Meister selbst nicht verschwiegen. Sein eigener Bruder, der Steuerrath Gottsched, der ihm Alles verdankte und zu jener Zeit sich sehr bemühte für die Gesellschaft der freien Künste thätig zu sein, konnte sich in das Gedicht nicht finden. Er schreibt am 14. Oct. 1751 aus Cassel: „Soll ich noch ein paar Worte von dieser Ausgabe des Helden Hermann melden, so gestehe ich, daß dem Buche an äußerlicher Zierde nichts abgehet. Die Zuschrift an den Herrn Landgrafen hat mir ungemein wohlgefallen, die Vorrede ist gelehrt ausgearbeitet, von dem Gedichte selbsten aber werde ich, und wenn ich es auch ganz werde gelesen haben, schwehrlich, schwehrlich recht urtheilen können. Denn ich sehe die gantze Kunst davon nicht ein. Es muß aber sonder Zweifel alle guten Eigenschaften haben, weil der Herr Bruder einer gantzen Nation damit Trotz zu bieten gedenket. Mich verlangt sehr, was in denen gelehrten Göttinger Zeitungen vor eine recension davon erscheinen wird".

Digitized by Google

vgl. Triller über Klopstock Mantiss I. Aufl. 3, 214 ff.
ein gemischtes Gedicht von ihm vor dem 2. Heft des Crocker Ed. Bergm.

Anhang.

In dem letzten Abschnitte ist die früheste theoretische Aeußerung Klopstocks in bestimmte Beziehung zu Gottscheds Richtung gestellt worden. Es ist mir durch gütige Mittheilung ein handschriftliches Curiosum zugekommen, in welchem sich eine der gottschedschen jedenfalls mehr verwandte Sinnesart auch noch an demjenigen Werke Klopstocks versucht, welches ganz eigentlich als seine Poetik betrachtet werden kann. Daniel Wilhelm Triller hat sein Exemplar von Klopstocks Gelehrtenrepublik mit Bemerkungen beschrieben, die ganz in jenes bekannte Adelungsche goldene Zeitalter der deutschen Litteratur zurückversetzen, und sich in einer Fortsetzung der v. Schönaichschen Aesthetik nicht übel ausnehmen würden. Wenn es immer interessant ist, die Geister, oder, in diesem Falle, die Geistlosigkeiten so unmittelbar aufeinanderplatzen zu sehen, so mag die Mittheilung der wenigen Zeilen, die hier überhaupt mittheilbar sind, auch insofern mit Nachsicht aufgenommen werden, als dieselben einen Beleg liefern, wie feste Wurzeln in Sachsen das Gottschedsche Wesen geschlagen hatte — einen Beleg, der mit Körners Klage über die leere Geschliffenheit seiner Landsleute, die er etwa zehn Jahre später in einem Briefe an Schiller ausspricht, und der nicht tadelnd gemeinten Angabe des vor zehn Jahren verstorbenen Pölitz in der Vorrede zum Katalog seiner Bibliothek, daß sein Vater, dem er seine Bildung verdanke, die Seinige von dem Prof. Gottsched erhalten, in Eine Reihe tritt. Auch findet sich hier Veranlassung, wie dieß in Bezug auf Schönaich der Fall war, ein persönliches Verhältniß näher zu erörtern, dessen richtige Auffassung für eine genaue Anschauung von den litterarischen Beziehungen jener Zeit nicht ohne Wichtigkeit ist.

Triller schreibt sogleich auf das Blatt vor dem Titel folgendes

Urtheil.

Soll dieß der große Klopstock seyn?
Das Haupt der Dichter und der Weisen?
Wie ihn die ZeitungsZünger preisen.
Vielmehr erscheint er hier sehr klein,
Drum spricht Vernunft und Wahrheit: Nein.
Man darf die Republik nur lesen,
Was trifft man allenthalben an?
Nur Einfalt, Stolz, verkehrten Wahn,
Und ein höchst abgeschmacktes Wesen.
Der Autor hat durch dieses Werk
Mit Prahlerey die Welt betrogen
Und unerlaubt viel Geld gezogen.

Digitized by Google

Indem er, wie dort jener Berg*)
Ein Riesenkind zuerst versprochen
Allein was kam zuletzt heraus?
Nur eine kleine, kahle Mauß
Kam zum Gespött hervorgekrochen.
Vom Klopstock heißt es nun mit Recht
Er schreibt in Prosa hart und schlecht
Und rauh und dunkel, wenn er dichtet,
Daß alles was er aufgesetzt
Der Leser Ohren nicht ergetzt
Noch ihre Herzen unterrichtet.

Am Ende heißt es:

Das Buch ist zwar beschlossen
Doch jeder fragt nunmehr:
Wo nahm die Narrenspossen
Der Autor alle her?
Man sieht in diesem Bande
So stark und dick er ist
Ein Wort kaum von Verstande
Das man mit Nutzen liest:
Nur ein verwirrtes Wesen
Erblickt man überall —
Wer einmahl es gelesen
Kommt nicht zum zweitenmahl.

Außerdem macht Triller seinem Zorn in folgenden Epigrammen Luft:

Weil Klopstock, sprach Apoll, der Musen Quell verstopft
Verdient er, daß man ihn mit einem Stocke klopft.

Ein hitzig Fieber hat den Autor angetrieben
Daß er dieß tolle Werk so Sinnloß hingeschrieben
Denn ein Vernünftiger, dem nicht der Kopf verrückt
Entsetzt sich und erstaunt, wenn er dieß Buch erblickt.

Dergleichen Mißgebuhrt war noch nicht auf der Erden
Sie wird auch hoffentlich nicht mehr gefunden werden.

Zu dieser Republik gehören nur die Thoren
Wer es nicht glauben will, hat auch den Witz verlohren.

Wer Gold in Schlacken sucht und in dem Buch Verstand
Hat leider Zeit und Müh vergeblich angewandt.

Es ist ein schweres Werk, ein Buch von Nichts zu schreiben
Doch Klopstock hats vollbracht: ihm muß der Ruhm verbleiben.

Im Buche selbst benutzt der 80jährige Mann auf eine mehr als studentische Art jede Gelegenheit, seinen Geifer auszuspritzen. Zu einer Stadt Hasenpoth, wo sich auch ein Subscribent gefunden, schreibt er: „da ist Klopstock selbst gebohren und erzogen; daselbst mag er auch diese seine Hasenrepublik nebst der Messiade geschrieben haben" — und am Ende des übrigens drei

*) conf. rep. p. 340 (Klopstock erzählt dort von den Freigeistern: „Die Entwichenen hatten sich auf den berüchtigten Berg begeben, der vor Alters nach langen Kindesnöthen und dazu gehörigem Geschrey die bekannte Maus geboren hatte. Dieser Berg besteht fast aus lauter Hölen, welche bloß mit einer dünnen Erdrinde bedeckt sind. Daher ihn nur solche, die leere Köpfe haben (die Aufgeblasenheit des Herzens ist ihnen dabey gar nicht nachtheilig) besteigen können u. s. w.)

Digitized by Google

und sechzig enggedruckte Octavseiten einnehmenden Subscribentenverzeichnisses sagt er bei Gelegenheit der Ankündigung des zweiten Theils der Gelehrtenrepublik, die den 1. Februar 1775 ausgegeben werden sollte: „dieses ist gottlob noch nicht geschehen (1778), wird auch wohl künftig zum Glück der Welt nicht geschehen, weil sich keine so leichtgläubige Subscribenten mehr finden werden, welche sich um ihr gutes Geld durch solche böse und thörichte Dichter, ferner, so schändlich betrügen lassen wollen. Der erste Theil des unsinnigen Werkes hat sie schon witzig gemacht." Und dann ist noch mit zitternder Hand hinzugefügt: „1780 ist der zweite Theil noch nicht erschienen." Im Uebrigen bewegen sich diese Anmerkungen größtentheils in der geistlosen Art von Retorsion, die bei jedem Ochs und Esel das Einer ausspricht, erwiedert: selbst Ochs und Esel, z. B. am Anfange, wo vom litterarischen Pöbel die Rede ist, der das große Volk heißen wolle, mochte Triller wohl herausfühlen, auf was für Leute Klopstock hier ziele — er schreibt also bei den Worten „die Jahrbücher sagen beständig Pöbel" — an den Rand: „Worunter Meister Klopstock selbst vorzüglich gehöret, weil er gar oft sehr pöbelhafte Ausdrücke hat, vornehmlich in dieser pöbelhaften Republik selbst hin und wieder." Ein wenig burlesk kommts wenigstens heraus, wenn er zu den „ekelhaft erdichteten" Namen der bestraften Ausrufer S. 291 hinzusetzt — „und Unsinnus Redeklug der Vornehmste." Sonst begnügt sich auch wohl sein ohnmächtiger Zorn mit dem Ausrufe — „der Kerl rast würklich!"

Und so wären denn freilich diese Trillerschen Anmerkungen von irgend erheblichem Inhalte nicht. Indessen mögen sie so unwichtig sein, wie sie wollen, mögen sie noch so sehr von inveterirtem Grolle eingegeben sein — nach Einer Seite hin sind sie doch bemerkenswerth. Klopstocks deutsche Gelehrtenrepublik ist in der That ein Product von einer solchen Verschrobenheit, daß eine gar sehr gründliche Einsicht in den Gang der deutschen Litteratur erforderlich ist, um ihr Entstehen nur nicht ganz unbegreiflich zu finden. Man erinnert sich aus Göthes Leben, wie wenig sich das Publicum in dieselbe zu finden wußte; Wieland, der doch den Messias seiner Zeit gar sehr zu verehren gewußt hatte, und sich eine gewisse persönliche Pietät gegen Klopstock immer bewahrt hat, schreibt gleich nach ihrem Erscheinen am 28. Mai 1774 an F. H. Jacobi: „Wann hat jemals ein Mensch so gedacht, gesprochen, gefaselt und gefabelt, wie dieser Mensch? Ist es möglich, mit mehr Genie und selbst mit mehr Vernunft zu rasen?" Auch der heutige Leser wird sich, wenn er das Buch zuerst kennen lernt, nur dadurch von der Beifügung ähnlicher Randglossen, wie sie Triller macht, abhalten lassen, daß wir Alle nachgerade vermöge der bloßen allgemeinen Zeitbildung schon auf dem Standpuncte stehen, dergleichen Dinge rein historisch aufzufassen, und wenn wir sie auch nicht sogleich zu erklären wissen, sie wenigstens in der Ueberzeugung, daß sie sich erklären lassen, einstweilen ruhig an ihren Ort zu stellen. Wenn Triller zu dem Abschnitt von den Strafen, der so beginnt: „das Stirnrunzeln zeigt nicht Spott sondern Verdruß an. Das Lächeln ist angehender Spott. Die laute Lache ist voller herzlicher Spott. Das Naserümpfen ist Spott und Verachtung zugleich — das Hohngelächter ist beides im hohen Grade. Zwei einheimische Folianten tragen, nennen wir den Hund tragen; vier ausländische: den Sattel tragen" — darin bestehen nämlich die Strafen — die Bemerkung macht: „Sind dieses nicht läppische Kinderpossen, deren sich

Digitized by Google

ein vernünftiger Mann billig schämen sollte" — so sehe ich kein Mittel, ihm darin nicht bis auf weiteres völlig beizustimmen. An einer andern Stelle nennt Triller Klopstock einen geschäftigen Müssiggänger. Man erinnere sich des Urtheils, das Göthe in späterer Zeit über ihn fällt: daß er in Folge des Mangels an einem eigentlichen Lebensberufe, da man doch nicht immer dichten könne, auf Wunderlichkeiten verfallen sei. Und so müssen wir denn hier die Bemerkung wiederholen, die sich uns schon bei Gelegenheit v. Schönaichs aufdrängte, daß die Gottschedsche Schule Klopstocken gegenüber, mag dieser auch an und für sich ein höheres litterarisches Princip vertreten, im Einzelnen häufig in der That die Forderungen eines gesunden und unbefangenen Sinnes geltend mache.

Nur daß freilich Triller im strengen Sinne ein Gottschedianer nicht genannt werden kann. Er hat freilich mehr als irgend ein anderer die Lächerlichkeit, welche auf Gottscheds Namen haftet, mitzutragen, und in späterer Zeit trifft er mit ihm in seinen litterarischen Sympathieen und Antipathieen im Allgemeinen überein, allein er hat ganz andere Antecedentien als dieser. Er ist ursprünglich nichts weniger als einer von denen, welche sich Gottscheden in seiner Vertretung einer reinen Form gegenüber dem Marinistischen Unwesen anschlossen. Einerseits war er um ein halbes Jahrzehend älter als dieser, und bereits Schriftsteller als Gottsched kaum in Leipzig angelangt war — alsdann hatte er aber auch seinen Ausgang von Brockes genommen. Der erste Band seiner Poetischen Betrachtungen über verschiedene aus der Natur und Sittenlehre hergenommene Materien zur Bewährung der Wahrheit christlicher Religion den Atheisten und Naturalisten entgegengesetzet 1725 ist nicht nur eine Nachahmung des irdischen Vergnügens in Gott — obgleich der Vorredner H. C. Hecker wissen will, manche Gedichte seien geschrieben worden, ehe Triller den Brockes gekannt — sondern auch dem letzteren in einem langen Gedichte, „worinnen zugleich der wahre Endzweck der Poesie gründlich untersuchet, und der eingerissene Misbrauch umständlich gezeiget und widerleget wird" gewidmet. Hier heißt es:

Hier da zum andernmahl*) ich dir beschwerlich bin,
Muß ich dich sonderlich als meinen Lehrer preisen,
Und also tret ich jetzt zu dir als Schüler hin,
Mein fehlervolles Blatt mit Zittern aufzuweisen.
Ein Ehrgeiz, der vielleicht mehr Lob als Spott verdient,
Hat mein Gemüth gespornt, dein Irdisches Vergnügen
Genauer durchzugehen; daher ich mich erkühnt
Als andrer Icarus dir Dädal nachzufliegen.

Brockes, sagt er, habe ihn von der leeren Gelegenheitspoesie erlöst und ihm einen Inhalt für die Poesie gegeben, daneben wird denn freilich die geile Brunst des Hofmannswaldau getadelt, doch heißt es in der Aufzählung neuerer musterhafter Gedichte:

Marinos Kinder-Mord erschrecket und ergötzt,
Es ist als sähen wir die Mütter in den Nöhten,
Und weil du großer Brocks, so schön ihn übersetzt
So wird mein Kiel zum Stahl auch deinen Tod zu tödten.

*) Auch eine Uebersetzung von Hugo Grotius leidendem Christus hatte er Brockes schon gewidmet.

Digitized by Google

was denn gleich selbst mariniſtiſch genug geſagt iſt und endlich ſteht unter den vier Muſterdichtern der Deutſchen neben Opitz, A. Gryphius und Brockes auch der „edle Lohenſtein". In der Vorrede von Hecker bekommt ſogar die deutſche Geſellſchaft, die freilich damals die Gottſchedſche noch nicht heißen konnte, einen Seitenhieb: „Man darf ſich nur in Leipzig merken laſſen, daß man eine Begierde habe, Teutſche Poeten zu leſen, ſo wird einem die ſogenannte Teutſchübende Geſellſchaft, die ſich aber noch täglich um Vermehrung ihres Vorrechts mit vieler Sorge, Furcht und Hoffnung ängſtlich bemühet, ſo viele vergoldete Bände von Poetiſchen Werken zuwerffen können, daß man darunter wie jenes Römiſche Frauenzimmer unter den güldenen Schilden erſticken möchte." Selbſt in Trillers Ode auf Opitz vor der Ausgabe der deutſchen Gedichte deſſelben (1746) heißt es:

Canitz, Neukirch, Pietſch und Besser,
Richey, Brocks und Zimmermann
Haben dir es nachgethan,
Werden durch dich täglich größer
Haller ſteigt durch dich empor
Günther brennt von deinem Feuer
Böhlau ſtimmt nach dir ſein Rohr
Gleichwie Seidel ſeine Leyer;
Gottſched ſingt und Lindner ſpielt
Wie es deine Kunſt befiehlt.

Aus dieſer Stellung Trillers wird man es erklärlich finden, daß er lange Zeit mit Gottſched auch perſönlich nur in geringem Verkehr ſteht. Es finden ſich aus dem Jahre 1729 zwei Briefe Trillers an Gottſched, der erſtere weiſt auf einen Beſuch hin, den der letztere dem erſteren gemacht; Triller verſichert hier Gottſchedeu, daß er ſchon ſeit geraumer Zeit ſeine gantz ausnehmende Stärke und Zierlichkeit in der deutſchen Sprache gebührend bewundert und daher auch ſeine Verdienſte um das werthe Deutſchland mit ſchuldigſter Hochachtung bei ſich verehret. Auch erbietet er ſich hier, die Zwecke der deutſchen Geſellſchaft zu befördern; dagegen in dem zweiten Briefe wünſcht er ſich den Beitritt zur deutſchen Geſellſchaft, zu dem ihn Gottſched unterdeſſen aufgefordert, auf eine ſpätere Zeit, wo er mehr Muße haben würde, aufzuſparen — womit denn auf eine Reihe von Jahren der Briefwechſel beendigt iſt.

Der Schluß, welcher ſich hieraus ergiebt, iſt klar: wenn Triller mit Gottſched ſpäter zuſammenwirkt, ſo iſt er nicht als unter ihm ſtehend, als Glied ſeiner Schule zu betrachten — und dem hochfahrenden und ein wenig zänkiſchen Charakter des Mannes nach, wie er ſich in mehreren Briefen Anderer abmalt, die über ſeine beißenden Anzüglichkeiten Klage führen, dürfen wir wohl annehmen, daß er eine ſolche Stellung abſichtlich vermieden habe — ſondern er ſteht neben ihm, er ſtimmt nur darum in Vielem mit ihm überein, weil er mit ihm auf derſelben Grundlage wurzelt, nämlich auf Opitz.

Wenn aus dieſer lockeren Verbindung zwiſchen den beiden Männern ſpäter allerdings ein näheres Verhältniß hervorgeht, ſo hatte dieß eine äußere Veranlaſſung, ſie treten eben zuſammen, weil ſie gemeinſame Feinde hatten. Triller hatte — ich erzähle hier dem Jördens nach — im zweiten Theile ſeiner poetiſchen Betrachtungen eine Probe von äſopiſchen Fabeln gegeben, und verſprach eine ganze Sammlung. Dieſe wurden in Breitingers kritiſcher Dichtkunſt getadelt. Hierauf erſchien Trillers Sammlung ſelbſt mit einer

Digitized by Google

Vorrede gegen die Schweizer. Von dieser hatte der leipziger Censor (Ernesti) einige Stellen unterdrückt, weil sie zu grobe Aeußerungen enthielten. Diese Stellen fielen den Schweizern in die Hände, welche sie unter dem Titel „Nothwendiges Ergänzungsstück zu der Schutzvorrede Herrn Dr. Tr*ll*rs vor seinem neuen äsopischen Fabelwerke, durch einen glücklichen Zufall mitten aus dem Verderben gerettet, und den Verehrern der Tr*ll*rschen Muse mitgetheilt von einem ihrer Schweizerischen Zunftgenossen," mit vielen natürlich sehr beißenden Anmerkungen, drucken ließen; die Schrift ist in den „Streitschriften der Schweizer" wieder abgedruckt. Hiergegen schrieb Pietschel — bei einem Briefe desselben bemerkt Gottsched eigenhändig, es sei ein talentvoller Mensch gewesen, und habe sich besonders in dem Kampfe gegen die Schweizer hervorgethan — und dieß war der Anfang des ganzen berüchtigten Dichterkrieges, in welchen Triller also von vorn herein verwickelt war, wie er denn auch seiner Zeit von den Schweizern mit unter die elenden Scribenten gerechnet wurde; der Schluß der Vorrede zum Opitz ergeht sich in würdevoller Verachtung solcher Behandlung von „dergleichen ungewöhnlichen und lächerlichen Leuten, mit denen man nie im Ernst und mit Vorsatz, sondern nur im Scherz und im Vorbeygehen reden sollte" — „als welche nicht beste Weltbürger die sogenannte beste Welt leicht entbehren könnte, wofern nicht auch das Böse dazugehörete."

In Folge dieser Gemeinsamkeit der Interessen scheint jetzt ein lebhafter Briefwechsel zwischen Gottsched und Triller stattgefunden und ein persönliches Freundschaftsverhältniß sich angeknüpft zu haben. Den 25. Juni 1746 erläßt Triller eine Antwort in Bezug auf ein Dankschreiben Gottscheds wegen gastlicher Aufnahme in Weissenfels; er sagt bei dieser Gelegenheit: „Was die Beurtheilung meines Opitzens anbetrifft, so verhoffe von Ew. Hoch-Edelgeboren bekannter Billigkeit und Einsicht, daß sie dieselbe so unpartheiisch einrichten werden, wie sie die Sache an sich selbst finden; ohne meiner Wenigkeit viel zu schmeicheln. Was ich bei diesem Werke etwan möchte geleistet haben, werden sie Alles in der Vorrede finden, woselbst ich auch der Schweizer Grobians Zunfft im Vorbeigehen ihre behörige Abfertigung gegeben; denn sich in rechtem Ernst mit diesen pöbelhaften Zänkern einzulassen, habe niemals der Mühe werth geschätzet, werde auch stets bei diesem Vorsatz in Zukunft verbleiben. Derselben grobe und lächerliche Fehler aber, welche sie hin und wieder bei ihrem ungeheuren Opitz*) begangen haben, werde mit nächstem einschicken, wenn ich etwas mehr Zeit gewonnen habe." Allein es schien als sollte das gute Vernehmen sogleich wieder gestört werden. Gottsched that, wie ihm geheißen war, und sagte in Beziehung auf den Opitz seine Meinung gerade heraus. Er ist zwar — die Kritik steht im sechsten Stück des zweiten Bandes des Büchersaales — im Allgemeinen mit der Opitzschen Ausgabe sehr zufrieden. Nur ist er nicht einverstanden damit, daß dieser keine Ordnung in die Folge der Gedichte gebracht: wenn man die chronologische Anordnung verwerfe, brauche man doch nicht einer jeden abgeneigt zu sein. Der Verfasser, der doch sonst ein so großer Verehrer der Alten sei, möge doch bedenken, daß Horaz z. B. seine Oden, Satiren und Briefe keineswegs untereinander geworfen.

*) Erster Band 1745. Daß die Trillersche Ausgabe den Sieg davon trug, mag die Kampfeswuth nicht wenig vermehrt haben.

Digitized by Google

Ferner begegnet er Trillers Klagen über die unendliche Mühe, welche die Durchführung der neueren Rechtschreibung gemacht, damit, daß er meint, er hätte eben Opitzens eigene Schreibung beibehalten sollen, wie die Franzosen mit Montaigne und Marot gethan. Endlich giebt der Umstand, daß Triller die Unbrauchbarkeit der Correctoren auf unsere deutschfranzösische seichte Gelehrsamkeit und hülsenreiche magere Windphilosophie schiebt, Gottscheden Veranlassung, die Philosophie gegen den Vorwurf zu vertheidigen, als hielte sie die Leute von den Schulstudien und gelehrten Sprachen ab; Triller gebe auch keinen Beweis daß jener unwissende Corrector wirklich ein großer Philosoph gewesen — was doch einer, der auch nur ein solcher Windphilosoph gewesen wäre, für nothwendig gehalten haben würde, um seinem Vernunftschlusse, oder vielmehr seinem Zorne nur einige Farbe zu geben. Auch konnte man in der Anmerkung, welche besagt, daß, hätte sich nur ein entschlossener Verleger gefunden, Opitz schon früher in Leipzig in einer noch schönern Auflage würde erschienen sein — Gottsched selbst hatte eine solche beabsichtigt — einen säuerlichen Beigeschmack finden. Dieß verdroß Triller.

Triller an Gottsched.

Weissenfels, den 15. Juli 1746.

Für die gütig übersendeten gelehrten Neuigkeiten danke hiermit schuldigst; Es ist mir aber zugleich leid, daß ich Ew. HochEdelgeb. durch meine wohlgemeynete Uebermachung der Opitzschen Gedichte, wieder Vermuthen, Anlaß zu einem Mißvergnügen gegeben, welches fast aus allen Seiten der strengen Beurtheilung deutlich hervorleuchtet. Ich weiß nicht, was Ew. HochEdelgeb. für zureichende Gründe darzu mögen gehabt haben, habe auch itzo nicht soviel Zeit, auf alles ausführlich zu antworten, zumahl da ich die Federkriege äußerst hasse, auch einen Ekel habe, an kleine Fische eine lange Brühe zu machen. Jedennoch werde künftig mit dero jetzigen Erlaubniß eines oder andres dagegen geziemend erinnern, welches eben nicht schwer fallen wird. Was übrigens die Schweizer Grobiane dazu sagen werden, ist mir gewißlich gleichviel, weil sie es doch mit mir nicht gröber machen können, als bereits geschehen, ohne daß es mir an meiner Ehre geschadet hätte oder ich daher von rechtschaffenen Kennern gründlicher Gelehrsamkeit geringer wäre geachtet worden. Hier sage ich nur mit unserm Opitz: die Zeit wird Richter sein — daß Ew. HochEdelgeb. wertheste Frau Theliebste sich so übel befindet, ist uns allerseits sehr leid gewesen u. s. w.

Beide Männer mochten fühlen, daß es unter gegenwärtigen Umständen rathsam sei, zusammenzuhalten; daher schließt denn nicht nur dieser Brief freundschaftlich und von den angekündigten Erwiderungen ist nichts erschienen, sondern im December desselben Jahres ist Gottsched erbötig, Trillern für den erwarteten Fall seiner Berufung nach Leipzig eine Wohnung zu besorgen u. dergl. Triller geht statt dessen nach Wittenberg, aber auch von hieraus setzt sich das freundschaftliche Verhältniß fort. Ein Brief an die Frau Gottsched zeigt mehr als alle seine geistlosen Gedichte das unaustilgbar hölzerne Wesen des Mannes — so schreibt ein vielgereister und früher an einem Hofe Angestellter an eine geistreiche Dame.

Digitized by Google

Triller an Frau Gottsched

Wittenberg, den 28. Dec. 1750.

Ich habe mich wohl mit Recht glücklich zu schätzen, daß mein neulicher eilfertiger Scherz eine so gelehrte und sinnreiche Antwort von Ew. Hoch-Edelgeboren herausgelocket habe. Werde auch daher Dero so scharfsinniges als grundgelehrtes Schreiben denen vornehmsten Zierden und schätzbarsten Kleinodien meines BücherVorraths künftig vorzüglich beyzählen. Sonderlich habe nicht ohne Verwunderung und innigstes Vergnügen ersehen, daß Ew. Hoch-Edelgeboren sogar schön und zierlich griechisch schreiben können: dergleichen man hier in Wittenberg, ja wohl in Leipzig selbst, welches doch gewiß aller möglichen Vollkommenheiten Sitz und Vaterland sein soll, meiner Meynung nach schwerlich wird auftreiben können*). Ich möchte mir dannenhero einen solchen geschickten **Amanuensem** (besser Schreibegehülffen) in der Griechischen Sprache sehnlich wünschen; als welcher mir bey meiner hippocratischen Arbeit und andern critischen Werken, gar ausnehmend nützliche Dienste leisten könnte. Allein, dieser Wunsch wird leider wohl unerfüllt bleiben müssen und gehört daher mit in die seltsamen Mondflaschen des **Ariosto.** Was nun unsere wichtige Streitfrage selbst anbelangt: So läugne ich keineswegs, daß die gute alte Stammmutter Eva so ehrlich gewesen und öffentlich vor Gott gestanden, daß sie von der Schlange verführet worden; denn nicht allein die Griechische Uebersetzung zeiget das bekannte Wort ὄφις; sondern auch in dem hebräischen Grundtext selbst steht נחש eine Schlange (woher vielleicht einige spitzfündige Wortforscher und Sprachgrübler das Teutsche Wort Nascben herleiten könnten, weil nämlich sowohl die Schlangen, als auch die lieben Weibergen, insgemein gern naschen; wenn es anders hier erlaubet die so kritische vielleicht nicht ungegründete Anmerkung zu machen). Allein der alten Even ihre Töchter, oder die neuen Even, sind, wenn ich es anders ungestraft sagen darf, heut zu Tage bey weitem nicht so redlich, als ihre aufrichtige erste Vorgängerin war, weil sie die Schuld der Verführung nicht mehr der Schlange, wie jene aufrichtig bekennet; sondern vielmehr den armen unschuldigen Männern unbarmherzig aufbürden. Zwar muß ich sie nach meiner angebohrenen Hochachtung für dieses Ehrwürdige und anmuthige Geschlecht hierinnen einigermaßen entschuldigen, dieweil sie freilich von dem geheimem Umgange und schwesterlichen geheimen Gesellschaft mit der überall übel beruffenen Schlange heut zu Tage weder große Ehre noch ansehnlichen Vortheil haben können; daher es allerdings für sie viel rühmlicher und wohlanständiger, wenn sie ihre Verführung den Männern als Menschen, ja als lieben Menschen, beymessen, als wenn sie mit der alten Even allzuoffenherzig gestehen wollen, daß sie von der garstigen Schlange verführet worden. Dennoch ist unter der alten und der neuen Even ein genauer Unterschied zu machen. I. Q. E. D. Doch dieses alles im Scherz. Nunmehro aber wünsche Ew. HochEdelgebohren bei dem nächstkünftigen Neuen Jahre in allem Ernste u. s. w.

---

*) Bald darauf wird er auch ein zweites Weltwunder dieser Art an **Reiskes** Frau kennen gelernt haben. **Triller** stand mit **Reiske**, wie des letztern Leben erweist, in gelehrtem Briefwechsel; der Punct, in welchem sich ihre Interessen begegneten, waren, da beide Philologen und Aerzte waren, die medicinischen Schriften der Griechen.

Digitized by Google

Uebrigens beweist auch die Veranlassung, in Folge deren Triller Gottscheds Streitgenosse wurde, wieder deutlich, wie sehr bei dem Kampfe gegen Klopstock — an der Bekämpfung des Messias nahm Triller mit dem „Wurmsaamen" Antheil; der zweite Theil dieses Gedichtes rührt von einem gewissen Börner her, wie aus einer Stelle auf Bl. 321 des XVII. Bandes der Gottschedschen Briefsammlung erhellt — im Grunde der Hauptgesichtspunct dieser war, daß er den Schweizern als Verwirklichung ihres Principes galt. Wären nur die Hexameter nicht gewesen: wer weiß, auf welche Seite sich Triller, der von Brockes und dem leidenden Christus des Grotius, also einer ganz sinnlichen und christlichen Poesie seinen Ausgang genommen hatte, geschlagen hätte. Aber die reimenden Dichter waren freilich schon als solche Klopstocks Gegner, mochten sie auch sonst die entschiedensten Gegner seiner Feinde sein; es ist bekannt, wie selbst Haller, der doch namentlich bei v. Schönaich Klopstocks Verdammniß gänzlich theilt, sich von der Dichtart des letzteren unangenehm getroffen fühlte. Dem Inhalte nach hätte sich Triller vielleicht um so eher mit Klopstock ausgesöhnt, da er, wie in der früheren Zeit Alle, in dem genannten Widmungsgedichte an Brockes dem Milton vollkommene Anerkennung zollt; nur in der Verurtheilung Dantes, die sich hier findet, hört man ein aufziehendes Gewitter grollen.

Zwar Dantes (sic) stellet uns des Dites Hofstadt dar,
Und schreibt ein langes Werk von der Verdammten Plagen,
Alleine, wird man nur der Einfalt recht gewahr,
So müssen wir dabei mehr lachen, als verzagen.

Digitized by Google

Register.

I.

Verzeichniß der Correspondenten und der von ihnen herrührenden Briefe, Briefstellen oder Notizen.

A.

Agricola 265.
Amon 248.
Altmann 237. 238 (2). 240.
d'Arnaud 57. 341.

B.

Bayer in Königsb. 14.
Bock 127.
Bodmer 188 (2). 190. 191 (3). 193.
Bose 312. 313.
Breitinger 194.
Brockes 123. 124.
Brucker 4. 67. 68. 227. 242. 243 (2). 244 (2). 298. 364. 387.
v. Bünau 72.

C.

Cramer 257.
Curtius 146.

D.

Detharding 144.
Deutsche Gesellschaft in Königsberg 109. 110. 111.
Deutsche Gesellschaft in Leipzig 100. 101.
v. Dietrichstein, Fürstin 297.
de Dorville 138.
Drollinger 191.

E.

Eichel, Kabinetsrath, 45.

F.

Flottwell 108. 109. 113. 289.
Fontenelle 87. 342.
Formey 58. 59. 60 (2). 138. 343.
Freiesleben 65. 286.
Friderici 261.
Fuchs 257.

G.

Gärtner 200.
Gellert 257.
Genzmer 362.
Gesner 184.
v. Globig 171 (2). 172. 175.
Goeze (J. M.) 48.
Gohr 57.
Gottsched 13. 18 (2). 20. 22 (2). 23. 25 (2). 28 (3). 30. 35. 42 (2). 45. 46 (3). 47. 48. 51 (2). 53 (3). 86. 135. 136. 137. 172. 236. 281. 282. 285. 322. 323 (2). 391. 392.
Gottsched (Frau) 40. 42. 43. 46. 49. 54. 68 (2). 128. 172. 184. 282. 295. 314.
Gottsched (Steuerrath) 54 (2). 114. 387.
Grimm 164. 169. 170. 286. 316. 332. 344. 346. 347. 348 (3). 349 (2). 350. 351. 352 (2). 353.
Gumpertz 333. 335. 337.

H.

v. Hagedorn (F.) 115 (2). 117.
v. Hagedorn (C.) 114. 115. 117 (2).
Hamann 129.
Haude 34. 35. 161.
Hudemann 117 (3).
Hürner 239. 241.

J.

Jerusalem 261. 263. 319 (2). 321. 322. 324. 325.

K.

Kästner 266. 268.
Klein in Danzig 14.
König (J. U.) 70 (2). 71. 72. 128.
Kopp 257.
Krause 159.
Krüger (B. C.) 166. 167 (2). 168 (2).
Kulmus (J. G.) 13.
Kulmus (J. A.) 159.

Digitized by Google

L.

Lange 126.
Lamprecht 151 (2).
v. Launoy 293.
Le Maitre ſ. Meiſt
Lichtwer 363.
Lindner 98.
Liscow (J. F.) 234.
Liscow (Chr. L.) 235.
Löſchenkohl 306 (2). 310. 311.
Löwen 165 (2).
Ludwig 129.
Luiſe Herzogin v. Sachſengotha 14.

M.

Magny 282. 2 242.
de Mairan 343.
Manteuffel 11. 13. 18. 20. 21. 23. 24. 25 (2). 27 (2). 28. 29. 31. 35. 36. 37. 39. 40. 42 (2). 43 (2). 45. 46 (3). 47 (3). 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54 (2). 55. 56. 87. 107. 136. 151. 236. 280 (2). 282 (2). 284. 285 (2). 322. 324.
Marci 305.
Mauclerc 138. 343.
Meier 215.
Meiſter (Le Maitre) 13.
de Moncrif 343.
Mosheim 25 (2). 26 (2). 89 (3). 90. 91. 92 (2). 93. 94 (2). 95. 96 (3). 97. 103. 104. 105. 107 (2). 177 (3). 178 (3). 179 (2). 180 (2). 181 (2). 182. 318.

N.

Neuber 130. 131 (2). 132 (2). 133 (3). 135 (2).
Neuberin 134.
Nicolai (B. S.) 227.

O.

Oelrichs 264.
Overbeck 361.

P.

Pantke 85.
Pauli 227.
Perard 138. 343.
Pfaff 247.
Pietſch 12.
Popowich 303.
Priber 279.
Pyra 190.

Q.

Quirini 249 (2).
Quiſtorp 140.

R.

Reichel 260. 267. 382. 385. 386.
Reiffſtein 114. 164 (2). 288 (2).
Reinbeck 11. 52.
Riccoboni 138.
Richey 118. 121.
Roſenberg 220.
Roſt 55. 151. 173 (3).

S.

Sanonomotuski 241.
Scheibe 363.
v. Scheyb 170. 245. 249. 292. 297. 298. 300. 301 (3). 302. 304 (3). 305. 307 (2). 310.
Schlegel (E.) 146. 150. 151 (2). 152. 153 (2). 154.
Schmid (C. A.) 258. 262.
Schönemann 158. 159. 160. 161. 162.
v. Schönäich 264. 369. 371. 372 (2). 373 (2). 374 (3). 375 (2). 376 (2). 377 (2). 379. 380 (2). 381 (4). 383 (2). 384 (2).
v. Schönberg 317.
Schöpflin 246.
Schreiber (G. F.) 13.
Schuch 163.
Schwabe 57. 233. 257.
Schwarz 344.
v. Selliers 291.
v. Spilcker 57.
Steinwehr 159. 160. 161.
Stolle 116.
Stoppe 85. 98. 364.
Straube 140. 174. 236.
Suke 174.

T.

Thümmig 12.
Trautſon, Fürſtin v. 293.
Triller 392 (2). 393. 394. 395.
Türpe 133.

U.

Uhlich 160. 162 (4). 163. 169
Uhl (?) 215.
Uſt (?) 215.

V.

Voltaire 64 (2). 65 (2). 66 (2). 339.

W.

Wachsmuth (G. L.) 72.
v. Wackerbarth 114. 249. 294. 315 (2).
Wedekind 183. 229. 230. 261.
Weißkern 290. 311. 312.
Wolf (Chr.) 12. 14. 55 (3). 62. 323.
Wolf (G. C.) 266 (2).

Z.

Zenker 108.

Digitized by Google

II.

Namenverzeichniß.

A.

Accaromboni, Jesuit 21.
Addison, Einfluß auf die Schweizer 212 — Cato doch unregelmäßig 272.
Agricola 264.
Academie, Berliner 24 — in Wien 306 ff.
d'Alembert, Verhältniß zu Rousseau 350.
Alethophilen, Stiftung u. Bedeutung dieser Gesellschaft 35 — Organisation 37.
d'Argens 335 — über deutsche Litteratur 337.
Aristoteles Poetik 145. 146.
Armelinda Thalea 315.
d'Arnaud 57. 341.

B.

Batteux 273.
Baumgarten, A. G. 216 — Aesthetik, Verhältniß zu den Schweizern 215.
Beiträge, kritische 105.
Benemann 92.
Berlin, Theater 161.
v. Bielefeld 162.
Bodmer über Baumgarten 227.
v. Bork 148.
Breitinger, über Bodmer 193 — über Gottsched 194 — ruft die Censur zu Hülfe 241 — als Gelehrter 243.
Brockes 121. 151.
Brucker hist. crit. philos. 66. 67. — Verhältniß zu Wolff 68.
Brühl, Graf v. 21.
Bülffinger 14. — Bedeutung in der Geschichte der Aesthetik 219.
v. Bünau 70.

C.

v. Canitz, Ausgabe der Gedichte desselben 70.
du Châtelet, Marquise 61.
Clodius, Chr. 80.

D.

Detharding 142. 143.
Deutsche Gesellschaft 199.
Deyling, Superintendent 40.
Diderot, Verhältniß zu Rousseau 350.
v. Dietrichstein, Fürstin 295.
v. Dieskau 171.
Dresden, deutsche Komödie das. 136.
Dubos, Einfluß auf die Schweizer 210.
Dusch 183.

E.

Ebert 263.
Eckenberg 161. 162.
Ernesti, Joh. Aug. 43. 46. 233. — Denkschrift auf Gottsched 10 — über Gottsched 76. 146.
Esterhazy 305.
Euler gegen die Monaden 69.

F.

Flottwell 5. 108. 113. 287.
Fontenelle 350. 373.
Formey, Prof. der Philosophie 46.
Frauencollegium 51.
Friedrich Wilhelm I. 13. 160. — Verh. zur Wolffschen Philosophie 40. 45.
Friedrich II., Verhältniß zu Manteuffel 35. — Verhältniß zur Wolffschen Philosophie 55. — Verh. zum deutschen Theater 161. — über deutsche Litteratur 284. — Briefe über den Catilina des Crebillon 295.
Fürstencollegium 281.

Digitized by Google

G.

Gärtner 257. 258. 260. 261. — Uebersetzung des Glorieux 276.
Gellert 258. 259. 260.
Gesellschaft der schönen Wissensch. 315.
Gesner 97.
v. Glaubitz 139.
Gleim 183.
v. Globig 171.
Göttingen, Entstehung der Universität 176. — deutsche Gesellschaft 95. — gelehrte Anzeigen 182. 229. 230.
Goeze, J. M. 48.
Gottsched, allgemeiner Standpunct 7. — politischer Standpunct 279. — classische Bildung und Verh. zu den Griechen 145. 146. — Altdeutsche Studien 247. — Ausgehen von der Philosophie 10. — Verh. zu Wolff 10. 13. — Spinozismus 34. — Lebensumstände: habilitirt sich zu Königsberg 11. — als flüchtiger Conscribirter 11. — nach Dresden vorgeladen 19. — bittet ab 23. — Berufung nach Frankfurt 11. 50. — Berufung nach Marburg 54. — Reise nach Cassel und Göttingen 183. — Rector 283. — Schriften: de mutationibus barometri 11. — Genuina omnipraesentiae notio 11. — Hamartigenia 12. — vindiciae influxus physici 10. 13. 14. — dubia circa monades 15. — Erste Anfangsgründe der Weltweisheit 44. — Historische Lobschrift auf Wolff 66. — Ausgabe des Leibnitz 57. — Programm über den Spinozismus der Wolffischen Philosophie 34. — Redekunst 41. — Verf. der Reinbeckschen Homiletik 00. — kritische Dichtkunst 29. — Grammatik von Haller beurtheilt 229. — Leben s. Frau 39. — Gedächtnißrede auf Opitz 42. — nöthiger Vorrath 138. — Schaubühne 137. — Cato 291. — Bodmer über das Stück 189. — Singspiel Diana 121. — Atalanta 304. — Uebersetzung des Bayle 57. — des Homer 30. 31. — des Horaz 43. — des Lucian 121. — über den Milton 189. — über den Reim 28. — der franz. Merkur über Gottsched 351.
Gottsched, Frau, allgem. Litterar. Standpunct 271. — Briefe 5. — Verhältniß zu Gottsched 184. — Niederlage ebendas. — Benehmen gegen Voltaire 338. — responsum theologicum und horazische Predigt 37. — Uebersetzung des Cachard 00. — Verdienste um das Drama 142. — Cenie 175. — Schriften der Acad. des inscr. 184. 246. 304. 314. — lateinische Gedichte 300.
Gottsched, Steuerrath 114. 287.
Gottschedianer, Begriff desselben 268.
de Graffigny Mad. 350.
Grimm 257. 343. — Lossagung von Gottsched 353.

H.

v. Hagedorn, C. L., 114. 115.
v. Hagedorn, Fr. 115. 151.
Haller 183. 192. — Mitglied der Leipziger deutschen Gesellschaft 96. — Verhalten bei dem Dichterkriege 229. — Marinistische Elemente in seinen Gedichten 368. — Voltaire über ihn 381.
Hamann, J. G. 119. 129. 131.
Hamburg, teutschübende Gesellschaft 80. — Stellung der Stadt in den Litteraturwirren 117.
Harmonie, prästabilirte 15.
Hartung, Buchh. in Königsberg 289.
Haude 24. 173.
v. Haugwitz 306.
Hausen 342.
Heidegger 179.
Heidrich 291.
v. Holbach 352.
Holberg 143.
Holstein, Pr. v. 11.
Hudemann 117.

J.

Jablonski, Prof. in Frankfurt 44. 47. 84.
Jarriges, Präsident der Berliner Academie 23. 24.
Jerusalem 263. — Chr. Wolff über ihn 324.
Jesuiten in Dresden 21. — Herrschaft derselben in Wien 292. 307.
Jöcher 280. 282.
Justi 305.

K.

Kästner 267.
Kapp, Prof. der Eloquenz 26.
Kayserling 284.
Klopstock, allgemeiner Standpunct 357. — Anschluß an die Schweizer 358. — Lateinische Schulrede 359. — Gleim Anhänger desselben 183. — Gelehrtenrepublik 397.

Digitized by Google

Klüpfel in Gotha 353.
Koch 133. 171. 175. 291.
König, J. U. 18. 27. 70. 127. 129. 154. 284.
König aus Bern 61. 62.
Königsberg, Universität 6.
Kopp 173. 258.
Krüger, Joh. Chr. 166. 257.
Krüger, B. E. 166.
Kulmus d. j. 177. 178.

L.

Lamprecht 118. 151. 172.
Leibnitz, Mosheims Urtheil über ihn 26. — Entwickelung der ästhet. Lehren aus seinen Ansichten 218. — eine Stelle bei ihm, die Gottsched sowohl als die Schweizer für sich anführen 226.
Leibnitzische Philosophie 14. 15.
Leipzig, medicinische Facultät 13.
Lessing, v. Schönaich über ihn 384. 385.
v. Lindau in Cassel 289.
Lindner 96. 98.
Lippert, Schauspieler 317.
Liscow, J. F. 234.
Liscow, Chr. L. 40. 119. 150. 232. — gegen Reinbeck 236.
Löscher, Consistorialrath 22.
Löwe, Superintendent 323.
Löwen 165.
Logalt, Schauspieldirector 312.
v. Loos, Präsident des Kirchenraths 22.
Luise, Herzogin von Sachsen-Gotha 44.

M.

Magny, Constant 242.
Le Maitre s. Meister.
Manteuffel, Gr. v., Personalien desselben 17. — Verbannung aus Berlin 54. — strenger Lutheraner 36. — und die deutsche Gesellschaft 84. 86. — übersetzt Horaz. Oden 27. — übers. Jerusalemsche Predigten 321.
Manso, über s. Nachtrag zu Sulzer 195 ff.
Marperger, Oberhofprediger 20. 22.
Maupertuis 60. 62. — Urtheil über Wolff 56.
May 46. 68. 101. 102.
Meier gegen Gottsched 215. — für Gottsched 227.
Meister 13.
Meißner Hochdeutsch 129.
Melodius 26.
Mencke, B. 79. 120.
Michaelis 183.
Milton 189.
Monadenstreit 59.
Molinismus 25.
Morgenstern 24.
Mosheims Ansicht über Gottscheds religiösen Standpunct 25. — Präsident der deutschen Gesellschaft 88. — Verh. zur Philosophie 106. — in Göttingen 179.
Müller, Harlekin 132.
Mylius 65. 257. 263. 264. 380.

N.

Neuber 130. 158. — nach der Rückkehr aus Rußland 169.
Neuber, Friederike 117.
Nicolai, B. S. 227.
Nicolini 169.

O.

Ollmüzer Gesellschaft 292.
Opitz 6.
Optimismus 61.

P.

Pallavicini, Jesuit 21.
Pantke 85.
Pariser Handschriften 192. 249.
Participlaner 231.
Philippi 232.
Pietsch 126. 284.
Pietschel 200. 393.
Pope 61.
Popewich 303.
Pyra 374.
Pyra II. 374. 385.

Q.

Quandt, Hofprediger in Königsberg 22. 46. 111.
Quirini, Cardinal 249.
Quistorp 140.

R.

Rameau 349.
Rast, Prof. in Königsberg 11.
Reichel 113. 376.
Reifstein 109. 111. 114. 287.
Reim 28 ff. — Reimlose Verse 190.
Reinbeck 14. 20. 24. — Verhältniß zu Manteuffel 37. — die ihm beigelegte Homiletik 41. — u. Jablonski

Digitized by Google

sollen auf Befehl des Königs eine Homiletik schreiben 46. — Verhältniß zu Gottsched. 51.
Reiske 147.
Roloff 25.
Rost 172. 238. — das Vorspiel 150. 335.
Rousseau 350. 351.
v. Runckel, Frau 386.

S.

Sack 47.
Sächsische Nation, Aufdringung eines Mitglieds 280.
v. Scheyb 292. 298.
Schmid, C. A. 258. 261.
Schlegel, C. 44. 142 ff. 258. — Rede 273. — über die Nachahmung 273. — über die Komödie in Versen 275 ff. — Uebersetzung des Glorieux 276.
Schlegel, A. 154. 257. — über Gottscheds Einfluß 255. — Uebers. des Batteux 273.
Schlesische Dichter 5.
v. Schönaich 65. 113. — Poetenkrönung 175. — Hermann 365. — Aesthetik in Einer Nuß. Ebendas. 381. — Lebensumstände 378.
v. Schönberg 345.
Schönemann, Schauspieler 152. 158. — in Berlin, in Breslau, in Königsberg 161. 162. — Rivalität mit Neuber 169.
Schönemann, Improvisator 159.
Schöpflin, Verh. zu Gottsched 245. 246.
Schreiber, G. F. 13.
Schröder, Frau 152. 160.
Schuch 164.
Schwabe, J. J. 282. 305.
Schwaben — Stellung in der Litteratur 191. 247.
Schwalbe 113.
Schwarz, Uebersetzer der Aeneide 343.
Schweizer, Geschichte der Kritik 186. — Verh. derf. zur Cartes. und Leibnitz. Philos. 222. 224. — Verbindung mit den Berlinern 236. — Verhältniß zu Klopstock 356 ff.
Shakespeare — C. Schlegel über ihn 148.
v. Sonnenfels 290.
Spectator 271.
Spener 43.
v. Spilcker 113.
Steinauer 248.
Steinbach 99.
v. Steinwehr 95. 102. 118. 160. 182.
Stoppe 85. 98.
Straube 140. 150. — über die Komödie in Versen 275. — Abfall von Gottsched 363.
Stuß, Uebersetzer des Messias 377.
Suke 174.

T.

Telemann 129.
Thomasius, Bedeutung seiner Bestrebungen für die deutsche Sprache 328.
Triller 121. 388.

U.

Uhlich 163.

V.

Vaticanische Manuscripte 249.
Voltaire in Gotha 65. — Verh. zur Wolff. Philos. 62. 66. — Akakia 65. — supplémens au siècle de Louis XIV. Ebendas. — Urtheil über Schönaich Ebendas. 353. — und Frau Gottsched 338. — Ueber Haller 381.

W.

Walther, Inhaber zweier Collegiaturen 51.
Weiße 265. 269.
Wertheimscher Bibelübersetzer 37.
Wieland 227.
Wien, Theater 311.
Wippel 215.
Winckelmann 114.
Winklersche Angelegenheit 184. 280.
Wolff, G. C. 265.
Wolff, Chr., Verhältniß zu Leibnitz 15. 16. — sucht die Protection der Jesuiten 21. — Spinozismus 33. 68. — Propaganda in seinem Sinne 37. — Berufung nach Leipzig 53.

Z.

Zachariae 257. 326.
Ziegler, Fr. v. 234.
Zimmermann, Canonicus 243. 244.
Zingg, Redacteur des Hamb. Correfp. 119. — über die Oper 278.

Digitized by Google

Druckfehler und Verbesserungen.

Seite 54 Z. 12 statt Wahlzeit L. Mahlzeit.
" 57 Z. 4 statt ne L. de.
" 63 Z. 17 statt eine L. einer.
" 66 Z. 10 statt Masiov L. Mascov.
" 113 Z. 31 statt Gottsched L. Gottscheden.
" 127 Z. 6 statt XV L. XIV.
" 147 Z. 26 statt intulerat L. intulerit.
" 150 Z. 5 statt die L. den.
" 172 Z. 21 statt der Teufel L. des Teufels.
" 182 letzte Zeile ist nach „Sammler" das Wort „eine" ausgefallen.
" 190 erste Zeile der Anmerkung ist nach „vielmehr" „reimlose" einzuschalten.
" 197 Z. 22 vor „Streitschriften" „wo" einzuschalten.
" 207 Z. 10 statt das L. daß.
" 215 Z. 12 von unten fallen die Buchstaben „anuyirte" aus.
" 228 Z. 7 statt spondäischen L. spondeischen.
" 316 Z. 9 statt éprier L. épier.
" 332 Z. 15 statt gerne L. gern.
" 374 Z. 28 statt de Mounier L. de Monerif.

Digitized by Google

Druck von C. G. Naumann in Leipzig.

(6197)
77 1795 53 705 BD2

Digitized by Google

Digitized by Google

Gottsched Französisch verhöhnt, s. Weiße Selbstbiogr. 26.

106

Engl. Bauer als Dichter 117.

RET

Leipzig 134.

Mai [illegible] 3[illegible] (Unverdaulich). 253 m. (Mondgolfrau). Die Alten 210 ff.

Die Meisterer Mundart u. die Schlesier. 98.

[illegible] 2[illegible] ff.

[illegible] in Schl. 292.

[illegible] 135

Digitized by Google

832.5 .G6872gd C.1
Gottsched und seine zeiAFL9558
Stanford University Libraries
3 6105 044 977 697

G6872
gd

DATE DUE			
MAR 23 1978 OCT 12 1991			
APR 23 1978			
JUL 17 1978 APR 29 198			
AUG 17 1991			
SEP - 6 1991			

JUL 12 1982

Stanford University Libraries
Stanford, Ca.
94305

Digitized by Google